Geschichte der deutschen Kaiserzeit: Bd. Gründung des Kaiserthums. ...

Wilhelm von Giesebrecht


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Konrad Burdach.
1874.

Geschichte

der

deutschen Kaiserzeit.

Von

Wilhelm v. Giesebrecht.

Erster Band.

Gründung des Kaiserthums.

Vierte Auflage.

Mit einer Uebersichtskarte von H. Kiepert.

Braunschweig,
C. A. Schwetschke und Sohn.
(M. Bruhn.)
1874.

Geschichte

der

deutschen Kaiserzeit.

Von

Wilhelm v. Giesebrecht.

Erster Band.

Zweiter Theil.

Das Kaiserthum der Ottonen.

Vierte Auflage.

Braunschweig,
C. A. Schwetschke und Sohn.
(M. Bruhn.)
1874.

Inhalt.

Drittes Buch.

Gründung des römischen Kaiserreichs deutscher Nation. Das Kaiserthum der Ottonen.

951—1002.

Seite

1. Italien in der kaiserlosen Zeit . . . . 343—376.

Erlöschen des Kaiserthums 343. 344. Schwierigkeit der Herstellung 345. 346. Die allgemeinen Verhältnisse Italiens 346. 347. Fortdauer des städtischen Lebens und Nachwirkung der alten Literatur 347 bis 349. Einfluß der fränkischen Herrschaft 349—351. Verheerungen der Araber und Ungarn 352—354. Sittliche Fäulniß, besonders unter der Geistlichkeit 355—358. Bedeutung des städtischen Lebens 358. 359. Entstehung städtischer Immunitäten unter bischöflicher Hoheit 359—361. Die Tyrannis Hugos von Burgund 361—369. König Lothar unter Berengars Joch 369—371. Alberich Fürst und Senator der Römer 372. Klägliche Stellung der Päpste unter ihm 372. 373. Schwäche des oströmischen Reichs 373—375. Nothwendige Umgestaltung der italischen Verhältnisse 375.

2. Die Eroberung des Königreichs Italien . . . . 376—392.

König Otto im Besitz kaiserlicher Macht 376. Absicht desselben das Kaiserthum herzustellen 377. König Lothar stirbt und Berengar reißt die Krone an sich 378. Adelheids Schicksal und die Theilnahme an demselben in den deutschen Ländern 378—380. Liudolfs Zug nach Italien 381. König Otto erobert das Königreich Italien 381—383. Adelheids Flucht aus dem Kerker und ihre Vermählung mit Otto 383—385. Ottos Absicht das Kaiserthum herzustellen scheitert an Alberichs Widerstand 386.

Seite

Liudolfs Unzufriedenheit mit der zweiten Ehe des Vaters 386. 387. Otto verläßt Italien und überträgt den Krieg gegen Berengar seinem Schwiegersohn Konrad 388. Konrad trifft mit Berengar eine Abkunft und begiebt sich mit ihm nach Deutschland 388. König Berengar wird Ottos Vasall; Herzog Heinrich von Baiern erhält die Marken von Istrien, Aquileja, Verona und Trient 389. 390. Verschwörung Liudolfs, Konrads und des Erzbischofs Friedrich von Mainz gegen Herzog Heinrich und König Otto 391. 392.

3. Der Krieg der Söhne gegen den Vater . . . . 392—414.

Ausbruch der Verschwörung 392—394. Der König sichert Lothringen 394. 395. Reichstag zu Fritzlar; Konrad und Liudolf werden ihrer Herzogthümer entkleidet 395. Konrad kann sich in Lothringen nicht behaupten 396. Konrad und Liudolf in Mainz belagert; Baiern steht gegen Herzog Heinrich auf 396—399. Hermann Billing hält in Sachsen seine aufständigen Neffen Wichmann und Ekbert in Zaum 400. Brun zum Erzbischof von Köln und Herzog in Lothringen eingesetzt 401—403. König Otto kämpft in Baiern gegen Liudolf und belagert Regensburg 403. Die alten herzoglichen Geschlechter erheben sich; Gefährdung des Königthums 404. Die Ungarn fallen in Baiern ein und erhalten von Liudolf und seinen Anhängern Geld 404. 405. Otto in Baiern; in Schwaben erheben sich die Königlichen 405. 406. Die Ungarn in Lothringen, von Konrad geführt; Brun hält die königliche Sache hier aufrecht 406. 407. Der Tag von Langen-Zenn; Konrad und Erzbischof Friedrich unterwerfen sich dem Könige 407—409. König Otto und Herzog Heinrich verjagen Liudolf aus Baiern 409. 410. Der Krieg nach Schwaben verlegt; Waffenstillstand zu Illertissen 411. Liudolf unterwirft sich dem Vater 411. Tag zu Arnstadt 412. Wilhelm, Ottos natürlicher Sohn, wird Erzbischof von Mainz, Burchard II. Herzog von Schwaben 412. Beurtheilung des Krieges 413.

4. Neue Siege und neue Ordnungen . . . . 414—447.

Beendigung des Bürgerkriegs in Baiern. Zustand des Reichs nach dem inneren Kriege 414. 415. Letzte Kämpfe in Baiern 415. 416. Wichmann und Ekbert wiegeln die Wenden gegen die deutsche Herrschaft auf 416—418. Die Schlacht auf dem Lechfelde. Einfall der Ungarn in Baiern und Schwaben 418. Bischof Ulrich vertheidigt Augsburg 419. 420. König Otto schlägt die Ungarn auf dem Lechfelde; Konrads Tod 421—425. Folgen des Siegs 425. 426. Neue Kämpfe gegen die Wenden. Schlacht am St. Gallentag 426—428. Allmählich wird die deutsche Herrschaft unter den Wenden hergestellt 428. 429. Innere Verhältnisse. König Otto herrscht mit seinen Brüdern 429. Herzog Heinrich stirbt; Baiern geht auf seinen Sohn Herzog Heinrich II. über 430. 431. Bruns Stellung in Lothringen; Gottfried unter ihm Herzog in Niederlothringen, Friedrich in Oberlothringen 431—433. Bruns Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten Lothringens 433. 434.

Seite

Desselben Einwirkung auf die französischen Verhältnisse 434. 435. Brun alleiniger Erzkanzler 436. Das Herzogthum gewinnt wieder eine selbstständigere Bedeutung 436. 437. Hermann Billing Herzog in Sachsen 437. 438. Die Krone und der Episcopat durch Otto und Brun auf das Engste verbunden 438—441. Mißglückter Versuch das Bisthum Halberstadt nach Magdeburg zu verlegen und zum Erzbisthum zu erheben; Stellung des Erzbischofs Wilhelm gegen seinen Vater 442—445. Abschluß der neuen Ordnungen; Otto II. zum König gewählt und gekrönt 445—447.

5. Herstellung des abendländischen Kaiserthums . . . . 447—474.

Berengars Untreue 448. Octavianus-Johann Papst und Tyrann der Römer 449. Seine Stellung 449—451. Liudolfs zweiter Zug nach Italien und Tod 451. 452. Papst Johann XII. ruft Otto gegen Berengar zu Hülfe 453—455. König Ottos zweiter Zug nach Italien 455. 456. Ottos Kaiserkrönung 456—458. Ottos Auftreten in Rom als Kaiser 458. 459. Mißtrauen gegen Johann XII. 459. Abhängigkeit des Papstes vom Kaiser; neue Schritte ein Erzbisthum in Magdeburg zu begründen 460. Bruch zwischen Kaiser und Papst 461. Kaiser Otto geht nach Oberitalien und bekriegt Berengar 461. 462. Verrath des Papstes, der sich mit Berengars Sohn Adalbert verbündet 462—464. Otto umlagert und nimmt Rom 464. Die Römer verlieren das Recht der freien Papstwahl 464. Papst Johann XII. von dem Kaiser und einer römischen Synode abgesetzt 465—468. Papst Leo VIII. eingesetzt 468. Aufstand in Rom von Otto überwältigt 469. Berengar muß sich mit seiner Gemahlin dem Kaiser ergeben 469. Johann XII. kehrt nach Rom zurück; eine römische Synode entsetzt Leo VIII.; Johann XII. stirbt, und die Römer setzen Benedict V. zum Papst ein 470. 471. Otto belagert Rom und nimmt die Stadt; Papst Benedict abgesetzt, Leo VIII. hergestellt 471—473. Des Kaisers Rückkehr über die Alpen 473. Das Fest in Köln 473. 474.

6. Ottos I. kaiserliches Regiment . . . . 474—498.

Weltgeschichtliche Stellung Ottos I. 474—476. Vergleichung der neuen kaiserlichen Gewalt mit der Karls des Großen 476—484. Neue von Wichmann erregte Unruhen 485. 486. Der Polenherzog Mesco unterwirft sich Markgraf Gero und dem Kaiser 486. Geros letzte Zeiten und die Ordnung der wendischen Marken nach seinem Tode 486—488. Erzbischof Bruns Tod und die Ordnung der lothringischen Verhältnisse; Erzbischof Wilhelm fortan alleiniger Erzkanzler des deutschen Reichs 488. Kirchliche Stiftungen 489. Bekehrung des Dänenkönigs und Polenherzogs; die russische Großfürstin Olga verlangt aus Deutschland Prediger 489. 490. Vergebliche Bemühungen Ottos das Erzbisthum Magdeburg in das Leben zu rufen 491. Otto bricht zu seinem dritten Zug über die Alpen auf; Abschied von seiner Mutter 491. 492. Nach Leos VIII. Tode wird Johann XIII. zum Papst eingesetzt, von den Römern ver-

Seite

trieben und von Pandulf von Capua nach Rom zurückgeführt 493. Otto in Rom; strenges Strafgericht über die Römer 493. 494. Pandulf erkennt Ottos Oberherrschaft an und wird mit den Marken von Spoleto und Camerino belehnt 494. 495. Otto giebt dem Stuhl Petri alle seine früheren Besitzungen zurück 495. Die Synode von Ravenna beschließt die Errichtung des Erzbisthums Magdeburg und neuer Bischofsitze in Merseburg, Zeitz und Meißen 495. 496. Des Kaisers Absichten bei seinen Lebzeiten seinen Sohn zum Kaiser krönen zu lassen und mit einer griechischen Kaisertochter zu vermählen 496—498.

7. Verhältnisse zu den Arabern und Griechen . . . . 498—555.

Die drei Weltmächte 498. Verfall des Chalifats 499. 500. Gründung der Fatimidenherrschaft 500. 501. Stellung der Ommaijaden 502. Kampf zwischen den Fatimiden und Ommaijaden 502—504. Gesandtschaft Abberrahmans an Otto 504. 505. Die Gesandtschaft Johanns von Gorze an den Chalifen zu Cordova 506—513. Kämpfe des oströmischen Reichs mit den Hamadaniden und Fatimiden 514—516. Kaiser Nicephorus 516—519. Kaiser Otto sendet den Venetianer Dominicus an Nicephorus und läßt um die Hand der Theophano für seinen Sohn werben 519. Otto II. kommt nach Italien und wird in Rom zum Kaiser gekrönt 520. Stiftung des Bisthums Meißen 521. Nicephorus weigert sich Theophano dem jungen Otto zu vermählen; Kaiser Otto fällt in Apulien ein und belagert Bari 521. 522. Bischof Liudprand von Cremona geht zur Herstellung des Friedens nach Constantinopel 522. 523. Liudprands Gesandtschaftsbericht an Otto und Adelheid 523—546. Otto durchzieht feindlich Apulien und Calabrien 547. Pandulf geräth in die Gefangenschaft der Griechen 548. Die Griechen überziehen die langobardischen Fürstenthümer, werden von einem deutschen Heere zurückgedrängt und in Apulien geschlagen 548. 549. Nicephorus Tod 549—551. Kaiser Johannes Tzimisces 551—553. Tzimisces schließt Frieden und sendet Theophano 553. Vermählung Ottos II. mit Theophano 554. Rückkehr der kaiserlichen Familie nach Deutschland 554. 555.

8. Die letzten Zeiten Ottos des Großen . . . . 555—569.

Zustand der deutschen Länder während der Abwesenheit des Kaisers; Wichmanns Ende 555—557. Kampf des Markgrafen Hodo mit dem Polenherzog 557. 558. Die Gräber in Mainz 558. Der Tod des Erzbischofs Wilhelm und der Königin Mathilde 559. 560. Mathildens Tugenden und Verdienste 560. 561. Das Erzbisthum Magdeburg tritt endlich in das Leben, wie die Bisthümer zu Zeitz und Merseburg 561. 562. Der Kaiser besucht Magdeburg 563. Großer Hoftag in Quedlinburg 563. 564. Das Bisthum Posen gestiftet und unter Magdeburg gestellt 564. Hermann Billing stirbt; das sächsische Herzogthum geht auf seinen Sohn Bernhard über 565. Otto besucht Merseburg 565. Der große Kaiser stirbt zu Memleben 566. Eindruck seines Todes 567—569.

Seite

9. Die Glücksjahre Kaiser Ottos II. . . . . 569—586.

Ottos II. Sinnesart 569. 570. Adelheids und Theophanos Einfluß auf den jungen Kaiser 570. Ruhiger Anfang der neuen Regierung 570. Erste Unruhen in Lothringen 571. Uebermacht des baierischen Herzogshauses 571. 572. Nach dem Tode Herzog Burchards II. von Schwaben erhält Otto, Liudolfs Sohn, das Herzogthum Schwaben 572. 573. Emporkommen der Babenberger 573. Verschwörung Herzog Heinrichs II. von Baiern mit dem Polen- und Böhmenherzog gegen den Kaiser; Heinrich verhaftet und nach Ingelheim gebracht 573. 574. Ottos II. Krieg mit den Dänen 574. 575. Kriegszug nach Böhmen 575. Neue Unruhen in Lothringen; Herzog Heinrich entkommt der Haft und beginnt den inneren Krieg 575. 576. Herzog Heinrich wird seines Amtes entsetzt, das Herzogthum Baiern zerstückt; Kärnthen mit der italischen Mark wird ein eigenes Herzogthum unter Heinrich dem Jüngern; auf dem Nordgau wird für den Babenberger Berchtold eine neue Markgrafschaft errichtet; Berchtolds Bruder Liutpold erhält in der baierischen Ostmark eine freiere Stellung; Herzog Otto von Schwaben wird mit dem baierischen Herzogthum belehnt 576. 577. Adelheid hält sich vom Hofe entfernt 577. Einfluß ihrer Entfernung auf die lothringischen und französischen Verhältnisse; Karl, der Bruder König Lothars, wird Herzog von Niederlothringen 578. Zweiter Zug Ottos II. nach Böhmen 579. Aufstand in Baiern 579. Die Heinriche werden in das Exil geschickt; das Herzogthum Kärnthen mit der italischen Mark kommt an den fränkischen Grafen Otto, Konrads Sohn 580. König Lothar überfällt Aachen 580. 581. Ottos II. Zug gegen Paris 581—583. Krieg mit dem Polenherzog 583. Friede mit König Lothar 584. Ausbreitung der christlichen Kirche; Begründung des Bisthums Odense, des Bisthums Prag und eines Bisthums für Mähren; Bestrebungen Piligrims von Passau die Ungarn zu bekehren und seinem Bisthum Metropolitanrechte zu gewinnen 584. 585. Ausdehnung der baierischen Ostmark 585. 586.

10. Ottos II. Mißgeschick . . . . 586—609.

Der Kaiser zieht nach Italien; Aussöhnung mit der Mutter 587. Der Zustand Italiens 587—589. Der Tod des Kaisers Johannes Tzimisces 590. Angriffe Abulkasems auf Italien 591. 592. Otto II. in Rom 592. 593. Pandulf der Eisenkopf stirbt; seine Erbschaft unter seine Söhne vertheilt 593. 594. Otto II. bringt in die Länder der Griechen ein; Bewegungen in den langobardischen Fürstenthümern gegen Pandulfs Nachkommen; Nachgiebigkeit des Kaisers 594. Otto II. nimmt Bari und Tarent und rückt gegen Abulkasem vor; Sieg bei Colonne 595. 596. Große Niederlage in Calabrien; Flucht des Kaisers 596—598. Ordnung der Verhältnisse Unteritaliens 598. Eindruck der Niederlage des Kaisers 599. Reichstag in Verona; Otto III. zum Könige des deutschen und italischen Reichs erwählt; Adelheid Statthalterin im Königreich Italien; Hugo, Markgraf von Tuscien; Schwaben erhält der fränkische Graf Konrad, Baiern Heinrich der Jüngere, dem bald auch Kärnthen

Seite

wieder zufällt 600. 601. Die Verhältnisse Venedigs; Otto II. läßt die Stadt von der Landseite umschließen 602. 603. Der Kaiser geht nach Rom 604. Der Aufstand der Wenden; die wendischen Bisthümer werden zerstört 604. 605. Aufhebung des Bisthums Merseburg 605. 606. Tod des Kaisers 607. Folgen des frühen Abscheidens des Kaisers; Königskrönung Ottos III. 608. 609.

11. Die Kämpfe um die Vormundschaft für Otto III. . . . . . 609—632.

Schlimme Lage des Reichs 610. Theophanos oder Heinrichs Vormundschaft? 611. Heinrich bemächtigt sich des jungen Königs und tritt als Regent in Lothringen auf 611. 612. Widerstand der Grafen von Verdun 612. 613. Gerberts früheres Leben und damalige Stellung 613 bis 616. König Lothar erklärt sich gegen Heinrich 616. Bund zwischen Heinrich und Lothar 617. Heinrichs Auftreten in Sachsen und Usurpation des Throns 618. Widerstand des sächsischen Adels 619. Heinrich in Baiern im Kampfe mit Heinrich dem Jüngern 619. Schwaben und Franken durch Herzog Konrad und Erzbischof Willigis in der Treue erhalten 619. 620. Erzbischof Willigis von Mainz 620. 621. Der Tag auf den Wiesen von Bisenstätt 621. 622. Hugo Capet tritt gegen König Lothar auf 622. Heinrich erscheint mit böhmischer Hülfe in Sachsen, muß aber seine Sache aufgeben 622. 623. Tag zu Rara; Heinrich liefert den königlichen Knaben an seine Mutter aus und erhält Verzeihung und Aussichten auf das Herzogthum Baiern 624. 625. Abermals droht Gefahr von König Lothar, welche die Herzogin Beatrix beseitigt 625. 626. Tag von Worms; neue Kämpfe in Baiern; Herzog Heinrich der Jüngere wird auf Kärnthen und die italische Mark beschränkt; Heinrich erhält Baiern zurück und demüthigt sich öffentlich vor dem König 626. 627. Resultat des inneren Kampfs 628. 629. Beständigkeit der italischen Verhältnisse 629—632.

12. Die Regentschaft der Griechin . . . . 632—658.

Eine griechische Kaisertochter regiert das weströmische Reich 632. Theophanos Werth 633. Die alte Mark Geros zerfällt in die Nordmark, die Ostmark oder die Mark Lausitz und die thüringische Mark 633. 634. Kämpfe mit den Wenden; Markgraf Eckard 634. 635. Kämpfe mit dem Böhmenherzog Boleslaw, in denen die Deutschen von dem Polenherzog unterstützt werden 635. 636. Die Dänen schütteln das Joch der Deutschen ab; Sven wird, nachdem er seinen Vater Harald Blauzahn entthront hat, von den Jomsburgern und dem Schwedenkönig Erich vertrieben; das Heidenthum lebt auf und die dänischen Bisthümer verfallen 636—639. Die Erhebung der Capetinger. König Lothar stirbt; König Ludwig V. schließt mit dem deutschen Reiche einen Frieden ab 640 bis 642. Unerwarteter Tod König Ludwigs; Erzbischof Adalbero erhebt mit Uebergehung des Herzogs Karl von Lothringen, des letzten Karolingers, Hugo Capet auf den französischen Thron 642—645. Kampf zwischen König Hugo und Herzog Karl, der Laon nimmt; Theophanos Stellung zu den französischen Angelegenheiten 645. 646. König Hugos Absichten

Seite

646–648. Arnulf, ein natürlicher Sohn König Lothars, wird von Hugo zum Erzbischof von Reims eingesetzt und benutzt seine Macht gegen die Capetinger 648. 649. Theophano in Italien 649. 650. Arnulf überliefert Reims an Herzog Karl 650. Herzog Karl und Erzbischof Arnulf werden in Laon gefangen genommen und König Hugo ausgeliefert 651. 652. Synode in der Kirche des h. Basolus zu Reims 652–655. Arnulf entsetzt; Gerbert zum Erzbischof von Reims erhoben 655. 656. Theophanos Tod 656–658.

13. Das Reichsregiment unter Adelheid und Willigis . . . . . 658–669.

Adelheid kehrt an den Hof zurück und übernimmt mit Erzbischof Willigis die Regierung; Einfluß der hohen Reichsaristokratie auf die Regierung 658. 659. Fortdauernde Kriege mit den heidnischen Wenden bis zu dem im Jahre 996 geschlossenen Frieden 659. 660. Vikinger verheeren die friesischen und sächsischen Gegenden 661. 662 Halbes Christenthum im Norden 663. 664. Die Friesen lösen sich vom Reiche 664. Roms Kampf mit den französischen Bischöfen; Gerbert sucht sich den Beistand des deutschen Hofes zu gewinnen 665–668. Schwäche des Reichsregiments; neue Wahlherzoge; Baiern geht auf Heinrich IV., die österreichische Mark auf den Babenberger Heinrich, Schwaben auf Hermann II. über; Kärnthen und die italische Mark kommen wieder an Herzog Otto, Konrads Sohn; innere Fehden 668. 669. Otto III. übernimmt die Regierung 669.

14. Der erste Römerzug Ottos III. . . . . 670–675.

Erziehung des Königs 670. Veranlassung zu seinem ersten Römerzuge 671. 672. Otto III. zieht nach Italien 672. 673. Gregor V. wird als Papst eingesetzt und krönt Otto III. 673. 674. Der Patricius Johannes Crescentius gedemüthigt; Papstthum und Kaiserthum in der engsten Verbindung 674. 675.

15. Geistige Richtungen der Zeit und des Kaisers . . . . 675–695.

Gemüthsart des jungen Königs 675. 676. Richtung des deutschen Klerus 676. 677. Reformation in Frankreich und Burgund durch die Cluniacenser 677–680. Reformation in Italien durch Nilus und Romuald; das Kloster der heiligen Bonifacius und Alexius auf dem Aventin 680–682. Der Böhme Adalbert und Kaiser Otto III. 682 bis 690. Der Franzose Gerbert und Otto III. 690–694. Neue Wendenkriege ohne erheblichen Erfolg 695. Otto III. residirt in Aachen, der Stadt Karls des Großen; Rüstungen zu einem neuen Römerzuge 695.

16. Die Reform des Papstthums im Keime . . . . 695–718.

Der deutsche Papst Gregor V. Allgemeine Stellung 695–699. Concil zu Pavia 699. Gregors entschiedenes Auftreten gegen König Robert und die französischen Bischöfe; Erzbischof Arnulf wird in sein Amt wieder eingesetzt 699. 700. Gregor verlangt die Herstellung des Bisthums Merseburg 700. Crescentius, Tyrann von Rom, erhebt einen Gegenpapst 701.

Seite

Otto III. führt Gregor V. zurück; Crescentius wird enthauptet, der Gegenpapst entsetzt und mißhandelt 702—704. Die Mark von Barcelona ordnet sich der kaiserlichen Gewalt unter 704. Gerbert Erzbischof von Ravenna 705—707. Kaiserliches Edict wegen der Pachtverträge der italischen Kirchen 707. 708. Synode zu Pavia; Streitigkeiten der lombardischen Bischöfe mit ihren Vasallen; der Markgraf Arduin von Ivrea, ein Feind der lombardischen Geistlichkeit 708—710. Geistliche Strafen über König Robert verhängt 710. Gregor V. stirbt 711. 712. Gerbert als Silvester II. Er besteigt den Stuhl Petri 712. 713. Er bleibt auf dem von seinem Vorgänger eingeschlagenen Wege; Bannung Arduins 713—715. Andächtige Stimmungen des Kaisers; Wallfahrten nach Monte Cassino, dem Monte Gargano und dem Kloster des heiligen Nilus; Büßungen in der Höhle bei S. Clemente und zu Subiaco; Adalbertskirchen; der Kaiser „Knecht der Apostel" und „Knecht Jesu Christi" 715—718.

17. Ottos III. phantastische Pläne . . . . 718—742.

Ottos III. Absicht Italien und das deutsche Reich fester zu verbinden; Heribert vereinigt als Kanzler die Kanzleien beider Reiche 718. 719. Otto III. „Kaiser der Römer" 719. Gerberts Einfluß auf die universellen Anschauungen des jungen Kaisers 719—721. Die Verhältnisse Unteritaliens 721—723. „Herstellung der Republik" 723. Einführung des byzantinischen Ceremoniels am Hofe Ottos 723. 724 Die städtischen Verhältnisse Roms unter Otto III. 724—726. Consequenz der Ideen Ottos III. 726. 727. Differenzen zwischen dem neuen Kaiserthum und dem Papstthum 727. 728. Gemeinsame Pläne für die Bekehrung des östlichen Europa 728. 729. Ottos III. letzte Reise nach Deutschland. Tod der Aebtissin Mathilde von Quedlinburg und der Kaiserin Adelheid 729—731. Des Kaisers Reise nach Gnesen, wo ein Erzbisthum über den Gebeinen des h. Adalbert zum Nachtheil Magdeburgs errichtet wird; der Kaiser erweist dem Polenherzog Boleslaw die größten Ehren 731—733. Aufenthalt des Kaisers in Sachsen 733. Otto III. in Aachen; er läßt die Gruft Karls des Großen öffnen 733—736. Rückkehr des Kaisers nach Rom 736. 737. Die Erhebung des polnischen und ungarischen Reichs. Selbstständigkeit des polnischen Reichs 737. 738. Der heilige Stephan begründet das ungarische Reich; Einführung des Christenthums 738—741. Der Einfluß der Deutschen im Osten durch Otto III. gebrochen 742.

18. Die letzten Zeiten Ottos III. . . . . 743—761.

Allgemeiner Abfall. Das südliche Italien erhebt sich gegen den Kaiser 743. 744. Tivoli leistet ihm Widerstand 744. Aufstand in Rom; Kaiser und Papst verlassen die Stadt und gehen nach Ravenna 744—746. Besuch des Kaisers in Venedig 746—748. Zug gegen Rom und Benevent 748. 749. Strenge Büßungen des Kaisers; Romuald auf Pereum 749. 750. Verschwörung der deutschen Fürsten gegen den Kaiser 751. Der Gandersheimer Streit 751—758. Ottos III. Tod. Der Kaiser stirbt zu Paterno; der Papst versöhnt sich mit den Römern

Seite

759. Eindruck der Nachricht vom Tode Ottos III. in Deutschland 759. 760. Allgemeiner Aufstand in Italien 760. Ottos Leiche nach Aachen gebracht 760. 761.

Rückblick . . . . 761—773.

Quellen und Beweise zum zweiten und dritten Buch.

I. Uebersicht der Quellen und Hülfsmittel . . . . 777—802.

1. Gleichzeitige Annalen und Geschichtsschreiber . . . . 777—790.
2. Annalen und Geschichtsschreiber des elften und zwölften Jahrhunderts . . . . 790—795.
3. Untergeschobenene Quellenschriften . . . . 796.
4. Actenstücke und Urkunden . . . . 796. 797.
5. Hülfsmittel . . . . 797—802.

II. Anmerkungen . . . . 803—859.

III. Die städtischen Verhältnisse Roms im zehnten Jahrhundert 860—875.

Anhang. Die Graphia aureae urbis Romae . . . . 871—875.

IV. Einige Documente . . . . 876—892.

A. Römische Urkunde vom 17. August 942 . . . . 878. 879.
B. Schreiben des Erzbischofs Wilhelm von Mainz an Papst Agapet vom Jahre 955 . . . . 880. 881.
C. Urkunde Geros vom Jahre 963 . . . . 881. 882.
D. Römische Urkunde vom 28. Juli 966 . . . . 882—884.
E. Quellen für Roms Verfassungsgeschichte ums Jahr 1000 . . . . 884—886.
F. Zwei Privilegien Ottos III. für das Erzbisthum Ravenna . . . 886—889.
G. Gedichte aus der Zeit Ottos III. . . . . 889—928.

Register.

Berichtigungen und Nachträge.

S. 704 Z. 11 von unten lies Ausa für Auch.

S. 714 Z. 10 von unten lies Vercelli für Ivrea.

S. 791. Anm. 1. Das von W. Guerrier neuerdings herausgegebene Officium Willegisi ist bereits 1675 zu Mainz gedruckt worden, doch ist dieser Druck überaus selten. Man sehe F. Falk im Katholik 1867 I. 219—231, wo nach jenem Druck auch eine alte Vita Willegisi mitgetheilt wird, die aber ohne allen historischen Gehalt ist. C. Will hat in derselben Zeitschrift 1873 II. 715—734 Volusius als den ersten Herausgeber des Officium nachgewiesen, die Varianten seiner Ausgabe von der neuen verzeichnet und einige andere auf Willigis bezügliche Stücke veröffentlicht.

S. 801. Zu den Hülfsmitteln ist nachzutragen das gründliche und das Studium sehr erleichternde Werk: L. A. Cohn, Stammtafeln zur Geschichte der deutschen Staaten und der Niederlande. Braunschweig 1871.

Drittes Buch.

Gründung des römischen Kaiserreichs deutscher Nation.

Das Kaiserthum der Ottonen.

951—1002.

1.

Italien in der kaiserlosen Zeit.

„Wenn du die Kaiserkrone gewinnst, werden alle Königreiche dir untergeben sein": schrieb im Jahre 879 Papst Johann VIII. an König Ludwig den Sachsen. Es war ein blendender Schein, mit dem der römische Bischof den Karolinger zu täuschen suchte. Denn in der That war das Kaiserthum damals nicht nur außerhalb Italiens ohne alle Macht, sondern hatte auch hier bereits jede Achtung verloren.

In unsäglicher Schwäche hatte Karl der Kahle die wichtigsten Vorrechte der kaiserlichen Gewalt an die Geistlichkeit überlassen. Wie er dem Papste die Herrschaft in Rom einräumte, indem er den kaiserlichen Missus, der bis dahin die Rechte des Reichs in der Stadt wahrgenommen hatte, zurückzog, wie er dem Papste zugleich in Mittel- und Unter-Italien Städte und Landschaften schenkte, die er zum Theil selbst nicht besaß: so hatte er auch den lombardischen Bischöfen nicht nur ihre Immunitäten erweitert, sondern ihnen sogar innerhalb ihrer Sprengel jenes Aufsichtsrecht über die öffentlichen Beamten beigelegt, welches bis dahin die Königsboten ausgeübt hatten. Seitdem sank die königliche Macht in Italien tiefer und tiefer, und in ihr verlor das Kaiserthum die einzige Machtstütze, die ihm in seinem Verfall geblieben war. Allmählich verblich der einst so strahlende Glanz des abendländischen Kaiserthums; es erlosch endlich fast unbemerkt, wie ein Licht, dem schon lange die Nahrung ausgegangen ist und das zuletzt kaum noch in nächster Nähe einen falben Schein verbreitet.

Im Jahre 924 fiel unter dem Mörderdolch jener Berengar, der zuletzt in Sanct Peters Dom gekrönt war, den noch einmal ein gelehrter Dichter Italiens in schwülstigen lateinischen Versen als Imperator

verherrlicht hatte. Vier Jahre später beschloß der blinde Kaiser Ludwig, Bosos Sohn, zu Vienne ein Leben, das sich mehr als zwanzig Jahre in größter Hülflosigkeit hingeschleppt hatte. Ihm, dem sprechendsten Abbilde des hinsterbenden Kaiserthums, hatten zuletzt nur noch seine wenigen Getreuen mit dem kaiserlichen Namen geschmeichelt; dieser Name, der höchste einst der Christenheit, war zu einem inhaltslosen Titel geworden und verklang dann ganz. Das Schattenbild des Kaiserthums, mit dem die Päpste ein halbes Jahrhundert ein Gaukelspiel getrieben hatten, blendete längst kaum Rom und Italien mehr, viel weniger die weite Welt, die es leicht verschmerzte, daß man sich in Rom den leeren Prunk einer neuen Kaiserkrönung ersparte.

Aber die Idee des Kaiserthums war darum nicht untergegangen, sondern beherrschte nach wie vor die Gemüther der Menschen, wie sie mit allen Vorstellungen, welche jene Zeit von den Ordnungen in Kirche und Staat nährte, innigst verwachsen war. Ob die Päpste, als in Italien das Geschlecht Karls des Großen ausgestorben war, aus feiger Furcht oder um schnöden Lohns willen an machtlose Fürsten Burgunds und Italiens die Kaiserkrone verliehen, ob zuletzt dieselbe ruhte und die Welt deshalb nicht schlechter zu bestehen schien als unter den letzten Schattenkaisern: dennoch glaubte jene Zeit mit unerschütterlicher Festigkeit an das von Gott geordnete Kaiserthum und sah nach wie vor in ihm die höchste Gewalt der Christenheit, den Ausgangs- und Mittelpunkt jeder weltlichen Ordnung. Dieses Regiment konnte zeitweise nicht in die Erscheinung treten, aber es erstarb darum nicht und mußte, wenn anders die Dinge eine Wendung zum Bessern gewinnen sollten, wieder zur Geltung gelangen.

Wir besitzen eine kleine merkwürdige Schrift „von der kaiserlichen Gewalt in der Stadt Rom“, die in dieser Zeit verfaßt ist. Sie preist das Glück, dessen sich die Stadt und Italien unter den Karolingischen Kaisern erfreut habe, und beklagt es laut, daß seit dem Abgang derselben das wahre Kaiserthum erloschen sei; daher, heißt es, rührten die ewigen Kriege, die Rechtsverweigerungen und Gewaltthaten aller Art. Und nicht zu Rom allein erfüllten die Erinnerungen an das entschwundene Kaiserreich die Gemüther der Menschen. Auch der fränkische Mönch, der in seiner Klosterzelle die Geschichten der Vorzeit las oder schrieb, das Volk, welches die Lieder von Karl dem Großen sang, König Heinrichs Ritter, die ihn nach dem Siege über die Ungarn auf dem Schlacht-

selbe als Imperator begrüßten: sie alle lebten in der Idee des Kaiserthums. Und Jeder, der tiefer in die Geschicke der Zeit sah, betrauerte es, daß die christlichen Staaten ohne gemeinsame Leitung seien: daher rühre, meinte man, der Zeiten Rothstand, daher die Uebertretung aller menschlichen und göttlichen Gesetze, daher die Heimsuchung der Christen durch die heidnischen Völker, die von allen Seiten über das Abendland einbrächen, die Welt sei aus den Fugen, und so lange die starke Hand des von Gott gesetzten Kaisers fehle, werde sie die rechte Bahn nicht wieder gewinnen.

Und allerdings, so war es! Der Zersplitterung und Schwäche der einzelnen Staaten Europas entsprach der Verfall des großen Ganzen; die staatliche Einheit des Abendlandes, der Verband der christlichen Staaten war gelöst. Nur deshalb konnten Araber und Ungarn, Dänen und Wenden die Länder der römischen Christenheit über ein halbes Jahrhundert lang zum Tummelplatz ihrer Raubgier und ihrer Lüste machen, weil es keinen Kaiserruf gab, der die schlummernden Kräfte des Abendlandes weckte, weil kein Weltbeherrscher die Fahne erhob, um die jene große thatenlustige Ritterschaft, welche sich in zahllosen Fehden aufrieb, gegen die gemeinsamen Feinde sich zu schaaren vermochte. Es war um die Zukunft Europas geschehen, wenn das Kaiserthum nicht hergestellt wurde, nicht sowohl dem Namen nach, als nach seiner wahren Bedeutung. Das römische Reich — denn noch immer faßte man die abendländische Christenheit in diesem Begriffe zusammen — bedurfte mehr als je einer starken leitenden Hand, eines Kaisers in Wahrheit.

Aber wie sollte eine kaiserliche Gewalt hergestellt werden, die ihres Namens würdig war?

Papst Johann VIII. hatte bereits ausgesprochen, daß er den Kaiser, den er krönen solle, auch zu wählen habe, und in der That hatten seit dem Tode Kaiser Ludwigs II. die Päpste nach ihrem Ermessen über die Kaiserkrone verfügt. Die Welt hatte ihnen das angemaßte Recht so lange nicht bestritten, daß es verjährt schien: aus der Hand des Nachfolgers Petri glaubte das Abendland daher allein den Kaiser empfangen zu können. Aber wer hätte damals von einem Papste eine große That oder einen segensreichen Entschluß erwarten können? Seit dem Beginn des Jahrhunderts war sich eine lange Reihe von Schwächlingen und Lüstlingen auf dem Stuhl Petri gefolgt, die kaum ihre nächsten Um-

gebungen beherrschten, geschweige denn auf die Geschicke der Welt einen durchgreifenden Einfluß übten. Der einzige mannhafte Papst, der mitten in diesem verächtlichen Geschlecht erscheint, Johann X., hatte doch allein die nächsten Interessen Roms in das Auge gefaßt und sich mehr als Herr der Stadt denn als Hirt der Christenheit gezeigt. Mit dem Kaiserthum war zugleich das Papstthum auf das Tiefste gesunken, und fast ein Wunder dünkt uns, daß es nicht mit demselben erlosch. Ein Geschöpf dieser Päpste konnte das Abendland nimmer von dem Verderben retten.

Aber hätte selbst die Vorsehung einen gewaltigen Mann damals an die Spitze der römischen Kirche gestellt, er würde bei der Herstellung eines machtvollen Kaiserthums doch unübersteigliche Hindernisse gefunden haben. Denn nach verjährtem Herkommen konnte die kaiserliche Gewalt nur dem Königreiche Italien zufallen, und gerade das italische Königreich war unter allen Staaten des Abendlandes in der erbarmungswürdigsten Zerrüttung. Alle Verhältnisse, alle staatlichen und kirchlichen, ja alle sittlichen Ordnungen gingen hier dem Anschein nach der vollständigen Auflösung mit eilenden Schritten entgegen. Italien schien die tiefeingewurzelten Schäden seines Gemeinwesens aus eigener Kraft nicht heilen zu können; wie viel weniger war da zu erwarten, daß es eine Regeneration des ganzen Abendlandes durch die Herstellung eines lebensfähigen Kaiserthums herbeiführen würde.

Vergegenwärtigen wir uns, welches die allgemeine Lage der Dinge damals in Italien war! Selbst eine übersichtliche Betrachtung kann kaum einen Zweifel lassen, daß die Zustände dieses Landes es unmöglich machten, daß aus ihm ein starkes Kaiserthum hervorging; sie wird auch darthun, daß die Idee der kaiserlichen Gewalt, wenn sie wieder mit Kraft in das Leben treten sollte, durch eine dem Lande fremde Macht aufgenommen werden mußte, die zugleich, da einmal das Kaiserthum mit dem italischen Königthum in dem Laufe der Zeit gleichsam verwachsen war, die Herrschaft in Italien an sich reißen und feste Wurzeln hier schlagen mußte.

Wie bedeutend auch die Umwälzungen gewesen waren, welche Italien durch die wiederholte Eroberung und Einwanderung germanischer Stämme erlitten hatte, so war doch keineswegs Alles, was dort die Kultur des Alterthums entwickelt hatte, im Sturm der Zeiten vernichtet worden. Die politischen Verhältnisse, durch welche vordem das Leben

des Volkes bedingt war, hatten sich freilich aufgelöst, aber die Denkweise und die Gewohnheiten der Menschen waren damit nicht völlig geändert worden. Wie wenn ein Bauwerk durch zerstörende Kräfte in einen Schutthaufen verwandelt wird, die Harmonie des Ganzen untergeht, aber die Baustücke bleiben, nur daß sie in wüster Unordnung auf und durch einander geworfen liegen: so hatten sich die Elemente der antiken Kultur hier erhalten, ohne die verlorene Fügung wiedergewinnen zu können.

Von freier Beschäftigung mit der Staatsverwaltung zurückgedrängt, des beschwerlichen Kriegsdienstes längst entwöhnt, hatten sich die Italiener schon in den Zeiten ihrer alten Imperatoren den bürgerlichen Geschäften des Friedens zugewandt und ihre Freude an dem gefunden, was in gemächlicher Ruhe den Geist zu beschäftigen und die Sinnenlust zu befriedigen vermag. Das in der Beschäftigung mit den Künsten und Wissenschaften, mit Handel und Gewerbe verweichlichte Volk verfiel endlich in Knechtschaft; es mußte fremden Herren dienen, und seine Lage war kaum eine wesentlich verschiedene, ob es sich den nordischen Eroberern oder den Beamten des Kaisers von Constantinopel beugte, die verheerend die entfernten Provinzen des Reichs durchzogen. Die politische Einheit der Halbinsel hörte auf, alle staatlichen Einrichtungen waren umgestaltet, das Leben nahm wieder eine kriegerische Gestalt an, die Kirche erwuchs inmitten der veränderten Verhältnisse zu Reichthum und Macht: die ganze Gestalt der Dinge schien verwandelt, aber die Natur des Volkes blieb im Wesentlichen doch sich gleich. Ob die Städte Italiens sich mit festen Mauern umgaben, sich Burgen in denselben und an den Abhängen der Berge erhoben, ob die Bewohner nothgedrungen endlich zu den Waffen griffen: das Gewerbe ging seinen alten Gang, der Verkehr wurde in der alten Weise und auf den alten Straßen betrieben, und Italien vermittelte nach wie vor den Handel zwischen Morgen- und Abendland. Aehnlich war es mit der wissenschaftlichen Bildung. Mochte ein eifriger Papst, wie Gregor der Große, oder ein der Welt abgewandter Heiliger, wie Benedict von Nursia, die weltliche Bildung des Alterthums als dem Christenthum widerstrebend mit den Waffen heiligen Zornes bekämpfen, dennoch ergriff in Italien jene theologische Bildung, die sich nach und nach, namentlich von England aus, über das Abendland verbreitet hatte, nie dauernd die ganze Nation; es erhielt sich hier, von weltlichen Lehrern fortgepflanzt, ein

Rest der freien Studien, der nicht zu vertilgen war. Allerdings war es eine überaus dürftige Gelehrsamkeit, zu der das wissenschaftliche Leben des Alterthums in den Rhetorenschulen Italiens herabsank; aber wie sich aus dem Funken im dürren Reisig ein heller Brand anfachen läßt, sollte auch der dort verborgene Geistesfunke noch einst der Welt einen weitleuchtenden Schein geben. Nicht ohne nachhaltige Folgen für die Entwicklung des menschlichen Geistes blieb es, daß mitten in dieser kriegerischen Zeit die Künste des Friedens hier nicht ganz untergingen, daß in einer ganz von geistlichen Richtungen bewegten Epoche auch die freiere geistige Bewegung nicht vollends erstarb.

Für Alles, was in den Augen des italischen Volkes Werth hatte, schienen die Langobarden, als sie das Land eroberten, kaum irgend ein Gefühl zu haben: und doch wie bald nahmen sie von den Besiegten Sitte und Denkart an! Daß sie so bald mit ihnen zu einem Volke verschmolzen, beruht nicht allein darauf, daß sie ihre Sprache mit der weicheren und bequemeren italischen Mundart vertauschten, noch darauf allein, daß sie endlich ihren Arianismus gegen die römisch-katholische Lehre aufgaben: es ist wesentlich dadurch mitbedingt, daß sich in allen Lebensgewohnheiten beide Nationen nach und nach ausglichen. Die alten Einwohner des Landes lernten von den Eroberern die Waffenübung wieder, diese von jenen Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft.

Es ist eine äußerst merkwürdige Verordnung des Langobardenkönigs Aistulf erhalten, in welcher sich Bestimmungen über die Wehrpflicht seiner Unterthanen finden; er unterscheidet da drei Klassen von Grundbesitzern und drei Klassen von Kaufleuten: die größeren, mittleren und kleinen, und jede Klasse der Kaufleute soll mit der entsprechenden der Grundbesitzer den gleichen Kriegsdienst leisten. Es stand hiernach damals schon bei den Langobarden der Kaufmannsstand in einer Achtung, die er sonst bei keinem deutschen Stamme gewonnen hatte, und es kann kaum eine Frage sein, daß auch freie Langobarden bereits in diesen Stand eingetreten waren. Um dieselbe Zeit werden Notare, Aerzte und Maler unter den Langobarden erwähnt, die ihrem Namen nach aus germanischem Blute entsprossen sein mußten. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß der erste bedeutende Gelehrte, der in Italien nach Jahrhunderten wieder auftaucht, Paul Warnefrieds Sohn, einem edlen Geschlechte entstammte, dessen Ahnherr mit König Alboin nach Italien

gekommen war. Seine Bildung beruhte, wenn er gleich später in den geistlichen Stand trat, wesentlich doch auf der profanen Literatur des klassischen Alterthums. Der Gemahlin des Herzogs Arichis von Benevent, seiner Schülerin, gab er die römischen Geschichten des Eutrop zu lesen und setzte das Buch für sie fort. Man hat ihm einen Auszug aus dem grammatischen Werke des Festus beigelegt, der, wenn auch nicht von ihm, doch von einem seiner italischen Zeitgenossen herrührt. Der Lehrer Karls des Großen in der Grammatik und Rhetorik war Peter von Pisa, ein Zeitgenosse Paul Warnefrieds, und in denselben Wissenschaften zeichnete sich damals jener Paulinus aus, der später zum Erzbischof von Aquileja erhoben wurde. Die hervorragendsten Gelehrten am Hofe Karls des Großen waren, wie in den theologischen Wissenschaften Angelsachsen, so in der klassischen Literatur Italiener und zwar vornehmlich Langobarden.

Die fränkische Eroberung fand in dem Lande weder das Geschlecht der germanischen Eroberer noch die frühere römische Bevölkerung vor, sondern eine neue aus germanischen und römischen Elementen gebildete Nationalität, ohne die vielgerühmte kriegerische Kraft der alten Langobarden, aber in den Künsten des Friedens bei weitem entwickelter, als es die rein germanischen Stämme waren. Wie folgenreich war es nicht schon gewesen, daß Italien auch unter der Langobardenherrschaft ein Land der Städte geblieben war, daß die städtischen Territorien die Grundlage jener Gau- und Gemeindeverfassung geboten hatten, welche die germanischen Eroberer dort nach heimischer Sitte einführten, daß die öffentlichen Beamten der Langobarden in den Städten ihre Sitze nahmen. Mit dem städtischen Leben hatten sich nothwendig nicht geringe Reste der städtischen Gewerbe und der städtischen Bildung erhalten müssen, und die Städte waren sichtlich wieder in Aufnahme, ihr Wohlstand stieg, Künste und Wissenschaften hoben sich, als Karl der Große das langobardische Reich eroberte, es alsdann mit einem großen Theile der Halbinsel, der immer den Waffen der Langobarden Widerstand geleistet hatte, wieder enger verband und seinem gewaltigen Kaiserreiche einverleibte.

Die Herrschaft Karls schien die begonnene Entwicklung eher zu fördern als zu hemmen. Daß das Land in Grafschaften eingetheilt und zugleich die fränkische Heer- und Gerichtsverfassung eingeführt wurde, daß man vornehme Franken vielfach an die Spitze der Grafschaften ge-

stellt sah, daß das Ansehen der Geistlichkeit gehoben und ihre Besitzungen von der Gerichtsbarkeit der öffentlichen Beamten befreit wurden, dies Alles schien im Anfange kaum wesentliche Nachtheile für die allgemeinen Verhältnisse herbeizuführen, zumal die fränkischen Vasallen, die in großer Zahl im Lande angesiedelt wurden, sich bald genug den Eingeborenen verbanden und schon in der zweiten Generation völlig als Italiener ansahen. Und welcher Gewinn war es dagegen, daß Rom und Ravenna mit ihren Gebieten nun mit der Lombardei wieder in nächste Berührung traten, daß die Verbindungen mit den gallischen und germanischen Ländern, früher so vielfach behindert, jetzt von allen Hemmnissen befreit wurden, daß jene friedlichen Künste Italiens an dem Kaiser nicht nur einen Schutzherrn, sondern den eifrigsten Fördrer fanden. Italien gedieh zu einem Wohlstande, den es seit Jahrhunderten nicht gekannt hatte, zu einer Ausbildung in Kunst und Wissenschaft, auf die man bald mit Neid zurückblickte.

Aber allerdings hatte die fränkische Eroberung auch Einrichtungen dem Lande gebracht, die mit der Zeit eine äußerst verderbliche Wirkung übten. Vor Allem das Lehnswesen, das schon den Langobarden nicht ganz fremd, doch ohne tiefgreifenden Einfluß auf ihre politischen Einrichtungen geblieben war. Die üblen Einwirkungen desselben erfuhr man reichlich, sobald die kaiserliche Gewalt in Italien erschlaffte, vornehmlich seitdem die Einsetzung der Königsboten unterblieb. Da erhoben sich auch hier überall die großen Vasallen mit demselben ungezügelten Uebermuth gegen die freie Bevölkerung und mit demselben Trotz gegen die Krone, wie in den gallischen Ländern. Der von ihnen auf das Empörendste bedrückte Stand der Freien suchte, vom Königthum nicht mehr geschützt, nothgedrungen Schutz in den Immunitäten der Geistlichkeit und ergab sich meist mit seinem Eigenthume den Kirchen und Klöstern in Zinspflichtigkeit. Auch die Könige selbst wußten bald dem Adel gegenüber keinen anderen Halt mehr zu gewinnen, als daß sie die Macht der Geistlichkeit auf alle Weise vergrößerten, ihre Besitzungen erweiterten, sie mehr und mehr von der öffentlichen Gerichtsbarkeit befreiten, ihnen endlich sogar das Aufsichtsrecht über die öffentlichen Beamten übertrugen. Die Kirchen und Klöster kamen so zu unermeßlichem Reichthum; es ist gewiß nicht zu viel behauptet, daß etwa die Hälfte des gesammten Grundeigenthums in Italien ihnen bereits zugefallen und durch Immunitätsrechte gegen die Eingriffe der öffent-

lichen Beamten gesichert war. Mit Nothwendigkeit mußte durch diesen Reichthum die Geistlichkeit Italiens tief in die weltlichen Geschäfte und Interessen hineingezogen werden. Von dem Adel stets mit neidischen Blicken angesehen, in den erworbenen Rechten unaufhörlich beeinträchtigt, oft mit roher Gewalt mißhandelt, mußten die Bischöfe und Aebte sich mit bewaffneten Schaaren umgeben, die sie durch Vergabung des Kirchenguts zu Lehen oder in Pacht für sich gewannen; ja es blieb den geistlichen Herren meist nichts anderes übrig, als mit Aufopferung eines großen Theils des Kirchenvermögens sich den Beistand eines jener vornehmen Herren zu erkaufen, um sich gegen andere zu schützen. Das Lehnswesen hatte so hier, wie anderer Orten, keine andere Folge, als unausgesetzte Fehden des weltlichen Adels unter sich, Streitigkeiten zwischen diesem Adel und der Geistlichkeit, fast völlige Unterdrückung der gemeinen Freiheit.

Am traurigsten wurde der Zustand Italiens, als nach dem Tode Kaiser Ludwigs II. die geistliche und weltliche Aristokratie nach eigenem Ermessen über die Krone Italiens verfügen zu können glaubte, als sie dann meist ihr Interesse dabei fand diese Krone doppelt zu vergeben, um den einen Herrn durch die Furcht vor dem anderen zu schwächen und in Abhängigkeit zu erhalten, als die Anarchie das förmlich anerkannte Princip der Großen ward, die alle Gewalt in dem Lande an sich rissen und so zu behaupten gedachten. An das Wohl des Ganzen dachte da keiner mehr von den Mächtigen im Lande, sondern Jeder suchte nur sich selbst eine selbstständige Gewalt in den unter seiner Obhut stehenden Bezirken zu gründen. Die Bischöfe strebten nach der unbeschränkten Herrschaft in ihren Städten, die Grafen nach der freien Gewalt in ihren Grafschaften. Namentlich gelang es den mit ausgedehnteren Vollmachten bekleideten Grenzgrafen die anderen Vasallen der Krone in ihrer Mark von sich abhängig zu machen und so geschlossene Territorien zu bilden, in denen sie mit willkürlicher Gewalt geboten. So erhoben sich im nördlichen Italien die Markgrafen von Friaul und Ivrea, im mittleren die von Tuscien und Spoleto, von denen die Letzteren gewöhnlich auch im Besitze der Mark von Camerino waren, zu einer Selbstständigkeit, bei der ein Reichsregiment nicht mehr bestehen konnte.

Als zu dieser Zeit Italien von den erbittertsten Feinden der Christenheit angegriffen wurde, zeigten sich sofort die traurigen Folgen der

Zersplitterung. Nirgends begegneten die Feinde einem nachhaltigen Widerstand; trotz der wohlbefestigten Städte, trotz der Volksmenge in denselben hausten Räuberschwärme überall ungestraft in dem reichen Lande und plünderten mit unersättlicher Habgier seine Schätze. Schon seit geraumer Zeit hatten Araber, die von Sicilien herübergekommen waren, die Küsten des südlichen und mittleren Italiens verheert, bis in die Nähe Roms waren sie bereits im Jahre 846 vorgedrungen, hatten aber einen herzhaften Widerstand gefunden und mindestens im mittleren Italien damals noch nicht festen Fuß fassen können: jetzt erneuerten sie ihre Angriffe mit dem glücklichsten Erfolge.

Um das Jahr 880 setzten sich arabische Seeräuber an der rechten Seite des unteren Garigliano unweit der Ruinen des alten Minturnae fest, erbauten hier eine Burg und drangen tief in das Land ein, um es so bald nicht wieder zu verlassen. Von den Schluchten im rauhen Marsergebirge aus, wo sie alsbald ihre Schaaren ansiedelten, schweiften sie nach der einen Seite bis zum adriatischen, auf der anderen Seite bis zum tyrrhenischen Meere; bis zum Po erstreckten sich landeinwärts ihre verheerenden Züge; ihre reiche Beute schleppten sie dann dem Garigliano zu, wo Schiffe bereit standen, um sie nach Sicilien und Afrika zu führen. Kaum eine Stadt in der Nähe widerstand ihnen auf die Dauer; die einsam liegenden Klöster wurden von den Mönchen verlassen und der Zerstörung preisgegeben; selbst die Umgegend von Rom war in keinem Augenblick sicher, und lange blieben den Pilgern alle Wege zu den heiligen Stätten versperrt. Fast dreißig Jahre beherrschten, kann man sagen, die Ungläubigen das mittlere Italien, bis endlich Papst Johann X. die Kräfte des Landes gegen sie aufbot. Unter der Führung des Markgrafen Alberich von Camerino schaarten sich die waffenfähigen Einwohner von Rieti, Nepi und Sutri zusammen; mit ihnen zogen die Bewohner der Sabina und der umliegenden Orte in den Marken von Spoleto und Camerino aus: in mehreren blutigen Schlachten litten die Araber große Verluste und zogen sich endlich nach ihrer Burg am Garigliano zurück. Von einer griechischen Flotte und den Fürsten Unteritaliens unterstützt, umzingelte Alberich sie hier und stürmte die Burg; in einem furchtbaren Gemetzel fielen die Meisten der Feinde; die Wenigen, die dem Schwerte entrannen, geriethen in die Gefangenschaft der Christen. So wurden wenigstens Rom und Mittel-Italien im Jahre 916 von diesem schlimmen Feinde befreit.

Andauernder wurde das lombardische Land durch arabische Horden verwüstet. Um das Jahr 889 waren Piraten aus Spanien an der Küste der Provence gelandet und hatten am Golf von Saint-Tropès eine Burg, Fraxinetum genannt, in Besitz genommen. Der Ort, das heutige Garde-Frainet, war zu Streifzügen in die schlechtvertheidigten Landschaften des burgundischen Reichs günstig belegen und bot zugleich Gelegenheit zu Einfällen in das norditalische Land. Bald sammelte sich eine größere Schaar von Ungläubigen, und die Araber von Fraxinetum wurden weit und breit die gefürchtetsten Feinde. Sie drangen tief in die Thäler der Alpen ein, besetzten besonders die von Kaufleuten und Pilgern vielbetretenen Alpenstraßen, die lange Niemand unbelästigt von ihnen betreten konnte. Von hier aus durchzogen sie plündernd weithin die Abhänge des Gebirges und drangen bis zu den Städten der Ebene vor. Am Sanct Bernhard, an vielen Orten der Provence, der Dauphiné, in Savoien und in Wallis bauten die Räuber von Fraxinetum Burgen, in denen sie sich fast ein Jahrhundert hindurch behauptet haben; noch jetzt weisen die Namen mancher Ortschaften und Berge dort, die arabischen Ursprungs sind, auf die Zeiten hin, als jene schlimmen Gäste die größte Geisel der Alpenbewohner und Alpenwanderer waren. Mehrfache Versuche, welche die Könige Burgunds gemacht hatten, um das Räubernest in Fraxinetum zu zerstören, waren ohne Erfolg geblieben, und gleichwie die burgundischen Länder litten die ligurischen Küsten und die Markgrafschaft von Ivrea schwer durch diese gefürchteten Nachbaren, die in der Plünderung der Christenstädte ein Verdienst um ihren Gott und seinen Propheten sahen.

Aber noch verheerender als die Züge der Araber waren die Einfälle der Ungarn, die sich seit dem Jahre 899, wo die Barbaren des Ostens zuerst die lombardische Ebene betreten hatten, schnell nach einander folgten. Seitdem die Ungarn in den deutschen Ländern erfolgreicheren Widerstand begegneten, ergossen sich fast Jahr für Jahr ihre furchtbaren Schaaren über das nördliche Italien, wohin sie die zahlreichen Städte mit ihrem Reichthum lockten. Die schlechten, in der Eile aufgeführten Burgen Sachsens und Thüringens wurden ihnen zum Verderben; die Städte Italiens, seit Jahrhunderten wohlbefestigt, hielten sie nicht nur nirgends auf, sondern wurden besonders die Zielpunkte ihrer Räuberzüge. Gerade die volkreichsten Städte der Lombardei wurden zuerst von den Ungarn geplündert oder mußten durch große Geldsummen

ihren Abzug erkaufen. Pavia, nach Rom damals die schönste Stadt des Abendlandes, war bereits im Jahre 924 in einen Schutthaufen verwandelt; dreiundvierzig Kirchen sollen ein Raub der Flammen geworden sein, von einer unzähligen Menge von Einwohnern nur zweihundert das Leben gerettet haben. Das mittlere Italien zog mit seinen rauhen Gebirgen die Ungarn weniger an, aber kein Zweifel ist, daß sie schon um das Jahr 926 bis in die Umgegend Roms vordrangen, Alles hier verheerten und durch die toscanische Landschaft ihren Rückzug nahmen. Noch mehrmals erschienen sie in der Folge vor Rom, bis es vor dem Thore von S. Giovanni, wahrscheinlich im Jahre 942, zu einer blutigen Schlacht kam, nach der sie von der Stadt abstanden. Als sie dann bei Rieti von einem longobardischen Heere noch einmal eine schwere Niederlage erlitten, kehrten sie in diese Gegend nicht mehr zurück, sondern begnügten sich die lombardische Ebene nach allen Seiten plündernd zu durchziehen.

Es ist unglaublich, was Italien während der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts litt. Alle Schriften jener Zeit sind voll von Klagen über die Plünderungen, Brandstiftungen, Raubthaten und Gewaltthätigkeiten jeglicher Art, die das Land durch innere und äußere Feinde erfuhr, und so entsetzlich diese Schilderungen sind, bleiben sie doch weit hinter der Wirklichkeit zurück. Wir wissen, auch die deutschen Länder erfuhren ein ähnliches Schicksal, auch dort begegneten uns im Anfang des Jahrhunderts dieselben inneren Zerwürfnisse, auch dort sahen wir die Marken überall von den Feinden durchbrochen — aber gerade das Unglück übte auf unser Volk einen bessernden und kräftigenden Einfluß. Unsere Vorfahren sahen die hereinbrechenden Plagen als eine Strafe des Himmels an und erhoben die Herzen und Hände zu der Barmherzigkeit des Herrn; im Vertrauen auf Gottes Beistand griffen sie dann zu den Waffen und gewannen die ruhmvollsten Siege über die äußeren Feinde, während zugleich die Einheit der deutschen Länder auf neuen Grundlagen befestigt, die Ordnungen in Kirche und Staat hergestellt und durch die unablässige Thätigkeit einer sich neu heranbildenden Geistlichkeit der religiöse und sittliche Zustand des Volkes gebessert wurde. So hatte man sich in den deutschen Ländern aus der schmählichsten Zerrüttung schon um das Jahr 950 zu einer weithin geachteten Stellung erhoben, und zwar hauptsächlich auch dadurch, daß sich das Königthum zum Mittelpunkt der geistigen Erhebung des Volkes gemacht und die besten Kräfte desselben um sich gesammelt hatte.

Wie anders aber wirkten die schweren Fügungen Gottes auf das italische Volk! Die sittlichen und geselligen Ordnungen geriethen hier in dem allgemeinen Unglück in die grauenvollste Auflösung; alle Bande der Scheu und des Gehorsams wurden gesprengt; in zuchtloser Willkür walteten die entfesselten Lüste und Leidenschaften. Nur auf das sinnliche Leben war man bedacht, auf Essen und Trinken, prunkende Schätze und schöne Weiber; alle höheren Güter der Menschheit, welche das Leben erst zum Leben machen, hatten für dieses eben so verweichlichte, als sittlich rohe Geschlecht ihren Werth verloren. Eine Weiberherrschaft entwickelte sich hier, wie sie die Welt nie wieder gesehen hat. Königreiche, Fürstenthümer, Bisthümer und Abteien hingen von dem Lächeln oder Schmollen vornehmer Buhlerinnen ab; ihre Lüste und Ränke entschieden das Wohl und Wehe des Volkes; an ihren Blicken hingen Könige und Ritter, Bischöfe und Priester. Die ganze Nation stürzte sich, als sei der ausgelassenste Geist des Alterthums zurückgekehrt, in bacchantischem Taumel von Sinnenlust in Sinnenlust. Während das Unglück die sittliche Kraft der Deutschen stärkte, nahm es den Italienern den letzten Rest von Mannhaftigkeit und Würde.

Nach dem Leben der Geistlichkeit wird man zu allen Zeiten am besten den sittlichen Standpunkt einer Nation beurtheilen. Wie damals das Leben der Bischöfe in Italien war, schildert uns der Lothringer Rather, der zweimal während dieser Zeit auf dem Bischofsstuhl von Verona saß*), mit kräftigen Farben. Wir sehen da, wie sich die vornehmen Bischöfe der Lombardei in Prachtgewändern von Constantinopel und Bagdad kleiden; sie liegen beim Mahle, umtönt von verbuhlten Liedern und gefesselt von lüsternen Tänzen, dann eilen sie zur Jagd und lassen zu raschem Fluge den Falken aufsteigen oder fahren prunkend auf hohen Wagen einher, stolz herabsehend auf die sie umwogende Menge, bis sie der Einbruch der Nacht aufs Neue zu den Genüssen der Tafel ladet und sie endlich den Freuden des Bettes zueilen, auf dem sie am Morgen mit einem Fluch auf den Lippen erwachen. Die Ordnungen der Kirche waren erschlafft und bekümmerten wenig die geistlichen Herren; Synoden traten selten zusammen, und dann gemeinhin nur um politischer Interessen willen. Der Politik allein widmeten die Bischöfe die wenige Zeit, welche die Schwelgerei nicht ausfüllte.

*) In den Jahren 931—935 und 946—948.

Will man das Leben der Klostergeistlichkeit kennen lernen, so muß man eine um das Jahr 1000 geschriebene Schrift des Abts Hugo von Farfa über die Zerstörung seines Klosters lesen. Durch die Freigebigkeit der Karolinger war der Zustand der Klöster überall in Italien ein äußerst blühender gewesen, aber wie sie meist außerhalb der Städte lagen, hatten sie bei den feindlichen Einfällen zuerst und am meisten gelitten. So war auch das Kloster Farfa im Sabinergebirge, eines der reichsten in Italien, von den Arabern zerstört worden, und die Mönche hatten sich nach allen Seiten zerstreut; theils waren sie nach Fermo, theils nach Rieti, theils nach Rom gezogen. Um das Jahr 925 kehrten sie zurück und das Kloster wurde wieder aufgebaut. Aber schon der erste Abt, dem Farfa seine Herstellung verdankte, sollte erfahren, was aus der Klosterzucht in der Zerstreuung geworden war. Seine Anordnungen stießen überall auf Widerstand; endlich räumten ihn zwei Mönche durch Mord aus dem Wege. Die Mörder rissen dann das Regiment in dem Kloster an sich, maßten sich den Namen von Aebten an, theilten sich in die Güter und nahmen sich Weiber. Campo, der eine von ihnen, zeugte drei Söhne und sieben Töchter, die er sämmtlich aus den Gütern des Klosters ausstattete; eine seiner Töchter verheirathete er an einen Juden, mit Namen Azzo, und bedachte auch diesen Schwiegersohn mit Besitzungen des Klosters. Der andere Mörder, Hildebrand mit Namen, stattete seine vielen Kinder nicht minder reichlich vom Klostergut aus, das so fast ganz verschleudert wurde. Auch die anderen Mönche hatten Weiber genommen und wohnten zerstreut mit ihnen auf Landhäusern in der Umgegend; sie rissen sogar ihre Wohnungen im Kloster nieder, damit sie nicht wieder in dasselbe einzuziehen gezwungen würden. Nur von einem Sonntage zum anderen kamen sie zur Klosterkirche, um Messe zu lesen und zu hören; dann kehrten sie mit dem dort gestohlenen Gold und Silber zurück und ließen daraus Geschmeide für ihre Weiber machen. Rom hatte endlich ein Einsehen. Man schickte einige fremde Mönche nach Farfa, die das Kloster reformiren sollten, aber sie fanden die übelste Aufnahme und retteten kaum das Leben. Mit Gewalt wurde darauf von Rom ein neuer Abt gesetzt, der nun als der dritte neben Campo und Hildebrand den Abtsnamen führte. Aber bald wurde er vergiftet, und sein Nachfolger, obwohl vom Papst ernannt, hielt es für das Gerathenste, selbst auf das zuchtlose Treiben der Mönche einzugehen. Er that es nur zu sehr und wurde von den Leuten des

Papstes beim Ehebruch ergriffen; er trug kein Bedenken sich mit Kirchengut von der Strafe zu lösen. Alle Versuche Roms, der gräulichen Sittenlosigkeit in Farfa zu steuern, scheiterten so lange das Reich eines mächtigen Kaisers entbehrte.

Der antichristliche Geist, der die Geistlichkeit beherrschte, spricht sich vielleicht am deutlichsten in der Richtung aus, in welcher sich die Literatur damals bewegte. Denn obwohl der Laienstand in Italien derselben weniger fern stand, als bei den anderen Völkern des Abendlandes, war es doch auch hier vornehmlich der Klerus, welcher der wissenschaftlichen Bildung Anstoß und Ziel gab. Wir finden nun neben Schriftwerken, die in der traurigsten Formlosigkeit ein unwiderlegliches Zeugniß des tiefsten wissenschaftlichen Verfalls ablegen, andere sich hoch über Alles erheben, was in der nachkarolingischen Zeit in den anderen Ländern Europas geleistet wurde. Liudprand von Cremona, der um die Mitte des zehnten Jahrhunderts blühte, zeigt sich in seinen Werken als einen lebendigen, vielseitig gebildeten Geist, der die Form der Darstellung beherrscht und seinen Leser zu fesseln weiß. Ein gleichzeitiger Dichter, der die Thaten Kaiser Berengars besang und dessen Name uns unbekannt ist, ahmt zwar nur die Muster der klassischen Zeit nach, doch nicht ohne Sinn für ansprechende Form. Aber es ist nicht das Leben einer christlichen Zeit, sondern vielmehr die nackte Sinnlichkeit des entarteten Alterthums, die diese und die anderen italischen Schriftwerke jener Zeit durchdringt. In der abschreckendsten, widerwärtigsten Gestalt, einem Gespenste gleich, tritt uns der Geist der heidnischen Literatur hier entgegen. Da ist es denn nicht zu verwundern, wenn man sich weniger an der Bibel und an der kirchlichen Literatur heranbildete als an den alten Dichtern, Philosophen und Rednern, wenn die Anführungen aus diesen dicht gesäet sind, während sich selten eine Hinweisung auf die heiligen Schriften findet.

Bis zu welchen Verirrungen diese rhetorische Richtung der Literatur führte, zeigt die Geschichte eines Grammatikers, Wilgard mit Namen, der um die Mitte des Jahrhunderts zu Ravenna lehrte. Ihm erschienen, so wird erzählt, böse Geister in der Gestalt des Virgil, Horaz und Juvenal; sie verkündeten ihm unsterblichen Ruhm, weil er um die Verherrlichung ihrer Namen sich wohlverdient gemacht habe. Darüber wurde Wilgard, wie wir weiter hören, so aufgeblasen, daß er gegen die Kirchenlehrer auftrat und behauptete, man müsse den Worten der Dichter mehr Glauben schenken als den Lehren der Schrift; er wurde endlich als

Ketzer hingerichtet. Wilgard stand, wie uns ausdrücklich berichtet wird, nicht allein, und es begreift sich daraus, daß Rather so oft gegen jene Gelehrten eifert, welche die ewige Weisheit Thorheit hießen und die Geschichte der Heiden der heiligen Geschichte vorzögen. Wir wissen von ihm, daß die Städte Italiens voll waren von Gelehrten, die sich mit eitler Weisheit brüsteten und gern Doctoren und Magister nennen ließen, wie auch daß solche Wissenschaft gut ihre Lehrer nährte.

Wenn Rather sich gegen die Philosophen Italiens erhebt, d. h. gegen die, welche auf wissenschaftliche Bildung und Gelehrsamkeit Anspruch machen, dann nennt er sie wohl „Weltweise“ und „Männer städtischer Bildung.“ Und allerdings hat diese Bildung der Grammatiker und Rhetoren Italiens im Gegensatz gegen die geistlich-theologische, die sonst das Abendland beherrschte, einen überwiegend weltlichen Charakter. Daher wurde sie auch die Mutter der praktischen Wissenschaften, der Medicin und Jurisprudenz, in denen es Italien bekanntlich bald allen Ländern Europas zuvorthat. Die älteste berühmte Schule der Medicin zu Salerno läßt sich bis in das zehnte Jahrhundert verfolgen, die älteste Rechtsschule, die zu Pavia, bis in dieselbe Zeit; beide aber sind hervorgegangen aus Rhetorenschulen und standen in unmittelbarer Verbindung mit solchen. Und wie diese Bildung mehr eine weltliche ist, weist sie zugleich auf ein entwickeltes städtisches Leben hin, in dem sie ihre Grundlage findet und sich bewegt. Es zeigt sich auch hier, daß jener städtische Verkehr, der in Italien von den ältesten Zeiten her bestand, nicht in Stocken gerathen war.

Handel und Gewerbe, auf denen dieses städtische Leben vor Allem ruhte, hatten unter den Wirren der Zeit zwar erheblich zu leiden gehabt, aber es waren Leiden, die sich leicht wieder verschmerzten. Im Allgemeinen behielt der Handel unverändert die alten Straßen; wir begegnen italischen Kaufleuten nach wie vor überall im Innern des Landes, wie auf den Uebergängen der Alpen. Wenn Italien bei den Verwüstungen der Feinde so wenig verarmte, daß es vielmehr fortwährend als ein reiches Land erscheint, so dankte es dies mehr noch als der Fruchtbarkeit seines Bodens dem ausgedehnten Handelsverkehr der Bewohner. Das Handwerk wurde meist noch von hörigen Leuten betrieben, die aber mehr und mehr in den Schutz der Kirche kamen und aus diesem allmählich zur Freiheit aufstiegen. Waffenschmiede, Goldschmiede und Baumeister waren unter den Werkleuten am meisten geehrt; besonders die Letzteren fanden

vollauf Arbeit, da die zerstörten Städte schnell wieder erbaut und die verfallenen Mauern überall mit besonderem Eifer hergestellt wurden. Jede einzelne Burg, jede Stadt wurde jetzt mit festen Mauern und Thürmen umgeben: denn da von keiner anderen Seite Hülfe zu erwarten war, schützte jede Gemeinschaft sich selbst, so gut sie vermochte. Rom hatte damals auf seinen Mauern 381 feste Thürme, 46 besonders befestigte Castelle und 6800 Brustwehren, und kaum minder fest waren die größeren Städte der Lombardei. Mit welcher Schnelligkeit man baute, zeigt das Beispiel Pavias. Nachdem die Stadt im Jahre 924 fast vernichtet war, mußten im folgenden Jahre die Wälle bereits völlig hergestellt sein, denn Pavia hielt damals eine neue Belagerung aus; dreißig Jahre später zählte die Stadt wieder zu den schönsten des Landes. Die Ortschaften auf den venetianischen Inseln waren von den Ungarn gleich auf ihrem ersten Zuge zerstört worden; doch bald darauf erhob sich als Mittelpunkt der Republik die neue Stadt am Rialto, die zum Wunder der Welt wurde. Man baute ohne Sinn für Schönheit und Harmonie, häufig nur die Reste der alten Zeit ordnungslos zusammenfügend; aber man arbeitete doch mit einer gewissen Pracht und schonte in der Ausführung das Gold nicht, das reichlich aus dem Orient zufloß.

Diese Zeit innerer Auflösung hemmte aber nicht allein die Entwicklung des städtischen Lebens nicht, sondern beförderte sie sogar in eigenthümlicher Weise. Die Unsicherheit auf dem platten Lande trieb viele Bewohner desselben in die Städte, wo sie sich nun dauernd niederließen; zugleich schieden die Mauern und Gräben, welche jetzt regelmäßig die Städte umgaben, diese bestimmter von den ländlichen Bezirken ab, mit denen sie bisher in den Grafschaften vereinigt gewesen waren. Auch rechtlich wurde schon öfters das städtische Weichbild von der Grafschaft getrennt und dem Grafengericht entzogen, indem durch königliche Privilegien die Immunität der Bischöfe über die ganze Stadt ausgedehnt wurde, selbst über die freien Männer, die in derselben wohnten und deren Zahl bereits sehr zusammenschmolz. Denn um den Belästigungen der Grafen und anderer öffentlicher Beamten zu entgehen, hatte sich der größere Theil der Freien, welche in den Städten wohnten, allmählich in ein Schutz- oder Dienstverhältniß zu den Kirchen begeben; sie waren damit entweder unmittelbar unter die Gerichtsbarkeit des Bischofs und seines Vogts gerathen oder wurden doch von diesen in den ordentlichen

Gerichten vertreten. Der Gerichtssprengel der Grafen in den Städten selbst und die mit demselben verbundenen Gefälle des Staates wurden hierdurch in dem Grade verringert, daß die Könige zuletzt keinen Anstand nahmen sie einzelnen Bischöfen ganz zu überlassen; nur der Blutbann wurde meist noch den Grafen vorbehalten, wie das Gericht des Königs und seines Pfalzgrafen als höhere Instanz festgehalten. Erst durch diese Entwicklung wurde es möglich, daß die Städte eine selbstständige Bedeutung wieder gewinnen konnten, daß sich ein besonderes Gemeinwesen in ihnen aufs Neue herauszubilden vermochte. An die Spitze der Stadt trat nun der Bischof, dem auch meist der Königshof mit allen dazu gehörigen Leuten und Einkünften überlassen war. Im Namen des Bischofs wurde fortan das Gericht über die Städter gehalten; er entbot die waffenfähigen Einwohner zum Kriegsdienst; von ihm hingen die Ordnungen des Markts und der Gewerbe ab; die Einkünfte flossen in seinen Schatz. Mit seinen ritterlichen Vasallen regierte er geradezu die Stadt; die ganze Einwohnerschaft wurde zu seinen Hintersassen, und das Weichbild konnte als Besitzthum der bischöflichen Kirche gelten.

Nicht überall ist es zu einer solchen Ausbildung der bischöflichen Hoheit über die Stadt gekommen. Wo sich mächtige Fürstengeschlechter in den Marken Ober- und Mittel-Italiens erhielten, sind alle Bestrebungen der Bischöfe zu voller Selbstständigkeit in ihren Sitzen zu gelangen ohne dauernden Erfolg geblieben; dagegen haben sich in den meisten großen Städten der Lombardei die Ansprüche der hohen Geistlichkeit durchgesetzt. Doch auch hier nur allmählich. Denn die Privilegien der Könige und Kaiser allein reichten nicht aus, um die Bischöfe gegen die Macht des Adels zu sichern; es bedurfte dazu materieller Kräfte, eines gefüllten Schatzes und eines schlagfertigen Vasallenheeres, welches die errungenen Rechte mit bewaffneter Hand vertheidigte. Die ältesten Privilegien, die uns Städte bereits als geschlossene Immunitäten der Kirche zeigen, gehören den letzten Jahren des neunten und dem Anfange des zehnten Jahrhunders an. Im Jahre 892 wurde dem Bischofe von Modena zur Wiederherstellung der zerstörten Stadt der ganze Königszins in derselben, der Grund und Boden, die Thore, Brücken und Straßen geschenkt und ihm die Erlaubniß ertheilt, im Umkreis einer Meile Befestigungen um die Stadt anzulegen. Im Jahre 904 fiel dem Bischofe von Bergamo eine ähnliche Schenkung zu; die ganze Stadt wurde unter seinen Schutz und seine Gerichtsbarkeit gestellt. Im

Jahre 916 erhielt der Bischof von Cremona alle Zölle und öffentlichen Einkünfte, wie die vollständige Gerichtsbarkeit in der Stadt und im Umkreis von fünf Meilen. Die Grafschaft selbst gewannen damals die Bischöfe noch nirgends, sondern nur Exemtionen von der Gewalt der öffentlichen Beamten; aber ihre Immunitäten wuchsen mehr und mehr an räumlicher Ausdehnung, wie an Umfang der Rechte, und schon gingen in der Lombardei volkreiche Städte ganz in dieselben auf.

Obwohl diese städtischen Immunitäten der Bischöfe die Keime einer segensreichen Entwicklung in sich hegten, trugen sie doch damals nicht wenig dazu bei, die Auflösung der Verhältnisse noch zu vermehren. Die Könige hatten die Macht des Episcopats hauptsächlich deshalb erweitert, um in ihm eine Stütze gegen den Adel des Landes zu finden, aber die Bischöfe, sobald sie in der städtischen Bevölkerung einen starken Anhang hinter sich fühlten, trennten alsbald ihr Interesse von dem der Krone. Sie unterstützten mit demselben Eigennutz und derselben Treulosigkeit, wie die weltlichen Großen, einen Bewerber um die Krone gegen den anderen; auch sie wechselten unablässig die Partei, wenn sich ihnen ein Gewinn zeigte, und untergruben das Ansehen des Königthums statt es zu stützen.

So war unter den schwachen Wahlkönigen, die den Karolingischen Erbkönigen folgten, trotz der Kaiserkrone, die sie meist erlangten, die königliche Macht zu völliger Nichtigkeit herabgesunken. Gleichviel ob die Könige Einheimische oder Fremde waren, sie brachten es niemals zu einer festen Begründung ihrer Macht. Wido von Spoleto, sein Sohn Lambert, dann Berengar von Friaul, Ludwig von Niederburgund, endlich Rudolf von Oberburgund: sie alle waren Schattenkönige, jeder von ihnen ein Spielball in der Hand der streitenden Factionen, nach dem Gefallen derselben aufgeworfen und wieder beseitigt. Der vollständigen Anarchie, die in Italien eingerissen war, zu begegnen, dazu fehlte es ihnen allen eben so sehr an Muth, wie an Kraft.

Zustände, wie sie zu jener Zeit in Italien herrschten und wie sie in verwandter Weise später noch mehrfach dort wiedergekehrt sind, erzeugen mit innerer Nothwendigkeit die Tyrannis, eine Herrschaft, die

weder Recht noch Herkommen achtet, mit Gewalt sich festsetzt, mit Gewalt sich behauptet, der Gewalt unterliegt. Die Tyrannis kennt kein anderes Ziel, als die Macht, kein anderes Mittel als die Macht; sobald sie sich ohnmächtig zeigt, geht sie dem Untergang entgegen.

Als eine solche und zwar bewußt geübte Tyrannis muß die Regierung jenes Hugo von Niederburgund angesehen werden, der zuletzt den so Vielen verderblichen Gang nach Italiens Krone angetreten hatte. In der That besaß dieser Mann wichtige Eigenschaften zu der Rolle, die er sich erwählt hatte: durchdringenden Verstand, entschiedenen Willen, starre Consequenz und jene Härte des Gemüths, mit der ein sittlich so versunkenes Volk sich allein regieren läßt. Nicht das hat ihn zuletzt gestürzt, daß er den Lüsten nicht minder ergeben war als die Masse, die er beherrschen wollte, sondern vielmehr, daß er bei allem Ehrgeiz den äußeren Feinden gegenüber wenig Kriegsmuth zeigte, daß er ohne Siegesruhm und Siegespreis die Freunde nicht mehr zu fesseln, die Unzufriedenen nicht mehr zu schrecken vermochte.

Es ist bereits (S. 311—314) erzählt worden, wie Hugo, durch seine Mutter ein Enkel König Lothars II., als Dienstmann des unglücklichen Kaisers Ludwig des Blinden in der Provence emporkam, wie er durch List und Gewalt das arelatische Reich an sich riß und sich zugleich in den Besitz der italischen Krone setzte. Auch davon haben wir schon berichtet, wie Hugo seinen Mitbewerber um Italiens Krone, den König Rudolf II. von Hochburgund, durch Abtretung des arelatischen Reichs fernhielt, wie er dann dieses Reich nach Rudolfs Tode wieder an sich zu reißen gedachte, doch dabei an König Otto, der Rudolfs Sohn Konrad schützte, einen so gewichtigen Widersacher fand, daß er von dem Unternehmen abstehen mußte. Hier bedarf aber einer näheren Erwägung, wie er zu seiner Macht in Italien gelangte, wie er sie übte und endlich verlor.

Hauptsächlich waren es verwandtschaftliche Beziehungen, denen Hugo die italische Krone verdankte. Seine Halbschwester Irmengard lenkte durch ihre Reize, ihren Geist und ihre Leichtfertigkeit den ganzen Adel Italiens nach ihrem Willen; Wido, der mächtige Markgraf von Tuscien, der durch seine Ehe mit der Römerin Marozia selbst auf Rom und den Papst den größten Einfluß übte, war Irmengards Bruder; ihr Stiefsohn war der Markgraf Berengar von Ivrea, durch seine Mutter ein Enkel Kaiser Berengars, ein junger Mann, den sich Hugo durch

die Hand seiner Nichte Willa zu verbinden suchte. Aber die durch die Sippschaft gewonnene Herrschaft mußte erst durch den Schrecken befestigt werden. Eine Verschwörung wurde in Pavia entdeckt und mit unnachsichtlicher Härte bestraft. „Seitdem," sagt Luidprand von Cremona, „achtete man Hugo nicht mehr gering, wie die Könige vor ihm, sondern fürchtete ihn auf das Höchste." Papst Johann X. hatte Hugos Erhebung begünstigt: daß dieser muthvolle Papst kurz darauf durch den Einfluß Widos und der Marozia gestürzt wurde (928), vereitelte allerdings zunächst Hugos Hoffnungen auf die Kaiserkrone, schien aber doch der Ausdehnung seiner Macht eher förderlich als hinderlich zu sein. Ohne Verpflichtung gegen die schwachen Päpste, die auf dem Stuhle Petri sich folgten, besetzte er ohne Weiteres die Länder der Pippinischen Schenkung und machte sich zum Herrn des Exarchats und der Pentapolis. Erst hierdurch gewann sein Reich Zusammenhang und auch im mittleren Italien unbestrittene Anerkennung. Einem seiner nächsten Verwandten ertheilte er die Marken von Spoleto und Camerino, riß das Sabinerland von Rom los und setzte einen seiner Stammesvettern als Abt in Farfa ein. Und schon verbreitete sich sein Einfluß selbst auf den Süden der Halbinsel. Die langobardischen Fürstenthümer standen damals in Abhängigkeit von dem morgenländischen Reiche, aber in Capua und Benevent, die von einer und derselben Familie beherrscht wurden, wünschte man sehnlichst das Joch der Griechen abzuschütteln; Theobald, der neue Markgraf von Spoleto, eilte nun dem Fürsten von Benevent zur Hülfe, und man erstritt einen namhaften Sieg über die Truppen des Kaisers (929). Alles war im glücklichsten Gange und so geachtet Hugos Name, daß im fünften Jahre seiner Regierung sein Sohn Lothar, obwohl noch im Knabenalter, von den Großen Italiens als Mitregent und Nachfolger des Vaters anerkannt wurde (931).

Wäre von Hugo damals ein ernstlicher Versuch gemacht worden, die Araber und Ungarn vom italischen Boden zu verjagen, leicht hätte er seine Herrschaft über die ganze Halbinsel ausbreiten können. Aber zu seinem Unglück suchte er seine Macht nur auf demselben Wege zu erweitern, auf dem er sie zuerst gewonnen hatte, vermittelst Weibereinfluß und Sippschaft. Auf diesem Wege hoffte er auch zum Besitze Roms und der Kaiserkrone zu gelangen, als schnell nach einander durch das Abscheiden seines Halbbruders Wido die römische Marozia zur Wittwe wurde und er selbst durch den Tod seine Gemahlin Alda verlor.

Längst war auch in Rom der Einfluß der Weiber allmächtig. Der tief in Lüste versunkene Adel, welcher in der Stadt die Herrschaft übte, während die Päpste nur den Namen nach regierten, folgte willig den Launen ränkesüchtiger und üppiger Weiber aus vornehmen Häusern. Unter diesen hatte aber keine einen mächtigeren Einfluß gewonnen, als die berüchtigte Theodora, die Gemahlin des Consuls und Senators Theophylactus. In ihrer Hand lagen lange die wichtigsten Angelegenheiten. Mit männlichem, aber arglistigem Geiste leitete sie die Geschicke der Stadt; was Kaiser und Papst nicht vermochten, vermochte der vielgewandte Sinn der Buhlerin. Aus den Händen der ruchlosen Mutter war die Gewalt dann auf ihre Tochter Marozia übergegangen, die an Zügellosigkeit, wie an Verschmitztheit die Mutter weit übertraf. Die Buhldirne des Papstes Sergius III., dann jenes Markgrafen Alberich, der die Araber vom Garigliano verjagte, hatte sie sich endlich dem Markgrafen Wido vermählt. Mächtiger als je zuvor in der Stadt, war sie die Veranlassung zum Sturz und Tode Papst Johanns X.; die folgenden Päpste Leo VI. und Stephan VIII. waren Geschöpfe ihrer Gunst; endlich wagte sie sogar ihren eigenen Sohn von Sergius III., wenngleich derselbe kaum das zwanzigste Jahr überschritten hatte, auf den päpstlichen Stuhl zu erheben (931). Es war Papst Johann XI. So schien sie an das Ziel ihrer Wünsche gelangt, als unerwartet ihr Gemahl Markgraf Wido starb.

Obwohl Marozia in Lüsten gealtert war, hatte sich doch das wilde Feuer der Begierden in ihrer Seele nicht verzehrt, in der sich die Ueppigkeit mit dem ausschweifendsten Ehrgeiz paarte. Noch einmal bewarb sie sich um die Liebe eines Mannes, die ihr zugleich die höchsten Ehren der Welt gewinnen sollte; sie trug ihre Hand König Hugo an, und er fühlte sich solches Weibes werth. Den ärgsten Ausschweifungen war der Burgunder nicht minder als die freche Römerin ergeben; mit Buhlerinnen, meist der Hefe des Volkes entnommen, führte er das ärgerlichste Leben; drei dieser Weiber — das Volk nannte sie Venus, Juno und Semele — würdigte er besonderer Auszeichnung und beförderte ihre Kinder zu den ehrenvollsten Stellungen. Keinen Augenblick zögerte er auf Marozias Anerbieten einzugehen, als sie mit ihrer Hand den Besitz Roms und die Kaiserkrone versprach, die ihr Sohn Papst Johann ihrem Neuvermählten auf das Haupt setzen sollte.

Hugo eilte nach Rom. In der Engelsburg, jener starken Festung

am Tiber, in die man das gigantische Grabmal Kaiser Hadrians umgeschaffen hat, empfing ihn Marozia. Hier wurde die Ehe geschlossen (932), obwohl die Gesetze der Kirche sie untersagten; denn Hugo und Markgraf Wido waren von einer Mutter geboren. Mit großer Festlichkeit wurde das Beilager gehalten, und Hugo wartete der Erfüllung seiner ehrgeizigen Hoffnungen. Da ereignete es sich, daß ihm eines Tages der junge Alberich, der uneheliche Sohn Marozias vom Markgrafen Alberich, Hofdienste auf den Befehl seiner Mutter leisten mußte, und da er sich dabei nicht unterthänig genug gegen den stolzen Burgunder erwies, schlug ihm dieser erzürnt ins Gesicht. Die Wuth des kaum zum Jüngling erwachsenen Knaben, der aber Kraft und Muth in sich fühlte, kannte keine Grenzen. Er verließ die Engelsburg, versammelte die Römer und entflammte ihre Leidenschaft. „Soweit ist Rom" — so etwa soll er gesprochen haben — „von seiner stolzen Höhe gesunken, daß es dem Gebot eines buhlerischen Weibes gehorcht. Das Schmählichste sehen wir vor unseren Augen; um der Lüste eines Weibes willen wird Roms Freiheit zu Grabe getragen, und die Burgunder, einst die Knechte der ewigen Stadt, sollen fortan ihr gebieten. Wenn Hugo jetzt, wo er als Gast kommt, seinem Stiefsohn solche Unbill zu bieten wagt: was habt ihr erst von ihm zu erwarten, wenn er sich einbürgern wird? Oder kennt ihr etwa nicht den Stolz und die Habgier der Burgunder?" Solche Worte wirkten: das Volk schaarte sich zusammen, erwählte Alberich zu seinem Führer und eilte nach der Engelsburg, die es umschloß. Hugo entsank der Muth; bei Nacht ließ er sich an einem Strick von der Mauer der Burg herab und eilte seinem Heere zu, das in Roms Nähe lag. Sofort begann er die Belagerung der Stadt, die aber mit Glück vertheidigt wurde. Schimpflich verließ der Burgunder endlich das römische Gebiet; seine Hoffnungen auf die Kaiserkrone waren vereitelt.

Dies mißglückte Unternehmen erschütterte schneller, als man hätte erwarten sollen, Hugos Stellung auch dort, wo sie bereits gesichert schien. Mit burgundischen Rittern war Hugo in das Land gekommen; burgundische Geistliche, auch fränkische Priester, die durch die Ungunst der Verhältnisse ihre Heimath hatten verlassen müssen, waren dem Eroberer gefolgt. Sie alle machten an Hugo Ansprüche, und diese wurden um so eher befriedigt, als er sich mehr auf die Treue dieser Fremden, als auf den wetterwendischrn Sinn der Italiener glaubte verlassen zu können. So kamen die größten Lehen des Reichs an Burgunder, vor-

nehmlich an Männer, die in näherer oder fernerer Verwandtschaft mit dem König standen. Auch die reichsten Bisthümer und Abteien fielen Burgundern und Franken zu, unter denen allerdings Manche einer strengeren Richtung folgten und ihrer Stellung nicht unwerth schienen. Denn schon um der Sicherheit des Reichs willen lag Hugo daran, die aufgelösten kirchlichen Ordnungen Italiens herzustellen; er stand deshalb mit Odo, dem zweiten Abt von Cluny und Begründer einer ausgedehnten Klosterreformation, in der engsten Verbindung. Aber der Erfolg dieser Bestrebungen war gering; die Geistlichkeit zeigte sich nicht minder aufrührerisch als der Adel.

Die Begünstigung der Fremden reizte die Empfindlichkeit der Italiener, unter denen das Nationalgefühl damals schon entwickelter war, gegen den eingedrungenen Gebieter; verderblicher noch war es für ihn, daß, als ihn das Glück zu verlassen schien, selbst jene Fremden nicht treu blieben, die er vor Allen begünstigt hatte. So hatte Hugo zum Grafen von Verona einen gewissen Milo ernannt, zum Bischof daselbst zuerst einen seiner Vettern, Hilduin, der aus dem Bisthum Lüttich vertrieben war, und dann, als Hilduin im Jahre 931 zum Erzbischof von Mailand erhoben wurde, dessen Freund Rather, den schon öfters erwähnten gelehrten lothringischen Mönch, der Hugos Glücksstern folgend die Heimath verlassen hatte. Milo und Rather, obschon beide von Hugo erhoben, öffneten doch alsbald dem Baiernherzog Arnulf, als er einen Ueberfall auf Verona wagte, die Thore der Stadt (935). Arnulfs Unternehmen scheiterte zwar, und Rather mußte im Kerker seine Untreue büßen, aber bald darauf klagte Hugo sogar seinen eigenen Bruder Boso, dem er die Mark von Tuscien übertragen hatte, des Verraths an und warf auch ihn in den Kerker.

Hugos Herrschaft war im Innern gefährdet, und die fortwährenden Kriegszüge, die er ohne Erfolg gegen Alberich unternahm, dienten nur seine Macht noch zu schwächen. Deshalb folgte er den Rathschlägen des Abtes Odo und schloß im Jahre 936 einen Vertrag mit Alberich, der schon mit unumschränkter Gewalt Rom beherrschte. Denn nach Hugos Flucht hatte der junge Römer seine Mutter und seinen auf den Stuhl Petri erhobenen Halbbruder in das Gefängniß geworfen und so der Weiberherrschaft in der Stadt ein Ende bereitet. Marozia fand kurz darauf ein ruhmloses Ende; der Papst erhielt zwar die Freiheit wieder, starb aber auch nach wenigen Jahren, und sein Nachfolger Leo VII,

war nur ein willenloses Werkzeug in Alberichs Händen. Alberich, den Eingebungen Odos nicht minder zugänglich als Hugo, war zwar auf den Frieden eingegangen und hatte sogar Hugos Tochter Alda zur Ehe genommen; wenn aber der Burgunder an diese Verbindung neue Hoffnungen auf die Kaiserkrone geknüpft hatte, so sah er sich bitter getäuscht. Durch Verschmitztheit war ein Mann, wie Alberich, nicht zu überwinden. Welche Listen Hugo auch ersann, der Besitz Roms blieb ihm versagt, und während die Thore der Stadt Jedem offen standen, der sich vor seiner Grausamkeit flüchtete, waren sie ihm verschlossen. Die Italiener hatten wieder, was sie verlangten, zwei Fürsten, von den sie den einen durch den anderen schrecken und schwächen konnten; nicht eher hörten sie auf, das Feuer der Eifersucht zwischen ihnen zu schüren, als bis beide abermals zu den Waffen griffen. Hugo rückte im Jahre 941 gegen Rom und scheint wirklich einen Theil der Stadt in Besitz genommen zu haben, aber dauernd konnte er sich nicht in derselben behaupten. Abt Odo eilte von Neuem nach Italien, um Frieden zu stiften (942); wir wissen nicht, ob ihm dies letzte Werk seines Lebens gelang.

Immer gefährlicher wurde Hugos Lage. Der Mangel an nachhaltigen Erfolgen, der beispiellose Nepotismus in Vertheilung der geistlichen und weltlichen Würden, die Willkür und Härte seines ganzen Regiments entfremdeten ihm immer mehr die Gemüther. Die Blicke aller Unzufriedenen hatten sich daher längst auf die Söhne des Markgrafen Adalbert von Ivrea: den jüngeren Berengar, Kaiser Berengars Enkel, und seinen Stiefbruder Anschar, den Sohn der Irmengard, gerichtet. Anschar wurde, da sein Anblick Hugo nicht Ruhe gönnte, vom Hofe entfernt und zum Markgrafen von Spoleto ernannt; hier ließ ihn Hugo von dem Burgunder Sarilo, dem er selbst die Waffen in die Hand gab, überfallen und tödten. Als Hugo vernahm, daß Anschar das Leben eingebüßt habe, frohlockte er laut, aber zu früh. Denn Berengar, Anschars Bruder, hatte sich dem auch ihm drohenden Verderben entzogen; als ihm verrathen wurde, daß Hugo ihn wolle blenden lassen, flüchtete er sich über die Alpen zu König Otto. Dies war schon im Jahre 940 geschehen, und von dieser Zeit an schwebte Hugo in beständiger Furcht vor Berengar und vor dem mächtigen Sachsen. Der Bund, der früher zwischen Hugo und König Heinrich bestanden hatte, war in den ersten Jahren auch von Otto erhalten worden, hatte sich

aber gelöst, seitdem Otto im burgundischen Reich die ehrgeizigen Pläne Hugos vereitelt hatte.

Hugo, von allen Seiten bedroht, suchte sich zuletzt durch eine Verbindung mit dem griechischen Hofe zu sichern. Eine Unternehmung gegen die Araber, welche die ligurischen Küsten immer unsicherer machten und den griechischen Kaufleuten nicht minder beschwerlich sein mochten als den italischen, bot ihm Veranlassung mit dem Kaiser Unterhandlungen anzuknüpfen. Unter der Bedingung, daß Hugo eine seiner Töchter einem Kaisersohn vermähle, stellte ihm Constantinopel eine Flotte, um das Räubernest der Araber an der provenzalischen Küste, gegen welches die Griechen schon zehn Jahre früher einen Zug unternommen hatten, zu zerstören. Im Jahre 942 wurde von der Land- und Seeseite ein Angriff auf Garde-Frainet gemacht. Von der Seeseite machten es die Griechen den Arabern unmöglich zu entkommen; diese zogen sich daher in das Innere zurück. Hier aber stand Hugo nicht nur von allen kräftigen Maßregeln gegen sie ab, sondern schloß sogar mit ihnen einen Vertrag, nach dem sie die Pässe der Alpen besetzt halten sollten, um gegen einen Angriff von der deutschen Seite her sein Reich zu schützen. Die griechische Flotte sandte Hugo darauf heim, unterhielt aber seine Verbindungen mit Constantinopel auch in der Folge. Bertha, die Tochter einer Concubine Hugos, wurde nach Constantinopel gesandt und dort im Jahre 944 dem nachherigen Kaiser Romanus II. vermählt, starb aber kinderlos nach wenigen Jahren.

Der Ausgang des Unternehmens gegen Garde-Frainet mußte Hugos Ansehen in den Augen des Volkes herabwürdigen, und die geringe Achtung, die der schon alternde König noch sich erhalten hatte, vollends verloren gehen, als im Jahre 943 die Ungarn abermals in die Lombardei einbrachen und Hugo, weit entfernt ihnen im Kampfe zu begegnen, ihnen vielmehr Geld und Wegweiser gab, um sie angeblich nach Spanien gegen die Feinde der Christenheit zu führen. Die Ungarn hatten kaum die Westgrenze des Reichs überschritten, so kehrten sie um, durchzogen noch einmal plündernd die Lombardei und traten dann den Heimweg an.

Die Dinge reiften der Entscheidung entgegen. Der König fühlte sich immer mehr verlassen, und als mit einem kleinen selbstgeworbenen Heere im Frühjahr 945 Berengar durch den Vintschgau sich der italischen Grenze näherte, verließen Hugo auch die Freunde, auf die er glaubte

noch am sichersten rechnen zu können. Die Verwaltung der Mark Verona hatte er seinem Neffen, dem Erzbischof Manasse von Arles, übertragen, dem er überdies die reichen Einkünfte der Bisthümer von Trient, Verona und Mantua zugewiesen hatte. Manasse, mit Gunstbeweisen überschüttet, war der Erste, der Hugo verrieth; gegen das Versprechen des Erzbisthums Mailand öffnete er Berengar die Thore von Verona. Von hier zog Berengar, in dem man den Befreier des Landes von der drückendsten Tyrannei begrüßte, nach Mailand; die geistlichen und weltlichen Großen Italiens strömten hier von allen Seiten ihm zu. Hugo war vollständig verlassen. Der Jubel und die Lobeserhebungen, mit denen man Berengar empfing, kannten keine Grenzen. Schon fühlte der Burgunder selbst, daß seine Zeit vorüber sei, und sandte seinen jungen Sohn Lothar, dessen weiches Herz bekannt war, nach Mailand, um die Gemüther der Großen für diesen zu gewinnen; er selbst hatte sich entschlossen der Krone zu entsagen.

Die italischen Großen waren der endlosen Parteikämpfe müde, die das Land so lange schon der Verwüstung der auswärtigen Feinde aussetzten; sie wollten wirklich einmal alle inneren Zerwürfnisse durch eine allgemeine gütliche Ausgleichung beseitigen und so jenes goldene Zeitalter herbeiführen, von dem sie träumten. Von solcher Gesinnung zeugten alle Schritte, die sie jetzt thaten. Als Lothar, vor dem Kreuze in der Kirche des heiligen Ambrosius zu Mailand hingestreckt, ihr Erbarmen anrief und versprach sich in allen Dingen ihnen willfährig zu zeigen, erwählten sie ihn aufs Neue zu ihrem König und gelobten ihm Treue. Aber zu seinem ersten Rathe setzten sie Berengar ein und übertrugen ihm die Führung aller Geschäfte; Berengar erhielt die Macht des Königs, Lothar behielt den Namen, den er überdies noch mit dem Vater theilte. Denn Hugo hatte mit den erpreßten Schätzen das Land verlassen wollen, aber man hatte ihn daran verhindert, weil man nicht ohne Grund besorgte, er werde, sobald er aus Italien entkommen sei, mit Waffengewalt die verlorene Macht herzustellen suchen. Die Verwandten Hugos ließ man meist in ihren Aemtern, selbst seine unehelichen Söhne. So behielt jener Lieblingssohn Hugos, Hubert, den eine vornehme Burgunderin Wandelmoda ihm außer der Ehe geboren und der bereits die Marken von Tuscien, Spoleto und Camerino in seiner Hand vereinigte, das wichtige Tuscien, obschon er Spoleto und Camerino an Bonifacius, einen Schwager König Rudolfs II. von Burgund, abtreten mußte.

Bonifacius Stellung wurde hier auf alle Weise gesichert; sein Sohn Theobald erhielt sofort die Mitbelehnung, seine Tochter wurde an Hubert vermählt. Mit Alberich von Rom wurde Friede geschlossen.

Nichts wünschte man dringender in Italien, als auch Hugos Streitigkeiten mit der burgundischen Königsfamilie gründlich auszugleichen, da sie die Ruhe der Halbinsel unaufhörlich bedrohten. Dahin zielte die Familienverbindung zwischen dem Markgrafen Hubert und Bonifacius, und noch mehr erwartete man von einer unmittelbaren Vereinigung der Königshäuser. Sieben Jahre waren verflossen, seit König Hugo um das burgundische Reich zu gewinnen, sich mit Bertha, der Wittwe König Rudolfs II., vermählt und deren Tochter Adelheid seinem Sohne verlobt hatte. Als aber seine Absichten auf Burgund gescheitert waren, hatte er sich von Bertha in Unfrieden getrennt, und des Verlöbnisses der Adelheid war nicht weiter gedacht worden. Sehnlichst verlangte Italien jetzt die Vermählung der Tochter Rudolfs mit Hugos Sohn; sie schien das festeste Band des Friedens. Aber Hugo hegte nicht lange Friedensgedanken. Um Ostern 946 gelang es ihm heimlich Italien zu verlassen. Er trug sich mit großen Entwürfen, noch einmal das schöne Königreich im Süden zu erstürmen, wie zwanzig Jahre zuvor; mitten in diesen Plänen raffte der Tod ihn hin. Er starb zu Arles am 10. April 947, nachdem er sein vielbewegtes Leben auf mehr als sechzig Jahre gebracht hatte. Man hatte die Parteien, die seit einem Menschenalter um die Herrschaft Italiens gestritten hatten, auszugleichen gesucht: aber erst Hugos Tod drückte den Verträgen, die man in diesem Sinne geschlossen hatte, das Siegel auf. Am 27. Juni 947 vermählte sich König Lothar mit der Burgunderin Adelheid, der Tochter Rudolfs II.

Die Ruhe Italiens schien gesicherter, als seit langer Zeit. Die inneren Streitigkeiten hatten ausgetobt, und von allen christlichen Mächten hatte man nichts zu besorgen. Mit Alberich stand man in Frieden; Adelheid hielt den burgundischen König, ihren Bruder, in Schranken; Lothar war dem griechischen Hofe durch seine Schwester verwandt; König Otto hatte sich von jeher als der Beschützer des burgundischen Hauses gezeigt und überdies Berengar in den Tagen der Verbannung Beistand gewährt. So konnte man hoffen, sich endlich, wenn nur Berengar der rechte Mann war die Macht zu gebrauchen, auch der äußeren Feinde zu entledigen, der räuberischen Ungarn und Araber Herr zu werden.

Aber die Hoffnungen, die man auf Berengar gesetzt hatte, wurden völlig getäuscht. Den Feinden des Landes gegenüber zeigte auch er wenig Muth und Entschlossenheit. Als die Ungarn im Jahre 947 wieder in Italien erschienen, trat er ihnen nicht mit bewaffneter Hand entgegen, sondern fand sie durch Geld ab und ließ durch eine Kopfsteuer, eine seit geraumer Zeit unerhörte Sache, die erforderliche Summe zusammenbringen. Der allgemeine Unwille mußte sich aufs Höchste steigern, als sich herausstellte, daß er an dieser Steuer sich noch überdies selbst bereichert hatte. Bald trat auch zu Tage, wie wenig Bestand das gute Vernehmen zwischen ihm und König Lothar hatte. Er suchte Lothars Macht überall herabzudrücken; schon erregte die schimpfliche Lage des Königs die Aufmerksamkeit des griechischen Hofes. Man that dort Alles, um Berengar in der Pflicht gegen Lothar zu erhalten, doch umsonst. Berengar schickte zwar einen Vertrauten — es war Bischof Liudprand — nach Constantinopel, um die Besorgnisse des dortigen Hofes zu verscheuchen (949), aber die Lage Lothars wurde in keiner Weise gebessert, und als Adelheid ihrem Gemahl eine Tochter geschenkt hatte, begann die Seele der Willa, Berengars Gemahlin, die Furcht zu beschleichen, es könnten die Hoffnungen, die sie für die Herrschaft ihres Sohnes Adalbert hegte, vernichtet werden. Diese Willa, die Nichte König Hugos, war nach dem Bilde, das uns Liudprand von ihr entwirft, unter den schlimmen Weibern Italiens die schlimmste. Herrschsucht, Zornmuth, Rachgier und Wollust paarten sich in ihr auf die widerwärtigste Weise und machten sie Allen, selbst ihrem Gemahl, furchtbar. Niemanden aber haßte sie mehr als den jungen König und seine Gemahlin.

Bei dem Zwiespalt der Herrschenden lebten alsbald die inneren Parteien von Neuem auf und zeigten die alte Schwäche der königlichen Gewalt. Als der erzbischöfliche Stuhl zu Mailand erledigt wurde, konnte man Manasse nicht einmal zu dem ihm verheißenen Lohn verhelfen, und Rather, der aus Verona gewichen, dann aber zurückgeführt war, fühlte sich dort in kurzer Zeit wieder so unsicher, daß er angstvoll zum zweiten Male seinen Bischofssitz verließ. So wenig zeigte man sich überdies auswärtigen Feinden gewachsen, daß Herzog Heinrich von Baiern, der durch die von Italien einbrechenden Ungarn in seinem Herzogthum vielfach bedrängt war, im Jahre 950 ungehindert in die Mark von Friaul eindrang und Aquileja, die wichtigste Stadt in der-

selben, einnahm. Schon unterhielt Heinrich Verbindungen auch in den lombardischen Städten: ein Beweis, daß sich Berengars freundliche Verhältnisse zu dem deutschen Reiche bereits gelöst hatten, denn Allem, was der Bruder jetzt that, pflegte Otto nicht fremd zu sein.

Wir wissen, wie die Pläne Hugos, sich der Kaiserkrone zu bemächtigen, an Alberichs Festigkeit gescheitert waren, und wie deshalb Italien ohne kaiserliche Gewalt blieb. Weniger noch als Hugo konnten Lothar oder Berengar darauf hoffen, den harten Sinn Alberichs zu beugen, der sich in Rom eine Macht gegründet hatte, welcher an Festigkeit keine andere in Italien zu vergleichen war.

Ein außerordentlicher Mann ohne Zweifel war Alberich, wenigstens unter den Italienern dieser Zeit die seltenste Erscheinung. Zweiundzwanzig Jahre behauptete er sich in dem Besitze Roms gegen Angriffe von allen Seiten. Er war es, der die Ordnung in der Stadt und ihrem Gebiet zuerst wiederherstellte; unter dem Namen eines „Fürsten und Senators aller Römer" herrschte er mit völlig freier Gewalt. Seinen Namen trugen die römischen Münzen, er gebot über Krieg und Frieden, hielt in seiner Hofburg neben der Kirche Santi Apostoli das höchste Gericht und setzte alle weltlichen Beamten in der Stadt und dem Herzogthum ein. Die ganz aufgelöste Kirchenzucht wurde durch ihn wieder zur Geltung gebracht, die alten Klöster hergestellt und neue begründet. Auch das Haus auf dem Aventin, wo er geboren war, bestimmte er zu einer geistlichen Stiftung; so ist das Kloster der heiligen Maria begründet worden, in dem Gregor VII. seine Jugend verlebte. Aber so kirchlich im Sinne seiner Zeit Alberich war, der in allen geistlichen Dingen dem Rathe des Abts Odo von Cluny folgte, nichtsdestoweniger besetzte er den Stuhl Petri ganz nach seinem Gefallen und ließ den Päpsten Nichts, als ihre nächsten geistlichen Befugnisse und den leeren Namen einer völlig bedeutungslosen Oberherrschaft über die Stadt und ihr Gebiet. Leo VII., Stephan IX. und Marin II. waren Nichts als Werkzeuge Alberichs, wenn auch die Urkunden nach wie vor mit ihrem Namen bezeichnet wurden und die Münzen ihr Bildniß zeigten. Dieser Schein einer höheren Gewalt beschränkte Alberich nicht, jeder wirklichen Abhängigkeit wußte er sich zu entziehen. Nach dem kaiserlichen Namen trachtete er nicht; denn er wußte, an wirklicher Macht gab ihm die Kaiserkrone Nichts und verwickelte ihn dennoch in endlose Kämpfe, die er nicht durchzuführen vermochte. Aber er war stark genug sich in

Rom selbst zu behaupten und jeden Versuch, das Kaiserthum herzustellen, schon im Keim zu ersticken. Auch Alberich war, wie Hugo, ein Tyrann, und die Lage der Dinge mußte ihn dazu stempeln. Aber darin unterscheidet er sich von dem Burgunder: er bewahrte die Herrschaft bis an sein Ende, da sein Ehrgeiz nicht weiter reichte als seine Hülfsmittel.

Und doch, welche Stellung nahm Rom und das Papstthum unter Alberichs Herrschaft ein! Rom, welches der Mittelpunkt der Welt sein sollte und wollte, war getrennt von allen großen Interessen der Christenheit. Der Papst, der oberste Lenker der Kirche, war in den Händen eines Stadttyrannen und mußte seinen untergeordneten Absichten dienen. Der geistliche Staat, den Pippin, Karl der Große und seine Nachfolger den Päpsten begründet hatten, war aufgelöst; denn Rom selbst war in Alberichs Händen, während Ravenna und die Pentapolis die italischen Könige an sich gerissen hatten. Zuweilen regte sich denn doch in der römischen Geistlichkeit ein Gefühl davon, zu welcher Tiefe man herabgesunken sei. Zwei Bischöfe, Marin und Benedict, stifteten eine Verschwörung gegen Alberich an, in die sie selbst die Schwestern des Fürsten zogen, aber eine von diesen enthüllte den Plan ihrem Bruder, und die Verschworenen wurden nach der Strenge des Gesetzes bestraft. Endlich scheint auch selbst Papst Agapet II., der im Jahre 946 den Stuhl Petri bestieg, das Unwürdige seiner Stellung empfunden und eine Befreiung des Papstthums angebahnt zu haben. Alberich fühlte es in seinen letzten Lebensjahren, daß seine Stellung doch nicht ohne Gefahr sei. Deshalb suchte er eine Stütze am Hofe zu Constantinopel und schickte eine Gesandtschaft dort hin, die für ihn um die Hand einer Kaisertochter werben sollte. Ob Alda, König Hugos Tochter, inzwischen verstorben oder von Alberich verstoßen war, wissen wir nicht.

Um die Gunst des griechischen Hofes buhlten damals im Wetteifer die Fürsten Italiens. Hätte das Morgenland einen kräftigen Kaiser an seiner Spitze gehabt, wohl würde er in diesen Bewerbungen eine Aufforderung gesehen haben, die alten Rechte seines Thrones hier noch einmal aufzunehmen und durchzufechten. Wäre es dann gelungen, die Kaiserkronen des Morgen- und Abendlandes wieder auf einem Haupte zu verbinden, die Einheit des römischen Reichs und der ganzen Christenheit herzustellen, wer kann sich vorstellen, welchen Gang die Geschichte Europas, die Geschichte der Menschheit genommen hätte? Jene ganze Entwicklung der Dinge, die mit dem siegreichen Vordringen der ger-

manischen Stämme begonnen hatte, wäre unterbrochen oder für immer abgeschnitten worden. Und nach menschlichem Ermessen war es nicht unwahrscheinlich, daß es dem Reiche des Ostens noch einmal gelingen könnte, sich Rom und Italien wieder zu unterwerfen. Noch waren ihm die südlichsten Theile der Halbinsel, Apulien und Calabrien, unmittelbar untergeben; Neapel und Gaeta, die in gewissen republikanischen Formen von Herzogen regiert wurden, erkannten bereitwillig seine Oberhoheit an; Amalfi, das durch den Handelsverkehr, den es zwischen Griechen, Arabern und den Völkern des Abendlandes unterhielt, schnell emporkam, hatte sich von Salerno getrennt und um seiner kaufmännischen Interessen willen Constantinopel unterworfen; Venedig, dessen Handel eben kräftig aufblühte, wußte sich durch eine schwankende Stellung zwischen den abendländischen Reichen und dem Kaiser des Ostens eine eigenthümliche Selbstständigkeit zu bewahren. Die langobardischen Fürstenthümer von Benevent, Capua und Salerno erkannten gewöhnlich die Hoheit des griechischen Reichs an; trübte sich auch bisweilen durch augenblickliche Stimmungen ihr freundliches Verhältniß zu Constantinopel, so waren sie doch dem bestimmten und energisch durchgeführten Willen des Kaisers einen kräftigen Widerstand entgegenzusetzen viel zu schwach. Der ganze Süden der Halbinsel hatte sich längst vom Norden getrennt und war wesentlich durch Einflüsse vom Osten beherrscht. Kräfte genug waren hier, Kräfte genug standen sonst dem Kaiser in seinem weiten Reiche zu Gebote. Der Ausgang eines Kampfes gegen Rom und das von Parteiungen zerrissene italische Königreich schien nicht eben zweifelhaft. Aber nicht der Gedanke einmal regte sich zu Constantinopel, die alten Sitze des Römerreichs wiederzugewinnen; man begnügte sich durch Bundesverträge und Heirathscontracte, durch Gesandtschaften und kaiserliche Schreiben den alten Einfluß in Italien kümmerlich zu erhalten.

Daß eine große Macht sich noch immer im römischen Ostreiche vereinigt fand, ist unleugbar; aber die Männer, die damals diese Macht in Händen hatten, wußten nicht, sie zu gebrauchen und waren ohne alles Gefühl für ihre erhabene Stellung. Nach dem Tode Kaiser Leos VI., der nicht in den Regierungsgeschäften, sondern in dem Studium einer mönchischen Philosophie seinen Ruhm suchte, war im Jahre 912 ihm sein unmündiger Sohn Constantin VII., mit dem volltönenden Beinamen Porphyrogennitus, gefolgt. Fast ein halbes Jahrhundert hat er dem Namen nach über das Römerreich im Osten geherrscht, aber lange mußte

er den Thron mit einem Vormunde theilen, der sich selbst und seinen Söhnen die kaiserlichen Ehren anmaßte; erst im Jahre 944 gewann er die Alleinherrschaft, ohne sie jedoch in Wahrheit jemals zu üben. Alle Macht blieb in den Händen verderbter Hofleute und zügelloser Weiber. Emporkömmlinge beherrschten den Kaiser, und die Weiber mischten ihre Ränke in alle Staatsgeschäfte; der Hof lebte in den nichtigsten Dingen, in rauschenden Vergnügungen und eitlem Schimmer, indem er den Genuß dieses erbärmlichen Daseins um jeden Preis erkaufte. Die Araber vom Osten, die Bulgaren vom Norden umlagerten die Hauptstadt und die innersten Provinzen des Reichs, aber rings von mächtigen Feinden umgeben nährte man zwanzig Jahre einen feigen Frieden. Unbekümmert um den Lauf der Welt, führte der Kaiser, ein harmloser und gutmüthiger Mensch, ein stilles Leben in seinem Palaste. Die Bücher und die Musik waren sein Entzücken; Feder und Pinsel führte er nicht ohne Geschick, aber Schwert und Scepter waren seiner Hand zu schwer. Von diesem Kaiser und seinem Hofe hatten Rom und Italien Nichts zu fürchten und Nichts zu hoffen.

Die Schwäche des griechischen Kaisers war das größte Glück für Italien. Denn der sittlichen Fäulniß, welche alle Verhältnisse der Halbinsel ergriffen hatte und zersetzte, würden wahrlich neue Einflüsse des Morgenlandes nicht gewehrt, sondern sie nur reißend beschleunigt haben. Aber eben so wenig schien Italien, sich selbst überlassen, die tiefen Schäden seiner Zustände heilen zu können; eine feste Ordnung in Staat und Kirche herzustellen, dazu fehlte es im Lande selbst an jeder sittlichen Kraft. Eine starke Hand mußte noch einmal tief in die Verhältnisse desselben eingreifen, um abermals einen gewaltigen Umschwung in allen Zuständen der Halbinsel herbeizuführen. So nur konnte die Zukunft Italiens und damit die Zukunft der abendländischen Christenheit gesichert werden. Denn das Kaiserthum und das Papstthum, die beiden Mächte, welche eine universelle Bedeutung gewonnen hatten und auf deren Erhaltung der Zusammenhang der abendländischen Welt beruhte, waren nun einmal durch die Entwicklung der Dinge mit den Geschicken Italiens auf das Engste verflochten worden. Hier waren sie tief in das rohe und schmutzige Treiben nur von egoistischen Zwecken beseelter Factionen hineingezogen worden; das Kaiserthum war darin untergegangen, das Papstthum bestand fast nur dem Namen nach. Das Treiben dieser Parteien vernichten hieß das Kaiserthum erneuern, dem

Stuhle Petri seine Bedeutung zurückgeben, den Zusammenhang der abendländischen Christenheit herstellen.

2.

Eroberung des Königreichs Italien.

Während das Königthum in Italien zur Tyrannis entartete, während in Frankreich fast alle Gewalt von den großen Vasallen den Karolingern entrissen war, die sich nur noch durch auswärtigen Beistand auf dem Throne erhielten, während endlich in Burgund, wo ein kräftiges Regiment nie hatte erstarken können, unter der Regierung eines minderjährigen Fürsten die Macht der Krone auf das Tiefste herabgedrückt wurde, hatten allein in den deutschen Ländern die inneren Kämpfe zur Herstellung eines lebenskräftigen Königthums geführt, das von Tag zu Tage an Macht nach außen und innen wuchs und sich zugleich immer geneigter und fähiger zeigte die großen Ideen der Karolingischen Zeit aufzunehmen und auf seine Weise durchzuführen. Unter allen Fürsten des Abendlandes gab es daher keinen, der die wahre Bedeutung des Kaiserthums erfassen konnte, keinen, der dem höchsten Namen der Christenheit, wenn er wieder hervorgerufen werden sollte, Glanz und Kraft zu leihen vermochte, als Otto. Und schon trieb ihn die Natur seiner eigenen Stellung sein Auge auf die Kaiserkrone zu richten.

Es ist gezeigt worden, welchen Einfluß Otto schon damals auf alle Staaten übte, die aus dem Reiche Karls des Großen hervorgegangen waren, wie es seine Macht allein war, welche die abendländische Christenheit vor den sie rings umlagernden Feinden schützte, wie er allein die kirchlichen Ideen Karls durch die Herstellung der Mission wieder aufnahm und lebendig erhielt. Diese Stellung, die Otto bereits einnahm, wie anders konnte man sie nach den Ueberlieferungen der früheren Zeit bezeichnen, denn als eine *kaiserliche*? Und wie hätte Otto, der für persönliche Hoheit und eine weitgreifende Gewalt ein ungemein lebendiges Gefühl besaß, nicht auch nach der äußeren Anerkennung einer Macht streben sollen, die er dem Wesen nach bereits besaß! Wäre aber auch Otto persönliche Größe gleichgültiger gewesen, als sie es war, so

hätte ihn doch selbst die Ehre seines Reichs auf eine Bahn lenken müssen, die zur Herstellung des Kaiserthums führte. In seinem Reiche lagen die alten Kaisersitze Karls des Großen, jenes alte Stammland der Pippiniden, auf welches zuerst das Kaiserthum begründet war; es blieb unvergessen, daß nach dem Aussterben der italischen Karolinger der deutsche Zweig dieses Geschlechts mit dem französischen um die Kaiserkrone gerungen und sie endlich davongetragen hatte; auch war kaum noch ein halbes Jahrhundert verflossen, seit Arnulf, dessen Gewalt auf den deutschen Ländern beruhte, dem ersten Berengar Italien zu Lehen gegeben hatte und selbst in St. Peter zum Kaiser gekrönt war. Es war also in der Herstellung der oberherrlichen Gewalt in Italien und in der Erneuerung des Kaiserthums die verlorene Bedeutung des ostfränkischen Reichs wiederzugewinnen, ein versäumtes Recht desselben in Anspruch zu nehmen und durch das Bewußtsein wiedergewonnener Ehre die Macht der eigenen Herrschaft zu festigen. Einem deutschen König, der in die Ideen der Karolingischen Zeit so tief einging, wie es Otto that, mußte die Wiederaufrichtung des Kaiserthums sich als eine Nothwendigkeit aufdrängen.

Wir wissen nicht, wann die Kaisergedanken Ottos Seele zu bewegen anfingen, aber jedenfalls traten sie ihm näher und näher, seit er im Interesse der kirchlichen Organisation seines Reichs und namentlich der neubelebten Mission sich mit dem Papste in unmittelbare Verbindung setzte. Es ist erzählt worden, wie Otto gegen das Ende des Jahres 947 seinen vertrauten Rath, den Abt Hadamar von Fulda, zum Papste sandte, der mit wichtigen Entscheidungen für die deutsche Kirche von Rom heimkehrte, wie darauf Papst Agapet II. in dem Bischof Marin von Bomarzo einen der ersten Würdenträger des römischen Stuhls nach Deutschland schickte, welcher dann der Ingelheimer Synode vorsaß. Bei der durch Alberich ganz herabgedrückten Stellung des Papstthums und der aufstrebenden Macht des sächsischen Hauses ist es kaum glaublich, daß nicht schon damals Unterhandlungen eröffnet sein sollten, wie sie einst zwischen Karl dem Großen und Leo der Herstellung des Kaiserthums vorangegangen waren. Wie weit man gedieh, darüber fehlt es freilich an allen Nachrichten. Ein unvorhergesehenes Ereigniß veranlaßte Otto schneller, als man es erwarten konnte, mit Waffengewalt in das italische Königreich einzudringen und sich Bahn zu seinem großen Ziele zu brechen.

Am 22. November 950 starb unerwartet im Jünglingsalter König Lothar zu Turin. Niemandem kam das schleunige Ende des Königs gelegener, Niemand zog größere Vortheile daraus, als Berengar. Er beeilte sich den erledigten Thron für sich und sein Geschlecht zu gewinnen, versammelte die italischen Großen am 15. December zu Pavia, und setzte es durch, daß sie ihn und seinen Sohn Adalbert zu Königen wählten; noch an demselben Tage empfingen Beide die Krone. Nun erst zeigte sich Berengar in seiner wahren Gestalt. Leutselig war er aufgetreten, so lange er der Krone nicht sicher schien; sobald sie auf seinem Haupte saß, fand Italien in ihm einen habsüchtigen und gewaltthätigen Fürsten, der das Recht um Geld verkaufte und besonders die hohe Geistlichkeit hart bedrängte. „Er war" — sagt Liudprand von Cremona, der selbst viel von ihm zu leiden hatte, — „gleich dem Vogel Strauß, dessen Natur man an seinen Federn nicht erkennt; kommt aber seine Stunde, dann schlägt er die Fittiche mit Macht und verlachet Roß und Mann*); Niemand kann die Wuth des unbändigen und gefräßigen Thieres zähmen." An Härte, Grausamkeit und Hang zu den niedrigsten Lüsten überbot nach Liudprands Zeugniß den argen Fürsten noch sein ärgeres Weib, die verrufene Willa.

Schon in den ersten Tagen der neuen Herrschaft wandten sich deshalb die Gemüther Vieler von Berengar und seinem Weibe ab und richteten ihre Blicke auf Adelheid, die Wittwe Lothars, die kaum noch das neunzehnte Jahr erreicht hatte. Durch Schönheit, Klugheit und unbescholtene Sitte hatte sie sich die Herzen des Volkes gewonnen, und die zahlreiche burgundische Partei im Lande, jeder anderen Führung beraubt, sah in ihr allein die Hoffnung der Zukunft. Bei den ganz in Verwirrung gerathenen Bestimmungen über die Erbfolge war es erklärlich, wenn Manche ihr ein Erbrecht an das italische Reich beimaßen und meinten, sie könne mit ihrer Hand dieses Reich einem zweiten Gemahle schenken; auch sah sie selbst ohne Zweifel sich als die rechtliche Erbin der Krone an.

Berengar hegte nicht geringe Furcht vor Adelheid und ihrem Anhange, er dachte bald auf nichts Anderes, als sie zu verderben. Es scheint wohl, als habe er zuerst verlangt, daß sie sich, ehe noch die Tage der Wittwentrauer verstrichen waren, mit seinem Sohne Adalbert ver-

*) Anspielung auf Hiob 39, 13. 18.

mählen solle, und als habe sie diese Anmuthung zurückgewiesen. Wie dem auch sein mag, bald trat Berengar als Adelheids bitterster und grausamster Feind auf; Beleidigung über Beleidigung, Gewalt über Gewalt mußte die edle Frau von Berengar und seinem ehrlosen Weibe zu Pavia ertragen. Man beraubte sie ihres Goldes, ihres Schmucks, ihres Gefolges, endlich sogar der Freiheit. Wenige Monate nach dem Tode ihres Gemahls, am 20. April des Jahres 951, wurde sie zu Como zur Gefangenen gemacht und in einen Kerker geworfen. Hier war sie den abscheulichsten Mißhandlungen ausgesetzt, man raufte ihr das Haar aus, mit Schlägen und Fußtritten beschimpfte man ihren königlichen Leib. Später überlieferte Berengar die Gefangene einem seiner Grafen, der sie in der Burg Garda, an dem gleichnamigen See, bewahren sollte. Hier verlebte Adelheid in einem grauenhaften Kerker, von einer einzigen Magd begleitet, rings von Wachen umstellt, vier bange Monate ihres wechselvollen Lebens; Nichts ließ man ihr, als die Tröstungen der Religion, von einem treuen Priester gespendet. Unsägliches hat damals die junge Königin erduldet, wie sie später selbst oft dem Abt Odilo von Cluny erzählte. „Aber es war ihr heilsam," sagt Odilo; „damit nicht der Zauber sinnlicher Lust ganz ihr junges Herz umstricke; wen der Herr liebt, den züchtigt er."

Das Gerücht von diesen Dingen lief durch die Welt und erhitzte überall die Gemüther. Man glaubte, Lothar sei vergiftet und Berengar habe sich durch Mord den Thron gewonnen. Allgemein war die Theilnahme für die junge unglückliche Königin. Nirgends aber erweckte das unerwartete Ende Lothars mit seinen Folgen mehr Antheil als in den deutschen Ländern, die unmittelbar an Italien grenzten: in Baiern und Schwaben. Wie oft waren die Herzoge dieser Länder nicht schon in die Ereignisse jenseit der Alpen verwickelt worden, wie nahe waren sie durch Alles betroffen, was sich dort zutrug! Baiern konnte keine Ruhe gewinnen, so lange die Ostmarken Italiens den Ungarn offenstanden; Schwaben war in seinen südlichen Theilen unausgesetzt den Verwüstungen der Araber preisgegeben, die König Hugo an der Grenze angesiedelt hatte. König Berengar schien nicht der Mann, sein eigenes Reich und damit unmittelbar auch die deutschen Länder von diesen Feinden des christlichen Namens zu befreien, zumal die Art und Weise, wie er zum Thron gelangt war, kaum erwarten ließ, daß er den Widerstand der feindlichen Parteien im Innern jemals überwältigen würde. Ueberdies eröffneten

sich hier den kampfeslustigen, thatendurstigen Seelen in Schwaben und Baiern weit die Bahnen des Ruhmes und glänzenden Gewinns. Die freundlichen Verhältnisse zu Berengar waren bereits gelöst; Heinrich von Baiern hatte sich kurz vorher in den Besitz von Aquileja gesetzt und wahrscheinlich auch darin behauptet. Jetzt rüstete Heinrich von Neuem, und gleich ihm Liudolf von Schwaben, um in die lombardische Ebene hinabzusteigen. Den Kampf gegen Berengar und für Adelheid gebot die Noth, rieth der Vortheil an und schien die Ritterehre zu fordern.

Aber auch Ottos Seele hatten die Ereignisse jenseits der Alpen gewaltig erregt, und nicht deshalb allein, weil er bei seinem nahen Verhältnisse zu dem burgundischen Hause vor Allen berufen war sich der unglücklichen Königin anzunehmen, sondern in noch höherem Maße, weil er als Rächer Adelheids die erwünschte Gelegenheit fand, sich des italischen Königreichs zu bemächtigen und im Besitz desselben das abendländische Kaiserthum zu erneuern. Aber nur wenn er Adelheids Interessen unauflöslich mit den seinigen verband, konnte er, der nordische Fremdling, festen Fuß in dem italischen Reiche fassen und sich dort gleichsam heimisch machen. So ergriff ihn der Gedanke, der jungen Königin, die im Kerker schmachtete, weil sie Italiens Hoffnung war, seine Hand und seinen Thron anzubieten. Was er von Vielen, die auf der Pilgerfahrt nach Rom an Lothars Hofe freundliche Aufnahme gefunden hatten, von der Anmuth, der Liebenswürdigkeit und den Sitten Adelheids gehört hatte, mußte ihn in diesem Vorhaben bestärken.

Bald war Ottos Entschluß gefaßt, mit Heeresmacht Berengar zu bekriegen, Adelheid zu befreien, das Königreich Italien mit ihrer Hand zu gewinnen und so sich den Weg zum kaiserlichen Throne zu bahnen. Es galt einem Undankbaren, der einst eine Zufluchtsstätte am sächsischen Hofe gesucht und in den deutschen Ländern die Mittel zu jener Macht gefunden hatte, die er jetzt so arg mißbrauchte, gebührend zu strafen; es galt zugleich den alten Anspruch auf das italische Reich durchzusetzen, durch die Hand Adelheids die unterdrückte Partei im Lande zu gewinnen und so sich die Herrschaft zu sichern; es galt endlich die Herstellung des abendländischen Kaiserthums, welche der Befestigung des königlichen Ansehens in Italien mit Nothwendigkeit folgen mußte. Es war der größte Entschluß, den Otto jemals gefaßt. Er berief die Großen des Reichs, eröffnete ihnen seine Absicht nach Italien und Rom zu ziehen, Alle stimmten ihm freudig zu, und im Sommer des Jahres 951

wurde in allen Gauen der deutschen Länder mit Macht zum großen Zuge über die Alpen gerüstet.

Kriegerischer Ungestüm entflammte die Herzen der deutschen Jugend. Schon duldete es Liudolf nicht mehr in der Heimath, es verlangte ihn durch Thaten zu beweisen, daß er ein Mann geworden, daß er die Hoffnungen seines Vaters und seines Volkes erfüllen werde; auch schien es ihm vortheilhaft und rühmlich zugleich, die Grenzen seines Herzogthums im glücklichen Augenblicke zu erweitern. Aufregende Reden unruhiger Geister erhitzten sein ohnehin lebhaftes Gemüth; schnell sammelten sich um ihn Männer, die ihr Glück jenseits der Berge suchten, wie jener Rather, der, zweimal von seinem Bischofsstuhl in Verona vertrieben, abermals auf seine Herstellung hoffte. So stürzte sich denn schon im Sommer, ohne den Vater zu befragen, Liudolf in den Krieg; mit unzureichenden Kräften, die er in Schwaben gesammelt, stieg er zum Kampf von den Alpen hinab. Der Erfolg seiner Waffen entsprach aber nicht seinen Wünschen; nicht sowohl Berengar leistete ihm Widerstand, als ihm gerade der Beistand versagt blieb, auf den er am sichersten gerechnet hatte. Man hatte ihn versichert, die Unzufriedenen im Lande würden sich beeilen ihm ihre Städte und Burgen zu öffnen, aber fast überall fand er die Thore verschlossen. Man erzählte, es habe Herzog Heinrich, sein Oheim, mit dem er schon vorher um die Grenzen seines Herzogthums gehadert hatte, gleich ihm nach einer Erweiterung seiner Macht in Italien trachtend, Gesandte über Trient nach der Lombardei gesandt und Berengars Gegner aufgefordert sich von Liudolf fern zu halten. So erzählte man; Liudolf glaubte es und nährte tiefen Groll gegen den Oheim im Herzen. Der Mangel an Lebensmitteln, die ungünstige Jahreszeit brachten Leiden aller Art über ihn und seine kleine Schaar; es blieb ihm zuletzt keine andere Wahl, als den Rückweg anzutreten und der bereits anrückenden Kriegsmacht des Vaters entgegenzuziehen.

Mit einem wohlgerüsteten, glänzenden Heere war Otto aufgebrochen. Es begleiteten ihn seine Brüder Herzog Heinrich und der Erzkapellan Brun; auch sein Schwiegersohn, der muthige Konrad von Lothringen, leistete Heeresfolge, nicht minder der verschlagene Friedrich von Mainz, der gelehrte Robbert von Trier und viele andere Bischöfe, Grafen und große Vasallen. Am Brenner überstieg man die Alpen und zog in das Thal der brausenden Etsch hinab. Muthig ging der König auf das letzte und höchste Ziel seines Lebens zu. Was die Welt von ihm erwartete,

zeigt ein Brief, den wenig später Rather an Papst Agapet richtete. Aus keinem anderen Grunde, meint Rather, habe Otto um das italische Reich geworben, als um in kaiserlicher Macht den vielfachen Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten in Italien zu steuern und christliche Ordnungen herzustellen.

Als Otto den Boden Italiens betrat, kam ihm Liudolf mit den Seinen entgegen; ohne Triumph kehrte er zu dem Vater zurück, der ihn zürnend über sein unbedachtes Unternehmen empfing. Die erste große Hoffnung des Lebens war dem hochgesinnten Jüngling gescheitert, und dieses Mißgeschick ließ einen tiefen Stachel in seiner Seele zurück. Manche, die ihr Glück an das seine geknüpft hatten, trennten sich nun von ihm, wie Rather, der sich wieder nach Lothringen wandte. Liudolf schloß sich mit schwerem Herzen dem Heere des Vaters an.

Trient, das noch in den Händen des Erzbischofs Manasse war, öffnete Otto die Thore. Wie Manasse einst der Erste war, der seinen Oheim König Hugo verließ, so hatte der treulose Mann jetzt auch Berengar als der Erste den Rücken gewandt und stand, wie es scheint, mit Otto längst in geheimem Bunde. Auch Verona nahm ohne Kampf den König auf. Graf Milo, der kurz zuvor für seinen Neffen das Bisthum von Manasse erhandelt und die Genehmigung des Papstes für dessen vielfach anzufechtende Einsetzung gewonnen hatte, scheint ebenfalls mit Otto schon vorher im Einverständniß gestanden zu haben. So ergoß sich das deutsche Heer, ohne Widerstand zu finden, in die reiche Ebene der Lombardei. Berengar wagte sich nirgends zum Kampfe zu stellen; wohin Otto kam, überall öffneten sich ihm die Thore, und vor Allen schlossen sich die Bischöfe bereitwillig ihm an. Berengar hatte sich in Pavia eingeschlossen, aber kaum näherte sich Otto der Stadt, so floh er feige von dannen; schon am Tage darauf (23. September) rückten die Deutschen ein. Auf eine seiner Burgen rettete sich Berengar, um wenigstens seine Person vor dem übermächtigen Feinde zu sichern.

Otto verfolgte den Feind nicht; er blieb in Pavia. Immer zahlreicher versammelten sich hier um ihn die geistlichen und weltlichen Großen des italischen Reichs. Auch Mailand, die Stadt der vielen Kirchen, unterwarf sich dem Sachsen, und Manasse, dessen Beistand Otto so wichtig gewesen war, erhielt in dem reichen Erzbisthum den Lohn seiner Dienste. Schon sah sich Otto als Beherrscher des Landes an, nannte sich in seinen Urkunden „König der Langobarden“ oder auch „König

der Italiener", zählte nach Jahren des neugewonnenen Reiches und ernannte Manasse zu seinem Erzkanzler in demselben. Keine Wahl, keine Krönung erfolgte. Nicht von dem Willen des Adels, auch nicht von einem Erbrecht, das Adelheids Hand ihm übertragen sollte, machte Otto seine Ansprüche abhängig; als König der Ostfranken meinte er ein angebornes Recht auf die Länder jenseits der Alpen zu haben, als ein untrennbares Nebenland seines deutschen Reichs sah er Italien an.

Ohne Schwertstreich war Otto in die Hauptstadt Berengars eingezogen; ohne Blutvergießen hatte er sein Anrecht auf das schöne Königreich im Süden zur Geltung gebracht. Aber er stand damit nicht am Ziel seiner Absichten. Sich die Eroberung Italiens durch Adelheids Hand zu sichern und sich den Weg nach Rom bahnen, das waren Aufgaben, die er sich von Anfang an bei diesem Unternehmen gestellt hatte und jetzt am wenigsten aufzugeben gewillt war.

Noch ehe Otto den Boden Italiens betreten hatte, zu derselben Zeit, als Liudolf seinen unglücklichen Zug durch die Lombardei unternahm, war bereits Adelheid auf wunderbare Weise aus ihrem Kerker befreit worden. Den Gedanken der Flucht hatte ihr der Bischof Adelhard von Reggio eingegeben, von dem ein Bote den Weg in den Kerker der Königin gefunden hatte; zugleich hatte ihr der Bischof einen sicheren Aufenthalt in seiner Stadt versprochen. Die Mittel zur Flucht boten Adelheid der treue Priester und die einzige Dienerin, die sie in den Kerker begleitet hatten. Sie gruben unter der Erde einen Gang, der aus dem Thurme in das Freie führte; auf diesem Wege entkam bei Nacht die Königin, von den Gefährten ihres Kerkers begleitet (20. August 951). Noch in derselben Nacht wurde die Flucht fortgesetzt, so weit die Füße die Königin zu tragen vermochten. Beim Anbruch des Tages verbargen die Flüchtigen sich in einer Höhle. Längere Zeit brachten sie dann in der gefahrvollsten Lage zu, indem sie im Dunkel die eingeschlagene Straße verfolgten, beim Tagesanbruch aber sich in Grotten, Wäldern und Kornfeldern versteckten. Denn schon verfolgten Adelheid ihre Kerkermeister. Einst, wird erzählt, durchsuchten diese ein dichtes Kornfeld, in dem sich die Königin verborgen hatte, sie durchstachen die wogenden Aehren mit ihren Speeren und bogen die hohen Halme zurück; aber sie fanden die Königin nicht, die wie durch ein Wunder ihren Händen entrann.

Die Flüchtlinge gelangten endlich an ein breites Wasser — wahr-

scheinlich waren es die Kanäle und Sümpfe, welche der Mincio bei Mantua bildet —, hier ließ der Priester die Frauen zurück und eilte zu Bischof Adelhard, um ihm zu melden, die Königin sei entronnen und warte seines Beistandes. Tage und Nächte verlebten die Frauen in der peinlichsten Ungeduld, in stäter Furcht und Sorge schwebend, zuletzt auch vom Hunger gepeinigt und auf das Aeußerste erschöpft. Da kam endlich ein Fischer heran auf seinem Nachen; er trug einen Stör, den er so eben gefangen. Verwundert sieht er die Frauen und fragt, wer sie seien und wie sie in diese Gegend kämen. „Siehst du denn nicht", sagte Adelheid, „daß wir Fremde sind, von aller menschlichen Hülfe verlassen? Wir leiden Gefahr Hungers zu sterben; gieb uns zu essen, Mann, und wenn du Nichts hast, so rathe und hilf." Der Fischer fühlte Erbarmen, wie der Herr einst mit den Hungrigen in der Wüste, und sprach: „Siehe, ich habe Nichts, als Wasser und einen Fisch, um euren Hunger zu stillen." Er führte Feuer mit sich nach der Sitte der Fischer, und schnell lohten helle Flammen auf, an denen der Fisch zum Mahle bereitet ward. Beim ärmlichen Mahle saß die Königin, von der Magd und dem Fischer bedient. Kurze Zeit darauf kehrte der treue Priester vom Bischof Adelhard zurück und brachte die frohe Kunde, es nahe zu Adelheids Schutz eine gewaffnete Schaar, die Königin sei gerettet. Die Ritter kamen, empfingen sie jubelnd, Bischof Adelhard selbst zog ihr entgegen und führte sie erst nach Reggio, dann nach Canossa, einer festen Burg unweit Reggio, die Atto, ein tapferer Vasall des Bischofs, zu Lehen hatte. Froh zog Adelheid in diese Mauern ein, denen später ein deutscher König mit ganz anderen Gefühlen sich nahen sollte.

Nach Canossa sandte Otto, sobald er in Pavia eingezogen war, vertraute Männer als seine Boten ab, die mit reichen Geschenken um Adelheids Liebe für ihn werben und die junge Königin nach Pavia einladen mußten. Willig versprach sie dem mächtigen Fürsten, der sie so plötzlich aus der Tiefe des Elends zu der glänzendsten Stellung erheben wollte, ihre Hand und eilte ihm entgegen, schon von einer dichten Menge umdrängt, die sie wieder als Königin begrüßte. Seinen Bruder Heinrich sandte Otto als Brautführer mit der königlichen Leibwache ihr entgegen; noch ehe sie den Po überschritt, empfing sie Heinrich, der Erste von Ottos Hause, der ihr entgegentrat, der Bote einer großen Zukunft. Nie hatte Adelheid diese Begegnung Heinrich vergessen; vom ersten Augenblick war er der Mann ihres Vertrauens. Dienstbeflissen

und ergeben erwies sich Heinrich auf dem weiteren Zuge; dieser Königin wollte er gefallen, und leicht war es ihm, wenn er wollte, die Herzen der Menschen sich zu gewinnen.

Otto wartete zu Pavia der Braut. Als sie im Glanze jugendlicher Schönheit ihm entgegentrat, schlug ihr beim ersten Blicke sein Herz entgegen. Nicht die Liebe hatte die ersten Fäden dieses für die Welt so folgenreichen Bundes geschürzt; Otto freite um Adelheid, die er vielleicht nie vorher gesehen hatte, nicht um einer zärtlichen Neigung zu genügen, sondern um ihrer und seiner Stellung willen; aber die Liebe kettete bald ihn an das reizende Weib mit unauflöslichen Banden. Nicht lange nachher — wahrscheinlich schon im October — wurde die Hochzeit unter Jubel und Frohlocken in Pavia, der volkreichen Stadt, gefeiert. Wie es eines mächtigen Königs würdig war, stattete Otto seine junge Gemahlin aus. Zu dem Witthum, welches ihr Lothar in Italien hinterlassen hatte, fügte Otto reiche Güter im Elsaß, Franken, Thüringen, Sachsen und Slavonien; Adelheid galt für die reichste Frau der Welt.

Pavia, das einst Adelheids tiefste Erniedrigung gesehen hatte, erblickte nun das neue Glück, das ihr aufging. Die junge Fürstin, der kurz zuvor die Krone so schmählich entrissen war, trug jetzt eine zweifache Krone auf ihrem Haupte und schritt höher als je einher an der Seite eines Gemahls, den alle Welt als den ersten Fürsten des Abendlandes kannte. Kaum war ein Jahr seit dem Tode ihres ersten Gemahls verflossen: was hatte sie nicht seitdem erlebt! Wunderbare Abenteuer, die ihren Namen durch die weite Welt trugen und zum Gegenstande buntwechselnder Mähren machten! Jahrhunderte lang ist man in Italien nicht müde geworden von dem seltenen Glückswechsel, den die schöne Frau erfuhr, und von dem Kampfe, der um sie entbrannte, zu singen und zu sagen: Adelheid wurde gleichsam die Helena der italischen Sagen. Was wir von ihr berichtet haben, fließt nicht aus so trüben Quellen; wir folgten den Erzählungen des Abts Odilo von Cluny, des vertrautesten Freundes der Königin in ihren letzten Lebensjahren, und dem Bericht der Roswitha, der Nonne von Gandersheim, die noch bei Adelheids Lebzeiten aufschrieb, was sie von wohlunterrichteten Personen vernommen hatte.

Das Glück hatte Otto bisher auf unglaubliche Weise begünstigt; noch immer traten aufs Neue angesehene Männer zu ihm über, und

durch reiche Gunst suchte er die Großen des neugewonnenen Reichs an sich zu fesseln. Aber plötzlich erfolgte ein Umschwung der Dinge, wie ihn Nichts bisher hatte erwarten lassen.

Bald nach seinem Einzug in Pavia hatte der König den Erzbischof Friedrich von Mainz, den ersten Kirchenfürsten seines Reichs, und mit ihm den Bischof Hartbert von Chur nach Rom geschickt, um mit dem Papst über die Herstellung des Kaiserthums zu unterhandeln und seine Aufnahme in Rom zu verlangen. So geneigt nun der Papst auch den Wünschen Ottos sein mochte, war er doch zu sehr in der Gewalt Alberichs, als daß er frei seiner Ueberzeugung hätte folgen können. Der unbeugsame Tyrann der ewigen Stadt weigerte sich ebenso entschieden dem Sachsen die Thore zu öffnen, wie einst dem Burgunder, und mit unerwünschter Antwort kehrten die Gesandten Ottos zurück. Welche Rolle Friedrich in Rom gespielt hat, wissen wir nicht, aber es ist wohl zu glauben, daß den unglücklichen Ausgang der Sache Otto vor Allem ihm zur Last gelegt haben wird; mindestens erwachte die alte Abneigung zwischen dem König und dem angesehensten Bischof seines Reichs sofort aufs Neue und drohte abermals in offenen Hader auszubrechen.

Wollte Otto jetzt die Absichten, die ihn über die Alpen geführt hatten, vollständig erreichen, so blieb ihm Nichts übrig, als sich mit Waffengewalt Roms zu bemeistern, die Kaiserkrone gleichsam zu erobern. Doch schon das mußte ihn von solchem Unternehmen abhalten, daß Berengar noch nicht in seiner Gewalt war; weit mehr aber, daß er bereits in seiner nächsten Nähe wahrnehmen konnte, wie die Gaben des Glücks, die ihm zufielen, nicht überall mit freundlichen Augen angesehen wurden. Manche meinten, das italische Königreich sei ein trauriges Geschenk, das schweres Unheil über das deutsche Volk zu bringen drohe; so meinte vor Allen Liudolf, Ottos Sohn und erwählter Nachfolger.

Mit welchem Unmuth hatte es Liudolf nicht schon erfüllt, daß er seinen ersten Waffenzug so ruhmlos hinausgeführt hatte. Sein Oheim Heinrich war es, auf den er zunächst seinen Groll übertrug, und doch sah er von Tag zu Tag gerade ihn in der Gunst des Vaters steigen. Heinrich führte dem Vater die neue Mutter zu, er gewann sich sofort ihr Vertrauen und durch ihre Gunst einen unberechenbaren Einfluß auf den König selbst, während Liudolf selbst es bald inne wurde, daß keine

Mutter mehr für ihn bei dem Vater sprach. Je mehr er sich dem Vater entfremdet fühlte, desto widerwärtiger erschien ihm die Ergebenheit und Unterwürfigkeit, die Heinrich gegen Otto jetzt geflissentlich an den Tag legte. „Nicht wie ein Bruder trat er auf, sondern wie ein Sklave suchte er Ottos Befehle zu erfüllen," sagt Roswitha; sie will freilich Heinrich damit rühmen, wie anders aber mußte Liudolf dieses Benehmen erscheinen! Mit welchen Gefühlen mußte der Sohn da der Hochzeit des Vaters beiwohnen, mit welcher Besorgniß das junge Weib, in der er nur eine Verbündete Heinrichs sah, in den Armen des Vaters erblicken! Tausend schlimme Gedanken bestürmten sein Herz, es wurde ihm heiß und bang in der Nähe der Stiefmutter und Heinrichs; ohne Wissen des Vaters verließ er nach der Hochzeit das Hoflager und eilte nach Sachsen, seinem Heimathslande, zurück. Erzbischof Friedrich, der alte Ränkeschmied, verließ mit ihm Pavia und begleitete ihn nach Sachsen.

Liudolfs Entfernung und seine Annäherung an Erzbischof Friedrich hatten den König mit Unmuth und großer Besorgniß erfüllt. Bald kam schlimme Kunde. In Saalfeld feierten Liudolf und Friedrich vereinigt das Weihnachtsfest; hier sammelte sich um sie ein zahlreicher Anhang. An diesem Orte traurigen Andenkens, von wo einst im Jahre 939 Heinrichs Verschwörung ihren Ausgang genommen hatte, wurden abermals böse Worte gesprochen; der verhaltene Ingrimm machte sich Luft, man erhitzte sich gegenseitig mit Klagen und Beschwerden über den Gang der Dinge, man verwünschte den Zug nach Italien nebst Ottos neuer Ehe und maß dem Rathe und Ehrgeize Herzog Heinrichs die Schuld alles Unheils bei. Das Gerücht von dem, was in Saalfeld verhandelt war, durchlief das Reich; man sprach bereits von einer Verschwörung und verbrecherischen Plänen gegen die Majestät des Königs. Die Kunde von diesen Dingen drang alsbald auch über die Alpen, und sie vor Allem mußte Otto bewegen den Zug nach Rom aufzugeben, den Kampf gegen Berengar abzubrechen und nach Sachsen zu eilen. Er hatte hinlänglich erfahren, wie leicht sich aus geringfügigen Ursachen unter diesem unfügsamen Geschlecht ein innerer Krieg von unermeßlichen Folgen entzündete, um nicht darauf bedacht zu sein, jeden Versuch zu neuer Auflehnung durch sein persönliches Auftreten im Keim zu ersticken; überdies hatte er alle Ursache dem alten Erzbischof zu mißtrauen und war des leicht erregbaren Gemüthes seines Sohnes nicht sicher.

Otto hatte das Weihnachtsfest zu Pavia gefeiert, hier verweilte er noch im Anfange des Februars 952; dann ließ er zur Vertheidigung des Landes mit ausreichenden Streitkräften seinen Schwiegersohn Herzog Konrad zurück und trat selbst den Rückweg an. Am 16. Februar befand er sich mit Adelheid zu Como, am 1. März zu Zürich. Die Reise ging hierauf den Rhein hinab durch den Elsaß; zur Osterzeit war der König bereits zu Pöhlde am Harz, unweit Lauterberg, dem Wittwensitz seiner Mutter, wo sie mit ihrer nimmer rastenden Sorge für kirchliche Stiftungen eben damals ein Mönchskloster angelegt hatte. Von Pöhlde führte der König seine Gemahlin nach Magdeburg, wo Editha ruhte und wo er am liebsten weilte. Froh war Sachsen den König wiederzusehen, freudig begrüßte man die neue Königin; wie die Sonne die Nebel zertheilt, so verscheuchte die persönliche Erscheinung des hohen Paars alle Befürchtungen, die sich an ihre Ehe geknüpft hatten.

Kaum aber hatte Otto die Lombardei verlassen, so erhob sich Berengar wieder. Nicht alle geistlichen und weltlichen Großen hatten ihn schon verlassen; wir wissen, daß der gelehrte Bischof Atto von Vercelli sich bemühte selbst die seiner Amtsbrüder, die zu Otto übergegangen waren, Berengar wiederzugewinnen; auch waren manche Burgen, vorzüglich jenseit des Po, noch immer in seinen Händen. War Herzog Konrads Lage nun wirklich so gefährlich, daß er einen Kampf vermeiden mußte, oder war dieser Krieg auch ihm zuwider, der Niemand anders als Heinrich Vortheile zu versprechen schien: gewiß ist, er ließ sich ohne Ottos Wissen mit Berengar in Verhandlungen ein, in denen er diesem sein Reich verbürgte, wofern er sich freiwillig nach Sachsen zu begeben und Otto zu unterwerfen bereit zeige. Berengar legte sofort die Waffen nieder und machte sich mit Konrad nach Sachsen auf den Weg; sie folgten Otto und Adelheid fast auf den Fersen.

Als Berengar sich Magdeburg näherte, kam ihm schon weit vor der Stadt ein stattlicher Zug von Herzogen, Grafen und Hofbeamten entgegen. Mit königlichen Ehren wurde er empfangen, aber bald zeigte sich doch, wie wenig er auf eine freundliche Begegnung rechnen konnte. Nicht in der Hofburg, sondern in einer Herberge mußte er Wohnung nehmen und drei Tage lang vergebens warten, um bei Otto Zutritt zu erhalten. Otto, der bereits den königlichen Titel von Italien angenommen hatte, Heinrich, der eine Erweiterung seines Herzogthums beanspruchte, Adelheid, so viel und so bitter von Berengar gekränkt: sie

Alle mißbilligten Konrads Verfahren. Dieser, gereizt durch die ungebührliche Behandlung seines Schützlings, empört über die Beanstandung der von ihm gegebenen Versprechungen, hielt heftigen und zornmüthigen Sinns, wie er war, kaum seinen Ingrimm gegen den König, Adelheid und besonders gegen Heinrich zurück; er und Liudolf begegneten sich in ihrem Unmuth, und selbst mit Erzbischof Friedrich, der bis dahin sein Widersacher gewesen war, söhnte sich Konrad aus.

Berengars Sache spaltete das Haus des Königs, entzweite die ersten Fürsten des Reichs. Konrad und Liudolf sah man Heinrich geflissentlich aus dem Wege gehen; Heinrich, wenn er ja mit Liudolf zusammentraf, scheute sich nicht mit höhnischen Worten den reizbaren Jüngling zu kränken. Otto mußte um jeden Preis einen offenen Bruch für sein Haus und sein Reich zu vermeiden suchen; er ließ deshalb endlich Berengar vor und nahm ihn, als er sich unterwarf, zu Gnaden an. Aber, was Berengar erwartet hatte, die volle und ganze Rückgabe seines Reichs, erhielt er mit Nichten; kaum erlangte er, daß er frei nach Italien zurückkehren konnte. Nur vorläufige Bestimmungen wurden über Berengar in Magdeburg getroffen, die endliche Erledigung der Sache aber auf einen Reichstag verschoben, der im Sommer zu Augsburg gehalten werden sollte; da wurde Berengar befohlen mit Adalbert und den Großen seines Reichs vor Otto zu erscheinen. Was geschah, war ohne Frage darauf berechnet Konrad zu versöhnen, dennoch machte sich der Einfluß Heinrichs deutlich genug darin geltend; daß man Berengar nicht frei und vollständig gewährte, was er forderte und auf Konrads Wort fordern konnte, legte dieser Heinrich zur Last und hörte nicht auf ihm zu grollen.

Im Anfang August wurde der Reichstag zu Augsburg gehalten. Mit dem Reichstage war eine große Synode verbunden, zu der 4 Erzbischöfe und 21 Bischöfe aus Deutschland und Italien erschienen und wo für die kirchlichen Ordnungen beider Reiche nicht unwichtige Bestimmungen getroffen wurden. Die Akten über diese Beschlüsse vom 7. August sind erhalten und zeigen uns den König in seiner ganzen Macht der Geistlichkeit gegenüber. Auf seinen Befehl beriethen die Bischöfe; als ihre Berathungen beendigt waren, luden sie ihn ein in ihre Mitte zu treten; Otto erschien, nahm den Vortrag des Erzbischofs Friedrich über die Berathungen entgegen, gab denselben seine Zustimmung,

und erst, als die Beschlüsse so von ihm genehmigt waren, wurden sie niedergeschrieben und erhielten verbindende Kraft.

Bei weitem wichtiger als die Verhandlungen der Synode waren unfraglich die des Reichstags, über die wir keine Aufzeichnungen besitzen. Aber in den wichtigsten Punkten läßt sich das Ergebniß derselben erkennen. Das italische Königreich wurde an Berengar und Adalbert zurückgegeben, doch mußten Beide feierlich in die Hände Ottos den Vasalleneid leisten, der sie dann mit einem goldenen Scepter belehnte. Verwundert sahen Gesandte des griechischen Kaisers, die zu Augsburg erschienen waren, wie Berengar aus einem freien Fürsten ein Lehnsmann des deutschen Königs wurde. Vielleicht wurde Berengar auch zu einem Tribut, wie ihn andere vom Reiche abhängige Fürsten zahlten, verpflichtet; denn gewiß ist, daß von dem italischen Königreich später dem deutschen Könige ein jährlicher Tribut von 200 Pfund Goldes gezahlt wurde. Nicht ohne bedeutende Einbuße erhielt überdies Berengar sein Königreich zurück. Das alte Herzogthum von Friaul, das schon in die Markgrafschaften von Istrien, Aquileja, Verona und Trient zerfallen war, wurde von Italien losgerissen, dem deutschen Reiche vereinigt und diese Länder insgesammt dem Baiernherzoge Heinrich untergeben.

Durch die Augsburger Beschlüsse gewann Niemand mehr als Heinrich, der nicht nur in dem bereits gewonnenen Besitz gesichert wurde, sondern auch sehr erhebliche neue Erwerbungen machte. Um so größer war sein Vortheil, als jetzt nicht nur seine weite Herrschaft überall gegen die Ungarn geschützt schien, sondern ihm auch die Thore nach dem Süden zu jeder Zeit erschlossen blieben. Er allein konnte den Ausgang des Kriegs mit Jubel begrüßen; seine dem Ehrgeize so offene Seele hatte in demselben ihre volle Genüge gefunden. Weiter als jemals erstreckte sich jetzt das Amtsgebiet des baierischen Herzogs, und mehr noch als an Land hatte er an Einfluß auf die Geschicke des Reichs gewonnen.

Aber die Hoffnungen, mit denen Otto den Zug unternommen hatte und die im Anfange der Erfüllung so nahe schienen, waren doch im Ganzen fehlgeschlagen. Zwar standen die Pässe nach Italien ihm offen und Berengar hatte seine Oberhoheit anerkannt, aber er hatte das Regiment des italischen Reichs, das er bereits angetreten hatte, wieder aufgeben und den Titel eines Königs der Langobarden wieder ablegen

müssen, seine Absichten auf Rom waren gescheitert, und fraglich war, ob er sie jemals würde weiter verfolgen können. Und so wenig die Erfolge seinen Wünschen genügten, hatte doch dieses Unternehmen die, welche seinem Herzen am nächsten standen und auf deren Mitwirkung sich bis dahin seine Regierung hauptsächlich gestützt hatte, mit Unmuth erfüllt und seinem Herzen entfremdet. So mächtig das Königthum sich auch erhoben hatte, seine Macht beruhte zum großen Theil auf der Eintracht des königlichen Hauses, und jeder Zwiespalt in demselben mußte sich deshalb durch das ganze Reich fühlbar machen.

Wenn Berengar seine Herrschaft zurückerhalten hatte, so dankte er es zumeist der Rücksicht, die Otto auf Konrad nahm, den Mann, der so lange im Frieden und im Kriege Alles bei ihm gegolten hatte. Konrad mochte, da er sein Versprechen mindestens halb erfüllt sah, für den Augenblick schweigen, aber versöhnt war er nicht. Noch weniger hatte Liudolf Ruhe gefunden, der, selbst in allen Hoffnungen, mit denen er Italiens Boden betreten hatte, bitter getäuscht, seinen Widersacher frohlocken hörte und von Tag zu Tag an Einfluß gewinnen sah.

Und wenn noch andere, größere Hoffnungen sich nicht erfüllen sollten! Bald gebar Adelheid einen Sohn, und schon der Name Heinrich, den er in der Taufe erhielt, mußte Liudolfs Gemüth verwunden. Wie aber, wenn wahr werden sollte, was man sich schon erzählte, daß diesem Kinde Otto die Krone zuwenden wolle, die Liudolf zugesagt war? Alles besorgten Konrad und Liudolf, als sie, die Ersten einst an dem Herzen des Königs und in seinem Reiche, sich mehr und mehr zurückgedrängt fühlten, und nicht fehlte es in dem unruhigen Geschlecht jener Zeiten an Männern, die ihren Unmuth geflissentlich nährten. Mit Widerwillen ertrugen Viele längst die immer wachsende Macht dieses Königs und sein ehernes Scepter; vornehmlich regte sich ein unbändiger Sinn in den Jüngeren, denen die unbeschränkte Freiheit der Vorderen als Ziel ihrer Wünsche vorschwebte und die noch nicht jene Leiden der inneren Kriege kennen gelernt hatten, welche die erfahrenen Männer bedachten. Kaum schien jenem jungen Volk tadelnswerth und unbedacht ein Unternehmen sein zu können, das selbst der alte Erzbischof Friedrich mit seinem Segen begleitete; sein geheiligtes Ansehen konnte in den Augen der Masse ihr Beginnen sogar als ein löbliches darstellen. So spannen sich nach und nach die Fäden einer neuen Verschwörung an, die, obschon sie zunächst nur Heinrichs Einfluß brechen sollte, sich doch zugleich un-

mittelbar gegen die Person und die Macht des Königs richtete. Die Söhne des Königs wußten nicht nur um das frevelhafte Beginnen, sie standen vielmehr an der Spitze desselben; alle Fäden liefen in ihren Händen zusammen.

Traurige Saaten fürwahr waren aus dem Samen aufgegangen, den Otto jenseits der Alpen ausgestreut hatte. Aber wer läßt ein weites Ackerfeld brach liegen, wenn sich die erste Ernte übel lohnt!

3.

Der Krieg der Söhne gegen den Vater.

Als der verständige Brun sich einst über die Vertraulichkeit Herzog Heinrichs und Herzog Konrads kränkte, die ihr geheimes Flüstern bis in die Messe fortsetzten, brach er in die Worte aus: „Diese traurige Busenfreundschaft wird einst in die bitterste Feindschaft enden.“ Es war ein prophetisches Wort gewesen, das sich nur zu bald in der traurigsten Weise erfüllte. Denn nicht allein daß zwei ausgezeichnete Männer, die vereint dem Reiche die größten Dienste geleistet hatten, zum Nachtheil desselben sich jetzt überall in den Weg traten; ihre Feindschaft trennte zugleich das königliche Haus in zwei feindliche Lager — und wie die Geschichte dieses Hauses die Geschichte des Reichs selbst war, drohte dieser Zwist zugleich die schon fester begründete Einheit des Reichs wieder gänzlich zu lösen. Einer der gefahrvollsten inneren Kriege brach aus, der es klar an den Tag legte, daß die Einheit Deutschlands noch anderer Bande bedürfe, als sie Verwandtschaft der Fürsten schlingt!

Im Stillen waren im Winter des Jahres 952 die Fäden der Verschwörung enger und enger geschürzt, ohne daß der König, wie es scheint, von den Umtrieben nähere Kunde erhielt. Ruhig ging das Jahr zu Ende, und schon mochte Otto hoffen, das drohende Unwetter werde nicht mehr zum Ausbruche kommen. Er hatte mit Adelheid das Weihnachtsfest zu Frankfurt gefeiert und zog im Anfange des Jahres 953 nach dem Elsaß, wo Adelheid ihre Mutter wiedersah. Auf dem Rückwege verweilten sie länger auf den fränkischen Pfalzen und gingen

dann nach Ingelheim, wo sie das heilige Osterfest mit Herzog Heinrich zu verleben gedachten. Hier kamen die ersten Vorboten, daß der Sturm losbreche; was lange im Finstern vorbereitet war, trat an den Tag. Otto vernahm, die Burgen Konrads und Liudolfs wären zum Kampfe gerüstet und Beide hätten eine Schaar verwegener Jünglinge aus Franken, Sachsen und Baiern um sich gesammelt. Schon bemerkte Otto um sich trotzige Mienen und sah, daß man ihm die schuldige Ehrerbietung verweigerte; er befürchtete, er könnte, wie er nur von einem geringen Gefolge begleitet war, in Ingelheim in die Hände der Empörer fallen, verließ die Burg und zog gegen Mainz. Aber wie mußte er staunen, als man ihn lange vor den Thoren der Stadt warten ließ, aus denen ihm die Bürger sonst jubelnd entgegengezogen waren. Endlich öffneten sich ihm die Thore; der König zog ein, aber gab sich damit, ohne es zu ahnen, selbst in die Hand seiner Feinde.

Erzbischof Friedrich, der nach seiner Sitte die Fastenzeit in den Klausnerhütten, die um die Stadt lagen, zubrachte und sich stellte, als ob er, von allen weltlichen Dingen abgewendet, nur in religiösen Werken und Betrachtungen lebte, war bei der Nachricht, daß Otto nach Mainz sich begebe, dorthin zurückgekehrt und nahm jetzt mit erheuchelter Unterwürfigkeit den König und seine Gemahlin auf. Aber auf seine Veranstaltung erschienen nun sofort auch Liudolf und Konrad in der Stadt; unter dem Vorwande, sich wegen der gegen sie erhobenen Anschuldigungen zu rechtfertigen und ihre Ergebenheit an den Tag zu legen, wagten sie vor ihren König und Vater hinzutreten und offen zu bekennen, was sie im Schilde führten. Nichts, betheuerten sie, hätten sie gegen ihn unternommen, aber Herzog Heinrich Feindschaft und Fehde geschworen; käme ihr Oheim nach Ingelheim, so würden sie sich seiner Person bemächtigen. Und Erzbischof Friedrich, scheinbar die Rolle des Vermittlers kraft seines heiligen Amtes spielend, sprach für die aufrührerischen Söhne und suchte das Gemüth des Königs wankend zu machen.

Wohl nie hat Otto einen bittereren Schmerz empfunden als damals. Er sah sich verrathen von denen, die ihm am nächsten standen, von seinen eigenen Söhnen; schutzlos befand er sich in der Macht der Verschworenen. Aber wie zornig auch sein Gemüth aufwallen mochte, er war gezwungen gute Miene zum bösen Spiele zu machen und den Empörern ihre Forderungen zu bewilligen. Durch einen förmlichen

Vertrag, dessen Inhalt wir leider nicht kennen, band er sich ihnen gegenüber die Hände und gab sich in ihre Gewalt. Otto vergaß hier seines königlichen Namens; niemals hatte man das vordem von ihm sagen können.

Die Verschworenen glaubten ihren Zweck erreicht zu haben und ließen den König ziehen. Er fuhr zu Schiff den Rhein hinab bis Köln, dann eilte er nach Sachsen, wo er zu Dortmund bei seiner Mutter das Osterfest feierte. Nichts stärkte und erfrischte ihn mehr nach diesen bitteren Erfahrungen, als die Freude, mit der sie ihn empfing, als die Liebe und Zärtlichkeit, die sie ihm in diesen Tagen des Unglücks bewies. Die Anhänglichkeit der Sachsen gab ihm neues Selbstgefühl; hier von einem treuen Volke umgeben, erhob er sich wieder zu dem Vollgefühl seiner Majestät. „Er fand den König in Sachsen wieder," sagt der ehrliche Widukind, „den er in Franken beinahe verloren hatte."

Unter seinem Sachsenvolk und seinen Freunden fühlte sich Otto wieder frei. Er erklärte sofort jenen Vertrag, den er in Mainz geschlossen hatte, für null und nichtig, alle seine Versprechungen für erzwungen. Zugleich verlangte er Konrad und Liudolf sollten die Urheber der ruchlosen Verschwörung ihm ausliefern; wo nicht, werde des Reiches Acht sie treffen. Noch einmal wollte Erzbischof Friedrich betrüglicher Weise die Rolle des Vermittlers spielen; er sprach für Friede und Eintracht und forderte den König auf, den Vertrag und sein Wort zu halten. Aber er erlangte nicht mehr, als daß der König ihn ganz durchschaute und Alle am Hofe ihm ihre Verachtung bezeigten. Otto blieb fest; er berief einen allgemeinen Reichstag nach Fritzlar, um über die Verräther Gericht zu halten.

Der König selbst eilte gleich nach dem Fest abermals nach Köln. Hier gewann er den Bischof Adalbero von Metz, auf den Konrad hauptsächlich gezählt hatte und der durch sein Geschlecht viel in Lothringen vermochte, für sich; überdies knüpfte er Verbindungen mit dem Hause Herzog Giselberts an, dessen Bruder Reginar, Graf im Hennegau, und dessen Vettern, Erzbischof Rodbert von Trier und Bischof Balderich von Utrecht, sich insgesammt gegen Konrad erklärten. Fast ganz Lothringen trat auf des Königs Seite und ergriff die Waffen gegen Konrad, der wie ein Zwingherr in das Land gekommen war und mit Strenge in demselben geherrscht hatte. Jetzt war die Stunde den

lange verhaltenen Grimm gegen ihn auszulassen gekommen, und die persönliche Rache konnte selbst als Verdienst in den Augen des Königs erscheinen und ihres Lohnes gewiß sein.

Als sich der König Lothringens versichert hatte, kehrte er über den Rhein zurück. Der Tag zu Fritzlar nahte, und allgemein war man voll Spannung, was Liudolf und Konrad beginnen würden. Die Urheber der Verschwörung konnten sie nicht ausliefern, waren sie es doch selbst, und gefährlich war es dem Zorne des auf das Aeußerste gereizten Vaters sich anzuvertrauen. Sie beschlossen daher nicht in Fritzlar zu erscheinen, sondern ihre Sache in offener Fehde auszufechten, zu der sie jetzt um so mehr ein gutes Recht zu haben meinten, als der geschlossene Vertrag ihnen nicht gehalten war. Noch einmal versuchte der arglistige Erzbischof von Mainz die Rolle des Friedensstifters zu spielen. Er erschien auf dem Reichstage. Aber so viele und so schwere Beschuldigungen erhob hier Herzog Heinrich gegen ihn, daß er sich nicht mehr zu rechtfertigen vermochte. Allgemein beschuldigte man ihn des Verraths; es traf ihn der Unwille der ganzen Versammlung. Eiligst verließ er dieselbe und begab sich nach Mainz; auch hier hielt er sich bald nicht mehr für sicher, übergab die Stadt den Feinden des Königs und flüchtete sich nach Breisach, jener alten Rheinfeste, die der Schlupfwinkel der Hochverräther zu allen Zeiten war und von Herzog Eberhards Empörung her noch in traurigem Andenken stand.

Schon zu Fritzlar scheint über Konrad und Liudolf die Acht des Reichs ausgesprochen, schon hier scheinen sie ihrer Herzogthümer entsetzt zu sein. Von Konrad wissen wir bestimmt, daß ihm sein Amt bald nach dem Ausbruch der Verschwörung entzogen wurde; von Liudolf läßt sich dasselbe vermuthen. Außerdem wurde auf dem Reichstage Gericht über Alle gehalten, die des Verraths verdächtig und in des Königs Händen waren; so über zwei vornehme Thüringer, die Grafen Wilhelm und Dadi, die sonst bei Otto in hohen Ehren gestanden und ihm in dem Kriege des Jahres 939 große Dienste geleistet hatten. Dadi war es gewesen, der durch seine Klugheit nach dem Tage von Birthen dem Könige Thüringen und das östliche Sachsen unterworfen hatte. Sie, alte Waffenbrüder Herzog Konrads, waren angeschuldigt es mit ihm gehalten zu haben, und da sie sich nicht zu rechtfertigen wußten, wurden sie nach Baiern verbannt und der Obhut Herzog Heinrichs übergeben. Diese Strafe verbreitete großen Schrecken unter Allen, die Konrads

und Liudolfs Sache geneigt waren, da Herzog Heinrich nicht eben glimpflich mit seinen Feinden umzugehen pflegte.

Als der Reichstag sich getrennt hatte, rüstete Alles zum Kampf. Ganz Schwaben war in den Händen Liudolfs, und schon griff er auch nach Franken hinüber; er warf sich nach Mainz, einer volkreichen und stark befestigten Stadt. Konrad hatte sich nach Lothringen, in sein Herzogthum, begeben und mochte glauben, mit Leichtigkeit würde er hier das unruhige und streitsüchtige Volk gegen das Königthum in die Waffen bringen. Aber er hatte sich stark verrechnet. Die Lothringer ergriffen gegen ihn die Waffen und rückten unter der Anführung des Grafen Reginar in das Feld. An der Maas stellten sie sich Konrad zum Kampfe, und trotz ihrer überlegenen Zahl griff er unerschrocken sie an. Es kam zu einer furchtbaren Schlacht. Mit Löwenmuth kämpfte Konrad; eine unglaubliche Menge der Lothringer erlag seinem Schwerte. An seiner Seite fiel sein Freund Konrad, Eberhards Sohn; immer höher steigerte sich seine Wuth; er rasete gegen die ihn umdrängenden Feinde, wie ein edles Wild, das sich von seinen Verfolgern umringt sieht. Tapfer standen ihm seine Ritter zur Seite, aber immer neue Schaaren führten die Lothringer vor. So wurde vom Mittag bis zum Abend gekämpft; erst die Nacht trennte die feindlichen Schaaren. Konrad mochte sich so gut wie Reginar des Sieges rühmen, aber seine Absichten in Lothringen waren vereitelt; er mußte das Land räumen, und wenn sich auch später vereinzelte Bewegungen dort zu seinen Gunsten erhoben, niemals hat er sich doch wieder recht festsetzen können.

In Lothringen zurückgewiesen, wandte sich Konrad nach Mainz und vereinigte sich hier mit Liudolf. Aber schon rückte auch Otto, der in Sachsen ein Heer gesammelt hatte, gegen die Stadt an. Sofort ergaben sich ihm alle Burgen der Empörer, die er auf seinem Wege fand; ohne erheblichem Widerstand zu begegnen, kam er in der Mitte des Juli mit dem sächsischen Heere vor Mainz an. Franken und Lothringer stießen hier zu ihm, auch führte Herzog Heinrich ein baierisches Heer ihm zu. Ein fürchterlicher, unnatürlicher Krieg entspann sich nun, und Jedem bangte vor dem Ausgang. Vor der Stadt lag der König; in derselben der erwählte Erbe der Krone, ein Jüngling, der von jeher große Liebe beim Volke besessen hatte, mit ihm des Königs Schwiegersohn. Was stand zu erwarten von diesem Kriege zwischen dem Vater und seinen Söhnen, dem schrecklichsten aller Bürgerkriege!

Mainz wurde wiederholentlich mit Mauerbrechern berannt, aber ohne Erfolg; man kämpfte oftmals vor den Thoren, und viel Blut wurde vergossen, doch Nichts gab dem Kampfe eine erhebliche Wendung. Zwei Monate dauerte so die Belagerung, ohne die Kräfte der Belagerten zu erschöpfen. Und schon wurden Viele im Heere des Königs unzufrieden, priesen die Tapferkeit der Empörer und wollten sie rechtfertigen; fast allgemein wurde der Haß gegen Heinrich, den man als die alleinige Ursache alles Haders ansah. Namentlich zeigten die Baiern im Heere sich schwieriger und schwieriger gegen ihren Herzog. Ihre lange daniedergehaltene Empfindlichkeit regte sich jetzt; sie hatten den sächsischen Heinrich so wenig gern gesehen, wie die Lothringer den Franken Konrad, denn auch er war ihnen ohne ihren Willen zum Herrn gesetzt und war ein strenger Gebieter. Noch lebten mehrere Söhne Herzog Arnulfs und sahen, obwohl Heinrichs Schwäger, doch in ihm den Räuber ihrer Würde und Ehre. Um Pfalzgraf Arnulf, den ältesten von ihnen, dem Heinrich in seiner Abwesenheit die Verwaltung des Landes und die Vertheidigung Regensburgs, seiner Hauptstadt, übertragen hatte, sammelten sich die zahlreichen Unzufriedenen in Baiern; mit ihm standen auch jene Schwierigen in Heinrichs Heer in Verbindung; mit ihm unterhandelte endlich im Geheimen Liudolf selbst und zog ihn ohne große Mühe in die Verschwörung.

So ungünstig wurde die Stimmung in Ottos Lager, daß er es für gerathen hielt an den Frieden zu denken. Er ließ seine Söhne einladen in sein Lager zu kommen; sie möchten sich vor ihm rechtfertigen, dann wolle er gütlich mit ihnen die Sache austragen. Als Geisel für ihre Sicherheit schickte er den sächsischen Grafen Ekbert, einen Neffen Hermann Billings und seinen eigenen Vetter, in die Stadt. Liudolf und Konrad, rings eingeschlossen und abgeschnitten von jeder Verbindung, ohne die Möglichkeit in solcher Lage dauernden Widerstand zu leisten, entschlossen sich in das Lager des Vaters zu gehen.

Die Zusammenkunft des Vaters mit seinen Söhnen malt Widukind mit lebendigen Farben. Als sie vor dem Vater erschienen, warfen sie sich zu seinen Füßen nieder und betheuerten, sie seien bereit jegliche Strafe für ihr Vergehen zu leiden, nur möchte ihren Freunden, die in dem gefährlichen Beginnen ihnen Hülfe geleistet, nichts Uebles widerfahren. Doch Otto, der nicht wußte, wie er die Söhne strafen sollte, verlangte deshalb nur um so dringender die Auslieferung ihrer Ge-

nossen. Standhaft wiesen sie die Forderung zurück, denn sie hatten sich durch einen Eid ihren Freunden verpflichtet, sie niemals dem Zorne des Königs preiszugeben. Groß war die Freude im Lager gewesen, als Konrad und Liudolf dort erschienen; Alle meinten, der Krieg habe ein Ende, da sich die Söhne nimmer aus der Stadt gewagt haben würden, wenn sie sich nicht unterwerfen wollten. Doch der Jubel schwieg, als man sah, wie hartnäckig sie sich jetzt dem Gebote des Königs Folge zu leisten weigerten.

Niemand gerieth über diese Weigerung mehr in Zorn als Herzog Heinrich, zumal seine Widersacher abermals feierlich versicherten, sie stritten nicht gegen ihren König und Vater, sondern nur gegen ihren Oheim, gegen den sie gerechte Ursache hätten. Deshalb wandte sich Heinrich gegen Liudolf und fuhr ihn heftig an. „Du brüstest dich," sagte er, „Nichts gegen meinen König und Herrn unternommen zu haben, und siehe, Alle hier wissen, daß du ein Thronräuber bist und sein Reich mit Waffengewalt überfallen hast. Wenn du mich anklagst und beschuldigst, warum führst du deine Schaaren nicht gegen mich? Greife mich nur an! Nicht so viel," er nahm dabei einen Halm von der Erde auf, „sollst du mir von meiner Macht entziehen. Aber was erhebst du dich gegen deinen Vater und bekümmerst ihn also? Du versündigst dich gegen Gott, da du dich gegen deinen Herrn und Vater auflehnst. Hast du Kopf und Herz auf der rechten Stelle, so laß deinen Zorn an mir aus. Ich wahrlich fürchte mich vor dir nicht!" Auf solche Reden antwortete der Jüngling Nichts, sondern wandte den Rücken, und Konrad folgte ihm.

Aber ehe Liudolf das Lager verließ, nahm ihn sein Oheim Brun noch einmal bei Seite, der vor kurzer Zeit den erzbischöflichen Stuhl von Köln bestiegen hatte. Mit Recht hielt er es für seinen Beruf, Liudolf auf seine Kindespflichten aufmerksam zu machen, und sprach, wie sein Biograph Ruotger berichtet, so zu dem zornigen Jüngling: „Ach, du weißt nicht, wie sehr du dir und uns Allen nützest, wenn du nachgiebst und meinen Worten folgst. Du bist deines Vaters Sorge und unser Aller Freude; was haben wir aber zu hoffen und zu erwarten, wenn du dich von uns wendest? Siehst du nicht, wie das ehrfurchtgebietende Haupt deines Vaters um deinetwillen ergraut? Ihm solches Leid zu bereiten, frommt dir wahrlich nicht. Du versündigst dich gegen Gott, wenn du den Vater nicht ehrst. Nein, entschuldige dich nicht;

Sünde ist es, was du gegen deinen Vater und sein Reich unternimmst. Nicht auf deine Freunde, sondern auf deine Feinde hörst du und gehst nur mit ihnen zu Rathe. Doch sie suchen nur das Ihre und denken nicht an das, was dir frommt; statt dich zu leiten, verleiten sie dich. Einst warst du der Stolz deines Vaters, die Hoffnung und die Lust dieses ganzen Landes, jetzt bist du der Kummer Aller. Bedenke, wer dich so hoch gestellt, wer dir die Nachfolge in diesem Reiche gegeben hat! That er dies, um solchen Undank von dir zu ernten? Fürchte seine Seufzer, die täglich um deinetwillen zum Himmel aufsteigen, und schaue auf seine Thränen. Noch ist sein Herz dir offen, er klagt über den verlorenen Sohn, und Freude wird sein, wenn er zurückkehrt. Er wird dir verzeihen; wenn er nur dich wieder an sein Herz drückt, wird er bald auch deinen Genossen vergeben, wie heftig er auch jetzt noch ihnen zürnt. Irrthum und nicht Verbrechen wird er ihr Vergehen nennen, wenn er dich nur wieder sein nennt, den er mehr liebt als sich selbst." So sprach Brun, aber kaum mit dem äußeren Ohr lieh der Jüngling den Worten Gehör, in seinem Herzen tobten Wuth und Verzweiflung. Er kehrte mit Konrad nach Mainz zurück. Der Kampf begann aufs Neue und blutiger als zuvor, um sich bald weiter und weiter über das Reich zu verbreiten.

Zunächst ergriff die Empörung jetzt Baiern. Gleich nach der Unterredung mit Liudolf verließen die baierischen Grafen im Lager vor Mainz ihren Herzog und ihren König und gingen zum Feinde über. Zugleich steckte Pfalzgraf Arnulf in Regensburg offen die Fahne des Aufstands auf. Ganz Baiern war Heinrich und dem Könige alsbald verloren; die Empörung mußte wie am Rhein, so auch an der Donau bekämpft werden.

Aber auch in Sachsen begannen die Sachen eine bedrohliche Wendung zu nehmen. Hier übte in Abwesenheit des Königs der Markherzog Hermann Billing die herzoglichen Rechte, ein tapferer und verständiger Kriegsmann, dessen schon vielfach gedacht ist. Er hatte, als die Belagerung von Mainz sich hinzog, dem Könige neue Truppen unter der Anführung seines Neffen Wichmann und des Grafen Dietrich gesandt. Als aber diese Schaar gegen Mainz kam, zogen Liudolf und Konrad ihr entgegen, überfielen sie unvermuthet an der fränkischen Grenze, drängten die Zurückweichenden in eine verfallene Burg und umlagerten sie hier. Wichmann und Dietrich sahen, daß eine Verthei-

digung unmöglich war, und schlossen einen Waffenstillstand auf drei Tage, während dessen es Jedem ihrer Krieger freistehen sollte nach Sachsen heimzukehren. Aber schon während der Verhandlungen über den Stillstand hatte sich Liudolf seine sächsischen Landsleute zu gewinnen bemüht, und nicht ohne Erfolg. Dietrichs Treue war zwar selbst durch große Versprechungen nicht zu erschüttern; um so leichter gelang es Liudolf, den jungen Wichmann auf seine Seite zu ziehen.

Wichmann war aus dem Geschlecht der Billinger, dem königlichen Hause verwandt, ein Sohn jenes Wichmann, der einst die Erhebung seines Bruders Hermann mit so vielem Neide gesehen und deshalb dem Könige bitter gegrollt hatte. Der Vater war todt, und seine beiden Söhne, Wichmann und jener Ekbert, welchen der König vor Kurzem nach Mainz als Geisel geschickt hatte, waren erzürnt auf ihren Oheim, der, wie sie meinten, sie um Ehre, Geld und Gut gebracht hätte. Auch waren sie dem Könige nicht hold, der sie nach ihrer Ueberzeugung zurücksetzte. Namentlich hatte es ihm Ekbert nicht vergessen, daß er einst von ihm streng gescholten war, weil er sich unbesonnener Weise in einen Kampf eingelassen habe, während er vielmehr Lob zu ernten gemeint hatte; denn er hatte sich tapfer geschlagen und selbst ein Auge im Kampfe eingebüßt. Diesen Ekbert „den Einäugigen" hatte Liudolf schon in Mainz für sich gewonnen, gleich ihm trat nun auch Wichmann auf die Seite der Empörer. Die Brüder eilten darauf zusammen nach Sachsen und bereiteten einen schweren Stand ihrem Oheim. Unsäglich ist es, mit welcher Wachsamkeit Herzog Hermann stets ihrer Fährte folgte, wie er durch Umsicht und Sorgfalt alle ihre verbrecherischen Pläne vereitelte. Nur ihm dankte es Otto, wenn es in Sachsen nicht zu einem gefährlichen Aufstande kam. Als dann später Wichmann und Ekbert sich ergeben mußten und über sie als Verräther das Urtheil gesprochen werden sollte, da meinte Herzog Hermann, sie seien unbesonnene Knaben, die man mit Ruthen streichen müsse. Otto schonte ihrer, doch ließ er Wichmann unter strenger Bewachung in seiner Umgebung halten.

Indessen dauerte die Belagerung von Mainz fort, obwohl Liudolf und Konrad selbst die Stadt verließen, um dem Aufstande in der Ferne neue Nahrung zu geben. Liudolf begab sich nach Baiern, Konrad noch einmal nach Lothringen, wo er jetzt bessere Erfolge erwartete. Trotz der Abwesenheit der Führer in der Stadt sah sich Otto doch im Monat

September gezwungen die Belagerung aufzuheben; sein Heer murrte und verlangte, des langen Krieges müde, die Entlassung, die er, ohne die Gemüther völlig zu erbittern, nicht länger verweigern konnte. Er beschloß darauf, so spät im Jahre es schon war, doch noch selbst mit der geringen Mannschaft, die ihm blieb, gegen Liudolf nach Baiern zu ziehen, die Vertheidigung Lothringens aber seinem Bruder Brun zu übertragen.

Es ist Brun, der hier abermals die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Wir wissen, welche Bedeutung er an Ottos Hofe einnahm, wie alle Geschäfte, da er an der Spitze der kaiserlichen Kanzlei stand, durch seine Hand gingen. So ungern er die übermäßige Vertraulichkeit zwischen Heinrich und Konrad einst gesehen hatte, so entspricht es doch ganz der friedfertigen und ausgleichenden Weise seines Charakters, daß er den Zwiespalt, als er zwischen ihnen ausbrach, auf alle Weise beizulegen bemüht war. Als er aber sodann Partei ergreifen mußte in dem unglücklichen Kampf, der sein Haus entzweite, sprach er sich entschieden und offen für die Sache seiner Brüder aus und trat den empörten Neffen ohne Rückhalt entgegen. Otto, dem von Beginn des Kampfes an Nichts mehr am Herzen lag als Konrads Macht in Lothringen zu brechen, konnte hierzu kein geschickteres Werkzeug finden, als diesen seinen Bruder, der in Lothringen aufgewachsen war und durch seinen Lehrer Balderich dem mächtigen Geschlechte der Grafen des Hennegaus, das früher im Besitze des Herzogthums gewesen war, nahe stand. Wenn der König sich mit dem Grafen Reginar und dessen Stammesvettern Rodbert von Trier und Balderich von Utrecht so leicht wieder ausgesöhnt hatte, so dankte er gewiß dies Bruns Vermittlung. Wir haben gesehen, wie folgenreich für den Kampf diese Verbindungen waren; sie zu unterhalten und Lothringen durch seinen Bruder sich noch mehr zu sichern, dazu hatte sich aber dem König, als er vor Mainz lag, eine günstige Gelegenheit geboten. Am 9. Juli 953 war der alte Erzbischof Wikfried von Köln gestorben, und die Wähler wandten ihre Blicke sofort auf Brun, den Bruder des Königs. Ein in Lothringen einheimischer Graf Gottfried, der Brun zugethan und in seinem Dienste erzogen war, erklärte sich zuerst für ihn. Die Wahl Bruns erfolgte darauf mit großer Einhelligkeit, und eiligst ging eine Gesandtschaft nach Mainz an den König ab. Man war den Wünschen Ottos nur zuvorgekommen, die Wahl fand die bereitwilligste Bestätigung, und Brun eilte nach Köln,

um von seinem Bischofsstuhle Besitz zu ergreifen. Aber bald wurde er wieder in das Lager des Bruders vor Mainz zurückgerufen. Vergebens bemühte er sich noch einmal hier Liudolf von seinem gottlosen Unternehmen zurückzuhalten; die Starrheit des Jünglings befestigte ihn immer mehr in der Sache, die er einmal ergriffen hatte. Indem sich Otto nach Baiern wenden wollte, fand er Niemanden, dem er das Herzogthum in Lothringen so sicher anvertrauen konnte, wie seinem Bruder.

Es war allerdings etwas Unerhörtes, daß die herzogliche Gewalt in die Hand eines geistlichen Fürsten gelegt werden sollte, und Brun selbst war nicht ohne große Bedenken, ob die Herzogsfahne und der Krummstab sich für eine Hand schickten. Aber Otto suchte ihn über diese Bedenken und über das Urtheil der Menschen zu beruhigen. Es sei eine Zeit, meinte er, wo der Klerus sich offen für das Reich erklären müsse und selbst den Kampf für dasselbe nicht scheuen dürfe; nur die Verräther würden die Verbindung der weltlichen Gewalt mit dem Kirchenamt anfechten. „Siehst du nicht,“ — so führt Bruns Biograph den König redend ein, — „wie gerade Erzbischof Friedrich, der sich stellt, als meide er die Theilnahme an diesem Bürgerkrieg und fliehe die Welt, so Viele verführt und zum Kampfe treibt. Käme es ihm wirklich darauf an, wie er vorgiebt, in andächtiger Stille zu leben, er würde wahrlich seine Stadt und seine Burgen lieber mir und dem Reiche, als meinen Feinden übergeben haben, die mein Volk zu Grunde richten, das Vaterland verrathen, das Reich verheeren, pflichtvergessen von den Fahnen laufen und am liebsten mich selbst mit verruchter Hand erwürgten, die mir den Sohn entzogen, meinem Bruder sein Herzogthum, sein Weib und seine Kinder genommen haben und auch ihm nach dem Leben trachten. Verlaß mich nicht, du bist allein mein Trost und meine Stütze, denn von Kindesbeinen an hast du in guten Dingen deine Tage verlebt, und Tugend und Weisheit sind dir zur anderen Natur geworden; mit dir wird es mir an Glück, Ehre und Ruhm nicht fehlen. Fürchte dich nicht, wir sind nicht hülflos, nur müssen wir uns selbst nicht verlassen.“ Brun vermochte nicht den Bitten seines königlichen Bruders zu widerstehen; unter Thränen stürzte er ihm in die Arme und gelobte zu thun, wie er beföhle.

Als Otto sich darauf nach Baiern wandte, ging Brun, der Herzog-Erzbischof, nach Aachen. Hier hielt er am 21. September einen großen Landtag, befestigte die lothringischen Großen in der Treue und

gelobte ihnen zu jeder Zeit hülfreich zur Hand zu sein, selbst mit Gefahr seines Lebens. Jenen Gottfried, dem er das Erzbisthum hauptsächlich zu verdanken hatte, ordnete er sich zur Verwaltung der weltlichen Geschäfte des Herzogthums bei, wie dieser denn auch fortan den herzoglichen Namen führte, ohne jedoch die volle dem entsprechende Macht zu bekleiden. Seine kräftigste Stütze im unteren Lothringen fand Brun neben Gottfried in dem Grafengeschlecht des Hennegaus, den alten Feinden Konrads, im oberen Lothringen in dem Bischof Adalbero von Metz und dessen Bruder, dem Grafen Friedrich, welche einem den Karolingern verwandten und um Nancy, Metz und Bar angesessenen, aber damals verarmten Geschlechte angehörten. Diesen Brüdern galt jetzt Konrads erster Angriff. Er nahm Metz und plünderte die Stadt, mußte sie aber nach kurzer Zeit wieder verlassen. Den Winter über hielt er sich in Lothringen, doch dahin brachte er es nicht, sich wirklich des Landes zu bemächtigen. Brun hielt die Königlichen aufrecht und bewahrte namentlich das untere Lothringen in der Treue gegen den König.

Glücklicher als Konrad war indessen Liudolf in Baiern gewesen. Pfalzgraf Arnulf hatte ihm die Thore von Regensburg geöffnet, alle anderen festen Plätze des Landes waren ihm übergeben. Heinrichs Gemahlin und seine Kinder vertrieb er aus dem Lande, bemächtigte sich des reichen herzoglichen Schatzes und überließ ihn zur Plünderung seinen Mannen. Alles im Lande ergriff nun offen Partei gegen den König oder zeigte sich doch, wie die Bischöfe, von schwankender Treue. Als Otto dem Sohne folgte und mit geringer Kriegsmacht nach der Donau zog, belagerte er zwar Regensburg, aber ohne Erfolg. Die Jahreszeit war ungünstig und der Krieg nicht fortzuführen. Nachdem der König fast drei Monate in Baiern in den Waffen gestanden hatte, trat er gegen Weihnachten den Rückweg an. Das Fest feierte er schon in Sachsen.

Ein trauriges Jahr ging zu Ende. Aus einem Zwist, der innerhalb der königlichen Familie ausgebrochen war, entspann sich ein höchst gefahrvoller innerer Krieg. Wie die Glieder des Ottonischen Hauses alle deutschen Länder beherrschten und die Einheit des Reichs sich in ihnen dargestellt hatte, kam ihr Zwiespalt jetzt einer Auflösung des Reichs fast gleich. Sofort erhoben sich wieder jene lokalen Gewalten, welche im Jahre 939 für immer niedergeworfen zu sein schienen. Der König selbst mußte sich ihrer für den Augenblick bedienen, wo ihr Interesse sie gegen seine Söhne in die Waffen rief; so in Lothringen, wo

das Geschlecht des Herzogs Giselbert noch einmal entscheidend hervortritt. Bedenklicher noch gestalteten sich die Dinge, wo die frühere herzogliche Familie im Kampfe gegen den König glaubte ihr altes Ansehen erneuern zu können, wie in Baiern die Arnulfinger. Auch in Schwaben und Franken tauchten abermals die alten herzoglichen Geschlechter auf: jener Konrad, Eberhards Sohn, der im Kampf an der Maas fiel, war ein Blutsverwandter Herzog Eberhards, wie Manche meinen, sein leiblicher Sohn, und höchst wahrscheinlich ist auch jener Burchard, der bald nachher Liudolf in Schwaben folgte, dem alten Herzogshause entstammt. Wie, wenn noch einmal die Provinzen sich über das Reich erhoben, die lokalen Gewalten das Königthum besiegten, die Entwicklung der Dinge eine ganz entgegengesetzte Richtung einschlug?

Man kann es sich nicht verhehlen, Ottos Lage war auf das Aeußerste gefährdet. Was er unternommen hatte, war mißlungen: erst die Belagerung von Mainz, dann von Regensburg. Immer weiter hatte die Empörung um sich gegriffen: das ganze südliche Deutschland, Schwaben und Baiern, war dem Könige so gut wie verloren, Franken war fast ganz in den Händen der Aufständigen, in Lothringen wurde gekämpft, und in Sachsen selbst hatten sich manche jener starren Häupter, die sich immer unwillig einem Manne ihres Gleichen beugten, wieder erhoben. Der ganze Heldenmuth Ottos gehörte dazu, um in solcher Noth nicht zu verzweifeln. „Unerschütterlich blieb der König," sagt Widukind, „mitten in den Gefahren und vergaß nie, daß er ein Herr und König von Gottes Gnaden sei."

Wie der schwere Druck äußerer Feinde auf die deutschen Länder einst vor Allem die Einheit des Reichs befestigt und die Macht der Krone gehoben hatte, so war es merkwürdiger Weise vornehmlich auch jetzt ein Angriff von außen, der die Königsherrschaft vom Untergang rettete.

Bald nach Beginn des Jahres 954 fielen unerwartet von Neuem die Ungarn in Baiern ein und verheerten das schon so arg heimgesuchte Land weit und breit. Liudolf meinte und sprach es unverhohlen aus, Herzog Heinrich habe die Feinde gegen ihn in das Land gerufen; Otto und Heinrich legten dagegen dasselbe Liudolf und seinen Genossen zur

Last. So schob ein Theil die Schuld auf den anderen, als ob die Feinde des Reichs nicht immer spähend an den Grenzen gelauert und jede Stunde der inneren Zwietracht genutzt hätten. In den letzten Jahren wiederholentlich von den Baiern geschlagen, ja in ihrem eigenen Lande bedroht, schien jetzt die Zeit der Rache für sie gekommen, wo Heinrichs gefürchtete Tapferkeit Baiern nicht mehr schützte, der Bürgerkrieg im Lande wüthete: unverzüglich durchbrachen sie deshalb die Marken und überflutheten das Herzogthum nach allen Seiten. Hatten Liudolf und seine Freunde sie auch nicht gerufen, so thaten sie doch andererseits Nichts zum Schutz des Landes gegen seine schlimmsten Feinde, als daß sie diesen Geld gaben und mit ihnen Verträge schlossen, um die Drangsale von sich auf die nächsten Nachbaren zu wenden. Dies that selbst der Erzbischof Herold von Salzburg, der alte Feind Herzog Heinrichs, der jetzt zu Liudolf übergegangen war und seinen Kirchenschatz an die Ungarn verschleuderte.

Wie anders Otto. Sobald er von dem Einbruch der Ungarn hörte, erhob er sich aus der Tiefe des Unglücks zu dem vollen Selbstgefühl seiner Majestät. Aus Sachsen sammelte er sofort ein starkes Heer und rückte schon im Anfange des Februar den Ungarn nach Baiern entgegen. Sie wichen vor ihm und vor Herzog Heinrich; denn sie kannten Beide als König Heinrichs rechte Söhne. Als die Ungarn dann Baiern räumen wollten, gab ihnen Liudolf Geld und Wegweiser, die sie auf sicheren Wegen nach Franken brachten. Im März ergossen sich ihre Schwärme durch Franken und über den Rhein. Am Palmsonntag wurden sie zu Worms, das in Konrads Händen war, festlich bewirthet und reichlich mit Gold und Silber beschenkt; hierauf führte sie Konrad selbst durch das Lothringerland gegen seine Feinde, Erzbischof Bruno und Graf Reginar. Kann man sich verwundern, wenn Liudolf und Konrad allgemein für Bundesgenossen der alten Landesfeinde gehalten wurden?

Die ganze Wucht des königlichen Heeres fiel statt auf die Ungarn jetzt auf das Baierland. Durch den Bürgerkrieg des vorigen Jahres und die Verheerungen der äußeren Feinde völlig erschöpft, baten die Baiern jetzt um Waffenstillstand. Die Gemüther neigten sich hier dem Frieden zu, wie sehr auch Liudolf ihm widerstreben mochte. Es wurde bestimmt bis zum 15. Juni Waffenruhe bestehen zu lassen und dann

zu Langen-Zenn bei Nürnberg eine Zusammenkunft zu halten, um dem Kriege, wo möglich für immer, ein Ziel zu setzen.

Indessen hatte sich auch in Schwaben eine königliche Partei erhoben. Bischof Ulrich von Augsburg war hier mit seinem Bruder Dietbold und dem Grafen Adalbert von Marchthal zwar dem Könige zu allen Zeiten treu geblieben, aber im Anfange des Jahres fühlten sie sich noch so schwach, daß Ulrich Augsburg verließ und sich in einer nahe gelegenen Burg verschanzte. Pfalzgraf Arnulf von Baiern zog mit Heeresmacht gegen ihn aus, nahm Augsburg und belagerte die Burg des Bischofs. Da aber wurde der Pfalzgraf am 6. Februar von Dietbold und Adalbert im Rücken angegriffen und erlitt eine vollständige Niederlage. Bischof Ulrich kehrte nach Augsburg zurück, und immer zahlreicher wurden seitdem in Schwaben die Anhänger des Königs. Die Sache Liudolfs stand im südlichen Deutschland bedenklich; die Königlichen verstärkten sich täglich.

Mißlicher gestalteten sich Anfangs die Verhältnisse in Lothringen, wo Erzbischof Brun in große Bedrängniß gerieth. Der Bund mit dem Grafengeschlecht des Hennegaus, auf den sich hauptsächlich seine Macht im unteren Lothringen stützte, hatte sich schnell gelockert. Schon die Bevorzugung des Grafen Gottfried, der das Herzogthum erhalten hatte, auf welches Reginar einen Erbanspruch geltend machen konnte, reizte gewiß die Hennegauer; mehr wohl noch, daß ihnen das Lüttícher Bisthum entging, welches Brun seinem Lehrer, dem gelehrten aus Verona vertriebenen Rather, verlieh, obwohl die Hennegauer es für einen jungen Mann ihres Hauses, Balderich mit Namen, beanspruchten. Kaum war Rather in den Besitz des Bisthums gelangt, so nöthigten ihn die Hennegauer schon Lüttich wieder zu verlassen. Es war um dieselbe Zeit, als Konrad die Ungarn nach Lothringen führte und Brun mehr als je die Sache des Königs hier gefährdet sah; nur mit dem äußersten Widerstreben fügte er sich der Forderung der Hennegauer. Rather mußte weichen, dafür gelobten Reginar und die Seinigen eidlich mit unverbrüchlicher Treue fortan das Recht des Königs zu vertheidigen. So konnte sich Brun gegen die Ungarn und Konrad, die ihre Heereshaufen gemeinschaftlich gegen ihn führten, obschon von allen Seiten bedrängt, doch für den Augenblick aufrecht erhalten.

Der Sturm der Ungarn brauste zum Glück schnell vorüber; im Anfang des April verheerten sie die Gegend von Lüttich, dann die von

Cambray und richteten endlich ihren Zug nach Frankreich, um durch das burgundische Land und Italien den Heimweg zu nehmen. Konrad hatte sich wieder von ihnen getrennt und versuchte in neuen Kämpfen Lothringen den Königlichen zu entreißen. Im Anfange schwankte die Entscheidung des Streits, aber die Erfolge der königlichen Partei in Baiern und Schwaben überzeugten doch auch endlich Konrad von dem traurigen Stand seines Unternehmens. Schon standen die treuen Anhänger des Königs unter Anführung Bruns im Blesgau schlachtgerüstet Konrad gegenüber, und man erwartete den Ausgang eines entscheidenden Kampfes: da ging Konrad in sich, machte Waffenstillstand und versprach sich auf dem Tage zu Langen-Zenn dem Könige zu stellen. Niemand begrüßte diesen Ausgang der Dinge gewiß freudiger als Brun, der sich, ohnehin der Entscheidung mit dem Schwerte abgeneigt, so auf unerwartete Weise von den größten Gefahren befreit sah.

Durch die Unterstützung, welche Konrad und Liudolf den Ungarn gewährten, hatten sie ihrer Sache unberechenbaren Schaden zugefügt. Die Theilnahme der Massen an ihrem Schicksale sank, als man sie mit den alten Landesfeinden im Bunde sah. Otto und Heinrich, die gefeierten Sieger über die Ungarn, erschienen in um so glänzenderem Lichte, je näher man abermals die Verheerungen dieser furchtbaren Feinde vor Augen gehabt hatte. Unter diesen Eindrücken kam der Tag von Langen-Zenn heran; ein unerwarteter Umschwung der öffentlichen Meinung war ihm bereits vorangegangen.

Die Fürsten und Bischöfe Deutschlands waren zahlreich versammelt; die Gegner des Königs waren mit den Anhängern desselben erschienen. Erzbischof Friedrich selbst war, als er die Sache gerichtet sah, die er erst mit schlauer Berechnung begünstigt hatte, ihr untreu geworden und hatte beschlossen um jeden Preis sich die Gunst des Königs wiederzugewinnen; er verließ das feste Breisach und stellte sich auf der Tagfahrt ein. Nicht minder Konrad, der die Waffen bereits niedergelegt hatte und sich, im Innersten von Reue ergriffen, dem Könige auf Gnade und Ungnade ergeben wollte. Schon war während des Kriegs Liutgarde gestorben; vielleicht daß ihr Tod auf seinen Entschluß Einfluß übte, vielleicht daß er um der Dahingeschiedenen willen Ottos Herz für versöhnlicher hielt. Auch Liudolf stellte sich ein, aber seine Seele war noch immer voll heißen Zorns gegen seinen Oheim, und er hatte die ihm gegönnte Waffenruhe zu neuen Rüstungen benutzt,

um in Schwaben und Baiern noch einmal, wenn es nothwendig sei, einen Kampf mit ihm bestehen zu können.

Was zu Langen-Zenn verhandelt wurde, berichtet uns Widukind anschaulich und in zuverlässiger Weise.

Als die Versammlung zusammengetreten war, erzählt er, erschien König Otto in ihrer Mitte und sprach also: „O wäre doch der Grimm meines Sohnes und der anderen Empörer nur mein Kummer und nur meine Sorge! Aber die ganze Christenheit stürzt ihre Auflehnung in das Verderben. Nicht genug, daß sie meine Städte wie Räuber plündern und mir meine Länder entreißen: selbst am Blute meiner Verwandten und meiner liebsten Freunde sättigen sie ihre Leidenschaft. Seht, meiner Söhne beraubt, sitze ich auf dem Thron, und mein bitterster Feind ist mein eigenes Kind. Der, den ich am meisten geliebt, den ich einst über seine Geburt zu den höchsten Stufen der Ehre erhoben habe," — er deutete damit auf Konrad — „hat die Hand meines einzigen Sohnes gegen mich bewaffnet. Und wie schwer dies auch ist, ich würde es ertragen, wenn nicht auch die Feinde Gottes und der Menschen, die Ungarn, in diese Wirren hineingezogen wären. Sie haben mein Reich verwüstet, mein Volk getödtet und in Gefangenschaft geführt, meine Städte zerstört, die Kirchen eingeäschert und die Priester getödtet. Noch triefen vom Blut die Wege, und mit Gold und Silber beladen, mit den Schätzen, die ich einst meinem Sohn und meinem Eidam geschenkt habe, ziehen sie, die Feinde Christi, heim zu ihren Sitzen. Welch' größeres Verbrechen, welch' abscheulichere Treulosigkeit kann gedacht werden!"

So sprach der König, und kaum schloß er den Mund, so erhob sich Herzog Heinrich, bekräftigte die Worte des Bruders und schärfte die verwundende Spitze derselben. Schändlich, sagte er, sei es und nichtswürdig, sich einen Landesfeind, den man wiederholentlich in offener Feldschlacht geschlagen, als Bundesgenossen zu werben und ihm den Weg in das Land zu öffnen; jede Noth und jede Gefahr würde er lieber ertragen, als sich schimpflich so mit dem gemeinsamen Feinde verbinden. Da trat Liudolf vor und sprach: „Ja, die Ungarn sind geworben, aber nicht von mir, sondern gegen mich. Ich habe Nichts gethan, als ihnen Geld gegeben, daß sie mich und mein Volk verschonten. Habe ich hierin gefehlt, so wisse mindestens alles Volk, daß ich es nicht aus freien Stücken, sondern nur von der äußersten Noth gedrängt gethan habe."

Darauf stellte sich Erzbischof Friedrich vor den König und die Versammlung. Auf jede Weise erbot er sich zu erhärten, daß er niemals gegen den König Etwas im Schilde geführt habe; nur weil er unschuldig bei ihm verklagt sei und seinen Zorn gefürchtet habe, hätte er sich von ihm fern gehalten; mit jedem Schwure sei er bereit seine Treue für die Folge zu verbürgen. „Ich verlange keinen Schwur, als den, daß du mir nach allen deinen Kräften beistehen willst Friede und Eintracht zu stiften," erwiederte Otto. Willig leistete der Erzbischof diesen Eid und wurde zu Gnaden angenommen.

Umsonst bemühten sich der Erzbischof und Konrad Liudolf zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Der Jüngling, von Neuem durch seinen feindlichen Oheim gereizt, beugte sich nicht; da trennten sich seine bisherigen Genossen von ihm und verbanden sich wieder, wie Widukind sagt, „Gott und dem Könige."

Den Rath und Beistand eines vielerfahrenen Freundes hatte Liudolf in Konrad verloren, überdies hatte seine Sache in den Augen der Welt ihren heiligen Schein eingebüßt, seit sie Erzbischof Friedrich aufgab: dennoch warf er sich abermals in den furchtbaren Kampf. Kaum konnte er noch einen glücklichen Ausgang desselben hoffen, aber die Verzweiflung eines tödtlich gekränkten, in allen seinen Hoffnungen getäuschten Herzens, das sich zuletzt in starrem Trotz an sein vermeintes Recht krampfhaft festklammert, trieb ihn blind in das Verderben.

Gleich in der Nacht nach jener Unterredung zog Liudolf mit seinem Gefolge ab; er wandte sich abermals nach Baiern und besetzte mit seinem Heere Regensburg. Der König folgte ihm auf dem Fuße. Auf ihrem Wege stießen die Königlichen auf eine kleine Feste, die in den Händen der Empörer war; Horsadal wurde sie damals genannt, heute Roßthal an der Bibert. An den Mauern derselben kam es zu einem hitzigen Kampfe. „Einen härteren Streit," sagt Widukind, „hat niemals ein sterbliches Auge gesehen." Bis in das Dunkel der Nacht wurde mit unmenschlicher Wuth gekämpft. Die Feste ergab sich nicht, und mit dem Morgenlicht zog Ottos Heer weiter; denn dem König lag

Alles daran, so bald wie möglich vor Regensburg zu erscheinen, wo jetzt der Hauptsitz der Empörung war. Schon nach drei Tagen lagerte er vor der Stadt mit einem gewaltigen Heere, in dem sich auch Herzog Heinrich, der Sieger über die Ungarn, und Markgraf Gero, der Schrecken der Wenden, befanden. In der Stadt lag die Hauptmacht der Aufständigen, von Liudolf und Pfalzgraf Arnulf befehligt.

Von allen Seiten wurde Regensburg umschlossen. Bald machte sich Mangel an Lebensmitteln in der Stadt fühlbar, und die Belagerten beschlossen einen Ausfall, um das Lager des Königs zu überrumpeln. Die Sache war gefahrvoll, aber lieber wollten sie tapfer kämpfend untergehen, als dem jammervollen Hungertode erliegen. Der Anschlag mißglückte jedoch, und mit großem Verluste wurden Liudolfs Mannen in die Stadt zurückgetrieben. Zum Unglück der Städter fiel nicht lange nachher das Schlachtvieh auf der Stadtwiese in die Hände Heinrichs: immer höher stieg dadurch ihre Noth. Da entschloß sich Liudolf endlich mit den angesehensten Männern seines Anhangs in das Lager des Königs zu gehen; er bat um Frieden, aber vergebens. Denn der Vater verlangte unbedingte Unterwerfung, und Liudolfs starrer Sinn wollte sich so tief auch jetzt noch nicht beugen.

Wieder begann der Kampf. Noch einmal machten die Städter einen Ausfall. Von der dritten bis zur neunten Stunde des Tages wurde mit unglaublicher Hartnäckigkeit gekämpft, aber Markgraf Gero, ein Führer, von dem es hieß: „so viele Schlachten, so viele Siege," trieb die Aufständigen zu Paaren und in die Stadt zurück. Damals fand nahe vor dem Thore Pfalzgraf Arnulf seinen Tod. Zwei Tage lang wußte man in der Stadt nicht, wohin er gekommen war; endlich fand ein altes Weib, das der Hunger hinausgetrieben hatte, die Leiche des vornehmen Mannes. Der Muth der Städter schien erschöpft; gegen Ende August schickten sie einige der Ihrigen in das Lager des Königs und unterhandelten wegen der Uebergabe, nachdem sie sechs Wochen lang die Belagerung ausgehalten hatten. Während der Unterhandlungen verließen Liudolf und seine Gefährten die Stadt und eilten den schwäbischen Boden zu erreichen. Hier in seinem Herzogthum glaubte Liudolf noch eine letzte Zufluchtsstätte zu finden.

Obwohl sich die Unterhandlungen zerschlugen und sich Regensburg auch jetzt noch nicht ergab, zog der König doch alsbald mit Herzog Heinrich ab, um Liudolf auf dem Fuße zu folgen. In der Nacht

nach dem Abzuge des Heeres äscherte eine gewaltige Feuersbrunst fast ganz Regensburg ein; doch trotz dieses neuen Unglücks beharrten die Bewohner im Aufstande gegen ihren König und ihren Herzog, zufrieden, daß das Kriegswetter für den Augenblick nach einer anderen Seite abzog.

Herzog Heinrich besetzte Neuburg an der Donau; der König drang über den Lech in Schwaben ein und rückte bis zur Iller vor. Bei Illertissen bezog er ein Lager; nur der Fluß trennte ihn hier von Liudolfs Heer. Schon bereitete man sich zum Kampfe vor, als die beiden schwäbischen Bischöfe Ulrich von Augsburg und Hartbert von Chur, die immer treu zum Könige gehalten, sich zu Liudolf begaben und noch einmal sein bethörtes Herz auf den Weg des Heils zu lenken versuchten. Jetzt erst in der tiefsten Noth fanden ähnliche Worte Eingang, wie sie ihm einst so vergeblich sein Oheim Brun an das Herz gelegt hatte. Er zeigte sich zur Nachgiebigkeit bereit, und der König gewährte ihm Waffenstillstand bis zu einem Reichstage, der im October zu Fritzlar abgehalten und wo über alle Zerwürfnisse dieser traurigen Zeit entschieden werden sollte. Hierauf kehrte Otto mit seinem Heere nach Sachsen zurück.

Die furchtbaren Schläge des Schicksals hatten Liudolfs trotzigen Sinn endlich erweicht; es ließ ihm keine Ruhe mehr, ehe er sich nicht Verzeihung von seinem Vater erwirkt hatte. Er wartete den Tag zu Fritzlar nicht ab, sondern eilte nach Thüringen, wo der König im Herbste nach gewohnter Weise dem Waidwerk oblag. Hier auf der Jagd überraschte er den Vater. Mit bloßen Füßen warf er sich vor ihm nieder und öffnete den Mund zu den rührendsten Bitten. Thränen entströmten den Augen des Vaters und Aller, die diesem Schauspiel beiwohnten. Mitleidig erhob Otto den Sohn und zeigte ihm wieder die Liebe eines Vaters. Liudolf aber gelobte, er wolle Allem sich fügen, was der Vater über ihn verhänge. Dies geschah zu Saufeld, einem Orte unfern Berka an der Ilm.

Der nach Fritzlar berufene Tag, auf dem der König über seine Söhne Gericht halten wollte, mußte verschoben werden, da die Nachricht kam, daß der Erzbischof Friedrich schwer erkrankt und dem Tode nahe sei. Bald darauf, am 24. October, starb der alte Widersacher des Königs, und sein Ende soll löblicher gewesen sein als sein Leben. Die Fürsten und Bischöfe des Reichs traten erst in der Mitte des December

zusammen, und nicht zu Fritzlar, sondern zu Arnstadt in Thüringen. Hier unterwarfen sich feierlich noch einmal Konrad und Liudolf ihrem Vater und lieferten ihm Mainz und alle Burgen in Franken, die sie noch besetzt hielten, aus. Der König nahm seine Söhne wieder zu Gnaden an und ließ ihnen auch die großen Eigengüter, die sie in Franken und Schwaben besaßen, aber der herzoglichen Gewalt und der Reichslehen gingen sie für immer verlustig. Erzbischof Brun behielt Lothringen, das er mit so großer Umsicht vertheidigt hatte. Schwaben erhielt Burchard, wahrscheinlich ein Sohn des gleichnamigen im Jahre 926 verstorbenen Herzogs und somit ein Oheim der jungen Königin Adelheid. Mit Burchard, einem schon bejahrten Manne, wurde Hedwig, die geistvolle Tochter Herzog Heinrichs, vermählt, und das junge und schöne Weib gewann im Interesse ihres Hauses leicht eine unbedingte Herrschaft über den älteren Gemahl. Das Bisthum Mainz, das mächtigste und wichtigste in allen deutschen Landen, erhielt ein natürlicher Sohn des Königs, Wilhelm mit Namen, den er mit einer vornehmen Wendin vor seiner Vermählung mit Editha erzeugt hatte. Wilhelm, von früh auf für den Dienst der Kirche in dem durch seine Schulzucht ausgezeichneten Kloster Reichenau erzogen, war zwar an Gelehrsamkeit und Geist nicht von fern seinem Oheim Brun zu vergleichen, aber er besaß den thätigen Sinn des Vaters und war seinem Berufe mit ganzer Seele ergeben. Als ein Jüngling von achtundzwanzig Jahren wurde er auf den ersten Bischofsstuhl des Reichs durch die einstimmige Wahl der Mainzer Kirche erhoben, aber trotz seiner Jugend fühlte er ganz die Pflichten, die ihm als Nachfolger des Bonifacius oblagen, und ließ sich selbst durch die Rücksichten auf seinen mächtigen Vater nicht an der Erfüllung seines Berufs verhindern.

So endete der Kampf Ottos mit seinem Sohne und dem Manne, der ihm in der ersten Hälfte seiner Regierung am nächsten gestanden und dem er die Hand seiner Tochter geschenkt hatte. Es war für den König, es war für das Vaterherz ein schmerzensreicher Kampf ohne Gleichen. Das alte Lied von Hildebrand und Hadubrand tönt in den mannigfachsten Weisen immer wieder durch die deutsche Geschichte hindurch; wir stoßen immer von Neuem, sei es in den höchsten, sei es in niederen Kreisen des Lebens, auf feindliche Gegensätze, die das Band der Familie gewaltsam zerreißen. Diese verderblichen Conflicte wurzeln, wie es scheint, tief in der starren Subjectivität des deutschen Wesens,

die gereizt und beeinträchtigt keine äußere Schranke, selbst die heiligste nicht, anerkennen will. Aber nie sind in einen Familienzwist größere Interessen hineingezogen worden als hier, nie hat mehr auf dem Spiele gestanden. Es handelte sich nicht, wie man glauben könnte, allein um den Einfluß dieser oder jener Persönlichkeit, sondern vielmehr um die Einheit des deutschen Volkes und das neubegründete Königthum; es handelte sich überdies um den uns Deutschen bereits gewonnenen Vorrang unter den Völkern des Abendlandes und das in Aussicht genommene Kaiserthum. Deshalb stürzen sich auch die feindlichen Nachbaren des Reichs sofort mitstreitend in den Kampf, und selbst der Kaiser zu Constantinopel und der Chalif zu Cordova nehmen an dem Ausgange desselben Interesse.

Persönliche Verwicklungen, wie sie auch sonst wohl in dem Schooße der Familie sich bilden und den Frieden derselben stören, entspinnen sich in dem mächtigen Hause, in dem die Geschicke Deutschlands damals beschlossen lagen. Durch diesen unglücklichen Zwiespalt gewinnt die kaum überwundene Abneigung eines kraftvollen, streitbaren Adels gegen das mächtig emporstrebende Königthum neue Nahrung; die weltlichen Gelüste der so eben erst mehr auf ihren wahren Beruf zurückgeführten Geistlichkeit regen sich abermals; der Absonderungstrieb der deutschen Stämme, wie ihre schrankenlose Freiheitslust tritt wieder hervor, und sie erheben die Waffen gegen ein Herzogthum, das seine nationale Bedeutung verloren zu haben schien und einer Zwingherrschaft ähnlich wurde. So werfen sich die Massen in den blutigsten Bürgerkrieg; alle Leidenschaften werden angefacht, vergessene Feindschaften erwachen, erloschener Ehrgeiz flammt hell von Neuem auf, Männer, die sich den Dank der Mit- und Nachwelt durch rühmliche Thaten verdient haben, verleugnen die ersten Gebote Gottes und betäuben Gefühle, die selbst in der Brust des Bösewichts noch ihr Recht üben; indessen durchziehen die erbittertsten Feinde des im ruchlosen Kampfe gespaltenen Reichs frohlockend seine Gaue und bereichern sich an dem allgemeinen Verderben. Es ist, als ob eine höllische Macht den Hader schürt und an dem Greuel der Verwüstung ihre freventliche Lust stillt.

Niemals ist das Andenken an diesen Kampf in unserem Volke erloschen. Es las und liest noch heute, wie der große König Otto mit seinem edlen Sohne kämpfte, und es richtet dabei weder über Sohn noch Vater mit hartem Urtheil. Der Stoff zu der größten Tragödie,

den die deutsche Geschichte einem deutschen Dichter darbietet, liegt hier verborgen, und es fehlt dieser Tragödie nicht an dem versöhnenden Ausgang; denn was Liudolf, Konrad und Heinrich in diesem Kampfe gefehlt hatten, büßten sie durch muthige Thaten für die Ehre des Reichs und einen frühen Tod.

4.

Neue Siege und neue Ordnungen.

Beendigung des Bürgerkriegs in Baiern.

Wie ein Schiff, von einem Orkan auf hoher See ergriffen, nicht sogleich, wenn der Sturm ausgetost hat, die ruhige Fahrt wiedergewinnt, sondern von den schäumenden Fluthen noch lange unstät dahingetrieben wird, und der Führer erst dann die Größe seiner Schäden zu erkennen pflegt: so geschah Otto und seinem Reiche, als er den Trotz seiner Söhne endlich gebeugt sah.

Wie verändert zeigte sich da die vorher so glänzende Lage des Reichs, wie viele Verluste waren erlitten, wie viele Gefahren drohten noch hier und dort, wie war Verwirrung und Unordnung an die Stelle der Zucht und Ordnung getreten! Berengar hatte sich mit dem italischen Reich von der Lehnspflicht losgerissen und ohne Zweifel auch die zu Augsburg abgetretenen Marken bereits wiedergewonnen, die Wenden waren im Aufstand, die Ungarn lauerten an den Grenzen, um ihren beutereichen Zug vom vorigen Jahre zu erneuern, und im Innern war der Bürgerkrieg noch keineswegs beendigt. Denn nicht Alle, die mit Liudolf und Konrad zu dem Schwerte gegriffen, hatten es zugleich mit ihnen abgelegt, und in manchen Gegenden, namentlich in Baiern, war das königliche Ansehen noch kaum wieder zur Geltung gebracht.

Den traurigen Zustand der deutschen Länder zeigt am klarsten ein Brief, den Erzbischof Wilhelm wenig später an den Papst schrieb, um sich zu entschuldigen, daß er weder in Person nach Rom gekommen sei, noch einen Boten dorthin geschickt habe. „Wir schweben hier in solcher Gefahr und Noth," schreibt er, „daß mir, selbst wenn ich vor Euch er-

schiene, doch die Frage, die mich zu Euch führte, auf den Lippen ersterben müßte. Denn unsäglich ist der Jammer des inneren Kriegs bei uns, und nimmer kann man ohne Thränen davon reden. Der Vater stellt dem Sohn, der Sohn dem Vater, der Bruder dem Bruder nach, der Blutsfreund liegt mit dem Blutsfreund in Fehde, kein Stand, keine Bande der Verwandtschaft werden geachtet. Der König kann sein Regiment nicht üben; den Bischöfen ist das Recht ihres Standes entzogen, sie, die gleichsam Gottes Augäpfel sind, müssen Frohndienste thun, werden verbannt und geblendet; der Herzog und der Graf thun, was des Bischofs ist, der Bischof, was dem Herzog oder Grafen gebührt; keine Kirche giebt es, die nicht Verluste erlitten hätte. Ich klage Niemanden an, wohl aber klage ich über den Stand der Dinge." Ist dies Gemälde, wie es Erzbischof Wilhelm gegen den Schluß des Jahres 955 entwirft, der wahren Lage des Reichs entsprechend, wie kaum zu bezweifeln steht, wie traurig mußte erst am Anfange dieses Jahres der innere Zustand der deutschen Länder sein, wie mußte er des Königs ganze Sorge in Anspruch nehmen!

Zunächst galt es für Otto, Baiern seinem Herzog wieder zu unterwerfen und zugleich einem neuen Einbruch der Ungarn zu wehren. Denn schon standen diese kampfgerüstet abermals in den Marken, und nur daß Otto gleich nach Jahresanfang in Baiern mit einem Heere einrückte und die Grenze deckte, hielt sie von ihrem Vorhaben für den Augenblick zurück. Vereint unterwarfen dann die Brüder das ganze baierische Land mit den Marken wieder. Regensburg, das sich noch immer weigerte ihnen die Thore zu öffnen, hielt nach Ostern abermals eine Belagerung aus und ergab sich erst nach muthiger Gegenwehr, vom Hunger überwältigt. Noch einmal kam es darauf zu einer blutigen Schlacht, wie es scheint, unfern Mühldorf am Inn auf demselben Felde, auf dem mehrere Jahrhunderte später über die deutsche Königskrone eine folgenreiche Entscheidung getroffen wurde. Erzbischof Herold von Salzburg, der es von jeher mit den Feinden Heinrichs gehalten hatte, war schon vor der Schlacht zu Mühldorf gefangen genommen, dann ohne vor ein geistliches Gericht gestellt zu werden geblendet und nach Säben in die Verbannung geschickt worden, während Heinrich die Besitzungen der Salzburger Kirche unter seine Vasallen vertheilte. In der Schlacht selbst erlitten die Aufständigen eine vollständige Niederlage; vier Grafen, Adalbert, Askwin, Arnulf und

Kerlo, waren in derselben gefallen, und außerdem eine große Menge von Rittern.

Im Anfange des Mai scheint jene Schlacht geschlagen zu sein, welche das königliche Ansehen und die Macht Heinrichs in Baiern herstellte. Wenig später wird auch die Mark von Aquileja wiedergewonnen sein, wo der Aufstand an dem Patriarchen nach Heinrichs Meinung seine vornehmlichste Stütze gefunden hatte. Denn in gleicher Weise, wie Erzbischof Herold, traf den Patriarchen eine grausame Rache; Heinrich ließ ihn, wie man meinte, ohne gerechte Ursache entmannen. Gegen den Sommer war Heinrich wieder in dem vollen Besitz Baierns und der Marken; „er gewann sein Herzogthum und alle seine Besitzungen wieder,“ heißt es, „die er schon völlig aufgegeben hatte.“ Er bewährte hier abermals seine mit Recht gepriesene Tapferkeit, aber zugleich jene schonungslose Härte, die so großes Unheil über das Reich gebracht hatte. Milder bewies sich Otto, der selbst noch über die Aufständigen in Baiern Gericht hielt; die Grafen und großen Vasallen, die an der Empörung Antheil genommen hatten, wurden in die Verbannung geschickt, den niederen Leuten verziehen. Als so die Macht Heinrichs in Baiern hergestellt war, kehrte der König gegen den 1. Juli nach Sachsen zurück.

Mit Freuden sah man hier die Rückkehr des Königs. Denn schon hatte ein Aufstand der Wenden, der bald nach dem Ausbruch des Bürgerkriegs erfolgt war, eine sehr bedenkliche Gestalt angenommen; um so bedrohlicher, als sächsische Männer selbst die alten Feinde des Landes gegen dasselbe führten.

Es waren Wichmann und Ekbert, die Neffen Hermann Billings, die, wie erzählt wurde, schon im Sommer des Jahres 953 für Liudolf zu den Waffen gegriffen hatten, aber schnell von ihrem Oheim bezwungen waren. Mit gelinder Strafe hatten sie den Hochverrath gebüßt, doch hatte der König Wichmann in ehrenvoller Haft in seiner Nähe behalten. Als Otto im Anfange des Jahres 954 nach Baiern aufbrach, befahl er dem jungen unruhigen Manne ihm zu folgen; Wichmann aber gab vor, er sei krank und müsse daheim bleiben. Da erinnerte ihn Otto daran, wie er ihn, eine vater- und mutterlose Waise, gleich einem Sohne erzogen habe, und bat ihn, er möge kein neues Leid ihm bereiten, es liege so schon genug Schweres auf seiner Seele. Aber das ehrgeizige, nach Rache verlangende Gemüth Wichmanns ließ

sich durch solche Vorstellungen nicht bewegen. Kaum hatte der König Sachsen verlassen, wo er die Aufsicht über Wichmann dem Grafen Ibo anvertraute, so entfloh der Verhaftete dem unbequemen Wächter. Er bat um die Erlaubniß zur Jagd zu gehen und erhielt sie; im Dunkel des Waldes traf er Genossen, die sich dort versteckt hielten, eilte mit ihnen nach seiner Heimath und besetzte seine Burgen. Sein Bruder Ekbert, der auch der Gnade nicht mehr gedachte, die ihm der König erwiesen, vereinigte sich alsbald mit ihm, und der Aufstand brach, während Otto in Baiern war, von Neuem los. Aber Herzog Hermann wußte, wie diesen seinen unruhigen Neffen zu begegnen sei, und trieb ihre Schaar zu Paaren. Da flüchteten sie sich über die Elbe zu den Wenden, wo sie bei den Brüdern Nako und Stoinef, zwei wendischen Häuptlingen, die schon längst nach Rache gegen die Deutschen dürsteten, eine Zuflucht fanden.

Ein großer Wendenaufstand wurde vorbereitet, und zuerst ergriff die Empörung die Mark Herzog Hermanns. Noch vor Ostern 954 führte dieser ein Heer gegen die Aufrührer. Er war nahe daran, die Hauptfeste der Wenden, in der sich seine Neffen befanden, zu nehmen. Der Streich mißglückte jedoch, und Hermann mußte bald danach von der Feste abziehen. Nach Ostern griffen ihn die Wenden unter Wichmanns Führung sogar in Sachsen selbst an. Hermanns Heer war zu schwach, um im offenen Kampfe den großen Schaaren der Wenden Stand zu halten, er vermied deshalb eine Schlacht und rieth sogar der Burg der Cocarescemier — wir wissen nicht, wo sie belegen war, — in die sich eine große Menge Volks geflüchtet hatte, mit den Wenden zu unterhandeln. Das Kriegsvolk in der Burg ergab sich auf die Bedingung, daß die freien Männer mit ihren Weibern und Kindern ohne Waffen über die Mauern steigen und abziehen könnten, die hörigen Leute aber, wie Habe und Gut der Einwohner zurückbleiben sollten. Als nun die Wenden in die Burg einzogen, erkannte Einer in dem Weibe eines Freigelassenen seine Leibeigene und wollte sie ihrem Manne entreißen; der aber schlug ihm mit der Faust in das Gesicht. Da riefen die Wenden, die Sachsen hätten den Vertrag gebrochen, zogen das Schwert und mordeten, was ihnen in den Weg kam. Alle erwachsenen Männer wurden erschlagen, die Weiber und Kinder in die Sklaverei geführt.

Das hier vergossene deutsche Blut schrie um Rache, aber noch um-

tobte Otto der Bürgerkrieg. Und zu derselben Zeit brach auch schon in den Marken Herzog Geros, der gegen Liudolf damals vor Regensburg lag, der Aufstand aus. Als Gero in die Heimath zurückkam, mußte er sofort mit seinem Heere die Wenden in der Uckermark angreifen; vom Kriege zog er zum Kriege. Konrad, der dem Könige so eben sich versöhnt hatte, begleitete Gero auf diesem Zuge und schwang hier zum ersten Mal sein Schwert wieder für Ottos Ruhm und des deutschen Reiches Ehre. Die Uckrer wurden besiegt, reiche Beute brachte man heim, und Sachsen war voll Siegesfreude. Aber der Aufstand war doch noch nicht gedämpft, der in der Burg der Cocarescemier verübte Frevel nicht gerächt, als Otto von seinem letzten Zuge nach Baiern in das sächsische Land im Sommer 955 zurückkehrte. Er gedachte jetzt mit voller Macht die Wenden zu bekriegen: doch ein anderer schlimmerer Feind nöthigte ihn bald nach einer anderen Seite sein Heer zu führen.

Die Schlacht auf dem Lechfelde.

Kaum war Otto in Sachsen angelangt, so erschienen Gesandte der Ungarn an seinem Hofe, scheinbar in friedlicher Absicht und um die Ergebenheit ihres Volkes dem Könige zu bezeigen, in der That aber um zu spähen, wie es im deutschen Lande stände und ob nicht abermals ihre Stunde geschlagen habe. Und als sie Otto eben erst mit reichen Geschenken entlassen hatte, kamen auch schon Boten von Herzog Heinrich aus Baiern und brachten die Kunde: „Siehe, die Ungarn sind da, überfluthen die Grenzen des Reichs und wollen mit dir einen Strauß bestehen.“ Sobald Otto diese Kunde vernahm, brach er auf und nahm abermals seinen Weg nach dem oberen Deutschland, das er kaum verlassen hatte. Nur wenige Sachsen begleiteten ihn, da er das Land wegen des drohenden Wendenkrieges nicht von der streitbaren Mannschaft entblößen durfte.

Indessen aber hatten die Ungarn schon das ganze Baiernland überschwemmt und waren tief in Schwaben eingedrungen. Bis zu dem Schwarzwald hin schwärmten einzelne Reiterschaaren, während die Hauptmasse des Heeres sich in der Ebene am Lech in der Umgegend von Augsburg gelagert hatte. Niemals waren die schlimmen Unholde in so dichten Schaaren in das Land gefallen; hunderttausend Mann an der Zahl sollen sie in Baiern eingebrochen sein, und sie rühmten sich, Nichts scheuten sie auf der Welt, wenn nicht der Himmel einstürze oder sie

die Erde verschlänge. Nie zuvor hatten sie schlimmer gehaust und größere Gräuel verübt.

Bewunderungswürdigen Muth zeigte in diesen Tagen der Noth der fromme Bischof Ulrich von Augsburg, der treue Freund König Ottos. Gerade sein liebes Augsburg war besonders den Angriffen der Ungarn ausgesetzt, und eine Vertheidigung der Stadt schien fast unmöglich. Denn sie war groß und zahlreich bevölkert, aber nur von einer niedrigen Mauer umgeben; es fehlten ihr selbst jene festen Thürme, mit denen man sonst die Mauern damals zu sichern pflegte und die wir jetzt noch in vielen alten Städten als die letzten dem Untergange zueilenden Denkmale jener Zeit sehen. Dennoch beschloß Ulrich, im Vertrauen auf Gottes Beistand, die Stadt zu behaupten. Eine Schaar tapferer Ritter war um ihn, und als die Ungarn heranrückten, wünschten sie Nichts so sehnlich, als dem ungläubigen Volk entgegenzuziehen und sich mit ihm im Kampfe zu messen. Aber Ulrich hielt sie von einem so vermessenen Beginnen zurück; er wollte den Feind an den Mauern der Stadt erwarten. Das Thor, das den leichtesten Zugang darbot, ließ er verrammeln und wandte sich mit seinen Rittern einem anderen Thore zu, welches nach dem Lech führte. Hierhin zogen auch die Ungarn, als sie den ersten Zugang versperrt fanden, und in so dichten Schaaren rückten sie dann gegen das Thor am Lech an, daß sie meinten, man würde eine Vertheidigung desselben nicht versuchen. Dennoch leistete ihnen Ulrich nicht allein Widerstand, sondern wagte sogar mit seinen Rittern einen Ausfall. Es entspann sich der hitzigste Kampf. In der Mitte seiner Schaar ritt Ulrich durch das Schlachtgetümmel im bischöflichen Ornate; er war ohne Helm und Panzer, aber es widerfuhr ihm Nichts, obwohl es Steine und Pfeile rings um ihn regnete. Mit beispielloser Tapferkeit stritten seine Krieger; Viele der Ungarn fielen, und unter ihnen ein vornehmer Mann ihres Volkes. Als die Ungarn das sahen, erhoben sie ein wildes Geheul und ritten sofort in ihr Lager zurück.

Froh zog Ulrich mit seinen Rittern wieder in die Mauern von Augsburg ein und bereitete Alles zum weiteren Kampf vor. Denn er wußte es wohl, am anderen Tage würden die Ungarn mit ihrer ganzen Macht die Stadt angreifen. Er ließ deshalb eiligst die Mauern ausbessern und Alles in guten Stand setzen. Dann hieß er die Nonnen im Festzuge durch die Stadt gehen und mit Gebeten und Gesängen den Beistand des Herrn anrufen. Er selbst wachte fast die ganze Nacht, lag

auf seinen Knien und flehte um die Hülfe von oben. Als das Frühroth sich zeigte, hielt er ein feierliches Hochamt, stärkte die Seinen durch das heilige Abendmahl und sprach ihnen Muth und Gottvertrauen zu, indem er sie auf das Wort Gottes im 23sten Psalm hinwies: „Und ob ich schon wanderte im finsteren Thale, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich."

Kaum blitzte der erste Strahl der Morgensonne empor, so griffen die Ungarn, wie Ulrich erwartet, von allen Seiten die Stadt an. Sie führten Brecheisen und Spaten mit sich, um die Mauern zu zerstören, und wollten sich sofort an ihr Werk machen. Aber Ulrich und die Seinen waren auf den Mauern und sahen von oben, wie die Ungarn zum großen Theil nur mit Widerwillen vorwärts gingen. Denn die voran waren, wurden mit Geiselhieben von den Hinterleuten getrieben und wagten sich, als sie die Stadtmauern besetzt sahen, nicht heran. Schon wuchs den Belagerten der Muth; da wurde plötzlich, ehe es noch zum Sturm kam, ein Zeichen mit der Trompete gegeben, und in hellen Haufen zogen die Ungarn von der Stadt ab. Ihr Feldherr, der Karchan Bultzu*), hatte nämlich von einem Verräther — es war Berchthold, ein Sohn des bei Regensburg gefallenen Pfalzgrafen Arnulf, der von Reisensburg (bei Günzburg) kam, — die Nachricht erhalten, König Otto rücke mit Heeresmacht an. Deshalb zog er seine Schaaren zurück und eilte Otto entgegen. Wenn er den König erst besiegt habe, meinte er, könne Augsburg ihm nicht entgehen.

Otto war, nachdem er über die Donau gegangen, sogleich in die Ebene am Lech gezogen. Auf dem Zuge sammelten sich mehr und mehr Streiter um seine Fahnen, aber noch war sein Heer nicht von fern den unermeßlichen Schaaren der Ungarn zu vergleichen. Als er zuerst diese sah, meinte er, solche Unzahl könne nimmer besiegt werden, wenn nicht Gott im Himmel selbst darein schlage. Daher verschob er besorgt den Kampf und lagerte sich an einem günstigen Orte auf der linken Seite des Lechs, unweit von Augsburg, nicht allzufern

*) Dem Herzog der Ungarn als dem Oberhaupte der ganzen Nation standen zwei Große beschränkend zur Seite: der Gylas gleichsam der Oberrichter und der Karchan der Oberfeldherr. Bultzu, einer der gefeiertsten Helden der Ungarn, war in Constantinopel Christ geworden und hatte die Würde eines Patricius vom griechischen Kaiser davongetragen.

von dem Lager der Feinde. Schon waren die baierischen Völker, schon auch die Franken diesseits des Rheins in Ottos Lager erschienen; die Schwaben strömten jetzt herbei, und selbst Bischof Ulrich ließ bei Nacht seine tapferen Ritter aus Augsburg ziehen, die Graf Dietbold, Ulrichs Bruder, dem Könige zuführte. Noch aber fehlten die Lothringer; denn Erzbischof Brun hatte sein Heer nicht zu dem anberaumten Tage ausrücken lassen können und scheute sich überdies das Land von bewaffneter Macht zu entblößen, da die Ungarn leicht dem Kampfe entgehen und die Gegenden jenseits des Rheins angreifen konnten. Auch die Franken jenseits des Rheins, die einen weiteren Marsch von Hause hatten, wurden noch vermißt. Aber sie ließen nicht lange warten, und an ihrer Spitze kam Konrad, der vor Kurzem noch im Wendenlande gefochten hatte. Alle jubelten ihm zu, denn er war der rechte Kriegsmann und, was er auch gefehlt hatte, Keiner war beliebter im Heere als er. Otto wollte den Kampf hinausschieben, doch war es ihm bei der Nähe des feindlichen Lagers unmöglich den ungestümen Muth seiner Völker länger zu bändigen. Daher ließ er einen Fast- und Bußtag im Lager verkünden, um Gottes Beistand für den Sieg zu erflehen, für den anderen Tag aber Alles zum Kampfe rüsten.

Als nun das Zwielicht des anderen Tags dämmerte — es war Laurentiusfest, der 10. August, — da stärkte sich das Heer durch einen feierlichen Gottesdienst zu dem bevorstehenden Kampfe. Der König warf sich auf seine Knie nieder und that unter vielen Thränen das Gelübde, wenn ihm Christus den Sieg über die Feinde seines Reichs verleihen würde, in seiner Stadt Merseburg dem heiligen Märtyrer Laurentius ein Bisthum zu errichten und ihm die Pfalz, deren Bau er daselbst begonnen, zum Eigenthum zu weihen; dann nahm er das Abendmahl, zum Kampf auf Tod und Leben sich bereitend. Eine tiefe Erregung war in dem ganzen Heere. Aufs Neue gelobten Alle ihren Führern Gehorsam und Treue, vergaben einer dem anderen die Schuld und schwuren Urfehde einander. Dann machte man sich schlagfertig. Die Fahnen wurden erhoben; lustig wehten sie in den Lüften, und muthig verließen Ottos Krieger das Lager.

In acht Züge war das Heer des Königs getheilt, von denen jeder aus etwa tausend wohlgerüsteten Reitern bestand, denen Diener und Troßknechte in beträchtlicher Anzahl folgten. Die drei ersten Züge waren Baiern; sie waren am zahlreichsten erschienen, aber es fehlte unter ihnen

Herzog Heinrich, der auf dem Siechbette lag und die Führung seiner Schaaren Andern übertragen hatte. Der vierte Zug waren die Franken von Konrad geführt, dem unnahbaren Streiter, dem gefeiertsten Helden des Heeres. Der glänzendste und stärkste Zug aber war der fünfte, den Otto selbst befehligte. Vor ihm flatterte die Lanze des heiligen Erzengels Michael, und wo die wehte, hatte noch nimmer der Sieg gefehlt. Dicht umringten dieses Banner und den König eine Schaar heldenkühner Jünglinge, die Auswahl der Tapfersten aus jedem Zuge des Heeres. Der sechste und siebente Zug waren Schwaben unter dem Befehl Herzog Burchards. Den letzten Zug bildeten tausend erlesene böhmische Ritter in schimmernden Waffen, von ihrem Herzog geführt. Bei diesem Zuge, dem Nachtrab des Heeres, war das Gepäck, das man hier für am meisten gesichert hielt. Aber der Kampf wandte sich anders, als man erwartet hatte.

Manche Beschwerden hatte das Heer beim Vorrücken zu bestehen, denn der Weg ging durch Gebüsch und über ungeebnete Felder. Otto hatte ihn gewählt, um den Feind zu täuschen, aber er sah sich selbst überlistet. Ein Theil der Ungarn hatte nämlich auf weitem Umweg den Rücken des deutschen Heeres umgangen. Als Otto auf dem Kampfplatze erschien, sah er den Feind nicht allein vor sich, sondern derselbe stand ihm nicht minder im Rücken. Unerwartet wurde gerade zuerst sein Nachtrab angegriffen. Ein Pfeilregen, dann ein Reiterangriff unter fürchterlichem Geheul. Die Böhmen stoben aus einander; Viele sanken in ihrem Blute nieder, Viele wurden gefangen, das ganze Gepäck fiel in die Hände der Feinde. Sofort stürzten sich dann die Ungarn auf die schwäbischen Heerhaufen, und auch diese hielten dem Sturme nicht Stand. Und schon stand der Feind hier drohend im Rücken der königlichen Schaar, während von vorn noch die Hauptmacht der Ungarn in fester Ordnung zusammenhielt. Da ließ Otto den tapferen Konrad mit den Franken eine Schwenkung machen, um dem Angriffe zu begegnen, welcher der königlichen Schaar vom Rücken her drohte. Furcht ergriff inmitten solcher Gefahr selbst die ältesten Krieger, aber Konrad fürchtete Nichts; er wünschte den Tod, und eine junge Mannschaft, die meist noch nie dem Feinde ins Auge geschaut hatte, drängte sich um den tapferen Führer, bereit ihm in den Tod zu folgen. So drang Konrad vor und focht einen Kampf ohne Gleichen. Wo die Franken einhieben, zerstoben die Ungarn. Viele

der Feinde bedeckten, den Athem verhauchend, den Boden, Andere fielen in die Hände der Franken; endlich ergossen sich ihre Schaaren in wilde Flucht. Die gefangenen Böhmen wurden befreit, das Gepäck wiedergenommen, und mit siegreich wehenden Fahnen kehrte Konrad zum Könige heim.

Eine große Gefahr war beseitigt, aber der Kampf mit der dem Könige und den Baiern gegenüberstehenden Hauptmacht noch nicht einmal begonnen. Otto selbst sah, daß die Hauptentscheidung erst jetzt zu erringen sei. Er ordnete, als er den Feind im Rücken nicht mehr zu fürchten hatte, in weitausgebreiteter Schlachtordnung sein Heer gegen die Feinde und redete dann seine Krieger, wie Widukind meldet, in solcher Weise an: „Ihr seht, daß wir Kraft und Muth jetzt beweisen müssen, denn nicht fern von uns, sondern vor unseren Augen stehen die Feinde. Aber ich fürchte sie nicht; allenthalben habe ich mit euch in der Fremde gesiegt, und sollte nun mit euch in meinem eigenen Lande den Rücken wenden! Ja, ich weiß es, an Menge übertreffen uns die Feinde, aber nicht an Tapferkeit und Rüstung. Denn meist sind sie ohne Waffen, und ihnen fehlt überdies die Hülfe Gottes, unsere beste Waffe! Sie schützt nur ihre Vermessenheit, unsere Wehr ist die Hoffnung auf Gott und seinen Beistand. Wahrlich, wir müßten uns schämen, wollten wir, nachdem wir Europa uns unterthan gemacht haben, unser Reich den Feinden zu Lehen geben. Nein, besser ist es, ruhmvoll im Kampfe zu fallen, als unter dem Joch der Feinde ein Sklavenleben zu führen.“ Darauf ergriff er den Schild und die heilige Lanze und sprengte zuerst hoch zu Roß in die Feinde hinein, Streiter und Führer zugleich. Das Heer ihm nach ritt auf die Ungarn los, und sofort entspann sich der Kampf auf allen Seiten. Bald wichen die Ungarn, nur die Verwegensten behaupteten noch ihre Stelle. Fürchterlich wüthete das Schwert in den Reihen der Feinde. Nicht lange, so waren ihre Massen überall auseinandergesprengt und stürzten sich in wilde Flucht. Manche flüchteten sich, wenn ihre Pferde ermüdet, in die Dörfer, die hier und da in der Ebene zerstreut lagen: aber es folgten ihnen die Deutschen, äscherten die Stätten ein, und die Flüchtlinge fanden den Tod in den Flammen. Viele eilten an Augsburg vorüber dem Flusse zu und fanden hier ein klägliches Ende. Das Lager der Ungarn fiel noch an demselben Tage in Ottos Hände, der alle Gefangenen befreite.

Erst am Abend des blutigen Tags sammelten sich wieder die Deutschen. Mancher wackere Mann fehlte in ihren Reihen. Graf Dietbold lag auf dem Lechfelde erschlagen, auch sein Neffe Reginbald. Der König trauerte tief über den Verlust dieser Braven. Aber Keinen beweinte er mehr als seinen Eidam Konrad, der als das kostbarste Opfer des ruhmreichen Kampfes gefallen war. Noch einmal, wie in der Frühe des Tags, hatte er sich in den Streit gestürzt, mit Löwenmuth gekämpft und die fliehenden Feinde verfolgt. Aber als er erschöpft von der Arbeit des Streites und der glühenden Hitze der Augustsonne die Helmbänder lüftete, um aufzuathmen, traf ihn ein Pfeil in die Gurgel. So war sein Wunsch erfüllt: für König und Vaterland war er den Tod des Helden gestorben, die schwere Schuld hatte er mit dem höchsten Preise gesühnt. Otto betrauerte ihn lange, und ließ den Mann, den er einst vor Allen geliebt, mit den größten Ehren zu Worms bei seinen Vätern bestatten. „Konrad," sagt Widukind, „war ein großer Held und die Welt seines Ruhmes voll; alle Franken beklagten und beweinten sein Ende." Er war der Ahnherr eines mächtigen Geschlechts, das später ein Jahrhundert lang auf Deutschlands Thron gesessen hat.

Als die Nacht einbrach, ritt der König nach Augsburg hinein, und frohlockend bewillkommnete ihn Bischof Ulrich und die Stadt, die er von so großer Angst erlöst hatte. Wie aber in Ottos Seele sich Freude und Trauer mischten, so auch in dem Herzen des Bischofs; hatten doch sein Bruder und sein Neffe den herrlichen Sieg mit dem Blute bezahlt. Tröstend stand ihm der König zur Seite und erfüllte ihm jeden Wunsch seiner Seele. Als der Morgen kam, nahm Otto aus den Händen des Bischofs das Abendmahl; dann brach er sogleich auf, um dem fliehenden Feinde zu folgen. Denn schon drängten die Schwärme der Ungarn, welche dem Kampfe entgangen, von Furcht und Schrecken gejagt, dem Osten zu. Wer noch nicht über den Lech war, dem war freilich das letzte Brod gebacken; denn alle Furthen und alle Fahrzeuge am Ufer befahl der König streng zu bewachen, daß Niemand lebendig mehr über den Fluß gelange. Aber auch die schon hinüber waren, entrannen meist nicht dem Tode; überall lauerte auf sie das Verderben. Sah man von den Mauern einer Burg die irrenden, unstäten Schaaren, schnell kamen die Burgmannen heraus, und wehe denen, die in ihre Hände fielen! So fand eine große Menge der Ungarn am zweiten und dritten Tage nach der Schlacht den Tod.

Otto verfolgte die Feinde die Donau hinab bis Regensburg. Hier hielt er strenges Gericht über die Gefangenen, und viele vornehme Ungarn fanden ihren Tod am Galgen, unter ihnen der Karchan Bultzu, den die Annalen von St. Gallen ihren König nennen. Dann überließ sich Ottos Heer der Siegesfeier. Als Vater des Vaterlandes und Imperator begrüßte das jubelnde Heer seinen Führer, wie einst König Heinrich nach seinem großen Siege über die Ungarn geehrt war. Den Ruhm des Kampfes wies aber Otto von sich ab: nur dem Allmächtigen, sagte er, danke man den Sieg, und Gott die Ehre gebend zog er mit seinem Heere im festlichen Zuge zu allen Kirchen der Stadt. Als das Siegesfest beendet war, sandte er Boten nach Sachsen, um seiner Mutter das große Ereigniß zu melden.

So waren abermals die Ungarn in einer großen Feldschlacht von den Deutschen besiegt und ihre ganze Heeresmacht vernichtet worden. Seitdem verging ihnen die Lust in die deutschen Länder einzubrechen, und da zu derselben Zeit auch die Mark von Aquileja, dem deutschen Reiche verbunden, besser geschützt wurde, standen sie endlich von weiteren Angriffen auf das Abendland ab. Nachdem sie noch eine Zeitlang ihre verheerenden Züge gegen das morgenländische Kaiserthum gerichtet hatten, begannen sie sich feste Wohnsitze in der fruchtbaren Donauebene zu gründen und gaben das zuchtlose Nomadenleben allgemach auf. Obwohl sie alsbald, schon selbst um ihren Besitz besorgt, mit Wällen und Pfählen das sumpfreiche Land an ihren westlichen Grenzen verschanzten, drangen doch die hier angesiedelten deutschen Kriegsleute über die Enns vor, die bis dahin die Grenze des Reichs gebildet hatte. Ein schöner Landstrich wurde unter der Enns in rühmlichen Kämpfen dem Reiche gewonnen, und erst dadurch erlangte die baierische Ostmark wieder festen Bestand, aus der dann in späterer Zeit Oestreich zu großer Macht und hohen Ehren erwachsen ist.

In dem Siege von Augsburg liegen die Anfänge Oestreichs, liegen aber zugleich auch die ersten Keime der Civilisation des ungarischen Volkes; in ihm beschließt sich, kann man sagen, die Völkerwanderung. Denn nach den Ungarn hat kein wanderndes Volk in Europa mehr festen Fuß gefaßt, so daß es in die Bewegung der abendländischen Welt eingetreten und an der inneren Entwicklung derselben Antheil genommen hätte. Wie oft war jene christliche Kultur, die Rom in sich ausgebildet, die Germanen aufgenommen und mit ihrem Schwerte gegen die Bar-

barei vertheidigt hatten, bedroht gewesen; wie furchtbar hatte noch zuletzt das gesammte Abendland von der Zerstörungswuth des allerwildesten Geschlechts, das jemals die Länder Europas durchschwärmte, gelitten! Jetzt war auch über dieses Volk der glänzendste Sieg gewonnen, und es zeigte sich bald die Möglichkeit, dasselbe für jene christliche Bildung zu gewinnen, die es bisher mit der leidenschaftlichsten Wuth verfolgt hatte. Ottos Sieg befreite nicht das deutsche Reich allein, er befreite ganz Europa von den wilden Schaaren der Ungarn, die es mehr als ein halbes Jahrhundert verheert hatten: diesen Sieg begrüßte deshalb das ganze Abendland mit unaussprechlichem Jubel. Mehr als irgend ein anderer Erfolg hat er dazu beigetragen, Otto in seiner königlichen Macht zu befestigen und ihm den Weg zum Kaiserthrone zu bahnen.

Neue Kämpfe gegen die Wenden.

Mit Jubel und Freude empfing vor Allem Sachsen den König, als er zurückkehrte. Denn schon lange hatte man hier in großer Besorgniß geschwebt; nicht wegen der Ungarn allein, viel mehr noch wegen der Wenden, die unter Wichmanns und Ekberts Führung den Markgrafen Dietrich, Geros Stellvertreter, besiegt und in die Flucht geschlagen hatten. Ueberdies waren mannigfache Zeichen voll schwerer Vorbedeutung am Himmel gesehen. Hoffend blickte nun Alles auf Otto, und sofort rüstete er sich zum Kriege gegen die Wenden.

Ehe aber das Heer auszog, wurde abermals über Wichmann und Ekbert Gericht gehalten, die so wenig dem Könige seine Gnade gedankt hatten. Ohne Schonung seien sie jetzt, so beschloß man in ihrer Abwesenheit, als Feinde des Reichs zu bekämpfen, doch wolle man ihrer Gefährten schonen, wenn dieselben zurückkehrten und sich unterwürfen. Als man diesen Beschluß faßte, erschienen in der Versammlung Gesandte der Wenden. In herkömmlicher Weise, meldeten sie, wolle ihr Volk den Tribut zahlen, doch verlange es frei zu bleiben im eigenen Lande, gewähre man ihnen dies, so würden sie treue Freunde und Bundesgenossen sein, sonst aber mit den Waffen ihre Freiheit behaupten. „Friede mag sein," antwortete ihnen Otto, „aber nur, wenn ihr gut macht, was ihr gefehlt." So entließ er die Gesandten und führte sein Heer über die Elbe. Gero stand ihm zur Seite, und auch Liudolf, der von schwerem Seelenkummer bedrängt sich nicht gleich Konrad an der Ungarn-

schlacht betheiligt hatte, ergriff jetzt wieder sein Schwert und begleitete den Vater. Sengend und brennend drang das Heer tief in das Wendenland bis zur Rekenitz ein; denn hier und an der Peene waren die Hauptsitze des aufständigen Volkes.

Wer dies Land kennt, weiß, es ist sumpfig und reich an Seen. Beschwerlich war daher hier die Kriegführung, und Otto gerieth zuletzt in große Gefahr. Denn als er an der Rekenitz lagerte und wegen der sumpfigen Ufer nicht über den Fluß setzen konnte, wurde er im Rücken von wendischen Schaaren umgangen, die ihm durch Verhaue den Weg sperrten, und vor ihm stand auf dem anderen Ufer Stoinef mit einem Heere. Bald fehlte es auch an Lebensmitteln, und Hunger und Krankheit wütheten unter den Deutschen. Da nun die Noth täglich stieg, sandte Otto Herzog Gero ab, um mit Stoinef zu unterhandeln: wolle dieser mit seinen Wenden sich unterwerfen, so solle er in Otto einen nützlichen Freund, nicht einen Gegner finden.

Gero traf mit dem wendischen Häuptling zusammen. Sie trauten sich einander nicht: deshalb besprachen sie sich so, daß der eine auf dem diesseitigen, der andere am jenseitigen Ufer des Flusses stand. Gero grüßte zuerst, und der Wende erwiederte seinen Gruß. Dann aber sprach Gero stolz: „Ist es dir nicht genug gegen unser einen den Krieg zu führen; sprich, wie kommt solche Kühnheit dir bei, dich auch mit dem Könige selbst messen zu wollen? Hast du auch Männer und Waffen genug, um dich eines solchen Unternehmens zu erdreisten? Doch wohlan, wohnt dir Kraft, Kriegskunde und Muth bei, so laß uns hinüberkommen oder komme du selbst zu uns. Auf gleicher Wahlstatt mag sich dann zeigen, wer der Wackerste ist.“ Stoinef knirschte mit den Zähnen, schmähte und verhöhnte Gero, seinen König und das ganze Heer; er wußte, sie waren in großer Noth, und er gedachte ihnen noch das Bad zu segnen. Da lief Gero die Galle über — er war ein Mann von heißem Blut und wallte gewaltig im Zorne auf — und laut rief er über den Fluß: „Wohl, morgen soll es sich zeigen, ob du und dein Volk etwas werth sind; ja gewiß, morgen werdet ihr sehen, wie wir uns mit euch schlagen.“ Flugs eilte er dann zum Lager und meldete dem König, was geschehen war. Und Otto gedachte Geros Wort zu erfüllen.

Noch in der Nacht eröffnete der König den Kampf. Die Deutschen sandten Pfeile und Wurfspeere über den Fluß, gleich als wollten sie in

der Nähe des Lagers den Uebergang über denselben erzwingen. Auch dachten die Wenden nicht anders und schaarten sich dicht hier zusammen, um Keinen über das Wasser zu lassen. Aber sie hatten Ottos Absichten nicht errathen, denn er sandte Gero eine gute Strecke vom Lager den Fluß hinab; dieser schlug hier an einer unbewachten Stelle mit Hülfe von Wenden aus der Insel Rügen — sie waren noch Heiden, halfen aber den Deutschen in diesem Kriege — in aller Eile drei Brücken und meldete dies dem Könige. Darauf ritten die deutschen Ritter den Fluß hinab und überschritten ohne Beschwerde die Rekenitz. Schnell folgten zwar die Wenden am anderen Ufer, aber sie hatten mit ihrem Fußvolk einen weiten Marsch zu machen; ermüdet und ungeordnet kamen sie auf der Wahlstatt an. Als es daher zum Schlagen kam, hielten sie Ottos Rittern nicht Stand, sondern wandten sich eiligst zur Flucht, auf der Viele vor dem Schwerte der Deutschen sanken.

Stoinef hielt in der Nähe mit einigen Rittern auf einem Hügel, von dem er den Kampfplatz überschauen konnte. Sobald er die Flucht der Seinigen sah, suchte auch er das Weite und verbarg sich im Dunkel eines Waldes. Hier traf ihn mit zwei seiner Diener ein Ritter Ottos, mit Namen Hosed, und stellte ihn. Der Wendenfürst fiel von den Streichen des Sachsen; Hosed hieb ihm das Haupt ab, nahm ihm die kostbare Rüstung und brachte beides zum König. Auch einen der Diener, den er gefangen hatte, führte er dem Könige vor. Hoch belobte ihn Otto wegen seiner Tapferkeit und gab ihm zwanzig Hufen Landes zu Lehen.

Indessen war auch das Lager der Wenden genommen und reiche Beute gemacht worden. Bis tief in die Nacht hinein währte das Schlagen und Schlachten. Es war der 16. October; St. Gallentag in demselben Jahre, da Otto die Ungarn geschlagen. Am Tage nach der Schlacht wurde Gericht gehalten über die Gefangenen. Oeffentlich wurde Stoinefs Haupt aufgestellt und bei demselben siebenhundert Gefangene enthauptet. Einem Rathgeber Stoinefs wurden die Augen ausgestochen und die Zunge ausgerissen; so ließ man ihn unter den Leichen liegen. Ekbert und Wichmann waren durch die Flucht der blutigen Rache, die ihrer wartete, entkommen; sie suchten und fanden bei Herzog Hugo in Frankreich eine Zuflucht.

Aber auch dieses neue Blutbad, das Otto unter den Wenden angerichtet, schreckte sie nur auf kurze Zeit; Freiheitsliebe und Rachedurst

trieben sie immer aufs Neue zu den Waffen. Schon im Jahre 957 mußte Otto abermals wider sie zu Felde ziehen und kehrte heim, ohne sie völlig unterworfen zu haben. Bald zeigte sich auch Wichmann wiederum in der Mitte der Wenden. Zwei Jahre lang hatte er in der Fremde mit seinem Bruder Ekbert gelebt. Da war es dem Erzbischof Brun gelungen, die Gnade des Königs mindestens Ekbert wiederzugewinnen, und froh kehrte dieser zur Heimath zurück. Aber nun duldete es auch Wichmann nicht länger dort draußen. Heimlich kam er nach Sachsen, um Haus und Hof und sein liebes Weib noch einmal zu sehen, dann ging er abermals hinaus zu den Wenden. Zum dritten Male rückte gegen ihn im Jahre 958 ein sächsisches Heer aus; in demselben waren Manche ihm freundlich gesinnt und brachten es dahin, daß er sich Herzog Gero und dessen Sohn freiwillig unterwarf. Gero erlangte vom Könige, indem er sich persönlich für den tapferen, doch unruhigen Mann verbürgte, daß er frei zu seinem Hause und zu seinem Weibe zurückkehren durfte, aber mit einem furchtbaren Eide mußte Wichmann zuvor schwören, daß er nie wieder Etwas gegen seinen König und Herrn unternehmen wolle. Der Krieg gegen die Wenden wurde durch Wichmanns Unterwerfung nicht beendet; abermals floß viel Blut, ohne daß es gelang, die Aufständigen zu bewältigen. Noch zweier neuer Feldzüge bedurfte es (959. 960), um die deutsche Herrschaft im Wendenlande zu befestigen.

Innere Verhältnisse.

Einst konnte es scheinen, als ob Ottos Söhne sich mit dem Vater in die Regierung des Reichs theilten. Jetzt war der Einfluß, den sie geübt hatten, vernichtet; sie selbst und die ganze Partei, die an ihnen einen Anhalt gesucht, hatten an dem königlichen Hofe alle Bedeutung verloren. Dagegen erhob sich zu einer selbst für die Reichsgeschäfte wichtigen Stellung die junge Königin Adelheid mit Allen, die sich ihrer Gunst erfreuten. Vornehmlich aber galten bei dem Könige seine Brüder Heinrich und Brun: jener von eben so ausgebreiteter Macht im Süden des Reichs, wie dieser im Westen, beide erprobt durch ihre ausdauernde Treue während des Bürgerkriegs.

Heinrich war wieder zu dem vollen Besitz seines baierischen Herzogthums und der Marken gelangt und hatte durch die Vermählung seiner

Tochter Hedwig mit dem neuen Schwabenherzog auch auf die schwäbischen Angelegenheiten einen erheblichen Einfluß gewonnen. Je bedeutender Heinrichs Stellung war, desto empfindlicher mußte für den König der Tod dieses Bruders sein, der eintrat, ehe noch die Ruhe im Innern völlig hergestellt war. Heinrich starb am 1. November des Jahres 955 in den Jahren frischester Manneskraft; er hatte noch nicht das vierzigste Jahr erreicht. Große Tugenden waren mit schlimmen Eigenschaften in diesem merkwürdigen Manne auf das Wunderbarste gemischt gewesen, so daß schon die Zeitgenossen schwankten, ob sie mehr ihn loben oder tadeln sollten. Daß er ein tapferer Degen, ein entschlossener Mann in allen Verhältnissen des Lebens war, die Zügel der Herrschaft mit Kraft führte, den Feinden des Reichs in tapferen Kämpfen zu begegnen wußte, konnte Niemand leugnen, aber Niemand auch die entstellenden Makel seines Lebens verhüllen. Es ist wahr, das Herz seines Bruders, dem er einst nach dem Leben und nach dem Reiche stellte, hat er sich wiederzugewinnen gewußt und bei ihm durch große Verdienste seine früheren Vergehen in Vergessenheit gebracht; aber die Liebe des deutschen Volkes, das nicht mit Unrecht auch jenen furchtbaren Krieg zwischen dem Vater und seinen Söhnen ihm zur Last legte, hat er sich niemals erworben. Die Baiern vornehmlich sahen immer in ihm einen harten Gebieter, dessen Herrschaft ihnen um so verhaßter war, als er nicht ihrem Stamme angehörte. Treue Freundschaften suchte weder Heinrich in seiner herrischen und spröden Natur, noch fand er sie; die Brüder seiner Gemahlin waren es, die zuerst gegen ihn die Waffen ergriffen.

Wie wenig Liebe auch Heinrich genoß, ein Herz schlug ihm mit immer gleicher Zärtlichkeit und Treue: das Herz seiner Mutter. Mathilde erhielt — so erzählt die spätere Biographie der Königin — die Trauerkunde von Heinrichs Tode zu Quedlinburg. Sie berief darauf sogleich die Nonnen zur Kirche, forderte sie auf für das Seelenheil ihres Sohnes zu beten und beugte selbst ihre Knie zuerst vor dem Altare: „O Herr," rief sie aus, „erbarme dich der Seele deines Knechts, den du von der Welt abberufen hast! Gedenke, wie wenig Freuden er im Leben genossen hat und wie fast alle seine Tage voll Kummer und Elend waren!" Sie erhob sich, wankte zum Grabstein König Heinrichs, neigte ihr Haupt auf denselben und sprach unter Thränen: „O mein Herr und Gemahl, glücklich bist du, daß du diesen Schmerz nicht mehr erlebtest. Dich berührt das bittere Leid nicht mehr,

das mein Herz zerreißt; war es doch, so oft ich des traurigen Tags deines Todes gedachte, mein einziger Trost, daß dieser unser geliebter Sohn mir geblieben war, der dein Antlitz, deine Gestalt und deinen Namen trug." Von diesem Tage an legte Mathilde das königliche Scharlachkleid, das sie seit dem Tode ihres Gemahls stets unter einem leinenen Ueberwurfe trug, auf immer ab und zeigte sich nur in Trauerkleidern. Auch mochte sie fortan kein Goldgeschmeide mehr an ihrem Leibe dulden; sie nahm an Spielen, wie sie die Zeit liebte, keinen Antheil ferner, litt auch nicht, daß man weltliche Lieder vor ihr sang, sondern fand fortan allein an geistlichen Gesängen Gefallen.

Baiern ging auf Heinrichs vierjährigen Sohn, der auch des Vaters Namen geerbt, in seinem ganzen Umfange nebst den Marken über. Die Vormundschaft über das Kind führte seine Mutter Judith, die Tochter Herzog Arnulfs; eine Frau, wie Widukind sagt, von seltener Schönheit und wunderbarem Verstande. Ihr erster Rathgeber wurde alsbald der kluge Bischof Abraham von Freising, einem im Herzogthume einheimischen mächtigen Geschlechte angehörig und im Jahre 957 zum Bisthum erhoben. Die Regierung Baierns gewann mehr und mehr einen den Stammesinteressen entsprechenden Charakter, und der junge Herzog erwuchs im baierischen Lande als Baier.

Nach dem Tode Herzog Heinrichs überragte der Einfluß, den Brun, „der große Bischof," wie ihn Widukind nennt, auf seinen königlichen Bruder übte, weit jeden anderen. Niemand war aber auch des königlichen Vertrauens würdiger, als dieser hochbegabte und treffliche Mann, auf den man mit immer neuer Bewunderung den Blick lenkt. Denn Niemand durchschaute tiefer die Gebrechen der Zeit und wußte klarer die Mittel zu erkennen, um sie zu heilen; Niemand war entschiedener in der Gesinnung und doch so durch und durch von Versöhnlichkeit und Friedensliebe beseelt. So nachsichtig er sich gegen Andere zeigte, so streng war er gegen sich selbst; während seine Gedanken sich am liebsten zu der Anschauung der himmlischen Dinge aufschwangen oder in das Studium der Wissenschaften versenkten, achtete er zugleich mit der größten Gewissenhaftigkeit auf Alles und Jedes, was ihm an weltlichen Geschäften in Kirche und Staat übertragen wurde.

Wir wissen, eine wie schwierige Aufgabe ihm zufiel, als er das lothringische Herzogthum erhielt, und mit welchem Geschick er sie während des Bürgerkriegs zu lösen wußte. Dennoch fehlte viel daran, daß

sein unruhiges Volk nach Konrads Unterwerfung sogleich zur alten Ordnung zurückgekehrt wäre. Wie hätten auch die übermüthigen Großen des Landes ohne Weiteres einem fremden Priester, der mit einer so ungewöhnlichen Macht über sie bekleidet war, unweigerlichen Gehorsam leisten sollen? Allerdings gab es eine starke königliche Partei in dem Lande, aber es fehlte ihr nicht an mächtigen Widersachern; Hader und Unfriede herrschten an vielen Orten. Im Jahre 956 beschied Otto deshalb die Lothringer nach seiner Pfalz Ingelheim und ließ sich von den unruhigen Großen Geiseln stellen; bald darauf kam er selbst nach Köln und hielt hier eine große Tagfahrt. Dennoch wurde schon im folgenden Jahre der Landfriede von Neuem gestört, und zwar gerade durch jenen Reginar, an dem Brun im Anfange den festesten Halt gegen Konrad gefunden hatte. Die Gewaltthaten, welche sich der übermüthige Mann mit den Seinen gegen die Kirchen und Klöster im Lande erlaubte, wollte Brun nicht ferner schweigend dulden und machte sich dadurch denselben zum unversöhnlichen Feinde. Gereizt und unzufrieden überdies, weil er für seine Dienste nicht den gebührenden Lohn empfangen zu haben glaubte, trat Reginar dem Erzbischof bald überall hindernd entgegen und suchte sogar an dessen Schwester, der Königin Gerberge, seine Erbitterung auszulassen. Mehrere Güter, die einst Herzog Giselbert gehört und von ihm als Morgengabe an Gerberge verliehen waren, beanspruchte Reginar als brüderliches Erbe und machte zuletzt sein vermeintliches Recht mit offener Gewalt geltend. Brun nahm sich indessen, wie billig, der Schwester an, und Reginar, der in Bruns Hände fiel, mußte sein verwegenes Beginnen mit der Verbannung nach Böhmen büßen; im fremden Lande fand der unstäte Mann sein Ende. Dann erhoben sich noch einmal im Jahre 959 mehrere vornehme Männer im Lande gegen Brun, als er einige feste Burgen, die sie ohne des Königs Erlaubniß erbaut hatten, niederreißen ließ; er wolle auch, erzählte man damals, dem Lande neue und unerhörte Lasten aufbürden. An die Spitze der Aufständigen stellte sich jener Immo, der durch seine Listen einst so viel dazu beigetragen hatte das Land dem Könige zu erhalten und bis dahin auch Bruns vertrauter Rathgeber gewesen war. Aber der Aufstand wurde glücklich unterdrückt, und darauf die Ausübung der herzoglichen Rechte im oberen Lothringen dem Grafen Friedrich übertragen.

Graf Friedrich hatte sich während des Bürgerkriegs mit seinem

Bruder, dem trefflichen Bischof Adalbero von Metz, treu zum König gehalten und war seit dem Jahre 954 ihm auch durch Verwandtschaft näher getreten. Er vermählte sich nämlich damals mit Beatrix, einer Tochter Herzog Hugos von Franzien, mit der er schon seit mehreren Jahren verlobt war. Friedrich übte fortan in gleicher Weise, wie Gottfried, dessen Geschäftskreis wohl erst jetzt auf das untere Lothringen beschränkt wurde, unter Bruns Aufsicht die herzogliche Gewalt und führte gleich jenem den herzoglichen Namen. Da in ähnlicher Weise, wie die Bischöfe der Provinz unter Brun als Erzbischof standen, diese Herzoge ihm untergeben waren, nennt ihn sein Biograph Ruotger „gleichsam einen Erzherzog“ und giebt ihm damit einen Titel, welchen der Erzbischof nie selbst geführt und der zu sehr irrthümlichen Auffassungen seiner Stellung Veranlassung gegeben hat. Die Theilung des Lothringerlandes, die damals zuerst eintrat, erhielt sich und wurde später weiter durchgeführt, während zur Zeit die Verwaltung der beiden Theile doch noch in Brun eine Verbindung hatte. Denn in der That war er nach wie vor die Seele von Allem, was in dem Lande vorging. „Er theilte,“ sagte Ruotger, „einem Jeden der Großen und der Beamten seine Obliegenheiten zu, wies Jedem die Thätigkeit an, zu der ihn seine Kräfte befähigten, aber Nichts gab es, wobei er nicht doch zugleich auch selbst Hand angelegt hätte, und mit der ungemeinen Lebendigkeit und durchdringenden Kraft seines Geistes wußte er stets das zu erfassen, was dem Wohl Aller am besten diente.“ Wohl nahm Mancher einen Anstoß daran, daß Brun als Bischof eine so ausgedehnte weltliche Verwaltung führte, aber es genügte einen Solchen auf die Erfolge dieser Thätigkeit zu verweisen, um ihn zum Schweigen zu bringen. Nachdem die Empörungen, von denen wir so eben sprachen, besiegt waren, trat ein Friedenszustand in dem Lande ein, wie man ihn seit dem Verfall des Karolingischen Reichs hier nicht mehr gekannt hatte.

Nicht minder ersprießlich erwies sich Bruns Sorge für die kirchlichen Angelegenheiten seiner Provinz. Die reichen Bisthümer und Klöster derselben waren seit geraumer Zeit fast nur an die Söhne einheimischer Gewalthaber vertheilt worden; die großen Einkünfte und Güter der Kirchen bildeten unablässig den Zankapfel der Parteien, und die Macht, nicht die Würdigkeit entschied bei der Besetzung der geistlichen Würden. Ein großer Theil des Kirchenguts war theils durch Gewalt, theils durch das Familieninteresse der Bischöfe in die Hände von Welt-

lichen gekommen; die Klosterzucht war verfallen, und die Schulen, die früher in nicht geringer Blüthe gestanden hatten, genossen kaum noch besonderer Pflege. Manches war schon vor Brun geschehen, um die kirchlichen Zustände des Landes wieder zu heben, aber mit durchgreifender Kraft und planmäßiger Sorgfalt wurde jetzt erst die Sache angegriffen. Fremde Geistliche, namentlich Sachsen, zog Brun in das Land und bildete sich einen Klerus, der durch Unsträflichkeit des Lebens und geistige Bildung werth war an die Spitze des Volkes zu treten. Alte Klöster, die in Verfall gerathen waren, wurden reformirt; daneben neue begründet, wie vor Allem aus Bruns eigenem Vermögen das nachher so berühmte Pantaleonskloster zu Köln. Auch auf die Errichtung neuer Klosterschulen nahm man Bedacht, während zugleich die Domschulen erheblich verbessert wurden. Vor Allem glänzte durch wissenschaftliche Bildung Köln selbst; da wurden unter Bruns Augen jene Bischöfe erzogen, um derenwillen Siegbert von Gemblour nach hundert Jahren das Zeitalter Ottos als ein glückliches preist: Dietrich von Metz, Heinrich und Ekbert von Trier, Gerhard von Toul, Wikfried von Verdun. „Aber alle diese glänzenden Sterne,“ sagt Siegbert, „überstrahlte Brun selbst wie der hellblinkende Morgenstern.“ Es ließen sich die Namen noch vieler anderer bedeutender Männer nennen, die Brun entweder selbst gebildet hatte oder die doch mit ihm in einmüthigem Geiste wirkten, wie Everaklus von Lüttich, dessen Wahl Brun nur mit großer Mühe durchsetzte und der dann gleichsam der Neubegründer der berühmten Lütticher Schule wurde, und der treffliche Engrann von Cambray, den Brun aus Frankreich nach Lothringen gezogen hatte, nachdem er Berengar, einen Verwandten des königlichen Hauses, der nicht im besten Sinn das Bisthum verwaltet hatte, troß aller Anstrengung nicht auf seinem Sitze hatte behaupten können. Bald zeichnete sich der lothringische Klerus an Bildung, Geschicklichkeit in der Amtsführung und durch strenge Kirchenzucht vor der gesammten Geistlichkeit des Abendlandes aus, und diese planmäßige Reformation des geistlichen und geistigen Lebens in Lothringen hat für die Geschichte der Welt weitgreifende Folgen gehabt. Schon in den Jahren 962 und 967 wurden nach einander zwei Metzer Domherren, Odalrich und Adalbero, auf den erzbischöflichen Stuhl von Reims, den vornehmsten im Westfrankenreiche, erhoben, von denen der zweite bestimmt war ein neues Königsgeschlecht dem Frankenreiche zu geben. Und ein Jahrhundert später bestieg ein lothringischer Bischof in

Leo IX. den päbstlichen Stuhl, dessen Pontificat der Anfang einer neuen Aera der christlichen Kirche wurde.

So sehr die Angelegenheiten Lothringens Brun in Anspruch nahmen, so war seine Thätigkeit doch in gleichem Maße den allgemeinen Reichsgeschäften zugewandt; vor Allem hatte er die Verhältnisse des Reichs zu der Karolingerherrschaft im Westen zu überwachen und zu regeln. Wir wissen, wie der Thron König Ludwigs schon seit geraumer Zeit nur durch den Einfluß seines mächtigen Schwagers Otto noch gegen die immer wachsende Gewalt Herzog Hugos gestützt wurde. Im Jahre 954 starb König Ludwig in jungen Jahren durch einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde, und es schien der günstigste Augenblick für Hugo gekommen, sich der lange ersehnten Krone zu bemächtigen. Aber es gelang Brun dennoch, Hugo für die Erhaltung der Herrschaft in dem Karolingischen Geschlecht zu stimmen. Lothar, der ältere Sohn Ludwigs und der Gerberge, ein Knabe von zwölf Jahren, bestieg den Thron der Westfranken, während sein jüngerer Bruder Karl, noch ein Kind in der Wiege, gegen die alte Sitte der Karolinger von der Thronfolge ausgeschlossen wurde. Hugo war zum Lohn für seine Zurückhaltung Aquitanien versprochen worden, aber schon im Jahre 956 starb er, ehe er den verlangten Preis hatte in Besitz nehmen können. Hugo hinterließ vier Söhne: den ältesten, dem Vater gleichnamig und später Capet zubenannt, Otto, Heinrich und Odo, der dem geistlichen Stande bestimmt war, ferner zwei Töchter: Beatrix, die Gemahlin des Herzogs Friedrich von Oberlothringen, und Emma, die sich bald darauf dem Herzog Richard von der Normandie vermählte. Wie zu erwarten stand, dauerte es nicht lange, daß die Königin Gerberge mit den Söhnen Hugos in die ärgerlichsten Streitigkeiten gerieth und den Beistand ihres Bruders Brun in Anspruch nehmen mußte. Mit Heeresmacht zog daher Brun im Jahre 958 nach Frankreich und brachte zwei Jahre später einen Frieden zu Stande, nach dem Hugos Söhnen nicht nur die Lehen ihres Vaters, Franzien und Burgund, unverkürzt erhalten blieben, sondern ihre Herrschaft noch durch das Poitou vermehrt wurde, wogegen sie Lothar als ihrem Lehnsherrn den Vasalleneid leisteten. Die alte Eifersucht zwischen den beiden Häusern dauerte freilich auch in der Folge fort, aber Brun, der Westfranken gleichsam wie eine Provinz des deutschen Reichs überwachte, wußte mit großer Umsicht jeden gewaltsamen Ausbruch des gegenseitigen Neids im Keim zu ersticken.

Auch die Kapelle des Königs und mit ihr die ganze in ihr dienende Hofgeistlichkeit war nach Bruns Erhebung zum Erzbisthum Köln unter seiner Leitung geblieben, und wenn er auch jetzt nicht mehr selbst die Urkunden ausfertigte, sondern die Kanzler hierfür in seine Stelle traten, behielt er doch als Erzkanzler und Erzkapellan die oberste Führung des ganzen Geschäftsgangs. Die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg, die während der Bürgerkriege gegen den König Partei ergriffen hatten, gingen ihres Einflusses auf die Kanzlei verlustig, und eine Zeit lang finden sich nur Urkunden, in denen die Kanzler für Brun als Erzkanzler zeichnen. Als Wilhelm, König Ottos Sohn, zum Erzbisthum Mainz gelangte, wurde das bis dahin mit seiner Stellung verbundene Erzkanzleramt ihm zwar zurückgegeben, doch erlangte er schwerlich vor Bruns Tode einen erheblichen Einfluß auf die Geschäfte der Kapelle. Es ist bereits darauf hingewiesen worden, wie diese recht eigentlich als die Bildungsstätte der hohen Geistlichkeit anzusehen war, indem aus ihr die ersten und wichtigsten Bischofsstellen besetzt wurden; je mehr der König nun die einmal eingeschlagene kirchliche Richtung in seinem Regiment verfolgte und den Klerus geflissentlich zu den Staatsgeschäften heranzog, desto mehr mußte auch die Bedeutung des Mannes wachsen, der diese Pflanzstätte der hohen Geistlichkeit von Grund aus reformirt hatte und fortwährend leitete. Die ganze Höhe der Stellung, die Brun in Ottos Reiche und an dessen Hofe einnahm, tritt jedoch erst dann hervor, wenn man sich des überaus wichtigen Umschwungs bewußt wird, den der innere Krieg in den Regierungsgrundsätzen des Königs hervorgebracht hatte.

Nicht zum geringsten Theil war der Krieg gerade durch jene consequent durchgeführte Hauspolitik herbeigeführt worden, durch welche der König das alte Stammesherzogthum zu beseitigen und die deutschen Länder der Krone zu verbinden geglaubt hatte. Sobald diese Politik aber das Reich in die schlimmsten Verwicklungen gebracht hatte und der Kampf im Hause des Königs selbst ausgebrochen war, hatten sich auch sofort die Nachkommen der früheren Stammesherzoge von Neuem geregt, und der König hatte, was das Wichtigste war, hier und da sogar sein eigenes Interesse mit dem ihrigen verbinden müssen. Indem sich zeigte, daß die Macht des alten Herzogthums keineswegs ganz gebrochen war, schienen doch die Zeitumstände so wenig geeignet sich mit dieser Macht in einen neuen Kampf einzulassen, daß die Klugheit viel-

mehr rieth sich dieselbe, soweit es möglich, zu gewinnen und dienstbar zu machen. Zu einer völligen Herstellung des alten Nationalherzogthums kam es zwar nicht, aber offenkundig kehrte Otto nach dem Kriege mehr zu den Grundsätzen seines Vaters zurück. Mit einer ausgedehnten, innerhalb ihres Gebiets fast selbstständigen Gewalt erscheinen bald wieder an der Spitze der einzelnen deutschen Länder einheimische Fürsten, zum Theil den alten Herzogsgeschlechtern entsprossen, zum Theil die Begründer neuer herzoglicher Dynastien. In Baiern trug den herzoglichen Namen ein Enkel Arnulfs, und die herzogliche Gewalt übte Arnulfs Tochter; das Herzogthum war hier unmittelbar vom Vater auf den Sohn übergegangen, was in einer Zeit, die aus jedem Vorgang ein Gewohnheitsrecht zu bilden geneigt war, leicht zu dem von Otto früher so bestimmt bestrittenen Grundsatz der Erblichkeit des Herzogthums zurückführen konnte. Ingleichen gehörte, wie erwähnt ist, der neue Herzog von Schwaben einem dort einheimischen Geschlechte an und war aller Wahrscheinlichkeit nach ein Sohn jenes ersten Herzogs Burchard, der einst gegen König Heinrich die Waffen erhoben hatte. In Lothringen waren die Ansprüche Reginars zwar zurückgewiesen, aber dennoch hatten zwei einheimische und den Interessen des Landes engverbundene Große, Gottfried und Friedrich, auch hier den herzoglichen Namen erhalten, und mindestens der zweite wurde der Gründer eines neuen herzoglichen Geschlechts. Aehnlich, wie in Lothringen, gestalteten sich in Sachsen die Verhältnisse. Das Land, so häufig den Einfällen der Wenden und Dänen ausgesetzt, bedurfte zu seiner Vertheidigung einer besonderen Leitung, da der König nur allzuoft die Grenzen desselben verlassen mußte. Die herzoglichen Rechte innerhalb ihrer Marken waren freilich schon längst Gero und Hermann Billing übertragen, auch hatte der Letztere während des inneren Kriegs in Abwesenheit des Königs als dessen Stellvertreter in ganz Sachsen die höchste Gewalt geübt, doch erst jetzt, etwa zu derselben Zeit, als Friedrich Oberlothringen erhielt, wurde Hermann förmlich zum Herzog von Sachsen ernannt. Allerdings erhielt er nicht die herzogliche Gewalt über ganz Sachsen in ihrem vollen Umfange. Nach den Nachrichten einer späteren Quelle ist sehr wahrscheinlich, daß nur die östlichen Gegenden zwischen der Weser und unteren Elbe ihm als Fahnlehen ertheilt wurden, während Westfalen unmittelbar unter der Krone blieb, und jedenfalls wurde an der mittleren Elbe und in seinen Marken Gero von Hermanns Gewalt

in keiner Weise berührt. Aber ob dem so war, Hermann wurde doch, wie Friedrich, der Gründer eines neuen herzoglichen Geschlechts, das später eine bedeutende Gewalt in den meisten Theilen Sachsens übte.

Daß die neuen Herzoge, deren Gewalt vom Könige selbst begründet war und hauptsächlich durch seine Macht gestützt wurde, damals kaum den Gedanken fassen konnten sich von der Einheit des Reichs zu trennen, liegt auf der Hand; aber kaum minder deutlich ist, daß durch ihre Einsetzung die Selbstständigkeit der einzelnen Länder dem Reiche gegenüber von Neuem gekräftigt wurde und daß Otto mehr und mehr zu der von seinem Vater befolgten Politik zurückkehrte, den durch die Stammesunterschiede bestimmten Theilen des Reichs in der Verwaltung so viel Freiheit einzuräumen, als der Bestand des Ganzen nur zuließ. Niemals hat Otto die Erblichkeit des Herzogthums und der Grafschaft grundsätzlich anerkannt, aber er hat in seinen späteren Jahren erledigte Kronlehen doch kaum eingezogen und neu ausgethan, wenn der letzte Inhaber mannbare Söhne hinterließ, wofern nicht offenkundiger Treubruch zu strafen war. In einzelnen Fällen gestand der König sogar ausdrücklich den Kronvasallen die Vererblichung der Reichslehen an ihre Söhne als ein Privilegium zu; wir wissen zum Beispiel, daß der Graf Udo in der Wetterau diese Vergünstigung erhielt. Manche fürstliche Geschlechter, die sich in den folgenden Jahrhunderten hervorthaten, lassen sich deshalb in der factischen Erblichkeit ihrer Grafschaften und Reichslehen bis auf die Zeit Ottos hinab verfolgen.

Indem der hohe Adel so wieder mehr in jenen lockeren Lehnsverband zurückkehrte, in dem er unter Heinrich zum Reiche gestanden hatte, indem er sich zugleich den provinziellen und lokalen Interessen von Neuem enger verbündete, konnte der königlichen Gewalt allerdings mit der Zeit aus der weiteren Machtentwicklung dieses Adels ernstliche Gefahr erwachsen, wenn das Reichsregiment nicht auf einer anderen Seite eine neue zuverlässige Stütze gewann. Otto, der mehr nothgedrungen als freiwillig auf die Wege des Vaters zurückgekehrt war, suchte diese Stütze in der Kirche. Als er es aufgeben mußte Krone und Herzogthum durch die Gemeinsamkeit des Familieninteresses zu verbinden, bestrebte er sich einen um so festeren Bund zwischen Reich und Kirche herzustellen, die Absichten und Zwecke dieser beiden Mächte aufs Neue unauflöslich zu verflechten. Ruotger erzählt, daß Otto mitten im Bürgerkriege zu seinem Bruder Brun, als derselbe so eben das Erzbisthum

Köln angetreten hatte, geäußert habe: „Das tröstet mich zumeist in meinen harten Leiden, daß durch Gottes Gnade ich jetzt unser Reich mit dem Priesterthum verbunden sehe; denn in dir ist Priesterthum und Königthum vereinigt.“ Und in der That war es die Persönlichkeit Bruns, die es dem Könige erleichterte, ja man kann sagen, vielleicht einzig und allein ermöglichte, eine Stärkung der Reichsgewalt in der Kirche u gewinnen.

Vor Allem kam es darauf an, dem Könige unbedingt ergebene Männer auf die deutschen Bischofsstühle zu bringen. Unerwartet schnell gelang, was gerade das Wichtigste war, dies bei allen Metropolitankirchen. Mit Ausnahme Adaldags von Hamburg hatte Otto mit keinem der deutschen Erzbischöfe vordem in freundlichen Beziehungen gestanden, sondern mehr oder minder mit allen in andauernden Streitigkeiten gelebt. Nun aber war im Jahre 953 Brun zu dem Erzbisthum Köln erhoben; Mainz erhielt im folgenden Jahre Ottos eigener Sohn Wilhelm; im Jahre 956 wurde durch Rodberts Tod Trier erledigt und kam dann an einen schwäbischen Kleriker, mit Namen Heinrich, einen Schwaben, der dem königlichen Hause verwandt und Bruns Schüler war. Jene Familienpolitik, welche der König einst bei der Besetzung der Herzogthümer verfolgt hatte, übertrug sich jetzt gleichsam auf die Erzstifte des Reichs. Auch Salzburg wurde endlich dem geblendeten Herold durch eine Synode im Jahre 958 abgesprochen und an einen Kleriker übertragen, der aus einem baierischen dem Könige wohlgesinnten Grafengeschlechte entsprossen war. Obwohl Herold selbst auf jener Synode in seine Absetzung hatte willigen müssen, trat er nichtsdestominder später wieder mit Ansprüchen auf sein Bisthum hervor, und schon um seiner Erhaltung willen mußte sich Friedrich, der neue Erzbischof, in der engsten Verbindung mit Otto erhalten. So standen denn alle deutschen Erzbischöfe in nahen persönlichen Verhältnissen zum Könige, und die ersten und ältesten Metropolen der deutschen Länder waren in die Hände seiner Verwandten gekommen. Kann es da Wunder nehmen, wenn auch die anderen Bisthümer bald nur mit ergebenen Anhängern des Königs besetzt werden und das deutsche Reich so mit der deutschen Kirche in die innigste Verbindung tritt? Ueber ein Jahrhundert lang geht die Geschichte der deutschen Kirche fast ganz in die Reichsgeschichte auf, und diese ist zum guten Theil in jener enthalten. Das Reichsregiment nahm einen kirchlichen Charakter an, noch mehr aber gewann

das Kirchenregiment eine politische Richtung. Die deutschen Bischöfe erhalten ihre hauptsächliche Bedeutung gerade durch die Stellung, die sie in dem Reiche bekleiden.

Es ist neuerdings behauptet worden, das deutsche Reich sei aus dem Organismus der römisch-katholischen Kirche erwachsen und die Idee eines eigenen deutschen Volkes selbst gleichsam im Schooße der römischen Kirche ausgebildet und von ihr in das Leben gerufen. Nur ein Schein der Wahrheit spielt um so phantastische Paradoxen. Das siegreiche Schwert, das die Zukunft der deutschen Stämme vor den Barbaren des Ostens schirmte, hat das deutsche Reich begründet, in dem und an dem die nationale Idee erwuchs und erstarkte; nicht der Krummstab war es, der die Einheit des deutschen Volkes schuf. Nicht das gleiche Credo, welches die Bischöfe der deutschen Länder dem römischen Papste übersandten, war das erste Band, das Deutsche mit Deutschen zusammenschloß, sondern der gleiche Lehnseid, welchen die deutschen Großen dem e i n e n Könige und Herrn freiwillig oder gezwungen schwuren. Erst als sich zeigte, daß dieses Band zu locker sei, um die Einheit des Reichs zu erhalten, und daß bei der Natur jener Zeiten alle Anstrengungen es straffer anzuziehen, vergeblich seien, erst als alle Versuche Ottos, die großen Vasallen wieder lediglich auf den Standpunkt von Reichsbeamten zurückzudrängen, gescheitert waren: da erst wurde die Kirche von Neuem, wie schon einst für Pippin und Karl den Großen, auch für die deutschen Könige das wirksamste Mittel, um ihr Regiment zu befestigen. Als die Könige mit den Herzogen, Pfalzgrafen und Grafen das Reich nicht mehr zu regieren vermochten, begannen sie mit den Bischöfen zu regieren, und als jenen das Bewußtsein ganz entschwand, daß sie ein Reichsamt bekleideten, als sie den Anspruch erhoben eine in ihrer Art selbstständige Fürstenmacht zu besitzen, wurden die Bischöfe die ersten und einflußreichsten Beamten des Reichs. Je mehr in dem Reichsadel die Mannigfaltigkeit und Selbstständigkeit der Stammes- und provinziellen Interessen kräftige Vertretung fand, desto enger verband die Krone ihrer nationalen Ideen mit den weltumfassenden Anschauungen der katholischen Kirche, indem sie zugleich mit Nothwendigkeit tief den Klerus in ihre nationalen Tendenzen hineinzog. So entwickelte sich im Grunde erst aus dem deutschen Reiche eine deutsche Kirche, die allerdings für die Entwicklung des nationalen Lebens von unermeßlicher Bedeutung gewesen ist, die aber ein Jahrhundert lang von dem Glanz der Krone

mehr Licht empfing, als sie jener zu leihen vermochte. Nicht Scepter und Diadem, unter Krummstab und Mitra geborgen, sind das Emblem jener Zeiten; sondern das gezückte Schwert mit der Krone, Fischerring und Brevier überragend.

Was Otto durch seine Verbindung mit der Kirche bezweckte, liegt auf der Hand. Er wollte ein Gegengewicht gegen die Macht der Herzoge und Grafen in einem Stande gewinnen, der sich schon seiner ganzen Stellung nach über die besonderen Interessen, welche jene vertraten, zu allgemeineren politischen Anschauungen erheben mußte und dem er überdies an seinem Hofe jetzt die ihm gefällige Richtung zu geben vermochte. Und welcher Gewinn war es nicht überdies für ihn, daß sich in diesem Stande die Idee einer erblichen Gewalt gar nicht zu bilden vermochte, er immer aufs Neue Gelegenheit fand ihn zu ergänzen und in seinem Sinne umzugestalten! Wie freigebig er nun auch die Bischöfe und Aebte mit Reichslehen ausstatten mochte, es kehrte immer die Zeit wieder, wo das Vergabte heimfiel und in die Hand des Mannes gebracht werden konnte, dem man es zum Wohle des Ganzen am liebsten vertraut sah. Ueberdies kam die ganze Summe von Bildung, geistiger Gewandtheit und Geschäftskenntniß, die sich in dem Klerus vereinigte, nun erst vollends dem Reiche zu Gute, und die Krone konnte in den Augen des Volkes, dessen Geist und Gemüth vom Klerus beherrscht war, nur an Bedeutung gewinnen, wenn dasselbe Staat und Kirche in voller Eintracht erblickte. Die tiefere Richtung der Zeit war eine religiöse, und indem Otto seine Sache der Kirche verband, folgte er dem richtig erkannten Zuge der Weltgeschichte.

Aber je kirchlicher das Reichsregiment wurde, desto weltlicher wurde mit Nothwendigkeit durch diesen Bund die Kirche in den deutschen Ländern. Da die Erzbischöfe, Bischöfe und Vorsteher der Reichsabteien nun vor Allem Reichsbeamten wurden, sorgte auch der König dafür, daß sie ihre Verpflichtungen gegen das Reich vor allen anderen erfüllten. Für ihre Reichslehen mußten sie ihre Vasallen regelmäßig und pünktlich zum Heere des Königs stellen, ja gegen die Kirchensatzungen oft selbst mit ihnen in das Feld ziehen; unaufhörlich wurden sie zu Hofe entboten und mußten zu allen weltlichen Geschäften die Hand bieten. Und dann beruhte hauptsächlich darauf das ganze Verhältniß des Königs zum Klerus, daß er meinte mit unbeschränktem Recht über denselben gebieten zu können, ein Regent der Kirche zu sein, wie es Karl

der Große gewesen war. Er machte den Anspruch, daß ohne seinen Willen kein Concil in dem Reiche berufen werde und kein Beschluß des Klerus ohne seine Genehmigung gesetzliche Kraft habe, daß er neue Bisthümer gründen, die Bischöfe selbst ernennen und vor seinen Richterstuhl ziehen könne, daß ihm über das Vermögen der Kirche ein wenig begrenztes Verfügungsrecht gebühre: er übte alle auf diesen Ansprüchen beruhenden Rechte in ihrem vollen und ganzen Umfange. Aber doch standen alte Kirchensatzungen — echte sowohl, wie jene unterschobenen des Pseudoisidor, deren Ursprung Niemand mehr kannte, — mit solchen Ansprüchen in dem schroffsten Gegensatz, und die Geistlichkeit schien sich für immer die Hände zu binden, indem sie sich dem Könige in Dienstbarkeit hingab.

Es ging damals wieder ein frischer Zug durch die deutsche Geistlichkeit, die noch andere Dinge in das Auge faßte als äußere Vortheile. Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn die Gefahr, die der Kirche drohte, recht wohl von ihr gefühlt wurde. Vor Allem wissen wir gerade von Brun und Wilhelm, wie sehr sie eine Verweltlichung der Kirche besorgten. Widerstrebend und nur Ottos dringenden Bitten nachgebend, übernahm Brun die Verwaltung des Herzogthums Lothringen, und in dem vorhin angeführten Brief an Papst Agapet bezeichnet Erzbischof Wilhelm es unzweideutig als ein schlimmes Zeichen der Zeit, daß der Bischof thue, was sich für den Herzog und Grafen gebühre. Mit dem größten Erstaunen liest man in demselben Briefe, mit welcher Entschiedenheit er die Rechte seiner Kirche und der Kirche überhaupt gegen die Eingriffe seines eigenen Vaters zu vertheidigen wagte.

Zum vollen Verständniß dieses überhaupt merkwürdigen Schreibens müssen wir andere kirchliche Pläne, die des Königs Seele bewegten, hier zuvor etwas näher ins Auge fassen. Auf dem Schlachtfelde bei Augsburg hatte der König, wie erzählt ist, dem heiligen Laurentius ein Bisthum zu Merseburg zu gründen gelobt, zugleich aber war der längst gehegte Wunsch, am Grabe Edithas ein Erzstift für die slawischen Länder zu errichten, wieder in ihm aufgetaucht. Alsbald sandte daher Otto, der damals die Verlegung des Halberstädter Bisthums nach Magdeburg beabsichtigte, an den Papst, um die Genehmigung desselben für diesen Plan zu gewinnen. Sein Bote war der Abt Hadamar von Fulda, der sich schon einmal im Jahre 947 als ein geschickter Unterhändler bewährt hatte. Die Absichten des Königs bedrohten in gleicher Weise das Erz-

bisthum Mainz, wie das Moritzkloster zu Magdeburg; denn Halberstadt, zur Metropole erhoben, wäre der Mainzer Provinz entzogen und die großen Schenkungen des Moritzklosters auf das neue Erzstift übertragen worden. Obwohl Papst Agapet erst vor Kurzem die Rechte des Moritzklosters bestätigt und Erzbischof Wilhelm nicht nur zum apostolischen Vikar in Germanien und Gallien ernannt, sondern sogar auf das Nachdrücklichste in allen bisherigen Rechten und Ehren der Mainzer Kirche geschützt hatte, indem er ihn in apostolischer Machtfülle jeden Eingriff in diesen seinen Besitz mit dem Bann zu bestrafen erlaubte, gelangte Hadamar dennoch in Rom zu seinem Ziele und brachte eine Bulle über die Alpen, welche dem Könige die Bisthümer nach seinem Gefallen zu ordnen freistellte. Wie es scheint, führte Hadamar außer dem Pallium für Brun auch schon ein anderes für den Bischof von Halberstadt, den Erzbischof der Zukunft, mit sich.

Unter solchen Verhältnissen und in der größten Aufregung schrieb Erzbischof Wilhelm jenen Brief an den Papst, in dem er ihm den Widerspruch der früher von Rom ertheilten Privilegien mit dieser Begünstigung der königlichen Absichten darlegte und dann so fortfuhr: „In die Verkürzung unseres Bisthums und die Verlegung der Halberstädter Kirche werde ich, so lange ich lebe, nimmer willigen, selbst wenn einer von jenen falschen Propheten, die außen in Schafskleidern kommen, aber innen reißende Wölfe sind, mit Gold und Edelsteinen bepackt nach Rom geht und von dort zurückkehrend sich brüstet, er bringe so viele Pallien heim, als er wolle, mit baarem Gelde gekauft, — ich weiß nicht, von wem, denn daß dies von Euch möglich sei, kann ich nicht glauben — und wenn derselbe auch apostolische Briefe aufweist, nach welchen es dem König in apostolischer Machtvollkommenheit erlaubt sein soll Bisthümer zu ordnen, wie ihm beliebt. Ich kann es nicht für angemessen erachten, daß solches ohne mein Wissen geschieht; ohne mein Wissen, der ich in ganz Germanien und Gallien als der Erste nach Euch in der Christenheit bessern soll, was zu bessern ist, und Niemandem Rechenschaft schulden soll als Euch. Wenn solche Beraubung unserer Kirche wirklich in Eurer Absicht liegt, dann werdet Ihr doch zuvor erst Briefe an unseren Herrn und König, an mich als Euren Vikar, an Erzbischof Brun von Köln und an Erzbischof Robbert von Trier senden, daß nach Eurem Willen an einem beliebigen Orte — nach meinem Wunsche am liebsten zu Mainz — ein Concil der heiligen Brüder zu-

sammentrete. Da wollen wir dann zuerst über den Zustand der heiligen Kirche verhandeln, über die Bischöfe, die geblendet und aus ihren Sitzen vertrieben sind, über den blinden Herold, über Rather von Lüttich, der, obwohl kanonisch und gesetzlich eingeführt, doch alsbald wie ein Pächter ohne Grund weggejagt ist, und über alle das wuchernde Unkraut, das den Weizen der heiligen Kirche erstickt, und dann will ich zu Euch kommen und Euch anrufen und mich gern zu fremden Völkern um der Ausbreitung des Evangeliums willen senden lassen, wenn ich den Unseren nicht mehr von Nutzen sein kann. Das will ich lieber, als die Leiden unserer Kirche und der Heiligen ansehen, wenn wirklich das Geld des Hadamar mehr vermögen sollte, als die fromme Stiftung unseres Vorgängers, des heiligen Bonifacius, die Stiftung Eurer und unserer Vorgänger. Mag es dann eben so viele Pallien, als Bischöfe geben, aber ich will nicht mehr Bischof sein." Der Brief Wilhelms langte zu Rom erst an, als Agapet verstorben war, und dessen Nachfolger, der auf anderen Wegen wandelte, beruhigte Wilhelm und versprach Mainz in allen seinen Rechten und Ehren zu schützen. So stand der König in der That von der Ausführung seines Planes ab, und die Errichtung des Magdeburger Erzbisthums wurde abermals verschoben.

In eine wie bedenkliche Abhängigkeit die Kirche vom Könige gerieth, entging hiernach Wilhelm mit Nichten, und er ließ sich sogar in einem einzelnen, ihn besonders betreffenden Falle bis zu jenem äußersten Widerstande gegen die Absichten seines Königs und Vaters hinreißen. Aber dennoch finden wir gerade ihn als den entschiedensten Vertreter der Krone in allen Reichsgeschäften, als ein äußerst wirksames Werkzeug, den Bund zwischen Kirche und Reich herzustellen und zu kräftigen. Wenn nun Männer, wie er und in noch höherem Grade Brun, alle ihre Kraft aufboten, um das Bündniß zwischen Reich und Kirche möglichst fest zu schließen, so liegt der Grund dafür allerdings zum Theil in ihren persönlichsten Verhältnissen; aber nicht minder doch darin, daß sie von der Ueberzeugung durchdrungen waren, die letzten Zwecke des Königs seien wesentlich keine anderen, als die, welche die Kirche verfolgen müsse, das Reich Christi auf Erden könne nicht anders in seinem Bestande gesichert und ausgebreitet werden, als durch die kaiserliche Macht, der Otto offenkundig zustrebte. Das Reich Ottos schützen, stärken und mehren, war in ihren Augen gleichbedeutend mit der Befesti-

gung und Ausdehnung des Reichs Christi. Und in der That war Ottos Bund mit dem hohen Klerus der deutschen Länder kein solcher, bei dem es lediglich auf die Gewinnung vorübergehender äußerer Vortheile angekommen wäre, sondern die Interessen des deutschen Reichs und der christlichen Kirche durchwoben und durchspannen sich in dieser Zeit auf die mannigfachste Weise; fast unbewußt einem zwingenden inneren Drange gehorchend, schlossen beide Theile einen Bund, der von den größten Folgen für unsere Geschichte gewesen ist. Denn auf ihm beruht es vornehmlich, daß sich das Königthum in den deutschen Ländern befestigte und sich zur kaiserlichen Gewalt über das Abendland aufschwang; auf ihm aber zugleich, daß der Episcopat in Deutschland zu einer größeren weltlichen Macht gelangte als in den anderen Ländern Europas und eine selbstständige fürstliche Gewalt viele Jahrhunderte hindurch behauptete. Die Folgen dieser Vereinigung von Kirche und Reich waren wohlthätig, so lange beide wahr und aufrichtig dieselben Zwecke verfolgten; sie wurden im höchsten Grade verderblich, als die Interessen beider sich trennten. Als dieser Bund sich lockerte, verlor nicht nur das Kaiserthum seine Bedeutung, sondern gerieth auch das deutsche Königthum und die Einheit des deutschen Reichs in Gefahr.

Bei dieser Richtung, die Ottos Politik eingeschlagen hatte, läßt es sich leicht begreifen, daß Bruns Einfluß auf die allgemeinen Reichsangelegenheiten in stätem Zunehmen begriffen war, und man muß Ruotger, dem Biographen Bruns, vollkommen beistimmen, wenn er die Regierung des Reichs in dieser Zeit gleichsam als die gemeinschaftliche Sache beider Brüder darstellt. Vor allem freilich lag Brun ob die tauglichsten Männer für die Besetzung erledigter Bisthümer aufzusuchen, aber auch auf die rein weltliche Verwaltung übte er den entschiedensten Einfluß aus. Ruotger spricht in dunkler Weise von einer zum Heil aller Wohlgesinnten errichteten Verbindung und meldet, alle Fürsten und lokalen Gewalten, die sich in aufrichtiger Gesinnung dieser Verbindung angeschlossen hätten, habe Brun seines besonderen Vertrauens gewürdigt, sie vor Allen seinem Bruder empfohlen; Brun selbst aber habe sich in schwierigen Fällen des Raths der Erzbischöfe Wilhelm und Heinrich bedient, und diese drei Kirchenfürsten habe man nicht allein zusammen lesen, berathen und disputiren, sondern auch gemeinsam in den Waffen zum Wohle des Reichs ausziehen sehen.

Von besonderer Wichtigkeit für die Ordnung der inneren Verhält-

nisse des Reichs scheint ein Fürstentag gewesen zu sein, den Otto im Mai und Juni 958 zu Köln hielt, nachdem er kurz zuvor zu Ingelheim jener Synode beigewohnt hatte, in der Herolds Absetzung beschlossen wurde. Auf dem Kölner Fürstentage wurde nach Ruotgers Zeugniß nicht allein über unruhige Unterthanen Gericht gehalten, während willfährige und treue Diener des Königs große Huld und Freigebigkeit erfuhren, sondern es wurde auch eifrig über den Zustand des Reichs Rath gepflogen und in Betracht gezogen, wie die Macht desselben zu sichern und zu erweitern sei. Auf einer Versammlung von Bischöfen und weltlichen Großen, die im November desselben Jahres nach Pöhlde berufen wurde und zu der Männer aus allen Theilen des Reichs erschienen, scheinen die zu Köln begonnenen Berathungen fortgesetzt zu sein.

Um die so wiederhergestellte Ordnung des Reichs völlig zu sichern, unternahm der König im Jahre 960 eine Rundreise durch die deutschen Länder. Im Frühjahr war er in Franken, im Sommer in Lothringen, dann kehrte er nach Sachsen zurück und begab sich zum Winter nach Baiern, wo er zu Regensburg das Weihnachtsfest feierte und sich noch während der ersten Monate des folgenden Jahres aufhielt. Die Herzoge, die Bischöfe und weltlichen Großen von Baiern und Schwaben erschienen hier an dem Hofe des Königs und empfingen seine Befehle. Schon war der Wille desselben abermals über die Alpen zu gehen kaum ein Geheimniß mehr; offen wurde die Romfahrt verkündet auf einem Reichstage, den Otto in der Mitte des Mai zu Worms versammelte. Man sah die Nothwendigkeit ein durch eine Bestimmung über die Nachfolge im Reiche die neue Ordnung der Dinge für alle Fälle zu sichern. Einstimmig wurde deshalb zu Worms von den Großen des Reichs und dem Volke der dritte*) Sohn Ottos von der Adelheid, der den Namen des Vaters trug, obwohl damals erst ein Knäblein im siebenten Jahre zum Könige der Ostfranken erwählt und am 26. Mai, am Tage des heiligen Pfingstfestes, von den Erzbischöfen Brun, Wilhelm und Heinrich im Münster zu Aachen feierlich gekrönt. Es geschah auf derselben Stelle, wo einst der Vater die Krone empfangen hatte, und wiederum

*) Die beiden Söhne, welche Adelheid dem König vor Otto geboren hatte, waren jung gestorben. Vgl. unten S. 452.

erhob die Menge die Hände zum Himmel und rief: „Dem Könige Heil und Segen!"

So gelangte die innere Entwicklung, die wir verfolgten, zu ihrem Abschluß. Die Zukunft des Reichs schien nun erst wieder völlig gesichert: die äußeren Feinde waren überwunden, die innere Ordnung hergestellt, für die Thronfolge gesorgt. Nach zehnjährigen Kämpfen und Mühen stand Otto wieder auf derselben Höhe der Macht, die er zu jener Zeit, da er zum ersten Male die Alpen überschritt, bereits erreicht, aber durch die Verwicklungen, welche sich in Italien anspannen, eingebüßt hatte.

5.

Herstellung des abendländischen Kaiserthums.

Nicht die frühreifen Früchte dauern, und Unternehmungen, die auf den ersten Anlauf gelingen, sind selten von nachhaltigen Folgen. Wie der Einzelne nur im Schweiße seines Angesichts von einer Stufe der Entwicklung zur anderen zu gelangen pflegt, so steigen auch Völker meist nicht ohne schwere Kämpfe zu ungewöhnlicher Machtfülle auf. Ein Bürgerkrieg voll der entsetzlichsten Gräuel, Verwüstung des Landes durch innere und äußere Feinde, fast völlige Auflösung des scheinbar so wohlbefestigten Königthums waren die unmittelbaren Folgen des ersten Zugs Ottos über die Alpen; nur langsam innerhalb eines Jahrzehends hatte sich das Reich wieder zu seiner früheren Machtstellung erheben können. Alles Mißgeschick dieser Zeit schien gleichsam ein Vorbild der schweren Leiden und endlosen Kämpfe zu sein, die dereinst Deutschland aus der Vereinigung mit Italien erwachsen sollten, uud wohl hätte daraus eine Warnung Otto und dem deutschen Volke entgegentönen können eine so schmerzenreiche Bahn zu verlassen. Aber das Mißlingen des ersten Anlaufs war ihnen vielmehr ein Weckruf mit verstärkter Macht auf jenes große Ziel loszustürmen, das sie vor ihren Augen sahen und von dem ihnen eine innere Stimme sagte, daß sie fern von ihm Nichts erreicht hätten oder erreichen würden. Dieses Ziel war das Kaiserthum und mit demselben der Vorrang vor den Völkern des Abendlandes. Ob

volle Ströme deutschen Bluts deshalb flossen und vollere noch dereinst fließen sollten, unser Volk mußte zu seiner eigenen Ehre und zum Wohle der Menschheit seinen Beruf erfüllen.

Nie waren es flüchtige, leicht vorüberrauschende Gedanken, die Ottos Seele bewegten; nachdem er einmal die Kaiserkrone in das Auge gefaßt hatte, blieb sie das Ziel seines Strebens. Wenn ihn auch innere Kriege, die Einfälle der Ungarn, die Aufstände der Wenden, die Herstellung eines geordneten Zustands in seinen deutschen Ländern, schwere Krankheiten, die unter seinem Volke ausbrachen und die eine Zeit lang auch sein eigenes Leben bedrohten, lange von einem zweiten Zuge über die Alpen zurückhielten, so verlor er die Angelegenheiten Italiens doch nie aus den Augen, und der Gang, den die Dinge daselbst nahmen, beschäftigte unausgesetzt seine Aufmerksamkeit.

Als Berengar und Adalbert von Augsburg zurückgekehrt waren, zeigte sich sogleich, wie wenig sie die beschworene Lehnstreue zu halten gedachten. Unverzüglich gingen sie daran, die Bischöfe, Grafen und die anderen Fürsten Italiens, welche sich den Deutschen angeschlossen hatten, für ihren Abfall zu züchtigen. Wie es scheint, hatten sie einen Anhalt in der freien Bevölkerung der Städte; denn wir besitzen eine sehr merkwürdige Urkunde, in der sie den Einwohnern von Genua alle ihre Besitzungen bestätigen und ihnen das Privilegium ertheilen, daß kein königlicher Beamter in ihren Häusern Etwas zu sagen habe oder sie belästigen solle. Wichtigeren Beistand aber, als sie von der noch wenig organisirten Einwohnerschaft der Städte erhalten konnten, gewährte ihnen die Gunst der Umstände. Otto und Heinrich wurden durch die inneren Kriege im deutschen Reiche so in Anspruch genommen, daß sie nicht daran denken konnten, die deutsche Lehnshoheit in Italien geltend zu machen. Nur mit Mühe gewann Heinrich gegen Ende seines Lebens die Herrschaft in den Marken von Verona und Aquileja wieder, und obwohl sein junger Sohn auch mit diesen Marken belehnt wurde, gingen sie doch bald wieder verloren. Indem Berengar und Adalbert sich so auf der einen Seite von einer drückenden Abhängigkeit befreiten, eröffneten sich ihnen nach einer anderen Seite sogar lockende Aussichten zur Erweiterung ihrer Macht.

Im Jahre 954 starb Alberich, der Rom bis zu seinem Ende mit unumschränkter Gewalt beherrscht hatte. Noch kurz vor seinem Tode hatte er sich von den Römern das Versprechen geben lassen, beim Tode

Papst Agapets seinen Sohn Octavianus, den ihm König Hugos Tochter Alda geboren hatte, auf den Stuhl Petri zu erheben. Octavianus war deshalb in den geistlichen Stand getreten, aber nichtsdestoweniger ging beim Tode des Vaters die weltliche Herrschaft über Rom auf ihn als den natürlichen Erben über. Bei der Stellung, die Alberich gewonnen und mit Festigkeit behauptet hatte, war sein Tod ein Ereigniß von der größten Bedeutung, zumal seine Tyrannis an einen jungen Mann kam, der kaum dem Knabenalter entwachsen war. Jetzt oder nie konnte Papst Agapet hoffen sich der für ihn so drückenden Knechtschaft der Tyrannen von Rom zu entziehen; Berengar und Otto gewannen zugleich neue Aussichten auf die ewige Stadt, nach der sie beide lange getrachtet hatten.

Bald nach Alberichs Tode hatte Otto, wie wir sahen, Abt Hadamar von Fulda, seinen gewandtesten Unterhändler, abermals nach Rom gesandt. Niemals hat der Papst größere Gunstbeweise Otto ertheilt, und sehr wahrscheinlich ist, daß er zugleich ihn auffordern ließ, abermals über die Alpen zu kommen. Aber der Zustand des Reichs fesselte Otto daheim, und schon gegen Ende des Jahres 955 starb Agapet. Die Römer, ihrem Versprechen getreu, erwählten zu seinem Nachfolger Alberichs Sohn, der unter dem veränderten Namen Johann XII. den päpstlichen Stuhl bestieg. So vereinte Octavianus-Johann, der Papst und Tyrann, die Fülle aller geistlichen und weltlichen Gewalt in der Stadt in seiner Person; zu der faktischen Macht, die sein Vater in derselben besessen hatte, war ein vollgültiger Rechtstitel gewonnen. Unbestritten war er jetzt der alleinige Herr Roms und des Patrimonium Petri, und es war nur die Frage, welchen Gebrauch er von einer Macht, wie sie lange nicht, ja vielleicht nie vordem ein römischer Bischof besessen hatte, zu machen gesonnen sei. Johann XII. sah sich aber offenbar mehr als Alberichs Erbe denn als Nachfolger des heiligen Petrus an. Vom ersten Augenblick an richtete er sein Augenmerk vor Allem darauf, seine weltliche Macht in Italien zu sichern und zu vergrößern; die großen Ansprüche des Papstthums, die bisher nie ihre Erfüllung gefunden hatten, konnten ihm hierbei als bequeme Handhabe dienen.

Die ersten Versprechungen Pippins, nach denen die Herrschaft fast über das ganze mittlere und südliche Italien dem römischen Bischofe zugefallen wäre, waren bekanntlich unerfüllt geblieben. Zu dem, was der Stuhl Petri „nach altem Rechte besaß“ — der Campagna mit der

Meeresküste von der Tibermündung bis nach Terracina und Ceperano hinab, und dem römischen Tuscien, einem ausgedehnten Landstrich an der rechten Seite der Tiber bis zum Meere hin, — waren durch die verbriefte Schenkung Pippins selbst nur der Exarchat und die Pentapolis, der Küstenstrich von Rimini bis Ancona, hinzugekommen. Später hatten Pippin und Karl der Große dieser Schenkung unseres Wissens nur einzelne Städte im langobardischen Tuscien, das Sabinerland und einige ziemlich werthlose Gerechtsame im Herzogthum Benevent hinzugefügt. Schon in den Streitigkeiten mit Kaiser Ludwig II. war den Päpsten dann der Exarchat und die Pentapolis entrissen worden, und nur vorübergehend waren sie wieder in den Besitz dieser Länder gelangt. Auch brachte es ihnen für den Augenblick wenig Vortheil, daß ihnen Karl der Kahle über Capua, Benevent, das Herzogthum Spoleto und einige Städte in Tuscien, auf die sie noch kein bestimmtes Recht darthun konnten, eine Schenkung ausstellte, die weder er noch sie zur Geltung bringen konnten. In Wahrheit waren sie fast ganz wieder auf ihren alten, ursprünglichen Besitz beschränkt, und auch Alberichs Macht reichte über diesen und das Sabinerland niemals hinaus. König Hugo hatte den Exarchat und die Pentapolis in Besitz genommen; die Herzöge von Tuscien und Spoleto erkannten die Hoheit des italischen Königs an; in Benevent und Capua herrschten langobardische Fürsten, die gemeinhin in Abhängigkeit von Constantinopel standen. Auch Hugos Sturz brachte den Päpsten keinen namhaften Gewinn; denn Berengar und Adalbert behaupteten sich ungestört in dem Besitz des Exarchats und der Pentapolis, und die Herzöge von Spoleto und Tuscien sahen sich nach wie vor als Vasallen der italischen Könige an. So stand die weltliche Macht des Papstes in keinem Vergleich zu den rechtlichen Ansprüchen, die er erheben konnte, und es ist nicht zu verwundern, wenn ein junger ehrgeiziger Mann, der den Stuhl Petri mit ererbter fürstlicher Gewalt bestieg, sich nach den Mitteln umsah, wie er jene Ansprüche durchsetzen konnte.

Es gelang nun gleich im Anfange seines Pontificats Johann XII. nicht nur den Markgrafen Hubert von Tuscien, der als natürlicher Sohn König Hugos seiner Mutter Stiefbruder war, an sich zu ziehen, sondern auch mit Theobald, dem Schwager Huberts, der das Herzogthum Spoleto und die Mark von Camerino inne hatte, einen Bund zu schließen. Mit Unterstützung dieser Fürsten zog er alsbald gegen Capua,

um das Recht des Stuhls Petri an diesem Fürstenthum und an Benevent geltend zu machen. Capua und Benevent, damals von derselben langobardischen Familie beherrscht, deren Seele Pandulf der Eisenkopf war, ein kräftiger Regent und tapferer Kriegsmann, wurden indessen glücklich vertheidigt; das Unternehmen mißlang, und die Belagerung Capuas mußte aufgegeben werden. Aber durch einen Bund mit dem Fürsten Gisulf von Salerno sicherte sich dennoch Johann XII. auch für die Folge einen Anhaltspunkt im südlichen Italien, während er zugleich seinen Blick nach dem Norden richtete, wo ihm die Umstände günstig scheinen mochten, um sich des Exarchats zu bemächtigen.

Denn etwa um dieselbe Zeit war Berengar von der deutschen Seite her von Neuem angegriffen worden. König Otto, der es nicht ruhig länger ansehen konnte, daß Berengar sich ungestört wieder in selbstständiger Macht befestigte, beschloß auf den Rath seines Bruders Brun im Jahre 956 seinen Sohn Liudolf mit einem Heere über die Alpen zu senden. Mit Freuden übernahm Liudolf, dessen tiefbekümmertes Gemüth Brun durch herzliche Theilnahme aufgerichtet hatte, den Auftrag des Vaters. Seinen ersten Waffenruhm hatte er in Italien im Kampf gegen Berengar gesucht: es konnte daher scheinen, als ob er jene Bahn des Ruhms, die er einst hier betreten, unbeirrt verfolge, als ob sich über eine schmerzliche Zeit, die er nachdem durchlebt und deren er nur mit Bitterkeit zu gedenken vermochte, die Nacht der Vergessenheit breite. Otto verhieß überdies das Königreich Italien ihm zu verleihen, wenn ein glücklicher Erfolg seine Waffen begleite. Es war das nichts Geringes für den unglücklichen Königssohn, der sein Herzogthum und damit seine ganze Stellung im Reiche verloren hatte und der einen Sohn heranwachsen sah, den er besorgen mußte um eine große Zukunft betrogen zu haben. Und wie Viele hatten nicht in jenem schrecklichen Kampfe gegen den Vater ihr ganzes Schicksal an das seine gekettet und sahen sich nun in allen Hoffnungen getäuscht? Sie hatten Ehre und Gut verloren und führten ein kummer- und schmachvolles Dasein in der Heimath. Auch diesen seinen Freunden wollte Liudolf helfen; sie sollten in der Ferne wiederfinden, was sie daheim verloren hatten.

Sobald Liudolf von den Alpen herabstieg, erhoben sich für ihn die zahlreichen Feinde Berengars. Dieser selbst stellte sich diesmal mit seinem Sohne Adalbert zu einer Schlacht, aber das deutsche Heer siegte, und Pavia fiel. Noch einmal wagte im folgenden Jahre Adalbert einen

Kampf, zum zweiten Male erlitt er eine Niederlage, und fast das ganze Königreich Italien unterwarf sich dem tapferen Sohne Ottos, der durch Freundlichkeit und Milde die Herzen selbst seiner Feinde gewann. Das Ziel schien erreicht. Der sieggekrönte Jüngling, dem das Volk zujubelte, hatte sich, wie Ruotger sich ausdrückt, „die Bahn zum Olymp geöffnet“: da befiel ihn plötzlich ein verderbliches Fieber, und ein schneller Tod raffte ihn in der Blüthe des Lebens dahin. Liudolf starb, ehe er noch das dreißigste Jahr erreicht hatte, den 6. September 957 zu Piumbia im Gebiete von Novara, unweit des Langensees. Wer schildert die Trauer seiner Freunde und Mannen, war er doch ihre letzte Hülfe und Zuflucht gewesen! Sie verließen ihres Führers beraubt, das italische Land; auf ihren Schultern trugen sie die theure Leiche über die Alpen und setzten sie in der Kirche des heiligen Albanus vor den Thoren von Mainz bei.

Weit durch alle deutschen Lande erscholl die Trauerkunde und weckte überall tiefes Leid. Denn man hatte den Jüngling trotz seines großen Fehltritts geliebt, wie keinen Andern. Niemand war freundlicher gegen das Volk gewesen als er, Niemand treuer seinen Freunden. Jedermann war überzeugt, was er auch gegen seinen Vater unternommen hatte, er hatte ihm treu die Sohnesliebe im Herzen bewahrt; hatte er doch seinen einzigen Sohn, der ihm, als er das Schwert gegen den Vater zog, geboren wurde, nach dem Namen des Vaters genannt. So reich an Tugenden schien er, daß das Volk sich goldene Tage von seiner Herrschaft versprochen hatte; größer, meinte man, werde er dastehen, als je ein König vor ihm, aber Keiner war unglücklicher geworden als er.

Otto lag gerade gegen die Wenden zu Felde, als er den Brief mit der Trauerkunde empfing. Er weinte bitterlich über den Tod des Sohnes; es war ein schweres Leid zu anderen, die sein Vaterherz prüften. Der erstgeborene Sohn Adelheids war früh gestorben; vor Kurzem war auch ihr zweiter Sohn, Brun mit Namen, dem ersten in das Grab gefolgt: nur der kleine Otto war noch dem Vater von vier ehelichen Söhnen geblieben. Auf alle Weise ehrte Otto das Andenken Liudolfs; er wallfahrte bald darauf nach Mainz zu seinem Grabe, sah seine Wittwe und nahm den kleinen Otto, den einzigen hinterbliebenen Sohn Liudolfs, zu sich. An seinem Hofe mit seinem eigenen Sohn und Nachfolger ließ er den Enkel erziehen. Die beiden Knaben, die einen Namen führten und in gleichem Alter standen, erwuchsen als

Freunde. Aus dem unnatürlichen Hader der Väter entsproß in den Kindern die innigste Freundschaft, die bis an das allzufrühe Ende beider unverbrüchlich bestanden hat.

Berengar — denn zu ihm muß unsere Erzählung zurückkehren — gelangte, so tief Liudolf seine Herrschaft erschüttert hatte, doch binnen Kurzem wieder zum vollen Besitz derselben. Seitdem schwanden auch die Hoffnungen des Papstes ihn aus dem Exarchat zu verdrängen; es gelang Berengar sogar den Markgrafen Hubert von Tuscien auf seine Seite zu ziehen, vielleicht dadurch, daß Hubert die Mitbelehnung über die Mark für seinen jungen Sohn Hugo erhielt. So erstarkt wurde Berengar selbst der angreifende Theil, und der Papst gerieth in die größte Bedrängniß. Theobald von Spoleto, der Bundesgenosse des Papstes, wurde im Jahre 959 von Berengar bekriegt und, wie es scheint, völlig überwunden; im folgenden Jahre fühlte sich der Papst schon in seiner eigenen Stadt nicht mehr sicher. Da beschloß er König Otto zu seinem Beistande über die Alpen zu rufen und ihm die Kaiserkrone anzubieten. Alberich hatte dem Sachsen einst die Wege nach Rom gesperrt, die nun Alberichs Sohn freiwillig öffnete.

Es hatte sich hinreichend gezeigt, daß der junge Papst Ehrgeiz, Unternehmungsgeist und eine gewisse Geschicklichkeit für das Anspinnen künstlicher Intriguen besaß, aber nicht von fern die Besonnenheit seines Vaters. In den verwickelten Verhältnissen, in die er versetzt war, fühlte er sich bereits völlig rathlos. Es war die Unbesonnenheit eines unerfahrenen Jünglings, daß er sich einer ihm weit überlegenen Macht in der thörichten Einbildung hingab, er werde sich ihr über kurz oder lang wieder zu entwinden wissen. Im höchsten Grade aber verschlimmert wurde seine Lage durch das gräuliche Aergerniß, das sein Lebenswandel nicht der Stadt allein, sondern der ganzen Christenheit gab. Dieses Jahrhundert hatte der Päpste genug gesehen, die tief in weltliche Lüste versunken waren, und Niemand wird von einem Bischof Italiens zu jener Zeit gerade eine besondere Heiligkeit erwartet haben; aber zu einer solchen Gemeinheit war noch niemals ein Nachfolger Petri herabgestiegen, und mit Ekel wandten sich selbst die Italiener von diesem Buben ab, der das höchste Priesterthum mit dem widrigsten Schmutze besudelte. Mit einer Concubine seines Vaters, mit zwei liederlichen Schwestern, mit vielen anderen Weibern aus den höchsten und niedrigsten Ständen lebte Johann in verbotenem Umgange. Der Lateran war

ein Haus der Unzucht und Gotteslästerung geworden; man sah dort den Papst des Teufels Minne trinken und hörte ihn bei Jupiter, Venus und anderen heidnischen Göttern schwören. Die entfesselte Sinnlichkeit des entarteten Römerthums, wie sie in Italien damals vielfach wieder zum Durchbruch kam, zeigte sich hier in ihrer abschreckendsten Gestalt und nahm auf dem Stuhle Petri selbst Platz. Johann war politisch wie moralisch bereits völlig vernichtet, als er Otto zu seinem Beistande aufrief.

Die Gesandten des Papstes — es waren der Diakon Johann und der Geheimschreiber Azzo — waren bei Otto, als er das Weihnachtsfest des Jahres 960 zu Regensburg feierte. Auch Mehrere der ersten Männer des italischen Reichs, die Schutz gegen die Gewaltthaten Berengars bei dem deutschen Könige suchten, befanden sich damals an dessen Hofe. Es war der Erzbischof Waldpert von Mailand, den Berengar erst gegen Manasse in sein Bisthum eingesetzt und dann, um Manasse herzustellen, verjagt hatte; der Markgraf Otbert, einer der einflußreichsten Großen des Reichs, früher von Berengar hochbegünstigt, dann um so härter verfolgt; mit ihnen die Bischöfe von Como und Novara und viele weltliche Großen. Klar wurde es, daß bei der willkürlichen Politik der italischen Könige ihre Herrschaft keineswegs so fest begründet war, als es den Anschein hatte.

Der Wunsch, den rebellischen Lehnsmann zu strafen, die so lange erstrebte Kaiserkrone zu erlangen, sich den Willen des Papstes dienstbar zu machen, dessen Ergebenheit Otto bei der kirchlichen Richtung, die seine Herrschaft gewonnen, nicht mehr entrathen konnte, ließ ihn keinen Augenblick zögern der Aufforderung Johanns zu entsprechen und seine Hülfe ihm zuzusagen. Er wußte ganz den unermeßlichen Vortheil zu würdigen, daß er so als Freund, nicht als Feind vor den Thoren Roms erscheinen konnte, daß kein Vorwurf freventlicher Anmaßung an ihm haften blieb, wenn ihm die höchste Krone der Christenheit freiwillig vom Papste auf das Haupt gesetzt wurde. Johann bot diese Krone freilich nicht ohne Bedingungen an, nicht ohne Sicherheit für seine Person zu verlangen: aber Otto ging ohne Anstand auf diese Bedingungen ein und leistete die verlangte Sicherheit. Er ließ durch Gesandte dem Papste eidlich versprechen, er werde die römische Kirche mit ihrem Bischof nicht nur nicht beeinträchtigen, sondern vielmehr, so weit es ihm möglich, erhöhen, er werde niemals Johann selbst in seiner Person oder in seiner

Stellung Schaden zufügen, ohne Mitwissen und Beirath desselben keine Regierungshandlungen und Ernennungen in Rom und dem römischen Gebiet vornehmen, ihm zurückstellen, was von den Besitzungen der römischen Kirche in seine Hand gelangen würde, und seinem dereinstigen Statthalter in Italien auftragen diese Besitzungen dem Stuhle Petri zu erhalten. Otto versprach so dem Papste nicht nur jede Sicherheit für seine Person, sondern gewährleistete ihm auch unbestreitbare Rechte, welche dessen Vorgänger im Laufe der Zeit in der Stadt und in Italien gewonnen hatten. Aber nicht minder hielt er an den kaiserlichen Rechten fest und dachte nicht von fern daran, die ganze Gewalt in der Stadt den Händen des Papstes zu überlassen.

Sofort rüstete Otto nun zum großen Römerzuge. Nachdem er seinen Sohn zum Könige hatte wählen und krönen lassen, ordnete er Alles für die Zeit seiner Abwesenheit. Seinem Bruder Brun übertrug er die königlichen Rechte in Lothringen, während in den anderen deutschen Ländern sein Sohn Erzbischof Wilhelm die Reichsgeschäfte verwalten sollte; der Obhut Beider vertraute er zugleich den königlichen Knaben an. Inzwischen sammelte sich des Königs Heer aus allen Völkern, die er beherrschte; selbst Wenden zogen diesmal unter seinen Fahnen dem Süden zu. Die Gemahlin des Königs, ein großer Theil des Adels, viele deutsche Bischöfe begleiteten den Zug über die Alpen.

Im Herbste des Jahres 961 stieg Otto zum zweiten Male in die lombardische Ebene hinab. Er schlug denselben Weg ein, den er einst vor zehn Jahren verfolgt hatte, am Brenner vorbei in das Etschthal. Hier an der Klause hatte Berengar ein großes Heer aufgestellt und gedachte Otto den Weg zu verlegen; es sollen 60,000 Mann um ihn gewesen sein. Aber im entscheidenden Augenblick verweigerte das Heer ihm den Gehorsam und erklärte nur dann kämpfen zu wollen, wenn er der Krone zu Gunsten Adalberts völlig entsage. Berengar war hierzu bereit, doch seines Weibes herrischen Sinn konnte er zu keiner Nachgiebigkeit vermögen. Das Heer zerstreute sich, und ungehindert setzte Otto den Marsch fort. Alle Städte, durch welche der Weg ihn führte, öffneten bereitwillig die Thore; die Bischöfe und Grafen kamen Otto entgegen und huldigten ihm. Ohne allen Widerstand hielt er mit großer Pracht seinen Einzug in Pavia und feierte hier mit königlichem Glanze das Weihnachtsfest. Die Angelegenheiten der Lombardei wurden geord-

net, die von Berengar Vertriebenen hergestellt und der Markgraf Otbert zum Pfalzgrafen des Königs in dem italischen Königreich bestellt.

Berengar und seine Familie hatten das Weite gesucht. Auf der Flucht hatten sie sich, wie es scheint, absichtlich zerstreut. Berengar selbst hatte die Burg San Leone in der Mark von Ancona besetzt und in Vertheidigungszustand gesetzt; Willa schloß sich auf einer kleinen Insel San Giulio im See von Orta bei Novara ein; Adalbert und sein Bruder Markgraf Wido suchten die Burgen im und am Garda- und Comersee zu bewahren. So mochten sie Ottos Heer zu theilen und zu ermüden glauben. Aber Otto wandte sich nicht gegen sie, sondern eilte diesmal das letzte Ziel seiner Wünsche ungesäumt zu erreichen. Nachdem er den Abt Hatto von Fulda, Hadamars Nachfolger, an den Papst vorausgesandt hatte, brach er im Januar 962 selbst gegen Rom auf. Auf dem Marsche durch Tuscien stieß er nirgends auf Hindernisse; denn Markgraf Hubert, der diesmal treu zu Berengar hielt, war flüchtig geworden. Ohne Widerstand zu finden, rückte Otto als Bundesgenosse des Papstes bis vor die Thore Roms.

Die alte Sitte erheischte, daß der Papst dem Könige, der die Kaiserkrone empfangen sollte, wenn er auf der Neronischen Wiese unter dem Monte Mario nahe der Peterskirche lagerte, den römischen Senat, d. h. den Adel der Stadt, und die bewaffnete Bürgerschaft zur Einholung entgegensandte. Mit Kreuzen und Feldzeichen, Drachenköpfen auf hohen Stangen, zogen diese im festlichen Zuge aus, und es begleiteten sie die Corporationen der Fremden in Rom, jede in ihrer Sprache in Jubelliedern das frohe Ereigniß preisend. Vornehme Jünglinge, den ersten Geschlechtern der Stadt angehörig, bewillkommneten den König am Monte Mario, küßten seine Füße und ließen ihn dann ein Pferd des Papstes besteigen, auf dem sie ihn unter dem Zudrängen des Volkes bis an die Stufen geleiteten, die zu dem Vorhofe der Peterskirche führten. Vor diesem saß der Papst auf einem goldenen Sessel im vollen Ornat, auf beiden Seiten von seiner Geistlichkeit umgeben. Nachdem der König das Pferd verlassen und die fünfunddreißig Marmorstufen hinangestiegen war, erhob sich der Papst von seinem Sessel, bot dem Könige die Lippen zum Kuß und reichte ihm brüderlich die Rechte. So traten sie durch die ehernen Pforten des weiten Vorhofs, den man das Paradies des heiligen Petrus nannte, und gingen dem Hauptthor — das silberne hieß es — der Kirche entgegen. Ehe sich aber dasselbe

erschloß, gelobte der König dem Papste, daß er in reiner Absicht und aufrichtiger Gesinnung zum Heile der Stadt und der Kirche gekommen sei, und bestätigte ihm die Schenkungen der früheren Kaiser. Unter dem Gesange: „Gesegnet, der da kommt im Namen des Herrn!“ traten sie dann in die festlich geschmückte und hell erleuchtete Kirche, die auf der Welt nicht ihres Gleichen hatte. Seit ihrer ersten Begründung durch Constantin hatten alle Jahrhunderte diese Kirche geschmückt und bereichert; die kostbarsten Denkmale des Alterthums waren ihrer schönsten Zierden beraubt worden, um sie auszustatten; alle Päpste, Kaiser und Könige hatten gewetteifert die reichsten Geschenke am Grabe des heiligen Apostels darzubringen. Alles strahlte von Marmor, Edelsteinen, Silber und Gold; mit der mannigfaltigsten Mosaikarbeit waren die fünf Schiffe der Kirche auf dem Boden und an den Wänden ausgelegt; Altar drängte sich hier an Altar, Kapelle an Kapelle. Aber keine heiligere Stelle war in dem reichen Gotteshause, als das Grab des heiligen Petrus und der dem Apostelfürsten geweihte Hauptaltar. Vier Porphyrpfeiler trugen das Gewölbe über demselben, und vor ihm standen zwölf sich schlank aufrankende Säulen; daneben strahlte, hellblitzend in Diamanten, Rubinen und Smaragden, ein Kreuz von dem feinsten Golde, tausend Pfund schwer, ein Geschenk Papst Leos IV. Hierhin eilte der König, sobald er die Kirche betrat, und warf sich zum Gebet nieder. Segen und Gebet des Papstes beschlossen die Feier in der Kirche. Darauf folgte ein festliches Mahl, welches der Papst dem künftigen Kaiser gab, der dann noch einmal in sein Lager vor der Stadt am Abend zurückkehrte. So wurde es am Tage der feierlichen Einholung gehalten; die Krönung selbst fand erst am folgenden Sonntage statt. Da versammelte sich in der Frühe das Volk in den Straßen; alle Häuser wurden mit Teppichen und Vorhängen geziert; die ganze Stadt gewann ein festliches Ansehen. Alles eilte dann nach der Leostadt, nach Sanct Peter hinaus, wo der König im Purpurmantel und mit goldenen Beinschienen geschmückt den Papst erwartete. Der Papst erschien im vollen Ornat seines höchsten Priesterthums. Nachdem der König darauf geistliche Tracht angelegt, wurde er zum Kleriker am Hauptaltar gesalbt und empfing so als ein Glied des geistlichen Standes aus der Hand des Papstes die Kaiserkrone und das Kaiserschwert. Die Kirche hallte von den lauten Glückwünschen und dem Jubelruf der Menge wieder. Sobald diese verklungen waren, las ein Lector die Ur-

kunde vor, welche der Kaiser dem Papste über die Besitzungen des heiligen Petrus ausgestellt hatte, und durch prachtvolle Geschenke dankte der Kaiser dem Nachfolger Petri, der mit der höchsten Krone der Welt sein Haupt geziert hatte.

Mit solchen Festlichkeiten war König Berengar zuletzt in Rom empfangen und zum Kaiser gekrönt worden. Wir sind ohne genauere Nachrichten über Ottos Empfang und Krönung; aber nicht wesentlich anders wird der Hergang gewesen sein, als er am 31. Januar in Rom einzog und am 2. Februar 962 in der Peterskirche vom Papste die Kaiserkrone empfing; mit ihm wurde Adelheid gesalbt und gekrönt.

Otto hatte das Ziel jahrelanger Mühen erreicht. Die höchste Stellung in der abendländischen Christenheit, die obere Leitung aller Staaten, die aus dem Reiche Karls des Großen hervorgegangen, war ihm und durch ihn dem deutschen Volke zu Theil geworden.

Sobald die Kaiserkrone auf dem Haupte Ottos ruhte, änderte sich seine Stellung zum Papste, zu Rom und zu allen Besitzungen der römischen Kirche. Welche Bedingungen Otto auch eingegangen war, er hatte niemals seine kaiserlichen Rechte in Rom und den Ländern des Papstes aufgegeben, noch war er gewillt dies zu thun. Er gab dem Papste allerdings Alles zurück, was diesem durch Andere entzogen und in seine Hand gekommen war, er versprach das Fehlende mit Waffengewalt beizubringen, bestätigte die Schenkungen der früheren Kaiser und fügte vielleicht neben den Ehrengeschenken an den Papst auch einzelne Städte des italischen Reichs dem Lande des heiligen Petrus hinzu, aber der Papst behielt in allen diesen Besitzungen, jetzt, wo eine wirklich kaiserliche Gewalt hergestellt wurde, kaum wesentlich andere Rechte, als der Besitzer jeder anderen großen Immunität in dem Reiche. Das oberherrliche Recht, das Karl der Große und seine nächsten Nachfolger im Patrimonium Petri geübt hatten, nahm Otto nach seinem vollen Umfange und seiner ganzen Bedeutung in Anspruch.

Es ist vielfach behauptet worden, Otto habe damals alle Versprechungen Pippins erfüllt oder vielmehr sich und seinen Sohn zur voll-

ständigen Erfüllung derselben durch ein schriftliches Dokument verpflichtet. Auch ist in der That noch jetzt im Archive der Päpste eine prächtige, mit goldenen Buchstaben auf Purpurpergament geschriebene Urkunde vorhanden, die Kaiser Otto am 13. Februar 962 dem Papste ausgestellt haben soll und die fast alle jene Länder ihm zuspricht, die Pippin einst dem Stuhle Petri versprochen hatte. Aber diese Urkunde ist, wie Form und Inhalt beweist, ein betrügliches Machwerk, und nur weil man weiß, daß ein kundiges Auge leicht den Betrug entdecken würde, hütet man das angebliche Original zu Rom mit ängstlicher Sorgfalt und verbirgt es vor dem Blick gewissenhafter in den schriftlichen Denkmalen jener Zeit erfahrener Männer. Kaiser Otto hat, wie die Thatsachen selbst bezeugen, das italische Reich in dem ganzen Umfange, in dem er es fand, sich und seinen Nachkommen erhalten und keine Provinz desselben den Nachfolgern des heiligen Petrus überlassen, die sie nicht schon zu den Zeiten Karls des Großen besessen.

Der Bund, den Otto und Johann geschlossen und der zur Herstellung des Kaiserthums geführt hatte, war nicht eine Gemeinschaft von verschiedenartigen, aber doch in ihrer Weise gleichberechtigten und in sich selbst begründeten Gewalten, die sich hätten ausgleichen können, nicht ein Bund, wie ihn einst Pippin und Karl der Große mit den Nachfolgern Petri geschlossen hatte. Hier stellte sich der unerfahrene Jüngling neben den in den härtesten Kämpfen des Lebens erprobten Mann, die selbstverschuldete Ohnmacht neben die durch Heldenmuth errungene Machtfülle, das Laster zur Seite der Tugend. Ist es zu verwundern, wenn Zutrauen, Achtung und Treue von Anfang an in diesem Bunde fehlten?

Otto mißtraute Johann, ehe er noch die Thore der Stadt betrat; er mißtraute nicht minder den Römern. Als er seinen feierlichen Zug zur Peterskirche antrat, sagte er zu seinem Schwertträger, dem jungen Ansfried von Löwen: „Wenn ich heute am Grabe des heiligen Petrus bete, halte unverrückt das Schwert meinem Haupte nahe. Ich weiß, meine Vorfahren hatten oft die römische Tücke zu fürchten, und ein weiser Mann beugt dem Unheil bei Zeiten vor. Wenn wir zurückkehren, magst du selbst am Monte Mario beten." Obwohl sich Ottos Besorgnisse bei dem Einzuge als eitel zeigten, ließ er sich doch sofort nach der Krönung von dem Papste und den hohen Beamten der Stadt eidlich versprechen, daß sie sich niemals mit Berengar und Adalbert ver-

binden würden. Auf die Gebeine des heiligen Petrus mußten sie diesen Eid leisten; einen heiligeren und höheren Eid kannte man nicht.

So lange der Kaiser in Rom verweilte, wagte in der That der Papst mit keiner feindseligen Handlung gegen ihn hervorzutreten; er beugte sich vielmehr selbst da vor der Ueberlegenheit des Kaisers, wo er kraft seines geistlichen Amts ihm hätte widerstehen können und solcher Widerstand zur Sicherung seines oberpriesterlichen Ansehens gerechtfertigt gewesen wäre. In der zweiten Woche nach der Kaiserkrönung wurde eine Synode in der Peterskirche gehalten und in derselben nach dem Willen des Kaisers beschlossen das Moritzkloster zu Magdeburg in einen erzbischöflichen Sitz für die slawischen Länder zu verwandeln und zugleich in Merseburg ein Bisthum zu errichten, das Magdeburg untergeordnet sein solle; überdies wurde dem Kaiser und seinen Nachfolgern das Recht zugestanden über den Zins und die Zehnten von allen Heiden, die sie bekehrt hätten oder noch bekehren sollten, zu verfügen und sie dem Magdeburger, Merseburger oder jedem anderen Bischofssitze, den sie errichten würden, zu überweisen. Dies wurde unter dem 12. Februar durch eine Bulle des Papstes der gesammten deutschen Geistlichkeit eröffnet und zugleich den Erzbischöfen von Mainz, Trier, Köln, Salzburg und Hamburg an das Herz gelegt einträchtig mit allen Kräften Leibes und der Seele dem kaiserlichen Unternehmen förderlich zu sein. Auf derselben Synode, wie es scheint, wurde jener Hugo, der einst durch Ottos Einfluß aus dem Erzbisthum Reims verdrängt und excommunicirt worden war, den aber jetzt nach Artolds Tode viele französische Bischöfe herstellen wollten, abermals von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Gleichzeitig wurde Rather, der durch Otto zum dritten Male in das Bisthum Verona eingesetzt war, als Bischof daselbst vom Papste anerkannt, obwohl sein Vorgänger noch am Leben war. Auch die Absetzung des geblendeten Herold von Salzburg wurde damals genehmigt und ihm unter Androhung des Banns verboten die Messe zu lesen, Erzbischof Friedrich dagegen mit dem Pallium bedacht und in allen Gerechtsamen und Besitzungen seiner Kirche bestätigt. Ingleichen wurde Erzbischof Heinrich von Trier das Pallium ertheilt, obwohl sich der Papst durch das von ihm übersandte Glaubensbekenntniß nicht hinreichend befriedigt erklärte. Es ist lediglich der Wille des Kaisers, der durch dies Alles hindurchscheint und dem der Papst nur als Werkzeug diente.

Aber kaum hatte der Kaiser Rom verlassen — es geschah am 14. Februar — so zeigte sich, wie gerecht das Mißtrauen desselben gewesen war. Recht wohl übersah der Papst die Größe seines Verlustes und erkannte jetzt vollständig, wie sehr er sich in seinen Berechnungen getäuscht hatte. Um sich in seiner weltlichen Macht zu sichern, hatte er Otto gerufen, und dieser hatte die Herrschaft in der Stadt, die Johann für sein Erbtheil hielt, sofort selbst an sich gezogen; Otto sollte Berengar vernichten und hatte sich zuerst beeilt Rom in Besitz zu nehmen. Mit seinem geistlichen Ansehen hätte vielleicht der Papst noch dem Kaiser das Gleichgewicht zu halten vermocht, aber auch auf dem Boden der Kirche hatte der Kaiser ihn sogleich völlig in Schatten gestellt. Als Nachfolger Alberichs wie als Nachfolger des heiligen Petrus fühlte er sich durch den Bund, den er selbst geschlossen hatte, so gut wie vernichtet und beschloß deshalb kein Mittel unversucht zu lassen, um sich den Händen seines übermächtigen Schutzherrn in kürzester Frist wieder zu entwinden. So entspann sich zwischen Kaiser und Papst, nachdem sie kaum sich die Hände gereicht, ein erbitterter Kampf, der mit geheimen Machinationen begann, aber bald in den ärgerlichsten Scenen vor die Augen der Welt trat. Der Geschichtsschreiber Liudprand, der durch Otto in seine Heimath zurückgeführt und zum Bischof von Cremona ernannt war, hat uns den Verlauf des Kampfes, in dem er selbst eine nicht unwichtige Rolle spielte, in seinem Buche „von den Thaten Kaiser Ottos des Großen“ wenn auch nicht unparteiisch, doch in dem Thatsächlichen so richtig geschildert, daß man ohne Mühe die wahre Gestalt desselben zu erkennen vermag.

Otto feierte das Osterfest zu Pavia, wo er eine neue Synode hielt, auf der ohne Vorwissen des Papstes, wie man annehmen muß, über mehrere kirchliche Angelegenheiten, ja selbst zum Theil über solche, die zu Rom bereits erledigt waren, entschieden wurde. Rathers Sache wurde noch einmal verhandelt, Hugo noch einmal excommunicirt und der Erzbischof Honestus von Ravenna, der auf unrechtmäßige Weise die päpstliche Bestätigung und Weihe erlangt hatte, zu Gunsten seines noch lebenden Vorgängers Petrus entfernt. Niemand konnte es Johann verargen, wenn er in diesen Vorgängen einen Eingriff in seine Rechte sah. Dies mußte ihn aber um so mehr mit Besorgniß erfüllen, als Otto augenscheinlich die Bischöfe Italiens an sich zu ziehen suchte, indem er ihre Immunitäten erweiterte und ihnen große Schenkungen

ertheilte. Besonders erfuhren seine Gunst Wido von Modena, den Otto zu seinem Erzkanzler ernannte, und der Bischof Hubert von Parma, der sämmtliche Hoheitsrechte in seiner Stadt erhielt nebst der hohen Jurisdiction eines Pfalzgrafen oder Königsboten. Es ist das erste beglaubigte Beispiel, daß eine bischöfliche Immunität jeder anderen weltlichen Gewalt entzogen wurde als der Person des Königs; der Bischof trat dadurch in gleiche Linie mit den ersten weltlichen Vasallen des Reichs.

Im Mai wandte sich Otto gegen Berengar und die Seinen, vor Allem gegen Willa, die noch die Burg im See von Orta vertheidigte. Zwei Monate belagerte er sie und zwang sie endlich sich ihm zu ergeben. Großmüthig schenkte er ihr die Freiheit; er hoffte, sie würde ihren Gemahl die Waffen niederzulegen bewegen. Aber das ehrgeizige Weib begab sich nur zu Berengar, um ihn zu um so hartnäckigerem Widerstande anzustacheln. Inzwischen bot Otto die oberitalischen Bischöfe auf, um die Burgen am Garda- und Comersee, die Berengars Söhne besetzt hielten, zu umschließen; auch er selbst lag während des Monats August hier zu Felde, kehrte aber nach Pavia zurück, als die Belagerung sich in die Länge zog. Es zeigte sich, daß Berengar nicht mit so leichter Mühe zu überwältigen sei, und erst als Otto Verstärkungen seines Heeres aus Deutschland erhalten hatte, zog er aufs Neue aus und wandte sich jetzt gegen Berengar selbst, der sich in der Burg San Leone zur verzweifeltsten Gegenwehr gerüstet hatte. Bald nach Ostern des Jahres 963 verließ er Pavia, begab sich zuerst nach Ravenna, von dort aber sofort zur Belagerung von San Leone (unweit S. Marino). Die Burg wurde von allen Seiten umschlossen, aber fruchtlos zog sich die Belagerung während des ganzen Sommers hin, obwohl sie mit geringen Unterbrechungen Otto selbst leitete. Auch die Burgen am Garda- und Comersee waren noch nicht gefallen, und schon war in Erfüllung gegangen, was der Kaiser längst besorgte: der Papst hatte sich mit seinen Feinden vereinigt und die beschworene Treue gebrochen.

Bereits zu Pavia hatte der Kaiser vernommen, daß der Papst mit Adalbert, der sich zu den Arabern in Garde-Frainet und Corsica begeben hatte, um sich ihres Beistands zu versichern, in Unterhandlungen getreten sei; er hatte darauf zuverlässige Männer nach Rom geschickt, um sich der Wahrheit des fast unglaublichen Gerüchts zu vergewissern. Allgemein hörten sie den Verrath des Papstes bestätigen und vernah-

men zugleich die schlimmsten Klagen über den wüsten Lebenswandel desselben. Otto legte auf diese Klagen kein übergroßes Gewicht. „Er ist ein Knabe," sagte er, „das Beispiel tüchtiger Männer wird ihn bessern." Auch die Gefahr, die ihm von dieser Seite drohte, schlug er nicht hoch an, denn er fügte hinzu: „Erst müssen wir Berengar unterwerfen, dann wollen wir unsere väterlichen Ermahnungen dem Papste angedeihen lassen, ändert er sich nicht aus Ueberzeugung, so wird er es mindestens aus Scham thun." Bald darauf aber wurden zu Capua Gesandte des Papstes festgenommen, die mit Briefschaften an den griechischen Kaiser und die Ungarn versehen waren; aus diesen Briefschaften ging hervor, daß der Papst auch mit dem heterodoxen Kaiser zu Constantinopel und mit den ungläubigen Ungarn in einen Bund zu treten gesonnen war. Otto hatte offenkundige Beweise der Schuld des Papstes vor sich, dennoch zeigte er auch jetzt noch die größte Langmuth gegen den treulosen Jüngling.

Der Papst, der Nachricht erhalten hatte, daß seine Ränke verrathen seien, hegte den Verdacht, daß verrätherischer Weise sich einige seiner Gesandten freiwillig in Ottos Hände gegeben und ihm ihre geheimen Aufträge vertraut hätten. Sein Verdacht traf jenen Cardinaldiakon Johann, den er einst an Otto über die Alpen geschickt, und einen Bischof Leo, der mit jenem nach Constantinopel gesandt war. Um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen und zugleich den Kaiser auszuforschen, schickte der Papst eine Gesandtschaft an ihn ab, die ihn vor San Leone fand. Die Gesandten — es waren der Protoscriniarius Leo und ein vornehmer Römer mit Namen Demetrius — erklärten, daß der Papst die gegen seinen Lebenswandel erhobenen Klagen zum Theil als gerecht erkenne und in der Folge nicht Anlaß zu gleichen Beschwerden geben werde; zugleich aber erhoben sie schwere Beschuldigungen gegen den Kaiser selbst, weil er einerseits sein gegebenes Versprechen verletze, indem er in den Besitzungen des heiligen Petrus sich selbst und nicht dem Papste huldigen lasse, andererseits treulosen Unterthanen des Papstes, wie dem Bischof Leo und dem Cardinaldiakon Johann, bei sich Aufnahme gewähre. Der Kaiser ließ sich herab gegen diese Beschwerden seine Unschuld zu betheuern. Er habe versprochen, sagte er, alle Besitzungen, die dem heiligen Petrus gehörten, dem Papste zurückzustellen, eben deshalb suche er sie jetzt zu erobern und in seine Gewalt zu bringen; er könne doch dem Papste diese Länder nicht geben, ehe er sich nicht

selbst in ihren Besitz gesetzt hätte. In Betreff der Gesandten ließ er dem Papste melden, daß sie zu Capua angehalten und der Inhalt ihrer Botschaften ihm dadurch bekannt geworden sei, doch habe er sie persönlich weder gesehen noch bei sich aufgenommen. Zu vollständiger Bekräftigung dessen schickte er die Bischöfe Landward von Minden und Liudprand von Cremona in Begleitung mehrerer Ritter nach Rom, daß die Bischöfe seine Unschuld beschwören, die Ritter durch einen Zweikampf sie erhärten sollten, wenn der Papst dies verlange.

Aber der Papst verlangte weder Eid noch Kampf; er mochte von der Unschuld des Kaisers so fest überzeugt sein, wie ihn selbst sein Gewissen verdammte. Und bald trat seine Schuld an den Tag. Adalbert landete zu Civita Vecchia, und die Thore Roms wurden ihm sofort eröffnet (Juli 963). Von den Arabern kam er zum Papste und wurde von ihm mit offenen Armen aufgenommen. Als Otto dies vernahm, theilte er, sobald die Jahreszeit den Marsch gegen Rom möglich machte, sein Heer; einen Theil desselben ließ er in San Leone zurück, mit der Hauptmacht brach er im September gegen den Papst auf. Im October bezog er ein Lager vor der Stadt. Der Papst und Adalbert flüchteten, nachdem sie einen Theil des Schatzes von St. Peter mit sich genommen; am 2. November zog Otto zum zweiten Male und diesmal als Sieger über den Papst und die treulosen Römer in die Stadt ein.

Otto benutzte seinen Sieg, wie sich gebührte. Er ließ nicht allein die Römer Geiseln stellen und das Gelöbniß der Treue erneuern, sie mußten ihm überdies einen Eid schwören, daß sie niemals fortan einen Papst wählen und weihen wollten ohne die ausdrückliche Zustimmung und Bestätigung des Kaisers und seines Sohnes. Sie gaben damit ihr wichtigstes Recht, die freie Besetzung des päpstlichen Stuhls, für die Folge auf, und der Kaiser gewann ein Privilegium, das in gleichem Umfange selbst die Karolinger niemals erlangt hatten. Indem die Verleihung des Stuhls Petri jetzt in ähnlicher Weise von seinem Willen abhängig wurde, wie die Verleihung der anderen Erzbisthümer und Bisthümer in den deutschen und italischen Ländern, wurde nicht allein seine Herrschaft in Rom gesichert, sondern ihm zugleich der bedeutsamste Einfluß auf die ganze abendländische Kirche zugestanden. Ein unermeßlicher Gewinn mußte es schon für ihn sein, daß die deutsche und italische Kirche fortan keinen anderen geistlichen Obern erkannte, als den er selbst gesetzt hatte, aber auch weit über die Grenzen seiner Reiche

hinaus war das Gebot des von ihm abhängigen Papstes von entscheidender Wichtigkeit. Wie es die Folge bewährte, war die Kirche des Abendlandes damit so gut wie in seine Hände gegeben.

Otto zeigte sogleich der Welt, welche Stellung er jetzt der Kirche gegenüber einzunehmen gedenke. Er trat als Richter des Papstes auf, indem er eine Synode versammelte, die über jenen ein Urtheil fällen sollte, und selbst in dieser Synode den Vorsitz in Anspruch nahm. Wenn auch von den Karolingern das Richteramt über die Nachfolger Petri früher geübt war, so war es doch seit den pseudoisidorischen Decretalien den Kaisern mit Erfolg bestritten worden, ja der Stuhl Petri hatte sich selbst zum höchsten Tribunal über alle weltlichen Gewalten erheben wollen. Gerade hundert Jahre waren verflossen, seit Nicolaus I. über das sittenlose Leben König Lothars I. sich zum Richter aufgeworfen hatte. Wenn günstige Umstände damals des Papstes kühnes Unterfangen zum glücklichen Ausgang leiteten, so war das Kaiserthum jetzt in noch bei weitem vortheilhafterer Lage, als es sich zum Richter des Nachfolgers Petri bestellte. Denn so tief war kaum jemals das Königthum gesunken, als das Papstthum in diesem ruchlosen Jüngling. Welche Verpflichtungen auch Otto gegen ihn eingegangen sein mochte, er schien ihrer vollständig enthoben, seit der Papst des Meineids überführt war und zum Verderben des Reichs nicht allein einen Bund mit den heidnischen Ungarn hatte eingehen wollen, sondern auch Adalbert, den Bundesgenossen der Araber, bei sich aufgenommen hatte. Hätte Otto den treulosen Genossen der Ungläubigen ohne Weiteres seines heiligen Amtes entkleidet, wer hätte ihn tadeln mögen? Aber Otto zog es vor eine Kirchenversammlung über ihn richten zu lassen und ließ den Papst vor dieselbe bescheiden.

Am 6. November wurde die Synode in der Peterskirche eröffnet, und der Kaiser selbst führte den Vorsitz. Die Erzbischöfe von Mailand, Ravenna und Hamburg waren zugegen; der erkrankte Patriarch von Aquileja ließ sich in der Versammlung vertreten; 36 italische Bischöfe, zwei deutsche hatten sich eingestellt, überdies die ganze römische Geistlichkeit und die Beamten des Laterans. Selbst Laien waren in großer Anzahl zugelassen, Viele vom römischen Adel und die ganze römische Stadtmiliz. Man beabsichtigte offenbar der Handlung die größte Oeffentlichkeit zu geben. Der Papst hatte sich, wie zu erwarten stand, nicht gestellt, und der Kaiser eröffnete die Sitzung damit, daß er nach den

Gründen seines Ausbleibens fragte. Man antwortete ihm, die Gründe seien offenkundig, denn der Papst suche seine Verbrechen nicht einmal zu verhüllen. Hierauf verlangte der Kaiser, daß diese Vergehen im Besondern bezeichnet würden, damit man auf Grund dieser Angaben Beschluß fassen könne.

Sofort erklärte nun ein Cardinalpriester, er habe gesehen, daß der Papst die Messe gehalten habe, ohne das Abendmahl zu nehmen; Andere sagten aus, sie hätten ihn einen Diakon im Pferdestall zu ungebührlicher Stunde weihen sehen. Der Cardinaldiakon Benedict und andere Diakonen und Priester traten dann mit einer förmlichen Anklageschrift auf, die verlesen wurde. Der Papst, hieß es in derselben, habe für Geld die Bischofsweihen ertheilt, in Todi einen Knaben von zehn Jahren zum Bischof geweiht, die Kirchen beraubt, sein unzüchtiges Leben sei allgemein bekannt, öffentlich sei er auf die Jagd gegangen, seinen Pathen Benedict habe er geblendet und so dessen Tod herbeigeführt, einen römischen Geistlichen entmannt, Feuersbrünste angelegt, mit Schwert, Helm und Panzer habe man ihn wie einen Kriegsmann gewaffnet gesehen. Ueberdies, riefen Alle, habe der Papst des Teufels Minne getrunken, beim Würfelspiel die heidnischen Götter angerufen, die Metten und Horen versäumt, das Zeichen des heiligen Kreuzes zu schlagen unterlassen.

Welches Sündenregister! Und doch waren die wesentlichsten Punkte, auf die es dem Kaiser ankam, in demselben nicht einmal berührt. Otto ließ der Versammlung durch Bischof Liudprand, da er selbst der lateinischen Sprache nicht hinreichend mächtig war, erklären: hochgestellte Personen seien, wie er selbst es erfahren habe, oft der Verleumdung ausgesetzt; dies sei auch in diesem Falle möglich, und er wolle bei Allem, was ihm heilig sei, nicht dulden, daß dem Papste irgend ein Verbrechen zur Last gelegt werde, das er nicht wirklich begangen habe und das nicht durch die glaubwürdigsten Zeugen darzuthun sei. Man verbürgte sich darauf mit den höchsten Versicherungen für Alles, was in der Anklageschrift des Benedict enthalten sei; was den letzten Punkt derselben beträfe, so hätten die Mannen des Kaisers selbst noch vor fünf Tagen den Papst mit Schild, Helm und Panzer herumziehen sehen und nur der Tiber habe verhindert, daß sie sich nicht seiner Person in diesem Aufzuge bemächtigt. Der Kaiser bestätigte das und gab alsdann dem Vorschlage seine Zustimmung, den Papst vor die Versammlung zu laden, damit er sich in

Person gegen die erhobenen Anklagen rechtfertigen könne. Ein Schreiben an den Papst wurde abgefaßt, in demselben die wichtigsten Punkte der Anklage ihm mitgetheilt und zugleich Sicherheit geboten, daß er kein anderes Urtheil zu befürchten habe, als was den Kirchengesetzen gemäß sei. Die Citation gelangte an den Papst, aber fern davon ihr Folge zu leisten, schrieb er den Bischöfen kurz zurück: „Wir haben gehört, daß Ihr einen anderen Papst einsetzen wollt; unterfangt Ihr Euch dessen, so verhänge ich über Euch im Namen des allmächtigen Gottes den Bann, so daß Ihr fortan nicht mehr die Weihen ertheilen, noch die Messe halten könnt." Der Synode, die er nicht berufen hatte, verweigerte er jede Anerkennung.

In der zweiten Sitzung der Synode, die am 22. November abgehalten wurde und in der die Zahl der Kirchenfürsten noch durch den Erzbischof Heinrich von Trier und drei italische Bischöfe vermehrt war, wurde dieses Schreiben des Papstes verlesen und eine Antwort an denselben beschlossen. Es wurde in derselben dargethan, wie er in ungebührlicher und unkanonischer Weise die Citation der Synode Folge zu leisten verweigert habe, zugleich wurde er aber noch einmal aufgefordert sich persönlich zu stellen und wegen der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zu rechtfertigen. Gelinge ihm dies, sagte man, so werde man ihm nach wie vor den schuldigen Gehorsam leisten; erscheine er aber nicht und verweigere auf die Anklagen Rede zu stehen, dann werde man seines Bannfluchs nicht achten, sondern vielmehr denselben auf ihn zurückschleudern. Das Schreiben wurde zwei römischen Geistlichen übergeben, um es dem Papste einzuhändigen.

Als die Gesandten nach Tivoli kamen, wo sich der Papst zuletzt aufgehalten hatte, fanden sie ihn dort nicht; wie ein Jägersmann war er ausgezogen und irrte in den Bergen und Wäldern der Campagna unstät umher. Unverrichteter Sache kehrten die Gesandten zurück, und die Synode versammelte sich am 4. December zu ihrer dritten Sitzung. Hier trat nun Otto selbst als Ankläger gegen den Papst auf und beschuldigte ihn der Verbrechen, für die er die Beweise in Händen hatte und auf die es ihm hauptsächlich ankam. „Vor den Erzbischöfen, Bischöfen, Priestern und Diakonen und der übrigen Geistlichkeit, wie vor den Grafen, Richtern und dem ganzen Volke" erklärte er Johann für einen meineidigen Verräther, der sich mit bewaffneter Hand an die Spitze eines inneren Krieges gestellt und mit den Feinden des Reichs verbün-

det habe, und forderte die Synode auf über einen solchen Papst das Urtheil zu fällen.

Das Urtheil lautete dahin: da die Laster Johanns nicht ihm allein, sondern auch der Gesammtheit schweren Schaden brächten, da er ein Ungeheuer sei, bei dem keine Tugend die abscheulichen Fehler vergessen mache, so müsse man den Kaiser auffordern ihn aus der heiligen römischen Kirche auszustoßen und an seiner Stelle einen Andern, den ein tugendhaftes und rechtschaffenes Leben empfehle, auf den Stuhl Petri zu setzen. Der Kaiser bestätigte die Absetzung Johanns und überließ die Wahl eines neuen Papstes den Römern. „Wählet selbst," sagte er, „einen würdigen Mann, und ich will ihn gern euch gewähren." Der Klerus und der Laienstand erklärten einmüthig: „Wir wählen Leo, den ehrwürdigen Protoscriniarius der römischen Kirche, einen rechtschaffenen und des höchsten Priesterthums würdigen Mann, zu unserem Bischof, daß er der oberste und allgemeine Bischof der heiligen römischen Kirche sei, und verwerfen wegen seines gottlosen Lebenswandels Johannes, den Abtrünnigen!" Dreimal wiederholten sie die Erklärung, und Otto, der bereits vor San Leone diesen Leo als Gesandten Johanns kennen gelernt und ohne Zweifel seine Erhebung gewünscht hatte, genehmigte sofort die Wahl. Mit Lobgesängen wurde in feierlichem Zuge Leo nach dem Lateran geführt und am folgenden Sonntage (6. December) von den Bischöfen von Ostia, Porto und Albano nach der Sitte in der Peterskirche zum Papste geweiht. Darauf leisteten ihm die Römer den Eid der Treue.

Leo war bis dahin Protoscriniarius d. h. Vorsteher der in Rom überaus einflußreichen Schreiberkaste gewesen; sein Vater hatte dieselbe Stellung bekleidet, die zu den angesehensten am päpstlichen Hofe gehörte und auch richterliche Befugnisse in sich schloß. Obwohl der Protoscriniarius zu den Klerikern gezählt wurde, hatte Leo doch vor seiner Wahl noch nicht einmal die niederen Weihen erhalten; an *einem* Tage war er dann durch alle Stufen des geistlichen Amts gegen die Kirchengesetze geführt worden. Wohl konnte dies des Kaisers Feinden Anlaß bieten die getroffene Wahl anzufechten, aber Leo war in den Geschäften erfahren, in Rom bekannt und geachtet, ohne Ehrgeiz und gefügig: das war dem Kaiser genug. Er glaubte in der That mit dem Papstthum und den Römern am Ziele zu sein und entließ den größten Theil seines Heeres.

Aber Otto kannte noch wenig den Wankelmuth des römischen Volkes. Kaum vernahm Johann, daß die Streitkräfte des Kaisers verringert seien, so faßte er neue Hoffnungen. Er schickte heimlich Boten nach Rom und versprach den Römern den Schatz des heiligen Petrus und der anderen Kirchen preiszugeben, wenn sie Otto und seinen Papst tödten würden. Die reiche Beute lockte die Römer. Eine Verschwörung bildete sich, in welche auch mehrere Burgherren in der Campagna verwickelt waren, und schon am 3. Januar 964 brach ein Aufstand in Rom aus. Alles lief zu den Waffen; man sperrte mit Wagen die Tiberbrücke, um die Flucht des Kaisers und Papstes unmöglich zu machen. Aber der Kaiser sammelte schnell die Seinen und stürmte nach der Tiberbrücke. Hier entspann sich ein Kampf. „Wie der Falke die Tauben zerstreut," jagten die deutschen Ritter die Römer auseinander. Die Niederlage der Römer war vollständig; am folgenden Tage stellten sie freiwillig hundert Geiseln dem Kaiser und schwuren aufs Neue ihm und dem Papste Gehorsam und Treue.

Der Kaiser hielt die Römer jetzt hinreichend belehrt, wie wenig sie mit Gewalt gegen ihn ausrichten könnten. Er gab ihnen sogar auf die Bitten des Papstes die Geiseln zurück, und um diesen in ihren Augen zu heben überlieferte er ihm alle Städte in Tuscien und der Pentapolis, die früher zum Patrimonium Petri gehört hatten. Er selbst verließ schon am 11. Januar Rom und begab sich in die Marken von Spoleto und Camerino, wo nach seinen Berichten sich Adalbert aufhalten sollte. Indessen hatten seine Heere in Oberitalien die letzten Kräfte des Widerstands so gut wie vernichtet. Gegen Ende des Jahres 963 war die Burg am Gardasee gefallen, kurze Zeit darauf hatte sich San Leone unterwerfen müssen; Berengar und die böse Willa waren in die Hände der Deutschen gefallen und wurden vom Kaiser über die Alpen geschickt, wo sie in der Verbannung zu Bamberg ihr Leben beschlossen. Mit Ausnahme einer Burg am Comersee, die erst gegen Ende des Jahres 964 in Ottos Hände fiel, war das ganze italische Königreich jetzt ihm unterworfen, jeder Widerstand hier besiegt.

Man hätte erwarten sollen, daß das Glück des Kaisers das römische Volk im Zaume hielte; aber zu tief empfanden die Römer die Herrschaft des nordischen Fremdlings, und zu schwer bereuten sie schon ihre höchsten Rechte ihm zum Opfer gebracht zu haben. Die ganze Last des Hasses, den sie gegen den Kaiser hegten, trug Papst Leo auf

schwachen Schultern, und schon im dritten Monate seiner Amtsführung mußte er Rom verlassen und sich zu dem Kaiser flüchten. Es war Johann gelungen, besonders durch seine Verbindungen mit schamlosen vornehmen Weibern, sich abermals einen Anhang in der Stadt zu bilden; kaum hatte Leo dieselbe verlassen, so kehrte er zurück und nahm von Neuem von seinem Bischofsstuhle Besitz. Am 26. Februar eröffnete er eine Synode in der Peterskirche, bei der 16 Bischöfe aus der Umgegend zugegen waren, der Mehrzahl nach solche, die selbst den früheren Beschlüssen gegen ihn beigestimmt hatten. In drei Sitzungen wurden nun alle Beschlüsse der Ottonischen Synode für ungiltig erklärt, Leo seiner priesterlichen Würde beraubt und alle von ihm ertheilten Weihen aufgehoben. Die Bischöfe von Porto und Albano, die in der Synode zugegen waren, thaten Buße für ihre Theilnahme an Leos Weihe; der Bischof von Ostia, der nicht erschienen war, wurde des Priesterthums entkleidet. Unstreitig wurden die Geschäfte auf dieser Synode ordnungsmäßiger betrieben, als auf jener Versammlung, die Johann abgesetzt und Leo erhoben hatte; aber die Beschlüsse derselben blieben dennoch ohne alle Wirkung. Welche Lobsprüche auch die abtrünnigen Bischöfe ihrem Papste, zu dem sie zurückgekehrt waren, ertheilen mochten, er war ganz der verstockte Sünder geblieben, das Unglück hatte ihn mit Nichten gebessert. An den Gesandten, die einst in seinem Auftrage Otto über die Alpen gerufen hatten, übte er die abscheulichste Rache: er ließ Azzo die rechte Hand abhauen, Johannes die Zunge, Nase und zwei Finger abschneiden; der Bischof Otger von Speier, der in seine Hände gefallen war, wurde auf das Schimpflichste gegeiselt und gefoltert.

Wunderbarer Weise glaubte Johann noch in der Lage zu sein, einen Frieden mit dem Kaiser schließen zu können; er hielt eine Ausgleichung mit ihm noch für möglich. Die Beschlüsse der Synode waren nicht sowohl gegen Otto, wie gegen Leo gerichtet; sie erkannten ausdrücklich die kaiserliche Gewalt in der Stadt an, und wenig später sandte sogar der Papst an Otto den arg mißhandelten Bischof von Speier als Vermittler ab. Wie aber hätte der Kaiser mit diesem Papste verhandeln können? Jede Nachgiebigkeit war überdies ein Verlust an bereits gewonnenen und geübten Rechten. Er verstärkte also sein Heer und beschloß aufs Neue gegen Rom zu ziehen. Schon rückte er auf die Stadt los, als Johann unerwartet starb. Mitten in seinen Lüsten hatte ihn ein Schlagfluß getroffen, acht Tage darauf (14. Mai) war

er nicht mehr unter den Lebenden. Ein großes Aergerniß war es der Welt, daß er noch auf dem Sterbebette das heilige Abendmahl verschmäht hatte.

Die Römer wollten nach Johanns Tode sich mit dem Kaiser versöhnen, aber sie trugen Bedenken Leo, dessen Rache sie fürchteten, wieder bei sich aufzunehmen. Sie einigten sich deshalb sofort den Cardinaldiakonen Benedict als den Mann ihrer Wahl dem Kaiser zu bezeichnen und die Genehmigung desselben für diese Wahl zu erwirken. Gesandte wurden an Otto abgeschickt, die ihn schon zu Rieti fanden. Sie meldeten Johanns Tod und baten die Wahl Benedicts zu bestätigen, aber der Kaiser gab ihnen zur Antwort: „So lange ich mein Schwert führe, werde ich nicht dulden, daß Leo des Stuhls Petri beraubt werde.“ Die Gesandten kehrten nach Rom zurück und hinterbrachten die Antwort des Kaisers, aber trotz derselben und trotz des Otto geleisteten Eides wählten und weihten die Römer Benedict zum Papst. Sie wollten noch einmal ihr Wahlrecht zu behaupten suchen.

Benedict war ein Mann von untadeligen Sitten und gelehrter Bildung; er lebte, wie es scheint, ganz noch in den hierarchischen Ideen, welche die Zeit der Karolinger ausgebildet hatte. An dem wüsten Leben Johanns und der gräulichen Verweltlichung, welche die römische Kirche durch ihn erfuhr, hatte er den größten Anstoß genommen und war in der Synode Ottos als der Hauptankläger gegen den Papst aufgetreten; auch hatte er mit den andern Römern Otto den Schwur geleistet, ohne dessen Willen keinen Papst zu wählen oder zu weihen. Aber bald hatte ihn sein Verfahren gereut. Wie andere römische Geistliche kehrte er daher zu Johann zurück und beschloß auf dessen Synode die Absetzung jenes Leo, den er selbst gewählt hatte. Nun wurde er selbst auf den Stuhl Petri erhoben, entschlossen die Wahlfreiheit Roms und die Freiheit der Kirche noch mit den letzten Kräften, so schwach sie auch seien, zu vertheidigen.

Sobald Otto Benedicts Wahl erfuhr, brauste er in gewaltigem Zorne auf und drang brennend und sengend gegen Rom vor, welches er von allen Seiten auf das Engste umschloß. Trotz der von Tag zu Tag steigenden Bedrängniß schwuren die Römer treu bei Benedict auszuharren und vertheidigten tapfer die Stadt. Der Papst befeuerte ihren Widerstand, er stieg selbst auf die Mauern der Stadt und bedrohte den Kaiser und dessen Heer mit dem Bannfluch; in dem vollen Bewußtsein

seines höchsten Priesterthums schaltete er inmitten aller Gefahren. Aber als verheerende Seuchen und eine schreckliche Hungersnoth in der Stadt ausbrachen, zeigte sich bald fernerer Widerstand als vergeblich; die Stadt mußte sich ergeben und Benedict ausliefern. Am 23. Juni 964 zog Otto zum zweiten Male als siegreicher Eroberer in Rom ein.

Wenige Tage darauf wurde abermals eine Synode berufen. In die Kirche des Lateran, wo vor Kaiser und Papst viele Erzbischöfe und Bischöfe aus Italien und den deutschen Ländern mit der ganzen römischen Geistlichkeit und Bürgerschaft versammelt waren, wurde Benedict im päpstlichen Ornate geführt. Der Archidiakon der römischen Kirche fragte ihn, wie er es habe wagen können, bei Lebzeiten des Papstes Leo, den er selbst mit erwählt, die päpstlichen Insignien anzulegen, und ob er leugnen könne den feierlichsten Eid mit den anderen Römern dem Papste geleistet zu haben, ohne des Kaisers und seines Sohnes Einwilligung keinen Papst zu wählen oder zu weihen. Benedicts Muth war gebrochen; er antwortete: „Habe ich gefehlt, so erbarmet euch meiner!"

In diesem Augenblicke hatte Otto den vollständigsten Sieg über das freie Papstthum errungen. Es war nicht das Laster, das selbst im hohenpriesterlichen Gewande sich vor der siegreichen Macht der Tugend hatte beugen müssen, vielmehr brach hier die letzte verzweifelte Anstrengung des Primats Petri seine Selbstständigkeit neben dem mächtig anwachsenden Königthum zu bewahren ohnmächtig zusammen. Der Kaiser fühlte dies. Die Thränen stürzten ihm aus den Augen, und er bat die Synode, sie möchte kein Vorurtheil gegen Benedict walten lassen; es solle ihm lieb sein, wenn er sich rechtfertigen könne, sollte dies aber auch nicht der Fall sein, so möchte man doch, wenn er seine Schuld bekenne, ihm Mitleiden angedeihen lassen. Als Benedict dies hörte, warf er sich dem Kaiser und Papst mit dem Geständniß zu Füßen, daß er gefehlt habe und ein Eindringling sei; dann nahm er sich selbst das Pallium ab und übergab es nebst seinem Bischofsstabe dem Papste. Dieser zerbrach den Stab und zeigte die Stücke dem Volke, hieß darauf Benedict sich auf den Boden niedersetzen, entkleidete ihn der Meßgewänder und sprach über ihn solches Urtheil: „Benedict, den Usurpator des heiligen römischen apostolischen Stuhls, erklären wir der Bischofswürde und des Priesterthums für verlustig; da sich aber Kaiser Otto, durch den wir auf den päpstlichen Stuhl zurückgeführt sind, seiner

erbarmt, wollen wir ihm die Weihe des Diakonats belassen." Benedict wurde in die Verbannung nach Hamburg geschickt; dort hat er noch einige Zeit in ehrenvoller Gefangenschaft gelebt. Im Exil gewann er das Bewußtsein des erlittenen Unrechts und seiner päpstlichen Stellung wieder, und es hat in unserem Norden nicht an Männern gefehlt, die ihm bis an sein Ende den Zoll der Verehrung darbrachten, den er als Nachfolger Petri in Anspruch nahm. Die letzten lebendigen Traditionen jenes freien Papstthums, das sich über den Trümmern des Karolingischen Reichs erhoben hatte, gingen mit ihm unter.

Otto und Leo zeigten sich in ihrem Siege mild und großmüthig gegen die Römer. Die Schuld wurde ihnen verziehen, doch mußten sie Kaiser und Papst noch einmal Treue schwören. Um den 1. Juli verließ Otto Rom und dachte jetzt an die Heimkehr über die Alpen. Den Kaiser begleiteten auf der Rückkehr bedeutende Heeresmassen; zum Unglück brach in ihnen eine verheerende Seuche aus; Herzog Gottfried von Lothringen, Erzbischof Heinrich von Trier und unzählige Andere starben damals fern von der Heimath. Hierdurch wurde der Zug des Heeres aufgehalten, besonders mußte Otto lange in Lucca verweilen. Endlich erstarb die Krankheit, und der Kaiser konnte sorglos im Herbst nach seiner Gewohnheit dem Waidwerk in den ligurischen Bergen obliegen. Im Winter begab er sich nach der Lombardei, wo er keine Gelegenheit zum Kampfe mehr fand. Adalbert hatte sich zwar noch einmal gezeigt, war aber bald wieder nach Corsica zu den Arabern geflüchtet. Auch die letzte Burg, die im Comersee noch für Berengars Sohn vertheidigt war, hatte sich endlich ergeben und war geschleift worden. Das Weihnachtsfest verlebte Otto zu Pavia, dann trat er sofort den Weg über die Alpen an. Es verlangte ihn sein Reich und sein Volk, vor Allem aber seine Mutter wiederzusehen.

Schon im Januar 965 war der Kaiser auf deutschem Boden; er nahm seinen Weg das Rheinthal hinab durch das schwäbische Herzogthum. An der Grenze Schwabens und Frankens, zu Heimsheim, begrüßten ihn seine Söhne König Otto und Erzbischof Wilhelm. Am 2. Februar war er zu Worms, wo sich auch sein Bruder Brun einstellte. Das Osterfest feierte Otto auf der alten Pfalz zu Ingelheim und fuhr nach Pfingsten auf dem Rhein nach Köln. Hier war es, wo im Palaste Bruns Otto seine alte Mutter wiedersah, wo sie zum ersten Male ihn als Kaiser begrüßte. Auch Ottos Schwestern Gerberge, die

Wittwe König Ludwigs, und Hedwig, Herzog Hugos Wittwe, hatten sich eingefunden. Es war ein einzig schönes Fest des Wiedersehens nach langer Trennung, und die alte Königin war der Mittelpunkt desselben; alle ihre Kinder und Enkel umgaben sie hier noch einmal. Der ganze Glanz und die volle Hoheit dieser von Gott so reich gesegneten Familie trat hier der Welt vor Augen; man meinte, nie habe man so viel Macht und Größe vereint gefunden, und glücklich vor Allem pries man die Mutter, die ihr Geschlecht so gewaltig hatte erwachsen sehen. Auch Bischof Balderich von Utrecht, der Lehrer Bruns, hatte sich eingestellt; er trat mitten in den Festjubel, segnete die greise Königin und sprach es aus, wie die Worte der heiligen Schrift an ihr in Erfüllung gingen: „Der Herr wird dich segnen aus Zion, daß du sehest das Glück Jerusalems dein Leben lang und sehest deiner Kinder Kinder." (Ps. 128.)

Es waren herrliche, glanzreiche Tage, die man zu Köln verlebte. Nicht allein das königliche Haus feierte sie, das deutsche Volk feierte sie mit. „Kein Ort," sagt Ruotger, „ist jemals durch solchen Glanz verherrlicht worden, nirgends hat man so viele Menschen jeglichen Geschlechts, Alters und Ranges, eine so stattliche Versammlung zusammen gesehen." Es war gleichsam das Siegesfest, das Otto mit seinem Volke feierte, als er Italien sich unterworfen, die Kaiserkrone gewonnen und sich das Papstthum dienstbar gemacht hatte. Endlich schied Otto von seinem Bruder, den er nie wiedersehen sollte, und folgte der Mutter nach Sachsen.

6.

Ottos I. kaiserliches Regiment.

Nach mehrjähriger Trennung sah Otto die Heimath wieder. Abermals hielt er auf seinen Pfalzen an der Elbe und Saale den Umritt, tagte abermals auf dem Kyffhäuser und ließ in den Wäldern des Harzes das Jagdhorn erschallen: aber ein neuer, in diesen Gegenden bisher unbekannter Glanz umgab ihn, er trug eine Krone, die noch nie das Haupt eines Sachsen geschmückt hatte.

Wie wunderbar hatten sich doch die Dinge gestaltet! Hier an

den äußersten Grenzen, zu denen die römischen Legionen vorgedrungen und wo ihr Siegesruhm untergegangen war — hier, wo die Macht des römischen Weltreichs Ziel und Schranke gefunden hatte, lagen nun die Stammsitze des neuen Augustus; hier war und blieb gleichsam der Mittelpunkt seiner Macht. Dieses sächsische Land, noch voll von ungelichteten Wäldern, unwirthbaren Sümpfen, weiten Landstrecken, über die niemals eine Pflugschar gegangen war, dieses Land, wo man erst seit Menschengedenken Stadtmauern und Burgen zu bauen angefangen, hatte den alten Kulturländern, in denen eine tausendjährige Geschichte staatliche Ordnungen, bürgerlichen Verkehr und geistige Bildung nach allen Seiten verbreitet, den Vorrang abgewonnen und die Herrschaft entrissen. Durch einen gewaltigen Umschwung aller Verhältnisse war der Mittelpunkt der abendländischen Geschichte aus dem Süden und Westen mitten in das Herz Europas verlegt und dadurch Ländern und Völkern genähert worden, von denen die kultivirte Welt bis dahin die abenteuerlichsten Vorstellungen genährt hatte, die bisher von der allgemeinen Entwicklung so gut wie ausgeschlossen waren und erst jetzt bestimmter in den Gesichts- und Wirkungskreis der Kulturvölker traten.

Die Herrschaft der Germanen über Rom war allerdings schon vor geraumer Zeit begründet: ein Jahrhundert lang hatte das Geschlecht Karls des Großen über die ewige Stadt geherrscht, und der römische Pontifex, der Vertreter des Römerthums, seitdem dasselbe aus der weltlichen Herrschaft verdrängt auf geistlichem Gebiet die Spitze zu nehmen wußte, hatte sich den fränkischen Herren gebeugt. Aber die Franken waren der deutsche Stamm, der zuerst den Glauben der Römer annahm und früh mit römischer Bildung bekannt wurde; Römerthum und Frankenthum hatten längst sich genähert und in manchen Beziehungen ausgeglichen. Anders die Sachsen. Noch vor wenigen Menschenaltern hatten sie sich den Boten des römischen Bischofs mit derselben Hartnäckigkeit widersetzt, wie einst den römischen Imperatoren und ihren Legaten, und waren nur durch die blutigsten Gewaltthaten zu der Lehre der römischen Kirche bekehrt worden; es war nicht eben lange, daß man die Sprache Latiums in sächsischen Schulen lehrte. Nun aber saß ein Mann, der nicht ohne Stolz den letzten Vorfechter des germanischen Heidenthums unter seinen Ahnen zählte, auf dem kaiserlichen Thron Roms und beherrschte als Nachfolger des Augustus den Nachfolger des heiligen Petrus; er war es, der einen vom römischen Volke gewählten

Bischof in das ferne Exil an der Elbe sandte, der Päpste setzte und stürzte.

Es scheint der vollständigste Sieg zu sein, den jemals das Germanenthum über Rom davongetragen hatte. Und doch waren es gerade jene politischen und kirchlichen Ideen, welche in Rom erwachsen waren und die Blicke der Welt immer von Neuem dorthin lenkten, die in diesem sächsischen Edling und durch ihn ein neues frisches Leben gewannen. Denn was wollte er anders gründen, als eine Weltmacht gleich den Cäsaren? Kaiser der Römer und Augustus nannte er sich und hatte zu Rom seine Kaiserkrone empfangen. Und war ihm nicht das Grab des h. Petrus zu Rom die geweihteste Stelle des Erdkreises? War nicht dieser Sachse in Kriegsrüstung ein ebenso eifriger Apostel der römischen Kirche, als jener angelsächsische Mönch, der als Dienstmann des Papstes im deutschen Norden das Christenthum angepflanzt hatte? Indem Otto die Macht seines Reichs bis zu den äußersten Völkern des noch unerschlossenen Nordens und Ostens ausbreiten wollte, beabsichtigte er zugleich das Christenthum in der Form, die ihm Rom gegeben hatte, bis an das Ende der Welt zu tragen. Die Gebeine der römischen Märtyrer holte er über die Alpen, und durch den Glauben an sie wirkte er Wunder: Wälder wurden gelichtet, Sümpfe ausgetrocknet, Städte erbaut, Siege gewonnen über die gefährlichsten Feinde. Die Sprache Roms tönte nicht allein an den Altären Sachsens wieder, sie wurde zugleich die Geschäftssprache in der Kanzlei des Kaisers; in ihr gingen noch immer die Machtgebote des Augustus in alle Welt hinaus. So lebte Otto, obwohl ein sächsischer Kriegsmann vom alten Schlage durch und durch, doch zugleich ganz in jenen römischen Ideen, die einst seine Vorfahren bekämpft hatten; die gewaltigsten Gegensätze, welche die Weltgeschichte bewegt haben, begegneten sich in ihrer vollen Schroffheit in seiner Persönlichkeit und glichen sich doch in ihr ebenso aus, wie in dem großen Gange der Dinge.

Schon Ottos Zeitgenossen haben ihn Karl dem Großen zur Seite gestellt, und kaum giebt es einen treffenderen Vergleich in der Geschichte. Nicht allein daß Beider Lebenswege vielfach eine parallele Richtung verfolgten und zuletzt zu demselben Zielpunkt führten, der Herstellung des abendländischen Kaiserthums: es ist auch dieselbe geistige Strömung, die Beide trägt, dieselbe geistige Atmosphäre, in der sie leben und wirken. Das höchste Ideal Ottos ist kein anderes, als das einst der Seele Karls

vorschwebte: die römisch-germanische Welt, wie sie in einer Kirche verbunden, so auch durch einen staatlichen Verband zusammenzuschließen, innerhalb desselben durch christliche Ordnungen einen dauernden Frieden herzustellen und mit den gesammelten Kräften der abendländischen Christenheit das Heidenthum niederzuwerfen und sich dienstbar zu machen. Aber ob so das Ideal der beiden Fürsten dasselbe war, die Mittel, die sie zur Verwirklichung desselben anwandten, waren überaus verschieden und mußten es sein. Denn wie anders waren die Constellationen, als Ottos Gestirn auftauchte, als einst in den Tagen Karls des Großen!

Karl hatte die Institutionen des fränkischen Staates über die ganze Weite des Kaiserreichs verbreitet; die Unterschiede der Nationen schienen eine Zeit lang ihre Bedeutung zu verlieren und die ganze römisch-germanische Welt in das römisch-fränkische Kaiserreich aufzugehen. Es gelang Karl alle lokalen Gewalten in dem von ihm beherrschten Gebiete zu vernichten; es gab bald keine Autorität mehr, die nicht von ihm ausging. Die Königsboten und Herzoge, Markgrafen und Grafen waren nur Vollstrecker seines Willens und lediglich Beamte des Reichs; er etzte sie ein und ab nach seinem Gefallen und sendete sie bald nach diesem, bald nach jenem Theile des Reichs. Die Bischöfe und Aebte waren in gleicher Weise Beamte einer Kirche, in der dem großen Kaiser Niemand die Herrschaft zu bestreiten wagte. Da schien denn der Lehnseid nur eine sittliche Schranke mehr gegen den Uebermuth stolzer Magnaten, deren Willkür einen anderen Damm an der von Alters her festwurzelnden oder neubefestigten Gemeindefreiheit fand. Von seinen alten Stammsitzen im Mittelpunkt seiner Hauptländer beherrschte der Kaiser die ihm unterworfene Welt durch geschriebene Gesetze, die mehr als ein todter Buchstaben waren.

Seitdem aber hatte sich die Lage der Dinge völlig verändert. Das neuerwachende nationale Bewußtsein hatte die Auflösung des Kaiserreichs, wenn nicht herbeigeführt, doch mächtig beschleunigt; abgesonderte, auf nationaler Grundlage ruhende, aber noch wenig befestigte Staaten hatten sich aus dem großen Ganzen herausgebildet. Die weltliche Aristokratie hatte sich gegen das Königthum erhoben, sich mit allen provinziellen und lokalen Interessen verbunden und war dadurch mächtiger geworden, als je zuvor; die Geistlichkeit mit ihren hochfliegenden weltstürmenden Gedanken hatte zugleich Kaiser- und Königthum weit überflügelt. Die Gemeindefreiheit war herabgedrückt, in den meisten Län-

dern fast vernichtet; mit ihrem Verfall hatte sich das Unterthanenverhältniß des Volkes zum Königthum gelockert und nur der Lehnsverband schien noch die Reiche im Innern zusammen zu halten, war aber bei der an vielen Orten schon durchgesetzten Erblichkeit der Lehen mehr für den Lehnsherrn eine hemmende Fessel als für den Vasallen. Nicht mit dem Buchstaben des Gesetzes ließen sich die Staaten jetzt regieren, sondern allein durch Entfaltung ungewöhnlicher Machtmittel, durch persönliche Energie, oft nur durch Gewalt.

Wir wissen, in welcher Auflösung das ostfränkische Reich Heinrich überkam, wie das auf demselben begründete deutsche Reich ursprünglich fast nur ein Staatenbund war, in dem die einzelnen Stämme mit ihren Herzogen so gut wie selbstständig blieben. Der Lehnseid, den die Herzoge dem Könige leisteten, war im Anfange das einzige äußere Band, das die deutschen Länder zusammenschloß. Wenn Heinrichs Ansehen mit den Jahren stieg, so dankte er es vor Allem seinen neuen Kriegsordnungen, die aber doch auch einzig und allein auf dem Lehnswesen ruhten; er war und blieb immerdar eigentlich nur der oberste Lehnsherr in den deutschen Ländern, und wenig mehr als die Rechte eines solchen hat er außerhalb Sachsens geübt. Dann aber erhob sich Otto zu der Idee eines einheitlichen deutschen Reichs und nahm die Königsrechte der Karolinger in ihrem ganzen Umfange wieder in Anspruch; er bekriegte das Herzogthum und griff mit Entschiedenheit in die Selbstständigkeit der einzelnen Stämme ein. Sein ganzes bisheriges Leben erfüllte dieser Kampf, in dem er mehrfache Siege gewann und in der That eine Reichsgewalt herstellte, unvergleichlich stärker und gefestigter, als die seines Vaters war. Aber zu dem erstrebten Ziel gelangte er doch nicht fern. Weder die Auffrischung alter Rechte noch die Einführung neuer Institutionen erschütterte die Macht der lokalen Gewalten gründlich und auf die Dauer. Die Herzoge und Grafen ließen sich nun einmal nicht wieder lediglich zu Reichsbeamten herabdrücken, obschon sie auch dies waren; ihre Macht wurzelte, wenn sie ihnen auch vom Könige geliehen wurde, doch zugleich tief in selbstständigen territorialen Interessen, und wo diese mit den Rechten der Krone in Collision traten, schwiegen nur allzu oft die Pflichten des Amts.

Schon damals traten offenkundig auch in den deutschen Ländern alle Schäden des Feudalsystems hervor, und was das Schlimmste war, es fehlte bereits an jedem Mittel zu radikaler Heilung. Die Gemeinde-

freiheit, wenn gleich bei uns noch keineswegs in dem Bauernstande ganz erstorben, besaß doch keine politische Bedeutung mehr; ein selbstständiges städtisches Leben existirte noch nicht. So blieb Otto keine andere Wahl, als auch seinen Staat wesentlich auf den Lehnsverband zu gründen und in diesen sogar die Geistlichkeit mehr als vordem hineinzuziehen, um in der geistlichen Aristokratie ein Gegengewicht gegen die weltliche zu gewinnen. Otto bewahrte allerdings die Idee des Volkskönigthums und der Reichseinheit mit unerschütterlicher Festigkeit und war auch in der That als der oberste Kriegsherr und höchste Richter in seinem Reiche, als der Schutzherr der Kirche und aller Hülfslosen ein Volkskönig im Sinne der früheren Zeiten, aber die aus dieser seiner Stellung sich ableitenden Rechte und Pflichten konnte er doch nur dadurch ausüben, daß er als der Oberlehnsherr in allen deutschen Ländern anerkannt war und seine Rechte als solcher mit unnachsichtiger Strenge geltend machte. Indem er die Dienste der Vasallen — namentlich in Bezug auf die Heeresfolge — auf das Aeußerste anstrengte, jeden Bruch der Lehnstreue gebührend züchtigte, überall persönlich das Aufsichtsrecht über die Kronvasallen übte, wurde er der geachtete und gefürchtete Herrscher, der er war. Wenn aber er selbst, und mit ihm die Geistlichkeit, auch jetzt noch das Königthum als Urquelle aller weltlichen Gewalt ansah, so entsprach dies nicht völlig der wahren Lage der Dinge. Neben der Entwicklung des Königthums ging vielmehr in den Herzogthümern, Markgrafschaften und Grafschaften, wie in den Immunitäten der geistlichen und weltlichen Großen eine selbstständige, eigenthümliche Entwicklung her, die das Reich nicht mehr zu beherrschen vermochte; die provinziellen und lokalen Unterschiede, die Standes- und Familieninteressen in ihrer unendlichen Zersplitterung und Mannigfaltigkeit konnten von dem Königthum nie wieder völlig der Einheit des Reichs untergeordnet und eingefügt werden. Diese widerstrebenden Gewalten, nicht durch anerkannte Verträge und Gesetze beschränkt, regelten ihr Verhältniß zum Reiche nur nach dem schwankenden Herkommen und nach der faktischen Machtfülle, die sie oder die Krone zu erreichen vermochten.

Konnte Otto so die Entwicklung selbstständigen Stammeslebens und darauf fußender territorialer Gewalten selbst in dem von seinem Vater überkommenen Reiche durch die Idee des Königthums nicht mehr rückgängig machen, wie viel weniger vermochte er durch die Aufnahme

des Kaiserthums die größeren Nationalunterschiede, die sich aus dem Karolingischen Reiche herausgebildet und bereits staatlich festgegestellt hatten, aufs Neue zu beseitigen! Allerdings beherrschte er in gleicher Weise das italische Reich wie das deutsche, aber beide wurden durch das Kaiserthum weder äußerlich noch innerlich verschmolzen. Italien blieb ein gesondertes Staatswesen, das seine eigene Kanzlei, seine besonderen Beamten, seine eigenen Landtage hatte; die gesetzlichen Bestimmungen, die Otto für Italien erließ, wurden den Gesetzen der Langobarden angefügt, hatten aber keine Bedeutung für die anderen Länder des Kaiserreichs. Karl der Große hatte fränkische Institutionen nach Italien verpflanzt, fränkische Große in nicht geringer Anzahl dort seßhaft gemacht; Nichts von dem Allen hat Otto auch nur versucht. Er hat freilich auch hier durch consequente Wahrnehmung der oberlehnsherrlichen Rechte die königliche Macht zu einer seit langer Zeit nicht erreichten Höhe gebracht und dadurch dem Lande Ruhe im Inneren und Sicherheit gegen äußere Feinde gewonnen, er hat zugleich dem von dem gemeinsten Egoismus und der verworfensten Liederlichkeit bewegten Treiben der Factionen ein Ziel gesetzt und so den sittlichen Zustand der Nation gehoben: aber kein Recht hat er geübt, das nicht auch von seinen nächsten Vorgängern auf dem Throne Italiens in Anspruch genommen wäre, nirgends tief in die bestehenden Institutionen des Landes eingeschnitten. Selbst die Landeshoheit der Bischöfe in den lombardischen Stadtgebieten ist nicht von ihm in ihren Anfängen begründet, sondern nur in ihrer schnelleren Ausbildung gefördert worden.

Wurden so nicht einmal das deutsche und italische Reich durch das Kaiserthum verschmolzen, so war noch viel loser, als ihr Zusammenhang unter einander, der Verband mit den anderen Ländern, die einst zu der Monarchie Karls des Großen gehört hatten und die jetzt das westfränkische und burgundische Reich bildeten. Es ist allerdings kein Zweifel daran, daß Otto auch auf diese Reiche einen persönlichen Einfluß übte, der keinem anderen nur von fern zu vergleichen war. Der burgundische König war nur durch ihn auf dem Throne erhalten, in Frankreich setzte sich die Macht des Karolingers nur durch seine Unterstützung fort. Diese Könige stellten sich daher zu den Fürstentagen des Kaisers nicht anders ein, wie seine großen Vasallen in den deutschen und italischen Ländern; nicht selten nahmen sie seine Hülfe gegen die übermüthigen Großen ihrer Reiche in Anspruch; ihre Reiche selbst erscheinen gleichsam als

Provinzen des Kaiserreichs, und man findet sie auch wohl mit diesem Namen bezeichnet. Aber trotzdem, daß diese Könige unfraglich eine gewisse schutzherrliche Gewalt des Kaisers über sich anerkannten, gab es kein engeres staatsrechtliches Band, das sie an ihn und das Kaiserreich knüpfte; es ist nicht nachweisbar, daß sie ihm jemals den Lehnseid geleistet hätten. Keinen Herzog oder Grafen hat Otto in diesen Reichen belehnt, keinem Bischofe hier die Investitur ertheilt, keine gesetzgebende Gewalt irgend einer Art in ihnen ausgeübt.

So war aus der Monarchie Karls des Großen durch das neue Kaiserthum vorläufig ein Staatenbund geworden, in welchem dem ostfränkischen König die Vorstandschaft zukam; der Zukunft blieb es vorbehalten, inwieweit sich aus diesem Staatenbunde ein einheitliches Kaiserreich entwickeln würde. Was Otto für die Vereinigung der einst zur Karolingischen Monarchie gehörigen Länder leistete, ist im Allgemeinen dem zu vergleichen, was sein Vater einst für die Verbindung der deutschen Länder erreicht hatte. Die Westländer der Karolingischen Monarchie standen in einem ähnlichen Verhältniß jetzt zu dem Kaiser, wie einst die christlichen Staaten Spaniens und die angelsächsischen Reiche zu Karl dem Großen. Hatten aber Spanien und Angelsachsen schon zu dem fränkischen Kaiserthum ein freieres Verhältniß bewahrt, so stand nicht zu erwarten, daß sie sich nun durch das deutsche irgendwie in ihrer Selbstständigkeit beschränken lassen würden. Und so finden wir sie in der That ohne alle näheren Beziehungen zu Otto; ja wir müssen glauben, daß der Angelsachse Edgar, obwohl des Kaisers Neffe, ausdrücklich jede Anerkennung einer oberherrlichen Gewalt ihm versagte und daß gerade dadurch die von König Heinrich angeknüpften Verbindungen der Sachsen diesseits und jenseits der See sich wieder lösten. Denn kaum anders läßt sich deuten, daß Edgar, der gerade in nähere Verbindungen mit dem Festlande trat als seine Vorfahren, sich damals den Titel Imperator Augustus beilegte und einen Kaiser über alle Könige und Nationen auf den Inseln des Oceans nannte.

Aber wenn nach Abend hin und im Süden schwächer als das Kaiserthum Karls des Großen, hat Ottos Herrschaft dagegen nach anderen Seiten weiter um sich gegriffen und eine tiefere Einwirkung geübt; nach Osten und Norden hin hat Otto Vieles durchgeführt, was Karl nur begonnen und dessen Nachfolger verabsäumt hatten. Die Barbaren — so nannte die römisch-germanische Welt die außer ihr stehenden

heidnischen Nationen — machte hier Otto zum großen Theil der christlichen Kirche und dem Reiche dienstbar: die Völker wurden ihm tributbar ihre Fürsten ihm lehnspflichtig, ihre Kriegsschaaren mußten seinem Aufgebote in fremde Länder folgen. In der Unterwerfung dieser Barbaren sah das neue Kaiserthum recht eigentlich seine welthistorische Aufgabe, aber man kann nicht behaupten, daß es dabei auf die Ausrottung der fremden Völker, auf die Vernichtung aller altheimischen Gewalten bei ihnen abgesehen war. In den Marken, den Dämmen des Reichs gegen die noch immer neu anstürmenden Völkerwogen, kamen freilich die unterworfenen Völker völlig unter die Dienstbarkeit der Deutschen. Hier herrschten fortan deutsche Herren und deutsche Priester, deutsche Ansiedler kamen in das Land, und der Boden wurde unter deutsche Kriegsknechte vertheilt; nur als Ausnahme muß es gelten, wenn sich hier und da ein einheimisches Fürstengeschlecht erhielt. Hier war es unvermeidlich, daß die Nationalität der Besiegten nicht allmählich zurückgedrängt wurde. Aber anders stand es in den bezwungenen Ländern jenseits der Marken. Sobald hier ein Volk Unterwerfung versprach, der Fürst den Lehnseid leistete, das Land der Predigt des Evangeliums eröffnet wurde, trat die Nation in jenen großen Völkerbund, der das Wesen des Kaiserreichs ausmachte, als berechtigt ein; das Völkerrecht, das nach den Ansichten der Zeit für Heiden keine Geltung hatte, fing nun an auch ihr Verhältniß zu den andern christlichen Staaten zu regeln. Die Fürsten, die sich so dem Kaiser in Lehnspflicht ergaben und meist auch zu einem Tribut verpflichteten, blieben im unbestrittenen Besitz ihrer Regierungsrechte, die in diesen noch völlig unentwickelten Staaten durch die Verbindung mit dem Kaiser viel mehr gestärkt als geschwächt wurden; der Kaiser übte auf die Länder derselben im Inneren kaum eine andere Einwirkung, als durch die von ihm gesetzten Bischöfe. So war damals das Verhältniß Ottos zum Böhmenherzoge, so gestaltete sich bald nachher die Stellung des Polenherzogs und des dänischen Königs zum Kaiserreiche.

Man sieht, dieses Kaiserthum, obschon es der abendländischen Welt wieder einen gewissen Zusammenhalt und Mittelpunkt giebt, ist dennoch keine Macht, welche die Entwicklung der Nationalitäten und selbstständiger auf ihnen begründeter Staaten geradezu hemmte und unterdrückte; es läßt ihnen vielmehr eine für seinen eigenen Bestand überaus gefährliche freie Bewegung. Es ist darin, wenn es sich auch das römische nennt, nur allzu deutsch. Sobald die Nationen erstarkten und sich

staatlich fester zusammenschlossen, mußte die oberherrlichen Rechte des Kaisers zu einem Nichts zusammenschrumpfen und das Kaiserthum eine ideale Fiction werden, die auf den Gang der Dinge keinen erheblichen Einfluß mehr zu üben vermochte.

Aber unter Otto war das Kaiserthum dennoch eine wahre und wesenhafte Macht; trotz der losen Verbindung, in der zu demselben die Staaten des Abendlandes standen, drängte sich die Summe der welthistorischen Bewegung in ihm zusammen. Nicht von anderen Seiten empfing es Anstoß und Richtung, sondern bestimmte selbst die Geschicke Europas. In alle Bewegungen der Zeit griff Otto mit Kraft und Erfolg ein; der kaiserliche Titel war kein leerer Name mehr, wie in den letzten Zeiten der Karolinger. Aber nicht durch Gesetze, nicht durch einen kunstreichen Staatsorganismus, nicht durch ein großes Beamtenheer beherrschte Otto das Abendland, sondern vor Allem durch die Fülle kriegerischer Mittel, welche seine Siege ihm in die Hand gelegt hatten. Durch das große kampfgeübte Heer seiner deutschen Vasallen unterwarf er die Dänen und Slawen und nöthigte die Ungarn von ihrem nomadischen Räuberleben zu lassen und in der Donauebene feste Wohnsitze zu suchen, so daß nun die Thore des Ostens, durch welche bis dahin stets von Neuem rohe, Alles mit Vernichtung bedrohende Völkermassen über das Abendland eingebrochen waren, für immer geschlossen wurden; sein Siegesruhm und seine sich immer weiter ausbreitende Lehnshoheit machten ihn auch zum Protektor des burgundischen und französischen Reichs, dann zum Herrn der Lombardei und der Stadt Rom. Mit den kriegerischen Kräften Deutschlands hält er die unwohnenden Völker danieder, aber durch die so gewonnene Macht steigt er wieder selbst hoch über die Schaar seiner eigenen Vasallen empor; nur dadurch, daß er es zu einer wahrhaft königlichen Stellung in Deutschland bringt, gewinnt er die Kaiserkrone, aber diese sichert und befestigt wieder erst recht sein und seines Hauses Königthum in den deutschen Ländern. Darauf beruht vornehmlich seine Alles überragende Stellung, daß er der erste und mächtigste Oberlehnsherr der Christenheit ist, daß er als solcher in jedem Augenblick ein zahlloses Kriegsheer aufbringen kann, dem kein Volk, kein Fürst des Abendlandes mehr gewachsen ist. Aber doch nicht darauf allein. Denn auch die katholische Geistlichkeit, wie sie weit über den ganzen Occident verbreitet ist, dient ihm gleichsam als eine andere Vasallenschaar in Inful und Stola; er ernennt die Erzbischöfe und Bischöfe in seinem deutschen

und italischen Reiche, wie in den neubekehrten Ländern des Nordens und Ostens; er beherrscht den Nachfolger des heiligen Petrus und übt durch ihn auf die kirchliche Bewegung auch in den westlichen Ländern, wo er die Würdenträger der Kirche nicht selbst setzt, dennoch einen entscheidenden Einfluß.

So verschieden dieses deutsche Kaiserthum von dem fränkischen ist, so mangelhaft seine Organisation, schienen seine Hülfsmittel doch in der Hand eines tüchtigen Regenten genügend, um eine weit- und durchgreifende Herrschaft zu behaupten, zumal es von der Meinung der Zeit getragen, von der Autorität der Kirche gestützt wurde. Aber man täusche sich nicht, diese Mittel waren doch nur ausreichend in der Hand eines so urkräftigen und thätigen Fürsten, wie Otto. Von den Marschen der Elbe eilte er bis zu den Abruzzen, von den Ufern des Rheins bald zu den Gestaden des adriatischen Meeres, bald zu den Dünen der Ostsee; unablässig ist er in Bewegung, unaufhörlich in den Waffen, erst gegen die Dänen und Wenden, dann gegen die Griechen und Langobarden; da ist keine Grafschaft in dem weiten Reiche, kein Bisthum in der katholischen Christenheit, das er nicht in das Auge faßte und überwachte. Wo er aber auch weilt und was er auch unternimmt, all' sein Thun ist voll Feuer, Kraft und Nerv, überall trifft es zum Ziele. So erhält sich dieses Kaiserthum; es ist das allerpersönlichste Regiment, das es jemals gegeben hat.

Aus unseren nordischen Gegenden hatte sich das Glück des sächsischen Hauses erhoben. In den Kämpfen mit den Dänen, Wenden und Czechen war der Siegesruhm Heinrichs und Ottos begründet, durch Verbindungen mit den überseeischen Sachsen hatte sich das neue Königsgeschlecht zuerst gestärkt; es schien geraume Zeit, als werde der Schwerpunkt des neuen Reichs im Norden bleiben, als werde sich von dort aus seine Macht bis zu den äußersten Völkern gen Mitternacht verbreiten. Erst Ottos Züge nach Italien haben die Entwicklung der Dinge nach einer anderen Seite geleitet. Südwärts trieb es von je die Germanen, und Otto folgte mit seinen Sachsen noch einmal diesem

großen providentiellen Zuge. Seitdem dann das römische Kaiserthum gewonnen war, galt es dasselbe zu bewahren, und südwärts mußten sich deshalb immer wieder die Blicke der Könige und des deutschen Volkes richten. So war es der Süden vornehmlich, der in Ottos letzten Lebensjahren seine Sorgen in Anspruch nahm und seine Aufmerksamkeit fesselte. Aber nie ließ er darüber die Angelegenheiten des Nordens außer Acht, vor Allem beschäftigten sie seinen Geist, als er von jenem zweiten Zuge über die Alpen damals nach Sachsen zurückkehrte.

Nicht ohne große Anstrengungen hatten während der Abwesenheit des Kaisers Herzog Hermann und Markgraf Gero den Frieden dem Sachsenlande erhalten. Noch immer ließ Hermann der ungestüme Geist seines Neffen Wichmann nicht Ruhe. Unauslöschlicher Haß gegen seinen Oheim und dessen mächtigen Gönner flammte in der Brust des kraftvollen Mannes und trieb ihn auf den wildverworrensten Bahnen bis an den jähen Abgrund, in dem er seinen Untergang finden mußte. Trotz jenes furchtbaren Eides, mit dem er sich Otto verpflichtet hatte, sann er bald auf neue gefahrvolle Abenteuer, um seinem thatenlosen Leben in der Heimath ein Ende zu machen. Als sich die Rückkehr des Kaisers aus Italien länger, als man erwartet hatte, verzögerte, begab er sich an die Nordgrenze des Reichs und ließ dem Dänenkönig Harald ein Bündniß anbieten. Jetzt, ließ er ihm melden, sei es an der Zeit, das Sachsenland zu überfallen, da es des königlichen Schutzes entbehre. Doch mit Recht traute der König dem meineidigen Manne nicht. Hätte Wichmann, ließ er ihm antworten, seinen Oheim oder einen anderen vornehmen Sachsen erschlagen, so würde er seinen Worten glauben; so aber schiene ihm sein Anerbieten nur eine listige Falle, und er werde sich hüten in eine solche zu gehen. Inzwischen hatte Wichmann bereits eine Schaar unruhiger Gesellen um sich gesammelt, die auf den Wegen lagerten, die Kaufleute überfielen und offen den Landfrieden brachen. Mehrere dieser Räuber wurden ergriffen, und Herzog Hermann ließ nach richterlichem Spruch sie mit dem Strange hinrichten; auch seine Neffen Wichmann und Ekbert stellte er vor Gericht, und nur mit genauer Noth entgingen sie gleicher Strafe. Herzog Gero, der Wichmanns neue Verschuldigung nicht bezweifeln konnte, wollte nicht ferner die übernommene Bürgschaft für ihn leisten; schutzlos verließ deshalb Wichmann Sachsen und wandte sich abermals zu den Wenden. Gern nahmen die Wenden auch diesmal ihn auf, zumal sie so eben im Kriege mit ihren Nachbaren im Osten

lagen, den ihnen stammverwandten Polen, deren Name hier zum ersten Male in der Geschichte erscheint. Wichmann, der kriegskundige deutsche Mann, wurde der Führer der Wenden gegen die Polen; mehrmals entrang er ihnen den Sieg und schlug in zwei blutigen Schlachten Mesco, den Polenherzog, aufs Haupt.

Aber der Polenherzog unterwarf sich in seiner Bedrängniß nicht Wichmann und den Wenden, sondern Kaiser Otto und Herzog Gero, der inzwischen bis zur Oder vorgedrungen war. Lange war Ruhe in dessen Marken gewesen, da hatten sich noch einmal — es war im Jahre 963 — die Lausitzer an der Spree und Neiße zu einem Aufstand erhoben, und noch einmal hatte der alte Kriegsheld gegen die Wenden sein Schwert ziehen müssen. Er siegte in einer heißen Schlacht, in der viele vornehme Sachsen fielen; unter ihnen ein Neffe Geros, an dem er nach dem frühen Tode seiner Söhne mit väterlicher Zärtlichkeit gehangen hatte. Dennoch war der Sieg so vollständig gewesen, daß die Lausitzer keinen weiteren Widerstand wagten und zur Strafe ihres Ungehorsams das härteste Joch der Knechtschaft auf sich nehmen mußten. Bis zur Oder rückte Gero auf diesem Kriegszuge vor und stand so gerade damals an den Grenzen der Polen, als diese mit den nördlichen Wenden im Kriege lagen. Zweien Feinden war der Polenherzog nicht gewachsen; er suchte daher die Freundschaft der Deutschen nach, unterwarf sich und sein Volk dem Kaiser, leistete den Lehnseid und zahlte von dem Lande bis zur Warthe Tribut.

Es war die letzte Waffenthat Geros, daß er das neue Kaiserreich bis über die Oder ausbreitete und den deutschen Namen auch hier zu Ehren brachte, dann sagte er dem weltlichen Treiben ab. Noch in demselben Jahre begab er sich, nachdem er die Erlaubniß des Kaisers eingeholt hatte, als Pilger nach Rom, legte am Grabe des heiligen Petrus seine siegreichen Waffen nieder und weihte sich und sein ganzes Eigenthum dem Dienste Gottes. Gero hatte nämlich nach dem frühen Tode seiner Söhne Siegfried und Gero auf einem seiner Eigengüter am Harz unweit Quedlinburg das Kloster Gernrode gestiftet und zu dessen Aebtissin Hedwig, eine Nichte der Königin Mathilde, die noch nicht zwanzigjährige Wittwe seines Sohns Siegfried, eingesetzt. Dem von ihr geleiteten Kloster und der schönen Kirche — das Bauwerk ist noch jetzt in allen wesentlichen Theilen erhalten und durch sein Alter eines der merkwürdigsten kirchlichen Denkmale im östlichen Sachsen — schenkte Gero jetzt

nach dem Tode seines Neffen Alles, was er sein eigen nannte, erwirkte dem Kloster vom Kaiser und Papste Privilegien und unterwarf es unmittelbar dem heiligen Petrus und Paulus und der römischen Kirche, der Gernrode jährlich ein Pfund Silber als Zins zahlen sollte. „Und so bitte ich Euch,“ sagte Gero in der darüber ausgestellten Urkunde „Ihr beiden großen Leuchten der Kirche, Petrus und Paulus, daß Ihr meiner Seele nach dem Absterben des Fleisches die Thore des Paradieses eröffnet und am jüngsten Tage meine Fürsprecher und Vertreter bei Gott seid, auf daß ich nach dem Gericht zu Euch in die lichten Wohnungen des Himmels eingehe und dort ewiglich lebe.“ Bald nach seiner Rückkehr von Rom — einen Arm des heiligen Cyriacus schätzte er als das kostbarste Reisegeschenk, welches ihm der Papst mitgab, — starb Gero, „der Markgraf von Gottes Gnaden,“ wie er sich selbst nannte, am 20. Mai des Jahres 965 und fand seine Ruhestätte zu Gernrode in der von ihm gestifteten Kirche. Ein großer Kriegsheld, dessen Name lange in Sage und Lied fortgelebt hat, war einer Zeit, die zu gewaltigen Dingen gewaltige Kräfte brauchte, entrissen worden, und mit dem tiefsten Schmerz vernahm Kaiser Otto, der eben damals nach Sachsen zurückkehrte, die Kunde vom Tode des Helden.

Wem sollte Geros Markherzogthum jetzt zufallen, wem sollten die großen Reichslehen, mit denen es ausgestattet war, ertheilt werden? Das war die erste und nächste Sorge des Kaisers. Sei es, daß er Bedenken trug einem Mann abermals eine so ungewöhnliche Macht zu übertragen, oder mochte der rechte Mann für solche Stellung fehlen, Otto ließ Geros Markherzogthum nicht in alter Weise bestehen, sondern theilte die Macht desselben unter mehrere Grafen, die meist schon unter Gero kleinere Theile seines weiten Amtsgebietes verwaltet hatten. Dietrich wurde Markgraf der Nordmark, die man später die Altmark genannt hat; ihm wurden die Liutizen und Heveller, die wendischen Stämme um die Havel bis zur Tollense und unteren Oder, zunächst untergeben. Die sächsische Mark an der unteren Saale und Mulde bis zur Elbe, von der die Niederlausitz und jenseits der Oder Polen bis zur Warthe abhing, — sie wurde später die Ostmark oder Mark Lausitz genannt — wurde unter zwei Markgrafen getheilt: Thietmar, einen Schwestersohn Geros, und den tapferen Hodo, der die östlichen, mehr den Angriffen ausgesetzten Landestheile unter sich hatte. Die thüringische Mark von der oberen Saale bis zur Elbe, aus der sich später die Mark Meißen

bildete und von der aus die Oberlausitz im Gehorsam erhalten wurde, theilte der Kaiser unter drei Markgrafen: Günther, Wigbert und Wigger. Jeder dieser sechs Markgrafen erhielt mit diesem Titel zugleich im Wesentlichen die bisher von Gero geübten Rechte und die von ihm besessenen Reichslehen innerhalb seines Amtsbezirks; damit es ihnen aber in gefährlichen Zeiten nicht an einem Mittelpunkt fehle, wurde Dietrich die Oberaufsicht über alle diese Marken mit dem Titel eines Markherzogs ertheilt.

Ein schwerer Trauerfall rief den Kaiser im Winter aus Sachsen nach Lothringen zurück. Erzbischof Brun starb, nachdem er kaum das vierzigste Jahr erreicht hatte, plötzlich auf einer Reise nach Frankreich, wohin ihn abermals seine hadernden Neffen gerufen hatten, am 11. October 965 zu Reims. Bei der überaus einflußreichen Stellung Bruns war sein Tod ein Ereigniß von der größten Bedeutung, das nicht allein tief in die staatlichen und kirchlichen Verhältnisse Lothringens, sondern in alle Angelegenheiten des Reichs eingreifen mußte. Zum Glück waren die Verhältnisse in Lothringen durch Bruns Fürsorge so geordnet, daß sie in sich selbst die Bürgschaft für eine längere Zeit zu tragen schienen. Folkmar, früher Bruns Kanzler, trat in das erzbischöfliche Amt desselben ein. Das alte Herzogthum Lothringen ging mit Brun unter. Herzog Friedrich behielt seine Gewalt in Oberlothringen; für Niederlothringen, welches seit dem Tode Gottfrieds (S. 473) keine besondere Verwaltung gehabt hatte, wurde auch jetzt kein Herzog bestellt, sondern das Land blieb wohl in ähnlicher Weise, wie es mit Franken und mit einem großen Theile Sachsens der Fall war, unmittelbar unter der Krone. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Otto dadurch die alten Hauptsitze des Karolingischen Kaiserthums dem neuen Kaiserreich fester verbinden wollte; war es doch damals, daß er nicht allein das Marienstift zu Aachen, die Gründung Kaiser Karls „göttlichen Andenkens", besonders begünstigte, sondern auch nach dem einstimmigen Rath der Bischöfe, Herzoge und Grafen die Pfalz zu Aachen für die erste kaiserliche Residenz diesseits der Alpen erklärte. Die Geschäfte der deutschen Reichskanzlei kamen nach Bruns Tode ganz unter die Aufsicht des Erzbischofs Wilhelm, und der Mainzer Erzbischof war fortan der einzige Erzkanzler in den deutschen Ländern. Es spricht sich hierin deutlich aus, wie der Gedanke eines einigen deutschen Reichs mehr und mehr zum Durchbruche kam. Um die Zustände Frankreichs zu befestigen und der königlichen Gewalt dort

eine neue Stütze zu geben, vermählte Otto seine Stieftochter Emma, das einzige Kind Adelheids aus erster Ehe, dem jungen König Lothar.

Im Frühjahr 966 kehrte der Kaiser nach Sachsen zurück; es waren vorzüglich kirchliche Pläne und die Mission unter den Heiden, die seine Thätigkeit jetzt hier in Anspruch nahmen. Niemals hat man in Sachsen eifriger Kirchen und Klöster begründet als damals; die ganze kaiserliche Familie und ein großer Theil des Adels lebte und webte in geistlichen Stiftungen. Das alte Heidenland wurde ein überaus fruchtbarer Boden für christliche Schöpfungen, eine neue Pflanzschule der Kirche für den Norden und Osten. Unermüdlich in ihrer Sorge für fromme Stiftungen war vor Allem die Mutter des Kaisers. Noch vor Kurzem hatte sie zu Nordhausen den Bau eines neuen Nonnenklosters begonnen; denn sie liebte diesen Ort, weil sie hier mit König Heinrich glückliche Tage verlebt und hier ihm Heinrich und Gerberge geboren hatte. Es war ihre größte Sorge, wie sie das neue Kloster, nachdem sie schon das Meiste ihrer Habe an andere fromme Stiftungen vertheilt hatte, würdig ausstatten könnte, da sie abzuscheiden befürchtete, ehe Alles vollendet. Nicht eher ruhte sie deshalb, als bis Otto selbst nach Nordhausen kam und ihr versprach sich des Klosters gleichsam als ihres Testaments anzunehmen. Der heiligste Ort aber blieb ihr immerdar Quedlinburg, wo König Heinrich ruhte, und gewiß erfüllte es ihr Herz mit der größten Freude, als hohe Ehren damals dem dortigen Kloster zufielen. Um Ostern 966 wurde nämlich die einzige lebende Tochter des Kaisers, nach der Großmutter Mathilde genannt und die fromme Thätigkeit derselben dereinst fortzusetzen berufen, unter großen Feierlichkeiten in Gegenwart der ganzen kaiserlichen Familie und aller Fürsten und Bischöfe des Reichs zur Aebtissin dieses Stifts geweiht.

Die großartigsten Aussichten eröffneten sich gleichzeitig der Mission im Norden und Osten. Gerade damals geschah es, daß der Dänenkönig Harald mit den Seinen die Taufe nahm. Nach langem Schwanken hatte er sich bekehrt, als ein Geistlicher, Namens Poppo, um die Macht Christi dem zweifelnden König darzuthun, eine glühende Eisenstange ergriffen und eine weite Strecke ohne sich zu verletzen getragen hatte. Da schwanden Haralds Zweifel, und er wurde nicht allein selbst Christ, sondern gebot auch allen seinen Unterthanen die falschen Götter zu verlassen und Christus allein als Gott zu verehren. Zu derselben Zeit trat Herzog Mesco mit seinen Polen zum Christenthum über. Nicht

ein Priester, sondern die fromme Dubrawka, die Tochter des Böhmenherzogs Boleslaw, war es, die nach ihrer Vermählung mit Mesco Christus zuerst unter den Polen predigte, aber deutsche Mönche setzten bald das von ihr begonnene Werk fort. Und selbst weiter nach dem Osten hin zeigten sich für die abendländische Kirche glänzende Hoffnungen. Um die Mitte des neunten Jahrhunderts waren durch Warägerschaaren unter den uneinigen slawischen Stämmen am Wolchowstrom und am Dnepr mehrere Kriegsherrschaften errichtet worden; durch Rurik und seinen Sohn Igor wurden sie zu einem Reiche, dem russischen, vereinigt, das schnell zu so bedeutender Macht gedieh, daß es selbst dem griechischen Reiche gefährlich wurde. Aus feindlichen Beziehungen entspannen sich freundliche zwischen den Höfen von Constantinopel und Kiew, und Olga, Igors Wittwe, empfing im Jahre 957 zu Constantinopel die Taufe und in ihr den Namen Helena. Die russische Großfürstin, die für ihren unmündigen Sohn Swiätoslaw die Regierung führte, suchte in ihrem Reiche das Christenthum zur Herrschaft zu bringen; im Jahre 959 erschienen von ihr Gesandte an Ottos Hofe und baten um einen Bischof und Priester für das Volk der Russen. Otto erfüllte ihre Wünsche, und als der Mönch Libutius, dem zuerst die Mission übertragen war, unerwartet starb, wurde Adalbert, ein gelehrter Mönch im Kloster St. Maximin zu Trier, zu den Russen geschickt. Aber der Erfolg entsprach übel den gehegten Erwartungen. Helena fand in ihrem Volke und selbst in ihrem eigenen Sohn bei der Einführung der neuen Lehre hartnäckigen Widerstand, und Adalbert mußte den Schwierigkeiten, die sich seinem Wirken entgegenstellten, in kurzer Frist weichen; nicht ohne mannigfache Gefahren zu bestehen kehrte er nach Sachsen zurück. Bald danach übernahm Swiätoslaw selbst die Regierung des Reichs und verfolgte die Bekenner des christlichen Glaubens; die kaum angeknüpften Verbindungen Rußlands mit dem abendländischen Kaiserreiche wurden auf längere Zeit unterbrochen.

Ein großer gemeinsamer Zug geht offenbar durch diese kirchlichen und staatlichen Bewegungen im Osten und Norden Europas, den Otto in seiner ganzen Bedeutung erkannte und zu nützen bestrebt war. Die Mission im Norden war dem Hamburger Erzstift übergeben; Otto unterstützte nicht nur die Bestrebungen desselben in aller Weise, sondern gab auch den Hamburg untergeordneten Bischöfen im dänischen Reiche große Freiheiten und Rechte. Während die Grundzüge einer großen kirchlichen

Organisation hier bereits gegeben waren und nur der Entwicklung bedurften, war dagegen die Mission im Osten zu Ottos größtem Leidwesen noch in völlig ungeordnetem Zustande. Das Erzbisthum Magdeburg war noch immer nicht in das Leben getreten und fand jetzt, nachdem Erzbischof Wilhelm den Widerstand aufgegeben hatte, an dem Bischof von Halberstadt einen hartnäckigen Widersacher. Wohl wäre es an der Zeit gewesen, den großen Gedanken des Kaisers rasch und kräftig in das Leben zu führen, der Mission im Osten durch das neue Erzbisthum Mittelpunkt und Halt zu geben und so dem Christenthum unter den slawischen Völkern zum vollständigen Siege zu verhelfen; aber der störrige Sinn des Bischofs setzte allen Bemühungen des Kaisers unausgesetzt den festesten Widerstand entgegen. So mußte sich Otto begnügen durch eine Reihe von Schenkungen an das Moritzkloster der Begründung des Erzbisthums vorzuarbeiten und in den darüber ausgefertigten Urkunden auf die beabsichtigte Erhöhung Magdeburgs hinzuweisen.

Ehe Otto noch mit diesen Arbeiten für die Ausbreitung der christlichen Kirche und seiner Kaisermacht zum Ziele gediehen war, wurde er aufs Neue über die Alpen und in die südlichen Länder seiner Herrschaft gerufen. Bevor er jedoch Sachsen verließ, besuchte er noch einmal seine Mutter, die er wiederzusehen nicht mehr hoffen durfte. Mehrere Tage — so erzählt die spätere Lebensbeschreibung der Königin Mathilde — verlebte der Kaiser still mit ihr zu Nordhausen; als aber der Tag der Trennung anbrach, da erhoben sich Beide früh am Morgen und sprachen viel und lange mit einander nicht ohne Thränen, dann gingen sie zusammen zur Kirche und hörten die Messe. Das Herz der alten Königin war tief betrübt, aber sie ließ ihre Mienen die innere Bewegung nicht verrathen. Als Beide aus der Kirche traten, blieben sie in der Thür stehen; unter hellen Thränen schlossen sie sich hier noch einmal in die Arme. Otto schwang sich auf sein Roß; die Mutter kehrte in die Kirche zurück und eilte zu der Stelle, auf der Otto während der Messe gestanden hatte; hier warf sie sich hin und küßte die Spuren seiner Füße. Der Graf Witigo und andere Hofleute meldeten dem Kaiser diesen rührenden Beweis der mütterlichen Zärtlichkeit; sofort sprang er vom Pferde, eilte zur Kirche zurück und erhob die Mutter. „Durch welchen Dienst,“ sprach er, „kann ich dir diese Thränen vergelten?“ Mit bebender Stimme wechselten sie tiefbewegte Worte, bis die alte Königin endlich selbst den Abschied beschleunigte. „Wie schwer es uns fällt,“ sagte

sie, „wir müssen uns trennen, und der Anblick vermindert den Schmerz nicht, sondern erhöht ihn. Gehe in Frieden! Mein Angesicht wirst du in diesem sterblichen Leib nicht mehr sehen."

In der Mitte des August 966 hielt Otto einen Reichstag zu Worms, wo er Alles zu seinem dritten Zuge über die Alpen ordnete und die nöthigen Vorkehrungen für die Zeit seiner Abwesenheit von den deutschen Ländern traf; die Regierung sollte der junge König Otto unter der Leitung seines Oheims, des Erzbischofs Wilhelm, führen. Dann ging der Kaiser, von seiner Gemahlin und vielen Großen begleitet, den Rhein hinauf und überstieg, den Weg über Chur nehmend, mit einem beträchtlichen Heere die Alpen. Ohne Aufenthalt durchzog er die Lombardei; gegen Weihnachten lagerte er mit dem Heere vor Rom.

Wie zu erwarten stand, waren gleich, nachdem der Kaiser Italien verlassen hatte, daselbst wieder Unruhen ausgebrochen; zunächst in der Lombardei, wo Berengars Söhne Adalbert, Kuno und Wido wiederum erschienen und selbst Männer, die Otto ausgezeichnet hatte, auf ihre Seite zogen. Mehrere fränkische Grafen, die Otto zurückgelassen, ließen sich in hochverrätherische Verbindungen mit Adalbert ein, und sogar Wido von Modena, der Erzkanzler in Italien, gerieth in Verdacht sich mit den Gegnern des Kaisers verbunden zu haben und wurde seines Amtes entsetzt, welches auf den Bischof Hubert von Parma überging. Fremdlinge, wie Rather von Verona, die nur in der Macht des Kaisers gegenüber einer abgeneigten städtischen Bevölkerung ihre Stütze gefunden hatten, geriethen in die drangvollste Lage. Dennoch wurde der Aufstand bald unterdrückt. Der Schwabenherzog Burchard, den der Kaiser nach der Lombardei sandte, besiegte die Rebellen am 25. Juni 965 in einer Schlacht, in der Wido fiel; Kuno ergab sich, und Adalbert suchte abermals sein Heil in der Flucht. Als der Kaiser im Herbst 966 in der Lombardei erschien, fand er hier keinen Feind mehr; es blieb ihm nur das Gericht über die Empörer, die er meist in die Verbannung über die Alpen sandte.

Indessen hatten sich aber auch die Römer von Neuem aufgelehnt, und was hier geschehen war, mochte Otto zunächst bewogen haben zum

dritten Male über die Alpen zu ziehen und ihn jetzt antreiben ohne Aufenthalt seinen Weg gegen Rom zu nehmen. Im März 965 war nämlich Papst Leo VIII. gestorben, und die Römer, diesmal ihres Eides eingedenk, hatten den Kaiser über die Besetzung des Stuhls Petri befragt und nach seinem Willen den Bischof Johann von Narni erwählt, der am 1. October als Johann XIII. den römischen Bischofsstuhl bestieg. Der neue Papst, obwohl aus einer vornehmen römischen Familie stammend, die sich schon seit vielen Jahren in dem Besitz des Bisthums Narni erhalten hatte, war doch dem Kaiser ganz ergeben, und da man ihn auch sonst für einen würdigen Mann hielt, bauten die strenger gesinnten Geistlichen große Hoffnungen auf das vereinte Wirken des Kaisers und Papstes. Aber trotzdem, daß seine Wahl einmüthig gewesen war, gerieth Johann bald in erbitterte Streitigkeiten mit dem römischen Adel, da er gegen den Uebermuth desselben rücksichtslos auftrat und, wie es scheint, zugleich seine eigene Familie übermäßig begünstigte. Rodfred, ein Graf in der Campagna, der Präfect der Stadt Petrus und selbst ein hoher Palastbeamter des Papstes, Stephan mit Namen, stellten sich an die Spitze einer Verschwörung, bemächtigten sich am 16. December 965, vom Adel und der niederen Volksklasse unterstützt, der Person des Papstes, den sie erst auf der Engelsburg gefangen hielten, dann aus Rom fortführten und in eine feste Burg der Campagna brachten. Hier blieb der Papst mehrere Monate, bis Rodfred und Stephan die verdiente Rache traf; es erhob sich in Rom eine Gegenpartei, und in einem Volksauflaufe wurden Beide erschlagen. Der Papst entkam darauf der Haft und flüchtete sich nach Capua, wo er bei dem Fürsten Pandulf gastliche Aufnahme fand. Pandulf führte dann seinen Schützling nach Rom zurück, aber erst als er wußte, daß Otto die Alpen überstiegen hatte. Jeder Widerstand der Römer würde jetzt vergeblich gewesen sein; sie öffneten am 12. November 966 dem Papste nicht allein die Thore, sondern holten ihn sogar im feierlichen Zuge ein. Als Otto gegen Rom anrückte, fand er auch hier keinen Feind mehr; die Gewalt in der Stadt ruhte bereits wieder in den Händen des Papstes.

Wenn aber die Römer geglaubt hatten durch die willige Aufnahme des Papstes den erzürnten Kaiser zu versöhnen, so hatten sie sich arg verrechnet. Ein schlimmes Weihnachtsfest bereitete Otto der Stadt. Die Führer des Aufstandes ließ er ergreifen; die vom Adel sandte er in

die Verbannung nach Deutschland; aus den niederen Klassen des Volkes ließ er elf Männer mit dem Strange hinrichten; die Gräber des Rodfred und Stephanus wurden aufgewühlt und ihre Gebeine zerstreut. Petrus, den Präfecten der Stadt, gab Otto in die Gewalt des Papstes, der ihn mit abgeschorenem Bart und Haupthaar an der Reiterstatue des Marcus Aurelius*) aufhängen, dann wieder abnehmen, rücklings auf einen Esel setzen und in dem schmählichsten Aufzug unter dem Hohn des Volkes durch die Straßen Roms führen ließ; nachher wurde Petrus abermals eingekerkert und endlich über die Berge in die Verbannung geschickt. Es war ein schreckliches Strafgericht, das Otto über Rom verhängte, aber der Schrecken schien nöthig, um unter dem treulosen Volk das Regiment des Kaisers und des vom Kaiser gesetzten Papstes dauernd in der Stadt zu sichern. Der Papst sprach selbst bald danach aus, Rom, die Hauptstadt der Welt, sei dem Untergange nahe gewesen und nur durch Ottos Fürsorge gerettet. Die Zügel des kaiserlichen Regiments wurden nun erst in der Stadt mit voller Kraft angezogen, um dem Rotten- und Parteiwesen, dem Factionsgeist in Kirche und Staat mit Entschiedenheit entgegenzutreten. Vom Kaiser selbst wurde der Präfect jetzt eingesetzt und mit dem gezogenen Schwert belehnt; dieser Beamte trat nun gleichsam an die Stelle des kaiserlichen Missus, der in der Karolingischen Zeit dauernd in Rom seinen Sitz gehabt und die kaiserlichen Rechte gewahrt hatte.

Otto feierte das Weihnachtsfest damals zu Rom in Gemeinschaft mit dem langobardischen Fürsten Pandulf und schloß hier mit ihm einen überaus wichtigen Bund. Pandulf beherrschte nämlich die Fürstenthümer Capua und Benevent, jenes allein, dieses in Gemeinschaft mit seinem Bruder Landulf; seine Herrschaft, von einem zum andern Meere reichend, umfaßte einen bedeutenden Theil des unteren Italiens, und ein ehrgeiziger und streitlustiger Fürst, wie er war, dachte er unaufhörlich auf die Vergrößerung seiner Macht. Aber seine Lage war nicht ohne große Gefahren; bald von den Griechen, bald von den Arabern angegriffen, stand er überdies mit dem Fürsten Gisulf von Salerno in ununterbrochener Fehde. Er bedurfte eines Halts, wie ihn nur Ottos

---

*) Dieses berühmte Bildwerk stand damals auf dem Platz vor dem Lateran, wo Alles an Constantin erinnerte: deshalb wohl hatte es auch den Namen des Constantinischen Pferdes (caballus Constantini) erhalten.

Macht ihm bieten konnte. Willig ordnete sich daher Pandulf dem Kaiser als Lehnsmann unter, und der Kaiser war hocherfreut, auf diese Weise einen Anhaltspunkt im südlichen Italien zu erhalten, von dem aus sich die Möglichkeit zeigte, auch diese Gegenden dem abendländischen Reich zu gewinnen. Er belehnte deshalb Pandulf zu den ererbten Fürstenthümern noch mit den Marken von Spoleto und Camerino und gab ihm dadurch eine Macht, wie sie seit langer Zeit kein Fürst Italiens bekleidet hatte.

Nachdem der Kaiser noch einer großen Synode im Anfange des Jahres 967 zu Rom beigewohnt hatte, begab er sich über Spoleto nach Ravenna, wo er das Osterfest verlebte. Der Papst war in seiner Umgebung und in der zweiten Hälfte des Monats April wurde hier eine große Kirchenversammlung abgehalten, zu der 59 deutsche und italische Bischöfe erschienen waren und auf der sehr folgenreiche Beschlüsse gefaßt wurden.

Vor Allem war es von Wichtigkeit, daß Otto jetzt die letzten Besitzungen, die seine kaiserlichen Vorfahren dem Stuhle Petri verbürgt hatten, dem Papste zurückgab, unter anderen Orten namentlich Ravenna mit seinem Gebiet. Alles, was der Stuhl Petri jemals an Land und Leuten im Abendlande besessen hatte sowohl aus früherer Zeit, wie durch die Schenkungen der Karolinger, erhielt er jetzt unverkürzt zurück; ein sächsischer Kriegsfürst war es, der das römische Bisthum wieder in seinem alten Glanze erneuerte. Freilich entäußerte sich Otto in Ravenna so wenig, wie früher in Rom, der oberherrlichen Rechte des Kaiserthums. Gerade damals ließ er sich dicht bei Ravenna einen Palast bauen und hielt in der Folge oft hier sein Hoflager, da diese Stadt ihm gelegener als Rom war, um sein Regiment zugleich über Deutschland und Italien zu handhaben.

Das Concil zu Ravenna trat auch über das Erzbisthum Magdeburg in Berathung. Der Kaiser selbst berichtete den Bischöfen, wie er die Wenden mit großer Mühe und unsäglichen Gefahren zu dem Christenthum bekehrt habe, und forderte sie auf Fürsorge zu treffen, daß die Neubekehrten im Glauben erhalten würden. Das Concil beschloß darauf, wie es der Kaiser wünschte, daß zu Magdeburg als dem gelegensten Orte für die Mission im Osten bei der neuerbauten Kirche des heiligen Moritz ein Erzbisthum für die slawischen Länder errichtet und die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg ihm untergeordnet werden sollten, zu-

gleich wurde dem Kaiser abermals das Recht zugestanden, an günstig gelegenen Orten neue Bischofssitze zu errichten, namentlich zu Merseburg, Zeitz und Meißen. Dieser Beschluß des Concils wurde durch eine Bulle des Papstes veröffentlicht, die Ausführung desselben aber noch von Verhandlungen mit dem Erzbischof von Mainz und dem Bischof von Halberstadt abhängig gemacht. Die Bulle des Papstes nennt Otto den erhabensten der erhabenen Kaiser; als der dritte nach Constantin — so heißt es in ihr — habe er die römische Kirche erhöht, und deshalb solle Magdeburg von Rom gleiche Ehre empfangen, wie Constantinopel, und zu den ersten Metropolen der Christenheit gerechnet werden.

Wäre es allein Ottos Absicht bei seinem dritten Zuge über die Alpen gewesen die Empörung niederzuwerfen und sich den Besitz seiner königlichen und kaiserlichen Gewalt in Italien zu sichern, so hätte er jetzt getrost über die Alpen heimkehren können. Aber seine Gedanken gingen weiter; auch dieser Zug sollte von großen, bleibenden Erfolgen begleitet sein. Er wollte durch denselben seinem Sohne das Kaiserthum sichern, durch eine Vermählung desselben seine Verhältnisse mit Constantinopel auf festen Grundlagen regeln, wie endlich Italien von den Arabern reinigen, die schon über ein Jahrhundert lang zur Schmach der Christenheit dasselbe plündernd durchzogen. Ohne Mühe gelang es ihm von dem Papste das Versprechen zu erhalten, daß er den jungen Otto schon in nächster Zeit zum Kaiser krönen werde. Der Kaiser erließ deshalb an seinen Sohn den Befehl im Herbst nach Italien zu kommen, um am nächsten Weihnachtsfest zu Rom die Kaiserkrone zu empfangen. Zugleich aber bemühte er sich aber für denselben um die Hand einer griechischen Kaisertochter, und auch bei dieser Bewerbung hoffte er nicht auf große Schwierigkeiten zu stoßen.

Otto hatte bis dahin in freundschaftlichen Verhältnissen mit dem Hofe in Constantinopel gestanden; mehrfach waren Gesandte von dort mit ehrenden Geschenken und Versicherungen der kaiserlichen Freundschaft zu ihm gekommen, ja es war bereits schon früher davon die Rede gewesen, Theophano, die Tochter Kaiser Romanus II., dem jungen Otto zu vermählen. Auch als Otto die Kaiserkrone des Abendlandes gewonnen und fast gleichzeitig wieder einmal ein mannhafter, tapferer Fürst in Nicephorus Besitz von dem morgenländischen Reiche ergriffen hatte, waren diese Verbindungen nicht unterbrochen worden. Otto empfing noch um Ostern 967 eine Gesandtschaft von Constantinopel, welche ihn

der Freundschaft des Kaisers versicherte. Um so eher konnte er darauf rechnen, daß man jetzt seine Werbung um Theophano nicht zurückweisen würde, und kaum hatten jene Gesandten seinen Hof verlassen, so schickte er selbst eine Gesandtschaft nach Constantinopel, um die Unterhandlungen wegen der Vermählung seines Sohnes zu eröffnen. An der Spitze derselben stand ein Venetianer, mit Namen Dominicus, der dem Kaiser besonders geeignet schien dies Geschäft zu betreiben. Denn die Venetianer, damals dem Kaiser für viele Gunstbeweise verpflichtet, waren mit allen Verhältnissen in Constantinopel durch ihre Handelsverbindungen vertraut. Otto wünschte ohne Zweifel, daß Theophano als Mitgift seinem Sohne die Besitzungen der Griechen in Unteritalien zubringen möchte, aber er legte, wie es scheint, mehr Gewicht darauf, daß überhaupt nur die Vermählung und ein festes Bündniß mit dem griechischen Kaiser zu Stande käme, als daß er ängstlich auf der Größe der Mitgift bestanden hätte; nur daß er Nichts von dem Gewonnenen aufopfern und namentlich Pandulf und Landulf nicht der Pflicht gegen ihn wieder entlassen wollte.

An die Hoffnung eines Bundes mit Nicephorus knüpfte sich weiter die Aussicht, die Ungläubigen aus Italien zu vertreiben. Einem vereinten Angriffe beider Reiche von der Land- und Seeseite aus konnten sie kaum widerstehen; man durfte hoffen sie aus Garde-Frainet, aus ihren Schlupfwinkeln in Calabrien, ja aus Sicilien selbst zu verdrängen. Aber auch ohne Unterstützung von Constantinopel schien mit den vereinten Kräften Deutschlands und Italiens ein günstiger Erfolg nicht unmöglich. Die Christenheit hier zum vollständigen Siege über den Islam zu führen, das war ein Unternehmen Ottos kaiserlicher Stellung so würdig, wie kein anderes. Welcher glänzende Siegeskranz winkte ihm hier nach denen, die er den Wenden, Ungarn und Dänen, den Heiden im Norden und Osten bereits abgewonnen hatte!

Mit solchen Absichten und Plänen beschäftigt verweilte Otto im Sommer 967 in Italien. Die Zeit seiner Rückkehr war noch nicht erschienen, doch hoffte er schon im nächsten Jahre sein Ziel soweit erreicht zu haben, daß er Italien verlassen könnte. Aber er irrte, wenn er sich die Wege zu diesem Ziele unbehindert vorstellte. Bald fand er überall Hemmnisse, die selbst für ihn, den mächtigsten Fürsten des Abendlandes, nicht so leicht zu überwinden waren. Er wurde in Kämpfe verwickelt, bei denen die Hülfsmittel, mit denen er den Occident in Abhängigkeit

erhielt, nicht ausreichten. Wollte es auch das Glück, daß er zu Constantinopel endlich seine Absichten durchsetzte, so mußte er den Kampf gegen die Araber doch aufgeben; es gelang ihm nicht einmal jenes kleine Räubernest zu Garde-Frainet zu zerstören.

7.

Verhältnisse zu den Arabern und Griechen.

Drei große Völkersysteme bestimmten durch ihren Gegensatz seit Jahrhunderten den Gang der Weltgeschichte: die Masse der zum Islam bekehrten Stämme des Südens, die das Reich des Chalifen umschloß; das bunte Völkergemisch, welches der griechischen Kirche anhing und von dem oströmischen Kaiser despotisch regiert wurde; die römisch-germanische Welt, die in dem Papste zu Rom ihr geistliches Oberhaupt sah und in der jetzt Otto als Kaiser gebot. Das waren die Großmächte jener Zeit. Ihr Gegensatz, auf der Verschiedenheit der religiösen Ueberzeugung im tiefsten Grunde beruhend, durchdrang von dort aus alle kirchlichen, staatlichen, sittlichen Verhältnisse, alle Gewohnheiten des täglichen Verkehrs, die ganze Entwicklung der Kulturzustände; er war ein vollständiger, nimmer auszugleichender in allen und jeden Beziehungen des Lebens.

Der Kampf zwischen diesen Mächten war eine Nothwendigkeit und konnte nie auf die Dauer ruhen. Wie oft sie sich auch schon mit den Waffen gemessen und so erfahren hatten, daß keine von ihnen sich zu unbeschränkter Herrschaft durchzukämpfen fähig sei, der Streit entbrannte immer von Neuem, und kein Gestade gab es am mittelländischen Meere, das er nicht mit Strömen Blutes getränkt hätte. Auf der Grenzscheide des neunten und zehnten Jahrhunderts war Italien die Palästra gewesen, auf der die Weltmächte auf einander trafen; lange und heiß hatten sie hier mit einander gerungen und zuletzt alle den Kampfplatz behauptet. Die Hitze des Streits ermattete endlich, aber er selbst war nicht beendet, der Sieg nicht entschieden; noch maßen die Widersacher hier einander mit spähenden Blicken und hofften jeder von der Zeit eine glücklichere Entscheidung.

Mitten in diesen Widerstreit der großen Weltmächte, der noch immer in Italien seinen Mittelpunkt hatte, wurde Otto geführt, nachdem er an die Spitze des Abendlandes gestellt war. Aber wenn er auch bisher dem Kampfe ferner gestanden hatte, trat er doch nicht unvorbereitet in denselben. Längst hatte er jene gewaltigen Mächte in das Auge gefaßt, mit denen er jetzt seine Kräfte zu messen hatte.

Es ist der Beachtung werth, daß gerade zu derselben Zeit, wo das Abendland sich nach dem Verfall der Karolingischen Monarchie zersplitterte, auch die Einheit des Chalifats sich löste und das morgenländische Kaiserreich in Verfall gerieth. Nur durch die gleichzeitige Lähmung aller Gewalten, welche den großen Gang der Dinge bestimmten, konnten sich in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts einerseits der christliche Orient und Occident in einem gewissen Gleichgewicht erhalten, und blieben beide andererseits vor einem neuen verhängnißschweren Ansturm der Araber bewahrt.

Hatte darin bisher die fast unüberwindliche Stärke der Araber gelegen, daß die Summe aller geistlichen und weltlichen Macht bei ihnen in der Hand eines Mannes ruhte, daß ein Wille allen jenen unermeßlichen Schaaren, die dem Islam unterworfen waren, schrankenlos gebot, daß der Chalif, der Nachfolger Mohammeds, Kaiser und Oberpriester in einer Person, seine Heere nicht allein mit dem Siegesgefühl überlegener Streitkräfte, sondern auch mit dem Fanatismus des Glaubens erfüllte: so zeigte sich diese Macht jetzt gebrochen. Der Chalif Rahdi, aus dem Geschlecht der Abbasiden, war der letzte Fürst der Gläubigen, der an seinem Hofe zu Bagdad alle Würde und Hoheit seiner Vorfahren zeigte, der noch einmal Worte der Lehre und Begeisterung zu der versammelten Menge sprach. Aber schon gegen ihn erhoben sich die Emire, die Statthalter der Provinzen; in seinem eigenen Palaste war er bald nicht mehr sicher, seine Leibwache selbst bedrohte ihn mit dem Tode. Da legte der Chalif im Gefühle seiner Ohnmacht die Regierungsgeschäfte in die Hand eines Dieners nieder: er verlieh Raik, dem Emir von Bassora, das neugeschaffene Amt eines Emir al Omra und machte ihn damit zum Befehlshaber der gesammten Kriegsmacht und

zum Verwalter aller Einkünfte des ungeheuren Reichs. Nur seine geistliche Würde hatte sich Rahdi bewahrt, nur sie hinterließ er seinem Nachfolger, als er im Jahre 940 starb. Der neue Chalif wurde wie ein Gefangener gehalten, von einem Jahrgehalte fristete er sein thatenloses Leben, während alle Gewalt in den Händen des Emir al Omra lag, dessen Stellung alsbald die Buiden gewannen, ein Geschlecht, das in Persien bereits eine erbliche Dynastie begründet hatte. Indessen setzten sich aber auch die Statthalter der anderen Provinzen in den erblichen Besitz des Emirats und gewannen sich dadurch fast vollständige Selbstständigkeit. Das Band des Ganzen war gelöst, die Glieder trennten sich vom Haupte. Der Emir al Omra fand bei den anderen Emiren meist nur so viel Anerkennung, als er mit Gewalt ihnen abzuringen vermochte; williger zollten sie dem machtlosen Abbasiden den herkömmlichen Tribut religiöser Ehrerbietung, der aber in einer Zeit, wo die Kraft des Glaubens bei den Moslems bereits im Sinken schien, kaum noch den alten Werth haben konnte.

So war die straffe Einheit des Islam gelöst, aber damit doch die Gefahr für die Christenheit nicht beseitigt. Alle seine Bekenner hatte der Koran zu Kriegern umgewandelt, welche die Siegesbahn, auf der sie so lange gewandelt hatten, nicht leicht wieder verließen; trieb sie der Glaube nicht mehr in den Kampf, so gaben ihnen Habsucht und Ehrgeiz das Schwert in die Hand, und die Emire eroberten nicht minder gern jetzt für sich, als früher für den Chalifen. Auch war mit Nichten die ganze Zukunft des Islam an das Geschlecht der Abbasiden geknüpft; leicht konnte derselbe, wenn er einen neuen lebendigen Mittelpunkt fand, sich mit dem Fanatismus der früheren Zeit noch einmal erheben. Und ein solcher Mittelpunkt schien bereits vorhanden.

Man wußte von einer Prophezeiung Mohammeds, daß vom Westen im Laufe der Zeit der Mahadi, d. h. der Regierer, kommen werde, um das gesunkene Reich der Moslems mit neuer Macht zu erhöhen. Im Anfange des zehnten Jahrhunderts trat nun in Afrika Abu Abdullah mit der Verkündigung auf, daß in einem gewissen Obeid Allah, der von Ali und der Fatime, Mohammeds Tochter, abzustammen sich rühmte, jener Mahadi erschienen sei, und wußte sich durch Ueberredung und Waffengewalt einen großen Anhang zu gewinnen. Den schwarzen Bannern der Abbasiden gegenüber entfaltete er das weiße der Fatimiden und eilte von Sieg zu Sieg. Die Länder an den Nordküsten Afrikas

leisteten Abu Abdullah keinen anhaltenden Widerstand. Hier standen damals in der Macht: die Ikschiden, die Aegypten beherrschten, die Aglabiden, von Tunis aus die mittleren Theile Nord-Afrikas und die Inseln Sicilien, Sardinien und Corsica in Unterwürfigkeit haltend, durch ihre Flotten auf dem Mittelmeere mächtig, und die Edrisiden, deren Macht sich in den westlichen Gegenden entfaltete und deren Hauptsitz Fes war. Alle diese Dynastien standen, wenn sie auch den Chalifen zu Bagdad als ihren geistlichen Oberherrn erkannten, längst in fast unbeschränkter Selbstständigkeit da, hatten aber in stäten Fehden unter einander ihre besten Kräfte verzehrt und zeigten sich jetzt den Fatimiden nicht mehr gewachsen.

Zuerst machte Abu Abdullah im Jahre 907 der Herrschaft der Aglabiden ein Ende und setzte sich in den Besitz der früher von ihnen beherrschten Länder. Nach einem langen Bürgerkriege unterwarf sich auch Sicilien, von den Abbasiden verlassen, den Fatimiden; zugleich erkannten die Araber auf Sardinien und Corsica sie als ihre Herren an. Alsdann wurden die Edrisiden in Fes genöthigt sich dem Mahadi zu unterwerfen, und wiederholte Kriege erschütterten auch bereits die Macht der Ikschiden. Durch so glänzende Erfolge ermuthigt, erhob Abu Abdullah Ansprüche für den Mahadi auf alle von den Arabern unterworfenen Länder, auf den Chalifat und den Titel Emir al Mumenin, d. h. Fürst aller Gläubigen, den bis dahin nur die Chalifen von Bagdad führten. Mochten nun immerhin die Anhänger der Abbasiden die Fatimiden als Ketzer (Schiiten) brandmarken und die reine Lehre des Propheten als ihr Eigenthum ansprechen, klar war doch, daß jene Kraft des Fanatismus, durch welche der Islam einst so große Dinge vollbracht hatte, gerade in diesen Ketzern neu erwacht war, und die Christenheit hatte noch einmal vor den Waffen der Ungläubigen zu zittern. Es war die Zeit, wo die Araber nicht weit von den Thoren Roms standen, wo Genua von ihren Flotten genommen und geplündert wurde.

Woher sollte da der Christenheit Rettung kommen? Auf dem Throne von Constantinopel saß jener schwache Kaiser Constantin, der alle Pflichten der Herrschaft über den Büchern vergaß; die Staaten des Abendlandes aber waren ohne Einheit und in innerem Verfall, kein Land ohnehin gespaltener und dem Verderben näher als Italien, auf welches sich die ersten Angriffe des Islam richteten. Unter solchen Verhältnissen erschien es als ein Glück für die christliche Welt, daß

jene Anhänger des Mahadi unter den Moslems selbst endlich einen mächtigen Gegner fanden, der es zu hindern wußte, daß sich die ganze Kraft des Islam in ihnen sammelte. Die rechtgläubigen Bekenner des Koran traten der neuen ketzerischen Lehre vor ihrem vollständigen Siege entgegen; doch nicht der Chalif zu Bagdad war der Vorkämpfer, sondern ein arabischer Fürst in jenem fernen Lande Europas, das längst den Waffen der Moslems erlegen war.

Das arabische Spanien hatte niemals dem Gebot der Abbasiden in Bagdad gehorcht. Nur durch die Niedermetzelung des ganzen Geschlechts der Ommaijaden, die vor ihnen den Chalifat inne gehabt, hatten die Abbasiden sich in der Herrschaft sichern zu können geglaubt; aber Einer jenes unglücklichen Stammes war dem Blutbade entronnen, hatte sich, wie früher berührt ist, dann nach Spanien, an die äußerste Grenze der arabischen Herrschaft, geflüchtet und war hier zur Herrschaft berufen worden. In Spanien setzten die Ommaijaden ihr Regiment fort, voll Haß und Rache gegen das feindliche Geschlecht der Abbasiden. Zweihundert Jahre dauerte hier bereits ihre Herrschaft, ohne Verbindung und Gemeinschaft mit den anderen Ländern der Moslems und eben deshalb ohnmächtiger gegen die christlichen Staaten, welche sich allmählich weiter in der Halbinsel ausbreiteten. Selten ruhte hier der Kampf, Christenthum und Islam standen sich unablässig auf dem Schlachtfelde gegenüber, der Sieg neigte sich bald dieser, bald jener Seite zu; zu einer dauernden Entscheidung über den Besitz des Landes kam es nicht, noch viel weniger zu großen Schlägen, welche auf das Geschick der Welt einen merkbaren Einfluß geübt hätten. Denn in gleicher Absonderung wie die Ommaijaden von den Staaten des Islam, standen die christlichen Staaten Spaniens von den anderen Ländern des Abendlandes. Was dort geschah, waren gleichsam nur Vorpostengefechte, die den Ausgang des Hauptkampfes kaum berührten. Da bestieg im Jahre 912 Abderrahman III. den Thron der Ommaijaden, der größte Fürst seines Geschlechts. Er übernahm das Reich in dem gefahrvollsten Augenblick: innere Kriege hatten die arabische Herrschaft so geschwächt, daß es nur von einem kräftigen Entschluß der Christen abzuhängen schien ihr für immer ein Ende zu machen, und zu derselben Zeit drängte von Afrika her die Macht Abu Abdullahs und des Mahadi heran, der sich schon die Edrisiden beugten. Dennoch wandte sich entschlossen Abderrahman nach beiden Seiten, um zu retten, was zu retten

war. Er zog sein Schwert gegen die Christen und sicherte dadurch die Herrschaft der Araber in Spanien; zugleich aber unterstützte er die Edrisiden, die sich so der Macht Abu Abdullahs entzogen, aber nur um in Abderrahman einen neuen Herrn zu erhalten. Hier, wie dort, stand ihm das Glück zur Seite, das ihm wie wenigen Sterblichen lächelte. An ihm fanden die Fatimiden zuerst einen nennenswerthen Gegner, doch war mit dem ersten Stoß ihre Macht noch keineswegs gebrochen.

Als im Jahre 934 der Mahadi, der erste Chalif der Fatimiden, verstorben war und ihm sein Sohn Abulkasem Mohammed folgte, zeigten sich freilich bereits bedenkliche Spuren innerer Auflösung im Reiche; Empörungen brachen aus, die der Chalif nicht mehr zu unterdrücken vermochte. Aber sein Sohn und Nachfolger Ismael Abu Thaher, Almansur d. h. der Sieger mit Beinamen, der 945 das Reich übernahm, wußte dasselbe neu zu befestigen. Er war ganz der Mann den Enthusiasmus der Seinen kräftigst zu beleben; Prophet und Feldherr zugleich, führte er seine Moslems zu neuen Kämpfen und Siegen. Im Jahre 951 sandte er seinen besten Feldherrn mit einer großen Flotte und einem stattlichen Landheer nach Sicilien hinüber, damit er in Verbindung mit Hasan, dem Emir der Insel, Calabrien angreifen und unterwerfen sollte. Der Kaiser von Constantinopel, der bis dahin den Arabern einen jährlichen Tribut von 22,000 Goldgulden gezahlt hatte, schickte jetzt wohl ein Heer und eine Flotte nach Italien, aber diese ganze Streitmacht wurde vernichtet. Dennoch gelangen den Fatimiden in Italien keine dauernden Eroberungen; sie schlossen vielmehr alsbald einen Waffenstillstand mit den Griechen, da sie inzwischen von Abderrahman in Afrika angegriffen waren. Auch dieser hatte bereits den Titel eines Chalifen angenommen und brachte in glücklichen Kämpfen die Edrisiden, die sich abermals den Fatimiden angeschlossen hatten, von Neuem unter seine Gewalt. Ein langer, unversöhnlicher Kampf entspann sich, zu Lande und zu Wasser maßen sich in erbittertem Streite die Kräfte, und schließlich wußte Abderrahman die Eroberungen in Afrika zu behaupten. Im Jahre 955 wurde er auch in den von den Edrisiden beherrschten Ländern als Haupt der Gläubigen ausgerufen und das öffentliche Kirchengebet für ihn gehalten. Von der in früheren Kriegen den Christen abgenommenen Beute ließ er die große Moschee zu Fes erneuern. Seine Herrschaft befestigte sich diesseits wie jenseits der Säulen des

Herkules, während die Dynastie der Edrisiden nicht lange nachher ganz zu Grunde ging.

Es waren die glücklichsten Zeiten, welche Spanien während der Herrschaft der Araber sah. Das Land gedieh schnell zu Blüthe und Wohlstand, der Handel kam empor, die stattlichsten Städte erstanden, Cordova wetteiferte an Pracht mit Bagdad. Künste und Wissenschaften ehrte der Chalif und sammelte hervorragende Geister an seinem Hofe, wo er in aller Fülle und Herrlichkeit eines orientalischen Fürsten, ein zweiter König Salomo, thronte. Auch die Christen und Juden, die in seinem Lande wohnten, erfreuten sich guter Tage; denn er war ein milder und duldsamer Fürst. Mit den christlichen Reichen Spaniens kam es zwar nicht zu einem dauernden Frieden, aber doch ruhten die Grenzkriege oft auf längere Zeit. Wiederholentlich suchte Abderrahman, während er im Felde gegen die Fatimiden lag, seine Streitigkeiten mit den christlichen Staaten in Güte beizulegen, und als er im Jahre 950 dennoch in einen neuen heftigen Kampf mit den Christen verwickelt wurde, schickte er an den mächtigsten König des Abendlandes, an unseren Otto, eine Gesandtschaft, um ihm Friede und Freundschaft anzubieten; an der Spitze derselben stand ein christlicher Bischof, der unter arabischer Herrschaft lebte.

Schwer ist zu glauben, daß der Chalif, der alle Verhältnisse der Zeit mit klugem Blicke übersah, Otto nur eine eitle Ehre habe erweisen wollen. Mußte ihm nicht an der Freundschaft des siegreichen Herrschers im Norden liegen, der eben damals in Frankreich einen König eingesetzt hatte und das ganze Land jenseits der Pyrenäen gleichsam in seiner Gewalt hielt? Wie, wenn Otto mit den Franzosen verbunden die Pyrenäen überstiegen hätte statt der Alpen, über die er bald darauf zog, wenn er, wie einst Karl der Große, die Christen zum gemeinsamen Kampfe gegen die Ungläubigen vereinigte? Schien nicht dazu der Augenblick besonders günstig, wo der Ommaijade mit den Fatimiden einen Kampf voller Gefahren auszufechten hatte? Wie Abderrahman kurz zuvor Gesandte nach Constantinopel geschickt hatte, um mit den Griechen einen Bund gegen den Chalifen von Bagdad zu schließen, so werden auch ähnliche Beweggründe ihn vermocht haben sich Otto zu nähern.

Die Gesandtschaft Abderrahmans erschien an Ottos Hofe und überreichte ihm kostbare Ehrengeschenke, zugleich einen Brief ihres Gebieters, der aber nicht die beste Aufnahme fand. Denn in manchen

Ausdrücken desselben sah Otto verletzende Angriffe auf den Glauben der Christen. Deshalb und weil er überhaupt dem Chalifen nicht traute, wurden die Gesandten nicht eben freundlich behandelt. Drei Jahre lang hielt man sie in Deutschland zurück, und erst geraume Zeit, nachdem Otto von seinem ersten Zuge über die Alpen heimgekehrt war, entließ er sie wieder in ihre Heimath. Indessen glaubte Otto doch die Gesandtschaft des Chalifen nicht unerwiedert lassen zu dürfen, einmal schon um jenen Ausfällen gegen den Christenglauben gebührend zu begegnen, dann aber auch, weil es möglich schien mit Hülfe des Chalifen die Christenheit von einer Plage zu befreien, unter der sie seit mehr als einem halben Jahrhundert seufzte, und zwar kein Land mehr als Italien, das sich Otto vor Kurzem unterworfen hatte. Es waren die Araber von Garde-Frainet, die noch immer den ganzen Kamm der westlichen Alpen besetzt hielten. Sie, eine Kolonie der spanischen Moslems, erkannten die Hoheit Abderrahmans an, und Otto glaubte durch eine Gesandtschaft den Chalifen bewegen zu können diesen am weitesten vorgeschobenen Posten des Islam zurückzuziehen; wenigstens galt es einen Versuch, welche Aufnahme ein solches Begehren in Cordova finden würde.

Otto trug deshalb seinem Bruder Brun auf sich nach Männern umzusehen, welche die gefahrvolle Gesandtschaft übernehmen wollten. Lange suchte man umsonst, Niemand wollte sich der beschwerlichen Reise und der bedenklichen Aufträge unterziehen; endlich erbot sich freiwillig ein Mönch des Klosters Gorze in Lothringen, mit Namen Johann, ein frommer und entschlossener Mann, bereit um des Glaubens willen jede Gefahr zu bestehen. Man nahm sein Anerbieten an und gab ihm Ermenhard, einen Kaufmann aus Verdun, der in Handelsgeschäften schon öfters über die Pyrenäen gekommen war, und Garamann, einen im Schreiben geschickten Klosterbruder, als Begleiter mit, außerdem mehrere Diener. Auch schloß sich ein spanischer Priester ihnen an, der jenen Bischof, der Abderrahmans Gesandtschaft geführt hatte, aber in Deutschland verstorben war, begleitet hatte und nun nach der Heimath zurückkehren wollte.

Wir besitzen über die Gesandtschaft Johanns einen ziemlich ausführlichen, aber leider am Ende verstümmelten Bericht; er ist in seiner Lebensbeschreibung enthalten und nach seinen eigenen Erzählungen niedergeschrieben. So reich ist er an anziehenden Umständen, daß wir nicht unterlassen können, ihn im Wesentlichen mitzutheilen.

Die Gesandtschaft Johanns von Gorze an den Chalifen zu Cordova.

Johann und seine Begleiter brachen im Spätjahr 953 auf, nachdem sie ein königliches Schreiben mit dem Auftrage, es selbst dem Chalifen auszuhändigen, empfangen hatten; dieses Schreiben enthielt zur Vertheidigung der christlichen Lehre mannigfache Angriffe auf den Islam und bereitete den Gesandten in der Folge große Gefahren. Sie nahmen ihren Weg über Toul, Langres und Dijon nach Lyon. Von hier schifften sie die Rhone hinab, wurden aber auf dieser Fahrt von Räubern überfallen und geplündert; nur mit Mühe retteten sie das Leben und einen Theil ihrer Habe. Endlich kamen sie nach Barcelona, wo sie sich zwei Wochen aufhielten und einen Boten nach Tortosa sandten, der ersten arabischen Stadt auf ihrem Wege. Der Befehlshaber des Chalifen daselbst hieß sie kommen, nahm sie ehrenvoll auf und schickte sogleich Boten an den Chalifen, um dessen weitere Befehle einzuholen. Nach einem Monate liefen dieselben ein, und Johann setzte nun mit seinen Gefährten die Reise unbehindert fort. Ueberall wurden sie ehrenvoll empfangen und kamen ohne alle Fährlichkeiten bis in die Nähe von Cordova. Etwa eine halbe Meile von der Stadt wies man ihnen in einem prächtigen Palaste, der dem Sohne des Chalifen gehörte, Wohnung an. Hier fehlte es ihnen an Nichts, aber doch wurden sie mit der Zeit unwillig, weil sie nicht so bald, als sie wünschten, Zutritt bei dem Chalifen erhielten. Ihre Unruhe steigerte sich, als sie von den Personen, die sie bedienten, vernahmen, sie sollten dreimal drei Jahre warten, weil Otto die Gesandten des Chalifen drei Jahre lang aufgehalten habe.

Doch lag dies in der That nicht in dem Sinne Abderrahmans, sondern die Sache hatte, wie sich später ergab, einen anderen Zusammenhang. Jener spanische Priester nämlich, der die Gesandtschaft begleitete, hatte Ottos Brief zu Gesicht bekommen und gelesen, war dann Johann vorangeeilt und hatte zu Cordova den Inhalt jenes Schreibens bekannt gemacht. Eine große Aufregung war dadurch in der Stadt entstanden; denn nach einem unverbrüchlichen Gesetz durfte bei Todesstrafe Niemand ein Wort gegen die Lehren und Gebote des Koran verlauten lassen, und wenn der Chalif solche Aeußerungen vernahm, ohne schon am folgenden Tage das Gesetz zu vollstrecken, so war auch sein Haupt dem Tode verfallen. Die angesehensten Männer der Stadt

theilten dem Chalifen schriftlich — denn so wurde fast Alles am Hofe verhandelt — die Unruhe des Volkes mit. Der Chalif antwortete ihnen ebenfalls schriftlich: es sei eine Gesandtschaft in freundschaftlichen Absichten vom König Otto an ihn geschickt worden, sie sei eingetroffen und wohne im Palast seines Sohnes, doch habe er sie noch nicht empfangen und wisse daher nichts Weiteres. Dem Chalifen war aber nichtsdestoweniger gleichfalls der Inhalt des Schreibens bekannt, und er wollte durch Annahme desselben weder sich selbst noch die Gesandten einer Gefahr aussetzen. Deshalb verschob er es Johann zu empfangen und suchte auf alle Weise ihn zu bewegen das Schreiben Ottos zu unterdrücken und selbst sich aller Angriffe auf die Lehre Mohammeds zu enthalten.

Zuerst schickte er einen jüdischen Mann, den Rabbi Chisdai, der in großem Ansehen bei ihm stand und namentlich die Aufsicht über die Ehrengaben hatte, die der Chalif von fremden Fürsten erhielt, auch die Gegengeschenke beschaffen mußte, an den deutschen Mönch ab. Chisdai war, wie man aus einem noch erhaltenen Schreiben desselben an einen Chazarenkönig sieht, in dem auch dieser Gesandtschaft Ottos Erwähnung geschieht, ein äußerst verständiger Mann. Er suchte zuerst das Vertrauen Johanns sich zu erwerben, indem er ihn mit den Sitten und Gebräuchen der Araber bekannt machte und ihm Verhaltungsmaßregeln gab; vornehmlich solle er darauf achten, daß seine Begleiter nicht durch unvorsichtige Aeußerungen oder spöttische Geberden Aergerniß gäben, mit den Frauen sich keine leichtfertigen Scherze erlaubten, ja sie nicht einmal ansähen; man müsse sehr behutsam sein, denn überall sei man von Spähern umringt. Als Chisdai so das Vertrauen Johanns gewonnen hatte, befragte er ihn über seinen Auftrag. Der Mönch erzählte ihm offen von dem Zweck seiner Sendung und dem Schreiben des Königs. „Ein gefahrvoll Ding," sagte Chisdai, „ist es, mit diesem Schreiben zum Chalifen zu gehen. Du kennst sicherlich die Strenge des Gesetzes; man muß sehen, wie man es umgeht. Sei daher vorsichtig in deinen Reden, wenn der Chalif zu dir sendet." So verließ Chisdai den Mönch.

Einige Monate vergingen, ohne daß Johann Weiteres in seiner Sache vernahm; da erschien endlich ein spanischer Bischof bei ihm und erklärte ihm im Auftrage des Chalifen, Johann solle empfangen werden, wenn er nur die Geschenke übergeben und den Brief des Königs unter-

drücken wolle. Der Mönch weigerte sich wider seine Anweisung zu handeln. Als ihn der Bischof durch die günstige Lage der Christen im Reiche Abderrahmans, die durch die Ueberreichung des Schreibens nur erschwert werden würde, zu erweichen suchte, ergrimmte Johann gewaltig über eine solche Lauheit, die ihn um äußerer Vortheile willen von der Vertheidigung des christlichen Glaubens abhalten wollte. Er tadelte mit heftigen Worten die Halbheit der spanischen Christen. „Ich höre," sagte er, „daß ihr euch sogar beschneiden lasset und euch der Speisen enthaltet, die den Arabern untersagt sind." Der Bischof suchte dies damit zu entschuldigen, daß schon ihre Vorfahren sich hierin nachgiebig gezeigt hätten, aber Johann wollte von solcher Nachgiebigkeit Nichts wissen. In der Hauptsache beharrte er fest dabei, er werde den Auftrag König Ottos ausführen und dessen Schreiben überreichen. Umsonst versuchte der Chalif noch andere gütliche Mittel, um Johann umzustimmen. Alles war vergebens; der Mönch verharrte unerschütterlich bei seinem ersten Entschluß.

Der Chalif legte sich nun auf Drohungen. Als Johann eines Sonntags — denn nur an diesem Tage und den großen Festen war es ihm und seinen Begleitern erlaubt, unter Bewachung von zwölf Personen nach einer benachbarten Kirche zu gehen — auf dem Wege zu dieser Kirche war, wurde ihm ein Schreiben des Chalifen übergeben. Dasselbe war auf Schafsfell geschrieben und von ungewöhnlich großem Format. Johann ahnte nichts Gutes, steckte aber, um sich in der Andacht nicht stören zu lassen, es uneröffnet zu sich und las es erst nach dem Gottesdienst. Das Schreiben enthielt die härtesten Drohungen gegen Johann; wenn er nicht nachgäbe, so solle nicht er allein, sondern alle Christen in Spanien hingerichtet werden, der Chalif werde keinen schonen. „Bedenke," hieß es am Schluß, „wie die Seelen der Ermordeten Dich vor Gott anklagen werden. Durch Deine Hartnäckigkeit werden sie umkommen, die durch Dich so leicht Glück und Friede erlangt hätten. Denn wärest Du nicht so trotzig, so hättest Du Alles von mir für sie erwirken können." Johanns Seele war voll Unruhe, nicht daß er vor dem Tode gebebt hätte, aber der Untergang so vieler Mitchristen erfüllte sein Herz mit schwerem Kummer. Da fiel ihm aber der Spruch ein: „Wirf deine Sorge auf den Herrn," und er wurde ruhig. Er hieß Garamann Pergament und Schreibfeder nehmen und diktirte ihm ein langes Schreiben an den Chalifen, voll Muth und Vertrauen. Er

sei als Gesandter, schrieb er, seines Königs erschienen und werde dessen Auftrag pünktlich ausrichten, darin etwas zu ändern, stehe nicht in seiner Macht, selbst Folter und Todesqualen würden ihn nicht davon abbringen können, auch wenn der Chalif ihm Tag für Tag eines seiner Glieder abreißen ließe; daß er den Tod nicht fürchte, habe er schon bewiesen; wenn aber um seiner Pflichttreue willen die Christenheit in Spanien vertilgt werden sollte, so habe nicht er die Verantwortung dieses Blutes vor dem jüngsten Gerichte zu tragen, sondern dieses Blut würde den Chalifen vor Gott als Mörder anklagen, während er und die um des Glaubens willen Hingeschlachteten das ewige Leben ererben würden; sei es jedoch Gottes Wille solche Frevelthat nicht zuzulassen, so könne er, der Allmächtige, durch ein Wunder ihn und die Gläubigen aus der Hand des Chalifen erretten.

Dieser Brief fand eine bessere Aufnahme, als Johann erwartet hatte. Abderrahman hatte genug von Ottos Macht und Willenskraft gehört, um zu wissen, daß er Beleidigungen seines Gesandten nicht ungestraft hingehen lassen würde; auch riethen angesehene Männer in seiner Nähe einen Ausweg zu suchen. Einer von diesen schlug vor Johann selbst zu befragen, wie der Knoten zu lösen sei. Der Chalif ging hierauf ein, und so wurde Johann um Auskunft angegangen, wie es möglich sei, die Auslieferung des königlichen Schreibens zu umgehen. Johann erklärte, daß er keinen anderen Ausweg sähe, als eine besondere Gesandtschaft an König Otto zu schicken; die Verhaltungsbefehle, die diese ihm schriftlich überbringen würde, werde er befolgen.

Der Chalif nahm gern diese Auskunft an und ließ bekannt machen, wer sich der Sendung an König Otto unterziehen wollte, dem solle jede Belohnung werden, die er beanspruche. Es erbot sich hierzu ein gewisser Recemund, ein christlicher Mann, der aber, da er der lateinischen und arabischen Sprache in gleicher Weise mächtig war, in der Kanzlei des Chalifen angestellt war. Nachdem er sich über die Gefahren der Reise und die Aufnahme, die er bei Otto hoffen durfte, mit Johann besprochen hatte und durch denselben ermuthigt war, erklärte er sich bereit, das Wagniß zu unternehmen, wenn man ihm das eben erledigte Bisthum Elvira ertheile. Die Forderung wurde gewährt. Da Recemund noch Laie war, erhielt er die geistlichen Weihen, wurde als Bischof eingesetzt und machte sich dann unverzüglich auf den Weg. Ohne große Beschwerde vollendete er die Reise. In zehn Wochen kam er nach Kloster Gorze, erfreute die

Brüder dort durch Nachrichten von Johann, begab sich dann zum Bischof Adalbero von Metz und endlich an den königlichen Hof. Im März 956 wurde er Otto zu Frankfurt vorgestellt. Otto nahm ihn gütig auf und gewährte sein Anliegen. Johann erhielt in der That andere Befehle: er solle den früheren Brief unterdrücken, die Geschenke überreichen, die Zurückziehung der räuberischen Schaaren von Garde-Frainet verlangen, ein Freundschaftsbündniß mit dem Chalifen schließen und dann seine Rückkehr beeilen. Zugleich schickte der König einen neuen Gesandten mit mehreren Begleitern an den Chalifen ab, einen Mann von Verdun, mit Namen Dudo, der neue Geschenke mit sich nahm und ein neues Schreiben Ottos an den Chalifen, in dem alle Angriffe auf die Lehre Mohammeds vermieden waren. Recemund und Dudo beschleunigten ihre Reise; Ende März verließen sie das Kloster Gorze, in den ersten Tagen des Juni waren sie zu Cordova angelangt.

Als man nun die neuen Gesandten Ottos sogleich in den Palast des Chalifen führen wollte, wehrte er selbst dem und sagte: „Erst sollen die Gesandten, die so lange gewartet haben, mit ihren Geschenken vor mir erscheinen, dann erst will ich die neuen sehen; auch sollen diese mir nicht eher vor Augen kommen, als sie jenen trotzigen Mönch mit Nachrichten aus der Heimath von seinen Lieben und seinem Könige erfreut haben." Johann hatte also endlich vor dem Chalifen zu erscheinen, und man hieß ihn zu diesem feierlichen Empfang das Haar scheeren, ein Bad nehmen und höfische Kleider anlegen. Er weigerte sich aber etwas in seiner Tracht zu ändern. Da man dies dem Chalifen meldete und meinte, es fehle dem Mönch wohl an Geld, um sich bessere Kleider zu beschaffen, schickte der Chalif ihm zehn Pfund Silbers zum Ankauf des Nöthigen. Johann nahm das Geld, aber nur um es den Armen zu geben; er fügte hinzu: „Andere Kleider kann ich nicht anlegen, denn es ist wider die Regel meines Ordens." Als der Chalif dieses vernahm, sprach er: „Daran erkenne ich den unbeugsamen Sinn des Mannes. Doch ich will ihn sehen, sollte er auch in einen Sack gehüllt vor mir erscheinen; er wird mir nur um so besser gefallen."

Am Tage der feierlichen Vorstellung entfaltete der Chalif den vollen Pomp seines Hofes. Der ganze Weg von dem Palast vor der Stadt, wo Johann wohnte, bis nach Cordova und innerhalb der Stadt bis zum Palast des Chalifen war auf beiden Seiten mit Kriegsvolk besetzt. Hier standen Fußsoldaten in fester Stellung, die Lanzen auf

die Erde gestemmt; dort andere, die ihre Speere in die Luft warfen und kriegerische Schauspiele aufführten. Hinter ihnen waren leicht bewaffnete Reiter aufgestellt, und hinter diesen die schwerere Reiterei, die ihre Pferde kunstgerecht tummelte und mancherlei Schwenkungen machte. Voll Verwunderung, aber nicht ohne eine gewisse Furcht sahen die Gesandten das Alles: die ungewohnten Gestalten der Mauren und diese kriegerischen Uebungen, die Alles in dichte Staubwolken hüllten. Denn das Erdreich war — da es gerade in der Zeit der Sommersonnenwende war — überaus trocken. Als die Gesandten zum Palast kamen, traten ihnen an der Schwelle vornehme Hofbeamte des Chalifen entgegen und führten sie ein. Der Vorhof und die Gemächer im Innern waren mit kostbaren Teppichen belegt und mit schönen Decken behangen. Am reichsten und stattlichsten aber war das Gemach geschmückt, wo der Chalif die Gesandten empfing; Fußboden und Wände wetteiferten hier an Glanz und Pracht mit einander. Einsam thronte er, wie ein Gott, hier in seiner Herrlichkeit, und nur Wenigen war es vergönnt ihm zu nahen.

Johann trat in dieses Gemach und fand den Chalifen auf einem überaus prächtigen Divan liegend, nach der Sitte seines Volkes mit untergeschlagenen Beinen. Abderrahman reichte dem Mönch die innere Seite der Hand zum Kusse, eine Ehre, die nur den ausgezeichnetsten Personen widerfuhr; dann winkte er ihm auf einem bereitstehenden Sessel Platz zu nehmen. Nach einer langen feierlichen Pause hub er an: „Ich weiß, daß du mir zürntest, weil ich dir so lange den Zutritt zu mir versagte, aber es wird dir nicht unbekannt sein, daß ich die Hindernisse, die deinem Empfange entgegenstanden, nicht beseitigen konnte und daß ich am wenigsten aus Abneigung gegen dich so und nicht anders handelte. Deinen Muth und deine Umsicht habe ich kennen lernen und empfange dich daher nicht nur gern, sondern werde dir auch, was du von mir verlangst, bereitwillig gewähren.“ Johann, der erst seinem Unmuthe über die erlittene Unbill hatte Worte geben wollen, wurde durch die freundlichen Worte des Chalifen völlig umgestimmt, und alle Bitterkeit schwand aus seinem Herzen. Er antwortete daher: er sei allerdings durch die harten Drohungen der Männer, die der Chalif ihm gesandt, oft schwer bekümmert worden, aber er habe doch auch bei sich erwogen, daß es mit jenen Drohungen nicht so ernstlich gemeint sein könne; jetzt seien die Hindernisse, die man ihm drei Jahre lang in den

Weg gelegt, beseitigt, und er habe keinen Grund anzunehmen, daß sie in einer Abneigung gegen ihn begründet gewesen seien; alle Bitterkeit sei daher aus seinem Herzen entschwunden, und er fühle nur Dankbarkeit gegen den Chalifen, der ihm eine so glänzende Aufnahme bereitet habe; er preise einen Fürsten glücklich, der mit solcher Festigkeit des Willens so weise Mäßigung verbinde.

Dem Chalifen gefiel die Antwort Johanns ungemein wohl, und er schickte sich an ein tiefer eingehendes Gespräch mit dem merkwürdigen Klosterbruder anzuknüpfen. Dieser bat aber, man möge ihm erlauben die Aufträge seines Königs auszurichten und ihm dann sofort die Erlaubniß zur Rückreise gewähren. Der Chalif verwunderte sich, „Warum," sagte er, „willst du so schnell von mir scheiden? So lange hofften wir darauf uns zu sehen; kaum haben wir uns nun erblickt, so sollen wir uns schon, ohne einander näher kennen zu lernen, wiederum trennen? Bei dieser ersten Zusammenkunft hat das Herz dem Herzen sich nur wenig erschließen können, bei einer zweiten werden wir uns besser begreifen, sehen wir uns zum dritten Mal, so werden wir uns völlig verstehen und innige Freundschaft schließen. Dann erst will ich dich deinem Herrn zurücksenden, und zwar mit solchen Ehren, wie es seiner und deiner würdig ist." Johann versprach länger zu bleiben, wenn der Chalif es wünsche. Darauf wurden Dudo und die zweite Gesandtschaft Ottos eingeführt, sie überreichten in Johanns Gegenwart die neuen für den Chalifen bestimmten Geschenke und wurden dann mit Johann zusammen entlassen.

Nach einiger Zeit wurde Johann wieder zum Chalifen beschieden, der sich mit ihm in ein vertrautes Gespräch einließ. Er sprach viel von der Macht und Klugheit, von der Streitmacht und der Zahl der Kriegsleute, dem Ruhm, Reichthum, der Kriegskunst und den glücklichen Erfolgen Ottos, rühmte aber dabei auch gewaltig seine eigene Macht, und wie sein Heer stärker sei, als das irgend eines anderen Königs. Johann räumte Manches willig ein, was der Chalif zu seinem Ruhme sagte, um ihn nicht zu erzürnen, schloß seine Rede aber also: „Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so kenne ich auf der Welt keinen König, der soviel Land und eine so tüchtige Ritterschaft besitzt, als unser König." Das war dem Chalifen nicht angenehm zu hören, doch unterdrückte er seinen Unmuth und sagte: „Mit Unrecht erhebst du deinen König so hoch." „Nun," erwiederte Johann, „das wäre erst zu erweisen." „Wohl,

es mag sein," fuhr der Chalif fort, „aber unleugbar ist es, daß er in einem Punkte wenig Klugheit verräth." „Und worin?" fragte Johann. „Darin," antwortete der Chalif, „daß er nicht die ganze Gewalt selbst in Händen behält, sondern den Seinen eine große Selbstständigkeit gewährt und ihnen Theile seines Reichs überläßt. Er glaubt wohl sie dadurch in größerer Treue und Folgsamkeit zu erhalten, aber er irrt darin sehr, denn er befördert nur den Uebermuth und die Widerspenstigkeit der Großen, wie sich dies jüngst noch an seinem Schwiegersohne gezeigt hat, der ihm den eigenen Sohn treulos verführte, sich als Rebell gegen ihn erhob und die Ungarn in das Land führte, um Alles mit Feuer und Schwert zu verheeren."

Was Johann dem Chalifen, der mit Scharfsinn die schwache Seite des deutschen Reichs richtig erkannte, erwiedert und was er weiter am Hofe des Chalifen erreicht hat, wissen wir nicht, denn hier bricht leider unser Bericht plötzlich ab. So viel steht indessen fest, daß jene Niederlassungen der Araber in den Alpen nicht aufgegeben wurden. Doch gelang es den in der Nähe wohnenden christlichen Fürsten allmählich ihre Macht zu schwächen. Im Jahre 960 wurden die Araber vom Sanct Bernhard vertrieben, fünf Jahre später aus der Gegend von Grenoble verjagt, und als Otto zum dritten Male über die Alpen zog, hoffte er den Räubereien der Araber von Garde-Frainet für immer ein Ziel setzen zu können.

Abderrahman war bereits im Jahre 961 gestorben und ihm sein Sohn Alhakem II. gefolgt, unter dessen milder Regierung Spanien gute Tage sah. Zwar entbrannte im Anfang derselben der alte Kampf mit den christlichen Staaten mit neuer Heftigkeit, aber im Jahre 965 wurde ein dauernder Friede mit ihnen geschlossen, und Alhakem wandte nun seine ganze Waffengewalt gegen die Fatimiden in Afrika, mit denen er bis an sein Ende in unversöhnlicher Feindschaft lebte. Und schon wurde die wachsende Macht der Fatimiden auch von einer anderen Seite ernstlich bedroht.

Das griechische Kaiserthum war endlich aus langem Schlafe erwacht und hatte den Kampf gegen die Ungläubigen wie in Asien, so in Sicilien von Neuem begonnen. Noch in den letzten Tagen des friedlichen Kaisers Constantin hatte der Krieg seinen Anfang genommen und war mindestens im Osten, an den Grenzen Klein-Asiens, mit seltenem Glücke geführt worden. Nicht der furchtsame Kaiser hatte ihn eröffnet, sondern das Geschlecht der Hamadaniden, die den Emirat in Syrien und Mesopotamien inne hatten und nur dem Namen nach noch dem Chalifen zu Bagdad gehorchten; von ihnen gezwungen hatte Byzanz die Waffen ergriffen. Auch führte nicht der Kaiser, der seinen Palast und die Bücher nicht verließ, die Heere der Griechen, sondern das kriegerische Geschlecht der Phocas, welches sich in diesen Kämpfen den glänzendsten Ruhm gewann. Hier zeigten sich die Griechen noch einmal als würdige Erben des römischen Namens, und der Sieg begleitete überall ihre Feldzeichen. Schon konnte man den Entschluß fassen die Insel Kreta, von der die Araber seit langer Zeit alle Gestade des griechischen Reichs ungestraft verheerten, anzugreifen und zu erobern. Nicephorus Phocas wurde gegen Kreta geschickt, und in sieben Monaten war die Eroberung der Insel vollendet (960). Nach dieser ruhmvollen That führte er seine Truppen nach den syrischen Küsten, wo er mit seinem Bruder Leo eine Stadt nach der anderen sich ihm zu ergeben zwang.

Mit minderem Glück kämpften indessen die Griechen gegen die Fatimiden in Sicilien und in den calabrischen Bergen. Bald nach dem im Jahre 951 geschlossenen Waffenstillstand war der Chalif Almansur gestorben und ihm sein würdiger Sohn Abu Tamin Moad, mit Beinamen Almoëzz ed-dîn Allah, d. h. der Erhalter des göttlichen Gesetzes, gefolgt. Sobald die Zeit des Waffenstillstandes abgelaufen war, schickte er im Jahre 956 seinen Feldherrn Omar mit einer Flotte ab, um Calabrien zu erobern. Die Griechen griffen, um die Araber von Italien fern zu halten, Sicilien an; mit größeren Anstrengungen als früher führten sie den Krieg, dennoch richteten sie Nichts weiter aus, als daß sie durch Tributzahlungen an die Araber sich den unsicheren Besitz Calabriens aufs Neue erkauften. Im Jahre 962 fiel auf Sicilien auch Taormina, welches die Griechen in den letzten Kämpfen wiedergewonnen hatten, in die Hände der Araber; diese waren im unbestrittenen Besitz der ganzen Insel, von der sie Calabrien gleichwie eine sichere Beute vor sich liegen sahen. Klar schien nach dem, was hier geschah, daß nur der Tapferkeit

und dem Glück des Nicephorus die Griechen die Triumphe verdankten, welche sie im Oriente über die Ungläubigen errangen, und schon war eine Prophezeiung im Schwange, der Besieger Kretas werde dereinst den Thron der Kaiser besteigen. War es da zu verwundern, wenn alle Blicke sich auf Nicephorus richteten, wenn er selbst im Geiste die verwegensten Hoffnungen nährte!

Im Jahre 959 war nach einer langen trostlosen Regierung Kaiser Constantin VII. gestorben. Als man die Leiche erhob, um sie zur Gruft zu tragen, ließ der Herold nach der Sitte auch diesmal den Ruf ertönen: „Erhebe dich, König der Welt, und gehorche dem Rufe des Königs der Könige!“ Doch diese hochtönenden Worte schienen wie ein Spott auf den willenlosen Monarchen, den man zu Grabe trug. Dem schwachen Vater folgte ein schwacher Sohn, Romanus II., ein Jüngling von zwanzig Jahren. Hatte der Vater bei den Studien die Sorgen der Herrschaft vergessen, so vergeudete der Sohn seine Tage im Ballspiel und bei der Jagd. Die Regierung überließ er einem ränkevollen Verschnittenen, Joseph mit Namen, der von den niedrigsten Diensten im Palaste sich zu den höchsten Hofämtern aufgeschwungen hatte. Mit ihm theilte die Macht des Kaisers Gemahlin Theophano, von niederen Eltern in Sparta geboren, ein schönes, stolzes Weib, voll von Leidenschaften und verwegenem Muthe. Ausschweifend und von einer Gewissenlosigkeit, die vor keinem Frevel erbebte, hatte sie doch Gefühl für den Ruhm, und es kümmerte sie mehr als ihren sorglosen Gemahl, ob die Waffen der Griechen siegten oder unterlagen. Bald richtete auch sie ihren Blick auf den ruhmgekrönten Nicephorus; schon im Jahre 962 starb Romanus II., nicht ohne den Verdacht, daß Theophano seinen Tod beschleunigt habe. Als sie während der Minderjährigkeit ihrer Söhne Basilius II. und Constantin IX., die dem Namen nach dem Vater folgten, nicht völlig freie Hand in den Staatsgeschäften erhielt, verständigte sie sich sofort mit Nicephorus, dem Sieger des Ostens. Ihr Einfluß bewirkte, daß Nicephorus den unumschränkten Befehl über die Kriegsmacht im Orient erhielt und dann nach Constantinopel berufen wurde. Durch einen prächtigen Triumph blendete er die Augen der Menge, unermeßliche Beute legte er in den Staatsschatz nieder, dann kehrte er scheinbar befriedigt nach dem Osten zurück. Aber alsbald versammelte er hier seine gesammte Streitmacht, dem Anschein nach um einen neuen großen Schlag gegen die Araber zu führen, in Wahrheit

aber um sich von den Truppen zum Kaiser ausrufen zu lassen. Als dies geschehen war, führte er das Heer gegen Constantinopel, wo er die Krönung ertrotzte und dann Theophano die Hand reichte, indem er zugleich die Vormundschaft über ihre Kinder übernahm, die in unscheinbarer Stellung am Hofe blieben. Umsonst widersetzte sich die Geistlichkeit der Ehe des Nicephorus; der Sieger über Kreta ließ sich durch Hindernisse der Kirche nicht in seinen Plänen stören.

Ein kräftiger, mannhafter Kaiser stand endlich wieder einmal an der Spitze der griechischen Christenheit, und sofort gewannen die Dinge eine andere Gestalt. Die weichliche Pracht des Hofes verschwand, und Alles nahm ein kriegerisches Aussehen an. Der Kaiser war bereits einundfünfzig Jahre alt, aber seine Gestalt war noch kräftig, wenngleich untersetzt und nichts weniger als anmuthig. Eine sehr dunkle Gesichtsfarbe, lange, schwarze Haare, dunkle, träumerische Augen mit buschigen Augenbrauen und eine starkgebogene Nase gaben seiner Erscheinung etwas Schreckbares. Auf äußeren Schmuck legte er wenig Gewicht, auch seine Umgebung sah er lieber in ärmlicher Kleidung als in prächtigen Gewanden. Er war karg gegen Jedermann bis zum Geiz; alle Geldmittel des Reichs, die noch immer sehr bedeutend waren, verwandte er lediglich für den Krieg. Die Verwaltung war seit Jahrhunderten fest geordnet, aber Manches hatte sich in derselben unter der schwachen Herrschaft der früheren Kaiser gelockert; straff zog er die Zügel jetzt an und bestrafte jede Willkür der Beamten mit Strenge. Die Steuern wurden erhöht, selbst von den Gütern der Geistlichkeit mußten Abgaben entrichtet werden. Deshalb und wegen seiner Ehe war der Klerus dem Kaiser wenig geneigt, aber die Opposition des Patriarchen von Constantinopel und der Bischöfe entkräftete er durch eine geflissentlich der Menge gezeigte übermäßige Strenge in allen Gebräuchen der Kirche. Er fastete viel, trug ein härenes Kleid, was ihm geringe Ueberwindung kostete, von frommen Worten strömte sein Mund über, und willig unterwarf er sich selbst den strengsten Kirchenbußen. Dennoch achtete er in seinem Herzen jene Tugenden der Frömmigkeit und Devotion, welche die Geistlichen als die ersten des Herrschers priesen, überaus gering; die Tugenden des Kriegsmannes und Eroberers hatten in seinen Augen allein Bedeutung. Schon damals wußte man, daß sich bei ihm unter dem Deckmantel der Religion nur ein tiefer Ehrgeiz verstecke.

Sein ganzes Leben war Krieg und Waffenruhm. Im Osten wurden zunächst die Kämpfe gegen die Hamadaniden mit ganzer Kraft fortgeführt. Den Oberbefehl über die Truppen übertrug er hier einem seiner Vettern, Johannes Tzimisces, einem Armenier, der sich durch kriegerische Thaten bereits ausgezeichnet und auch die Thronbesteigung des Nicephorus unterstützt hatte. Mit großem Glück setzte Tzimisces den Kampf fort, aber fast alljährlich erschien auch der Kaiser selbst bei dem Heere und führte es in Person gegen den Feind. Bis an die alten Grenzen des Römerreichs drang man vor; schon hoffte man nächstens den Chalifen in Bagdad selbst anzugreifen, seiner Herrschaft ein Ende zu machen und die Stadt der Wunder zu plündern. Zugleich aber begann Nicephorus im Jahre 964 auch von Neuem im Westen den Kampf gegen die Fatimiden. Er sandte ein großes Heer unter seinem Vetter, dem Patricius Manuel, einem jungen, feurigen Manne, der sich durch glückliche Kriegsthaten hervorgethan hatte, nach Sicilien hinüber; die Flotte, welche die Truppen übersetzte, befehligte ein Verschnittener, der Patricius Nicetas, ein älterer, vorsichtiger Feldherr. In der That kämpften auch hier zuerst die Griechen mit großem Glücke: sie nahmen Himera, Syracus, Taormina, Leontini, Messana ein, die ganze Ostküste kam in ihre Gewalt. Ahmed, damals Emir in Sicilien, wagte zuerst so überlegenen Kräften nicht einmal die Spitze zu bieten; nachdem aber Moezz aus Afrika Verstärkungen unter Hasan, dem ersten seiner Feldherren, geschickt hatte, warfen die Araber sich bei Rometta dem Landheere der Griechen entgegen. Hier wurde eine blutige Schlacht geschlagen; zehntausend Griechen blieben auf dem Platze, unter ihnen auch Manuel, der Führer des Heeres. Darauf griffen die Araber auch die Flotte der Griechen an; nicht weit von der Meerenge wurde sie gänzlich vernichtet, Nicetas in Fesseln nach Afrika geschleppt. Das in seinen Anfängen so glückliche Unternehmen war völlig gescheitert. Einen zweiten Versuch zur Eroberung Siciliens machte der Kaiser bald darauf, aber auch dieser hatte keinen besseren Erfolg.

Voll von Aberglauben war das Volk der Griechen. Man las die Zukunft in den Sternen, man trug sich mit Prophezeiungen, in denen die Regierungsjahre jedes Kaisers und die wichtigsten Ereignisse während derselben vorhergesagt sein sollten. Nur sieben Jahre inneren Friedens hatten die Propheten dem Nicephorus gegeben, aber während dieser Zeit ihm Sieg gegen die Abbasiden im Osten verheißen; die Sarazenen

in Sicilien dagegen, so hieß es, würden nicht den Griechen, sondern den Franken, d. h. den abendländischen Christen, erliegen. Dies verkündete namentlich eine Weissagung, welche von einem Bischof von Sicilien, mit Namen Hippolyt, herrühren sollte. Es waren hier die geheimnißvollen Worte hinzugefügt: „Der Löwe und sein Junges werden den Waldesel verjagen.“ Diese Worte erklärten die Einen so, Nicephorus würde im Bunde mit Otto die Macht des Moezz vernichten, Andere, Otto und seinem Sohne sei die Macht der Fatimiden zu brechen beschieden. Solche Weissagungen sollen den Griechen und Arabern im Kampf gegenwärtig gewesen sein, und den Muth dieser gehoben, die Freudigkeit jener gebrochen haben.

Nicephorus glaubte solchen Dingen wenig, und auch nach harten Verlusten gab er die Hoffnung Sicilien wiederzugewinnen und Italien zu behaupten nicht auf. Neue Schwierigkeiten umringten ihn von allen Seiten, aber schreckten mit Nichten seinen festen Sinn. Im Jahre 966 kamen Gesandte der Bulgaren nach Constantinopel; der Kral Peter verlangte den Tribut, den seit langer Zeit die Kaiser den Bulgaren entrichteten. Nicephorus gerieth über diese Forderung in gewaltigen Zorn. „Haben wir deshalb,“ sagte er, „so große Siege erfochten, um diesem schmutzigen und armseligen Volk der Bulgaren Tribut zu zahlen?“ Und seinen alten Vater Bardas anblickend, fuhr er fort: „Hast du denn einen Sklaven erzeugt? Wie? Ich, der Kaiser und Herr der Römer, soll dienst- und zinspflichtig diesem schmutzigen Bulgarenvolk sein?“ Auf das Aergste wurden die Gesandten mißhandelt, dann sagte er ihnen: „Gehet und meldet eurem Könige im Schafpelze, ich, der erlauchte Kaiser der Römer, würde zu ihm kommen, um ihm zu geben, was ihm gebührt.“ Kurze Zeit darauf zog Nicephorus gegen die Bulgaren. Aber die Kriegsführung in den Gebirgen des Balkan war schwierig, und er hielt es bald für räthlich, selbst den Kampfplatz zu verlassen und die Russen mit Geld zu gewinnen, daß sie gegen die Bulgaren auszogen. Mit einer Flotte und einem Heere von 60,000 Mann landete der Russenfürst Swiätoslaw an den Küsten der Bulgarei; Kral Peter konnte solcher Macht keinen Widerstand entgegensetzen und suchte jetzt sogar den Schutz des Nicephorus nach.

Aber schon murrte man in Constantinopel selbst über den kriegslustigen Kaiser, der sich von Kampf in Kampf stürzte und den Waffenlärm eben so liebte, als das Volk ihn verabscheute. Um das weich-

liche Geschlecht an den Anblick der Waffen zu gewöhnen, ließ Nicephorus im Circus ein großes Reitergefecht aufführen; das Volk erschrak über das ungewohnte Schauspiel, Alles stürzte aus dem Circus, und in dem Gedränge fanden Viele den Tod. Bald darauf brach ein Aufstand in der Stadt aus; man warf auf den Kaiser mit Steinen. Aber er blieb ruhig in dem Tumult der Menge, nicht einmal die gerichtliche Verfolgung der Ruhestörer gab er zu. Sobald der Sturm sich gelegt hatte, waren Gefahr und Beschimpfung von ihm vergessen, und unerschrocken ging er auf der Bahn weiter, die er einmal betreten hatte.

Das war der Mann, mit dem sich jetzt Kaiser Otto verbünden und über die Ansprüche des morgenländischen Reichs auf Italien auseinandersetzen wollte. Auch Nicephorus wünschte Friede und Freundschaft mit dem neuen Kaiser des Abendlandes und hatte deshalb im Jahre 967 die schon erwähnte Gesandtschaft nach Ravenna gesendet, aber es war von einem Manne seiner Art nicht zu erwarten, daß er um des Friedens willen irgend ein Besitzthum oder Recht, das Byzanz bis dahin behauptet hatte, gutwillig aufgeben würde. Kaum vernahm er daher, daß Otto die Fürsten von Benevent und Capua in Lehnspflicht genommen habe, so entsandte er ein griechisches Heer nach Bari und rüstete sich selbst dem Heere zu folgen. Die Gesandtschaft, die Otto unter dem Venetianer Dominicus abgesandt hatte, fand den Kaiser bereits in Macedonien auf dem Wege nach dem Westen und konnte ihn von der Fortsetzung seiner Reise nur durch das Versprechen abhalten, daß Otto auf keine Weise die Rechte des morgenländischen Reichs antasten, das Gebiet des Kaisers nicht mit Waffengewalt angreifen würde. Dominicus verbürgte den Griechen mehr, als er Auftrag hatte, brachte es aber dadurch wirklich dahin, daß Nicephorus der Werbung um die Hand der Theophano für den jungen Otto Gehör schenkte. Unter der Bedingung, daß Otto auf die Besitzungen des morgenländischen Reichs in Italien keinen Anspruch erhebe, zeigte sich der Hof von Constantinopel nicht allein bereit ein Freundschaftsbündniß mit dem Abendreiche zu schließen, sondern auch die Ehe des sächsischen Kaisersohns mit einer im Purpur geborenen kaiserlichen Fürstin zu gestatten. Nicephorus kehrte nach Constantinopel zurück und gab den Krieg gegen Otto auf. Aber er traute dem Sachsen und den Verhältnissen Italiens doch noch sehr wenig, und wohl nur deshalb schloß er damals mit den Fatimiden Frieden. Er überließ ihnen Sicilien, löste die Gefangenen aus und

gab dem ketzerischen Chalifen in Afrika als kostbares Geschenk ein Schwert, das der Prophet einst im heiligen Kampfe geführt hatte und im Kampfe gegen die Hamadaniden von den Griechen erbeutet war. Den Krieg gegen die Araber im Osten setzte Nicephorus auch jetzt noch fort.

Während Kaiser Otto sich im Sommer des Jahres 967 im nördlichen Italien aufhielt, saß sein Sohn zum ersten Male einem Reichstage in Worms vor; man wollte hier in dem vierzehnjährigen Knaben eine hohe Gesinnung und große Klugheit entdecken. Bald darauf machte sich der junge König auf den Weg nach Italien; mit einem stattlichen Gefolge zog er über den Brenner und kam am 25. October zu Verona an, wo ihn sein kaiserlicher Vater mit König Konrad von Burgund und allen Großen Italiens empfing. In der zahlreichen und glänzenden Versammlung, die Verona vereinigte, wurden mannigfache Reichsgeschäfte verhandelt, namentlich ein wichtiges Gesetz für die Lombarden festgestellt, nach dem bei Besitzstreitigkeiten, wenn die sonstigen Beweise unzureichend waren, nicht mehr der Eid, sondern der Zweikampf entscheiden sollte. Dieses Verfahren, dem alten Herkommen der deutschen Stämme entsprechend und besonders bei den Sachsen noch üblich, in Italien zu erneuern schien um so nöthiger, als sich bei dem sittlichen Verfall des Landes die Zahl der Meineide auf eine erschreckende Weise vermehrt hatte. Nachdem Vater und Sohn noch das Fest aller Heiligen (1. November) zu Verona gefeiert hatten, begaben sie sich nach Mantua und von dort zu Schiff nach Ravenna. Schnell brachen sie dann nach Rom auf, in dessen Nähe sie im Anfange des December eintrafen.

Fast eine Meile vor den Thoren kamen der Adel und die Stadtmiliz im feierlichen Zuge mit Kreuzen und Fahnen unter Lobgesängen den Ottonen entgegen und geleiteten sie in die Stadt. An den Stufen der Peterskirche empfing sie der Papst auf das Ehrenvollste und krönte dann am Weihnachtsfeste den jungen Otto zum römischen Kaiser. Alles Volk, die Deutschen wie die Römer, jubelte laut; Alles freute sich der Eintracht zwischen Kaiser und Papst, zwischen Kirche und Reich, und sah in der den Sachsen gesicherten Herrschaft eine Bürgschaft für eine

glückliche Zukunft. In dieser Freudenzeit gedachte der Kaiser abermals der Mission unter den Heiden. Da sich der Erhebung Magdeburgs zum Erzbisthum noch immer nicht zu bewältigende Schwierigkeiten in den Weg stellten, begnügte er sich jedoch damit, für die Lausitzer und die Slawen, die jenseits des Bobers bis zu den Quellen der Oder wohnten, ein besonderes Bisthum zu errichten. Der Sitz desselben sollte zu Meißen bei dem dort errichteten Kloster des heiligen Johannes sein und das Bisthum in der Folge dem Erzbisthum Magdeburg untergeordnet werden. Auf einer Synode, die der Papst in den ersten Tagen des Jahres 968 zu Rom hielt, wurde das neue Bisthum in das Leben gerufen, und die Bulle, die deshalb der Papst erließ, mußten, damit sie gegen jede Einsprache um so gesicherter wäre, der junge Otto und siebenunddreißig Bischöfe unterschreiben.

Der alte Kaiser hatte die Nachfolge seines Sohnes im Imperium erwirkt, wie aber stand es mit der Vermählung desselben? Noch hoffte er gütlich die Kaisertochter von Byzanz dem Sohne zu gewinnen. Dominicus von Venedig war von seiner Gesandtschaft zurückgekehrt, und wie wenig er auch seinen Vorschriften sonst entsprochen haben mochte, er brachte die Hoffnung zurück, Theophano werde dem jungen Kaiser zugeführt werden. Aber noch war sie nicht erschienen, und als im Januar sich Otto von Rom nach Capua zu Pandulf begab, wurde ihm die Ankunft einer neuen Gesandtschaft vom Nicephorus gemeldet. Es waren sehr angesehene Männer vom Hofe zu Byzanz abgeschickt, und Otto glaubte daran zu erkennen, daß Nicephorus an der Freundschaft mit ihm ernstlich gelegen sei. Wie er die Lage der Dinge ansah, erhellt aus einem uns erhaltenen Schreiben vom 18. Januar 968, das er von Capua aus an seine Befehlshaber in Sachsen richtete. „Es sind Gesandte des Kaisers von Constantinopel," schreibt er, „auf dem Wege zu uns, sehr vornehme Männer, und man verlangt, wie wir hören, angelegentlichst nach einem guten Vernehmen. Wie sich aber auch die Sache gestalten möge, einen offenen Kampf mit uns wird man nicht wagen. Werden wir nicht einig, so werden die Griechen Apulien und Calabrien, welche Provinzen sie bis jetzt noch behauptet haben, hergeben müssen; geben sie indessen unseren Wünschen nach, so wollen wir im nächsten Sommer unsere Gemahlin und unseren Sohn nach Franken senden, selbst aber nach Frainet gehen, um die Sarazenen dort zu vernichten, und dann zu Euch kommen." Als die Gesandten bei Otto eintrafen, stießen die Ver-

handlungen jedoch auf erhebliche Schwierigkeiten, da Dominicus bei seiner Sendung Ottos Vollmachten überschritten hatte. Wir sind über die streitigen Punkte nicht unterrichtet, aber man wird kaum irren, wenn man sie in den langobardischen Fürsten Unteritaliens sucht. Pandulf und Landulf waren schon tief in die Politik Ottos verflochten; er konnte und wollte sie nicht der Lehnspflicht entlassen, andererseits aber auch Nicephorus nicht die seit einem Jahrhundert behauptete Oberherrschaft der Griechen über die langobardischen Fürstenthümer aufgeben.

Die Verhandlungen mit den griechischen Gesandten führten zu keinem Erfolge, und Otto glaubte sich schon bei dem ganzen Handel betrogen. Da er daran verzweifelte Theophano für seinen Sohn zu gewinnen, sollten die Griechen nun Apulien und Calabrien hergeben; ohne Kampf hoffte er diese Länder ihnen abnehmen zu können. Nachdem er noch zu Capua eine Zusammenkunft mit dem Fürsten Gisulf von Salerno gehabt hatte, den er auf seine Seite zu ziehen suchte, ging er nach Benevent und rückte bereits im Anfang März in Apulien, in das Land der Griechen, mit Heeresmacht ein.

Nirgends stieß der Kaiser im Anfang auf Widerstand, schnell drang er bis Bari, der Hauptstadt des Landes, vor; Bari aber war von den Griechen besetzt und weigerte sich ihm die Thore zu öffnen. Otto sah sich genöthigt die Stadt einzuschließen und zu belagern; die Belagerung versprach jedoch geringen Erfolg, da die Stadt ihre Verbindungen zur See unterhielt und Otto ohne die Unterstützung einer Flotte diese nicht unterbrechen konnte. Um einen langen, zwecklosen Kampf zu vermeiden, beschloß der Kaiser endlich noch einmal den Weg der Verhandlungen zu betreten. Er verließ deshalb das Gebiet der Griechen; in den ersten Tagen des Mai war er wieder in der Mark von Camerino.

Auf diesen Entschluß des Kaisers hatte besonders der Geschichtsschreiber Liudprand eingewirkt, dem damals die glücklichsten Tage glänzten. Durch wichtige Dienste in den Streitigkeiten mit dem Papstthum und durch seine gewandte Feder hatte er sich die Gunst des Kaisers in hohem Grade gewonnen. Der Bischof von Cremona war einer der angesehensten Männer am Hofe Ottos, der mit ihm nicht nur über die Angelegenheiten Italiens, sondern auch über die Verhältnisse des griechischen Reichs, die Liudprand durch einen früheren Aufenthalt in Constantinopel kannte, häufig zu Rathe ging. Liudprand erbot sich nun auch selbst die Maßregeln, die er angerathen hatte, durchzuführen. Im

Vertrauen auf seine Verbindungen am griechischen Hofe, seine Kenntniß der Landessitten und Landessprache, seine Schlauheit und Geschäftsgewandtheit hielt er sich für den rechten Mann, Otto und Nicephorus auszusöhnen und durch die Vermählung der Theophano mit dem jungen Kaiser den Bund des Ost- und Westreichs zu besiegeln; der Waffenruhm Ottos würde überdies, wie er hoffte, seinen Worten in Constantinopel willigen Eingang verschaffen. Ohne Frage besaß er wichtige und zu jener Zeit im Abendlande seltene Eigenschaften, die ihn zu dem freiwillig übernommenen Geschäfte befähigten, aber es fehlte ihm nur zu sehr an jener sittlichen Kraft, welche einst dem armen lothringischen Mönch zu Cordova so große Achtung gewonnen hatte. Liudprand war jähzornig, schmähsüchtig, eitel und fand an nichtigen Dingen nur allzugroßes Gefallen. Nicht mit der Selbstbeherrschung und dem Ernste, die ein ohnehin so schweres Geschäft erforderte, führte er seine Sache zu Constantinopel, und nichts war natürlicher, als daß er sein Ziel nicht erreichte und überdies vielfache Kränkungen erfahren mußte.

Es ist der Bericht Liudprands über diese seine Sendung, den er schon auf seiner Rückreise für Otto und Adelheid abfaßte, uns erhalten; mit der in Gift getauchten Feder eines tödtlich erbitterten Feindes ist derselbe geschrieben, aber er ist dennoch eines der merkwürdigsten Actenstücke jener Zeit und verbreitet über die Verhältnisse des griechischen Reichs wie die Machtstellung Ottos so viel Licht, daß er in seinen wesentlichen Theilen mitgetheilt zu werden verdient.

Liudprands Gesandtschaftsbericht an Otto und Adelheid.

Am vierten Juni — so berichtet Liudprand — kamen wir zu Constantinopel vor dem goldenen Thore an und mußten daselbst bis zur elften Stunde des Tages mit unseren Pferden trotz eines starken Regens warten. Erst um die elfte Stunde ließ uns Nicephorus und zwar zu Fuß einziehen, denn er meinte, daß wir, obschon durch Eure Milde so reich geschmückt, nicht würdig seien, zu Pferde unseren Einzug zu halten. Wir wurden darauf in einen sehr großen Marmorpalast geführt, der aber verfallen war und der Witterung so offen stand, daß wir weder vor Hitze noch vor Frost geschützt waren. Bewaffnete Wächter umstellten uns, die meinen Begleitern den Ausgang, allen Andern den Zutritt wehrten. Wir waren allein in diesem Hause, von aller

Gesellschaft entblößt, und zum Unglück war dasselbe überdies so weit von dem kaiserlichen Palast entfernt, daß uns auf dem Wege dahin, den wir immer zu Fuß machen mußten, der Athem verging. An Trinkwasser fehlte es in unserer Wohnung, und wir konnten es nicht einmal für Geld kaufen; den Wein der Griechen aber vermochten wir nicht zu trinken, da er mit Pech, Harz und Gyps gemischt wird. Die größte Plage war jedoch der Aufseher dieses Hauses, der für unsere täglichen Bedürfnisse sorgen sollte, ein so nichtswürdiger Mensch, daß man seinesgleichen kaum in der Hölle finden wird; was er an Schaden, Erpressungen, Kummer und Leid gegen uns ersinnen konnte, wurde er nicht müde uns anzuthun, und von den 120 Tagen, die wir hier weilten, verging uns nicht einer ohne Klagen und Seufzer.

Am 6. Juni, dem Sonnabend vor Pfingsten, wurde ich zu dem Bruder des Kaisers, dem Europalaten und Logotheten *) Leo geführt, mit dem ich einen harten Streit über Euren kaiserlichen Titel zu bestehen hatte. Denn er nannte Euch nicht mit dem griechischen Worte Basileus, sondern mit einer gewissen Nichtachtung gab er Euch den lateinischen Namen Rex. Da ich ihm bemerklich machte, dies seien nur verschiedene Worte, welche dieselbe Würde bezeichneten, sagte er: ich sei wohl des Streits und nicht des Friedens halber hergekommen. Darauf stand er auf und nahm in wirklich empörender Weise Euer Schreiben nicht selbst an, sondern ließ es mich seinem Dolmetscher übergeben. Dieser Leo ist ein Mann von sehr langer Statur, ein Mensch von erheuchelter Demuth, aber wehe dem, der sich auf ihn verläßt!

Am folgenden Tage, dem heiligen Pfingsttag selbst, wurde ich in den Krönungssaal, den die Griechen Stephana nennen, vor Nicephorus geführt. Ich fand in ihm gleichsam ein Ungethüm, einen Zwerg mit dickem Kopfe, kleinen Maulwurfsaugen, einem kurzen, breiten, dichten und halbgrauen Barte, einem ganz kurzen Hals und sehr langen und struppigen Haaren, von Gesichtsfarbe gleich einem Mohren, kurz, man möchte um Mitternacht ihm nicht begegnen. Er ist sehr beleibt, die Hüften sind im Verhältniß zu seiner Größe lang, die Schienbeine aber und Füße kurz. Er trug ein altes, vom Gebrauch abgenutztes und ausgebleichtes Staatskleid von Byssus und sicyonische Schuhe. Seine Redeweise ist polternd, aber er ist schlau wie ein Fuchs, an Lügen

*) Bezeichnung hoher Hofämter, etwa Hofmarschall und Kanzler.

und falschen Schwüren ein zweiter Ulysses. — Liudprand kann sich beim Anblick des Kaisers nicht enthalten Ottos und seines kaiserlichen Sohns zu gedenken. „O, meine erlauchten Herren Kaiser," ruft er aus, „Ihr seid mir immer schön, immer glänzend, mächtig, gnädig und tugendreich erschienen, aber um wie viel mehr von diesem Augenblick an!" — Zur Linken des Nicephorus, fährt er dann weiter fort, aber nicht in derselben Linie mit ihm, sondern weit hinten, saßen die beiden kleinen Kaiser, einst seine Herren, jetzt seine Unterthanen.

Das Gespräch begann Nicephorus mit folgenden Worten: „Es gebührte sich, und es war sogar unser Wunsch, dich gnädig und ehrenvoll zu empfangen, aber das ungebührliche Betragen deines Herrn erlaubt es uns nicht. Er hat durch feindlichen Einfall Rom an sich gerissen, Berengar und Adalbert wider Recht und Gesetz ihr Reich genommen, von den Römern Manche durch Schwert und Strang hinrichten lassen, Andere geblendet und überdies Städte unseres Reichs mit Mord und Brand heimgesucht und sich zu unterwerfen getrachtet. Nun aber, da er seine bösen Absichten nicht zu erreichen vermochte, stellt er sich, als wolle er Frieden halten, und sendet dich, der die Triebfeder aller jener Bosheiten war, als Kundschafter zu uns." Ich antwortete ihm dagegen: „Die Stadt Rom hat mein Herr nicht mit Gewalt oder wie ein Tyrann eingenommen, sondern sie von dem Joch ihres Tyrannen oder vielmehr ihrer Tyrannen befreit. Denn herrschten nicht Weiberknechte, oder, was noch schlimmer ist, Buhlerinnen über sie? Damals schlief, wie ich glaube, deine oder vielmehr deiner Vorgänger Macht, die sich zwar dem Namen nach, aber nicht mit Wahrheit römische Kaiser nannten. Wenn sie Macht hatten und Kaiser von Rom waren, warum ließen sie Rom in die Hand von buhlerischen Weibern fallen? Sind nicht sogar Einige der hochheiligen Päpste verjagt, Andere so bedrängt worden, daß sie nicht einmal ihren täglichen Lebensunterhalt und das Geld für die Armenpflege gewinnen konnten? Und schrieb nicht jener Adalbert an deine Vorgänger, die Kaiser Romanus und Constantin, einen Brief voll Schmähungen? Plünderte er nicht die Kirchen der hochheiligen Apostel? Wer von euch Kaisern hat sich da der Sache Gottes angenommen, wer ein so freches Unterfangen gerächt und die Kirche wieder zu ihren alten Ehren gebracht? Ihr übersaht es, aber nicht mein Herr, der von den Enden der Welt aufbrach und nach Rom zog, die Gottlosen aus dem Wege räumte und den Stellvertretern der hei-

ligen Apostel ihre Macht und ihre Ehre zurückgab. Nachher hat er allerdings diejenigen, die sich gegen ihn und ihren apostolischen Herrn erhoben, als Eidbrüchige und Tempelschänder, weil sie sich gegen die Päpste Raub und Mißhandlungen hatten zu Schulden kommen lassen, mit Schwert und Strang hinrichten lassen oder in die Verbannung geschickt; aber dies geschah nach den Gesetzen des Justinianus, Valentinianus, Theodosius und der anderen römischen Kaiser, und gottlos, ungerecht, grausam, ein Tyrann würde er sein, wenn er dies versäumt. Weltkundig ist ferner, daß Berengar und Adalbert seine Vasallen geworden waren, das Königreich Italien mit einem goldenen Scepter aus seiner Hand zu Lehen empfangen und in Gegenwart deiner Knechte, die noch leben und in dieser Stadt sich aufhalten, ihm den Eid der Treue geleistet hatten. Da sie nun auf Eingebung des Teufels ihr Wort brachen, nahm ihnen mein Herr mit Recht ihre Herrschaft; denn sie waren Verräther und Rebellen, und gerade ebenso würdest du mit solchen verfahren, die sich dir erst unterworfen und dann empört hätten." „Aber," sagte er, „ein Vasall Adalberts, der hier ist, stellt dies in Abrede." „Sagt er etwas Anderes," fuhr ich fort, „so soll Einer von meinen Mannen, wenn du es befiehlst, morgen im Zweikampf die Wahrheit meiner Worte erhärten." „Gut," erwiederte er, „dein Herr mag darin, wie du sagst, nach seinem Rechte gehandelt haben. Aber sage an, weshalb sucht er jetzt ein Land meines Reichs mit Feuer und Schwert heim, während wir in Friede und Freundschaft lebten und durch eine Vermählung unserer Häuser unseren Bund zu befestigen gedachten?" Ich antwortete: „Das Land, von dem du sagst, es gehöre zu deinem Reiche, ist, wie die Abstammung der Bewohner und die Sprache zeigen, ein Bestandtheil des italischen Reichs. Auch haben es die Langobarden erobert, und Ludwig, der Kaiser der Langobarden und Franken, dasselbe durch eine blutige Schlacht den Sarazenen entrissen. Sieben Jahre hat es Landulf, der Fürst von Capua und Benevent, nach dem Recht der Eroberung beherrscht, und es würde seiner und seiner Nachfolger Botmäßigkeit sich bis auf den heutigen Tag nicht entzogen haben, wenn sich nicht der Kaiser Romanus für unermeßliches Geld die Freundschaft unseres Königs Hugo erkauft hätte. Dies war auch der Grund, weshalb er seinen Enkel, der seinen Namen trug, mit einer unehelichen Tochter unsererس Königs Hugo vermählte. Aber fürwahr nicht der Machtlosigkeit, sondern nur der Freundschaft meiner Herren hast du es zuzuschrei-

ben, daß er dir dieses Land so viele Jahre nach Italiens und Roms Erwerbung belassen hat. Mit dem Freundschaftsbunde aber, den du durch eine Vermählung, wie du sagst, befestigen wolltest, glauben wir, daß es nicht ernst und ehrlich gemeint ist; du gedenkst durch die Verhandlungen wohl nur einen Waffenstillstand zu erzielen und die Entscheidung hinzuziehen, was sich weder für dich geziemt, noch wir zugeben können. Um jedoch ohne allen Rückhalt zu reden; mein Herr schickt mich zu dir, daß du, wenn es dein Wille ist die Tochter des Kaisers Romanus und der Kaiserin Theophano seinem Sohne, dem erlauchten Kaiser Otto, zur Ehe zu geben, mir dies eidlich angelobst, wogegen ich dir dann andererseits eidlich bekräftigen soll, daß er zum Entgelt und Dank dir bestimmte Zugeständnisse machen wird. Die beste Bürgschaft für seine aufrichtige Gesinnung hat er dir darin gegeben, daß er Apulien, welches er schon völlig in seiner Gewalt hatte, räumen ließ, und zwar geschah dies, wie dies ganz Apulien weiß, auf *meinen* Rath, dem du so viel Böses zuschreibst. „Es ist schon die zweite Stunde vorbei," sagte Nicephorus, „und die Festprocession muß gehalten werden; wir können jetzt die Sache nicht fortführen, aber wir werden dir auf alles dies antworten, sobald es uns gelegen ist."

Der Festaufzug war eben nicht glänzend. Eine große Menge von Krämern und gemeinem Volk, die zum Fest herbeigekommen waren, standen zum feierlichen Empfange des Nicephorus vom Palast bis zur Sophienkirche, sie faßten die beiden Seiten des Wegs ein und waren mit dünnen Schildchen und erbärmlichen Wurfspießen ausgerüstet, zum großen Theil aber barfuß. Die Hofleute, die in der Procession den Kaiser begleiteten, trugen große Mäntel, die jedoch vom Alter ganz durchlöchert waren. Es wäre besser gewesen, sie wären in ihren Hauskleidern gekommen; diese Staatskleider waren schon zu ihrer Großväter Zeiten nicht neu gewesen. Schmuck an Gold und Edelsteinen trug nur der Kaiser selbst; der Ornat, für die Figur seiner Vorfahren eingerichtet, entstellte ihn nur noch mehr. Man führte auch mich zur Kirche, um die Procession mit anzusehen, und gab mir auf dem Chor bei den Sängern einen Platz. Als nun jenes Ungethüm herankroch, stimmten die Sänger an: „Siehe, der Morgenstern kommt, Eous erhebt sich und verdunkelt durch seinen Schein die Strahlen der Sonne, der bleiche Tod der Sarazenen, Nicephorus, der Herrscher erscheint!" Auch sang man: „Nicephorus, dem Herrscher, seien viele Jahre beschieden! Ihn ehret,

alle Völker, und beugt euren Nacken dem mächtigen Fürsten!" Unter solchen speichelleckerischen Gesängen trat er, gewaltig sich aufblähend, in die Sophienkirche ein; die jungen Kaiser, seine Herren, folgten ihm weit hinten nach und beugten sich vor ihm beim Friedenskusse bis auf die Erde. Sein Waffenträger steckte dann nach der Sitte in der Kirche an einem Pfeil, der auf einem Rohr befestigt, eine Zahl auf, die angiebt, wie lange der Kaiser regiert.

An diesem Tage lud mich Nicephorus auch zur Tafel. Er meinte aber, ich sei nicht würdig, vor einem seiner Hofleute meinen Platz zu nehmen, und so erhielt ich erst die fünfzehnte Stelle von ihm und nicht einmal ein Tischtuch; von meinen Genossen war keiner bei Tische, ja nicht einmal im Palast zugegen. Bei der Mahlzeit, die sich lange hinzog und bei der es schmutzig herging, wie unter Trunkenen, wo es von Oel troff und von abscheulicher Fischlake, richtete er viele Fragen an mich über Eure Macht, Eure Reiche und Euer Heer. Da ich ihm der Wahrheit gemäß darauf antwortete, rief er aus: „Du lügst! Die Kriegsmannen deines Herrn verstehen weder das Reiten noch den Kampf zu Fuße; ihre großen Schilde, schweren Panzer, langen Schwerter und gewichtigen Helme hindern sie bei beiden Kampfarten. Es hemmt sie auch" — fuhr er lachend fort — „die Gefräßigkeit, denn der Bauch ist ihr Gott, ihr Muth Trunkenheit, ihre Tapferkeit Rausch; Fasten ist ihr Verderben und Nüchternheit ihr Entsetzen. Auch hat dein Herr keine Flotte auf der See. Eine tüchtige Seemacht habe ich allein, und ich will ihn mit meiner Flotte angreifen, seine Städte an der See zerstören und Alles, was an den Flüssen liegt, in einen Schutthaufen verwandeln. Und auch zu Lande kann er mir mit seiner geringen Heeresmacht nicht Stand halten. Er hatte seinen Sohn und seine Gemahlin bei sich, alle Sachsen, Schwaben, Baiern und Italiener begleiteten ihn, und doch vermochten sie nicht eines meiner Städtchen, das sich widersetzte, zu nehmen; ja das konnten sie nicht, und wie will er mir Widerstand leisten, wenn ich erst mit so vielen Leuten, als Sterne am Himmel und Wogen bei stürmischer See sind, gegen ihn anrücke?" Als ich ihm hierauf eine Antwort, wie er sie verdiente, ertheilen wollte, ließ er mich nicht zu Worte kommen, sondern sagte, um mich zu verhöhnen: „Ihr seid ja gar keine Römer, sondern Langobarden!" Ich gerieth in Zorn, und obgleich er noch weiter reden wollte und mir zu schweigen winkte, brach ich los: „Romulus, von dem die Römer den Namen tragen, war

ein Brudermörder und Bastard; er eröffnete eine Freistätte für böse Schuldner, entlaufene Sclaven, Mörder und andere Verbrecher, die den Tod verdient hatten, und diesen seinen Anhang nannte er Römer. Solcher edlen Abkunft sind diejenigen, die ihr die Herren der Welt nennt, die wir aber, d. h. die Langobarden, Sachsen, Franken, Lothringer, Baiern, Schwaben und Burgunder, so tief verachten, daß wir im Zorn gegen unsere Feinde kein anderes Schimpfwort kennen, als: „Du Römer!“ Denn Feigheit und Niederträchtigkeit, Geiz, Ueppigkeit, Lug und Trug, kurz alle Laster fassen wir in diesem einen Worte zusammen. Wenn du uns aber unkriegerisch und ungeschickt im Reiten nennst, so werden dir, wenn die Sünden der Christenheit es verschulden sollten, daß du in deiner Hartnäckigkeit verharrst, die nächsten Kämpfe bald zeigen, was ihr für Leute seid und ob wir zu kämpfen wissen.“ Da winkte mir Nicephorus höchst aufgebracht Stillschweigen zu, befahl die lange, aber sehr schmale Tafel aufzuheben und hieß mich nach meiner abscheulichen Wohnung d. h. meinem Kerker zurückkehren.

Zwei Tage nachher verfiel ich theils vor Aerger, theils in Folge der Hitze und des Durstes in eine heftige Krankheit. Auch meine Begleiter, welche dieselben Leiden durchmachten, erkrankten und fürchteten in der Fremde zu sterben. Und wie hätte es anders sein können, da sie statt eines ordentlichen Weins eine Salzlake trinken mußten, zum Lager nicht Heu, Stroh oder den Erdboden hatten, sondern den harten Marmor und zum Kopfkissen Steine? In der größten Besorgniß für mich und die Meinigen rief ich unseren Wächter oder vielmehr Peiniger und erwirkte von ihm, nicht sowohl durch Bitten, als durch Geld, daß er folgenden Brief an den Bruder des Nicephorus besorgte: „Bischof Liudprand an den Europalaten und Logotheten der Rennbahn. Wenn der durchlauchtigste Kaiser die Bitte, die mich hierher geführt hat, zu erfüllen gedenkt, will ich gern die Leiden, die ich hier ertrage, auf mich nehmen; nur möge dann mein Herr schriftlich und durch einen Boten unterrichtet werden, daß ich mich nicht ohne Noth hier aufhalte. Ist dem aber nicht also, so liegt ein Lastschiff aus Venedig hier, das bald in See gehen will; möchte der Kaiser mir dann, da ich krank bin, erlauben dieses Schiff zu besteigen, auf daß, wenn es mit mir zu Ende gehen sollte, mein Leib mindestens auf heimathlichem Boden seine Ruhestätte finde.“

Als der Bruder des Kaisers diesen Brief empfangen hatte, hieß er

mich nach vier Tagen zu ihm kommen. Da fand ich nun eine Versammlung der weisesten und nach ihrer Weise gebildetsten Männer, die Eure Angelegenheit in Erwägung ziehen sollten; es waren der Parakoimomenos*) Basilius, der Proto a secretis**) Simeon, der Protovestiarius***) und zwei Magister†). Sie redeten mich zuerst so an: „Sage uns, Bruder, weshalb hast du dich hierher bemüht?“ Da ich ihnen sagte, um jener Verbindung willen, welche einen unverbrüchlichen Frieden zwischen den beiden Reichen begründen solle, gaben sie zur Antwort: „Es ist unerhört, daß die im Purpur geborene Tochter eines im Purpur geborenen Vaters einem Fremden gegeben wird. Aber obwohl ihr so Großes fordert, soll es euch doch gewährt werden, wenn ihr uns einen geziemenden Preis dafür gebt, Ravenna nämlich und Rom mit allen anliegenden Ländern bis an unsere Grenzen. Wollt ihr aber nur ein Freundschaftsbündniß schließen ohne die Vermählung, dann möge dein Herr Rom frei erklären und die Fürsten von Benevent und Capua, früher die Knechte unseres heiligen Reichs, jetzt Rebellen, wieder unter die frühere Abhängigkeit von uns stellen.“ Ich antwortete ihnen: „Ihr wißt selbst recht gut, daß mein Herr mächtigere Slawenfürsten zu Vasallen hat, als jener Bulgarenkönig Peter war, der die Tochter des Kaisers Christophorus heimführte!“ „Aber Christophorus,“ sagten sie, „war auch nicht ein im Purpur geborener Kaiser!“ „Und Rom,“ fuhr ich fort, „von dem ihr so viel Aufhebens macht, daß es frei sein soll, wem dient es denn? Wem zahlt es Tribut? Diente es nicht gerade früher, und überdies noch Buhlerinnen? Befreit von solcher schmählichen Dienstbarkeit hat es mein Herr, der erlauchte Kaiser, während ihr schliefet oder vielmehr nicht die Kraft hattet es zu erlösen. Der erlauchte Kaiser Constantin, der diese Stadt gründete und nach sich nannte, schenkte der heiligen apostolischen römischen Kirche, wie er Herr des Erdkreises war, nicht in Italien allein, sondern fast in allen Ländern des Westens und auch des Ostens und Südens große Güter, in Griechenland nämlich, in Judäa, Persien, Mesopotamien, Babylonien, Aegypten und Libyen, wie seine Privilegien bezeugen, die wir noch

*) Oberkammerherr.

**) Oberstaatssecretair.

***) Obergarderobenmeister.

†) Höhere Staatsbeamte, etwa geheime Räthe.

haben. Alles fürwahr nun, was in Italien, Sachsen, Baiern und in den anderen Reichen meines Herrn der Kirche der heiligen Apostel gehört, hat er dem Stellvertreter der heiligen Apostel überwiesen. Und wenn mein Herr von alle dem eine Stadt, ein Dorf, irgend welche Vasallen und Knechte für sich behalten hat, will ich ein Gottesleugner heißen! Warum aber thut euer Kaiser nicht desgleichen und giebt, was in seinen Reichen liegt, ebenfalls der Kirche der Apostel zurück, um sie, da sie durch die Bemühungen und die Freigebigkeit meines Herrn frei und reich ist, noch reicher zu machen und noch freier zu stellen?" „Das wird auch unser Kaiser," antwortete Basilius, „sicherlich thun, sobald er Rom und die römische Kirche nach seinem Willen leiten wird!" Da erzählte ich ihnen folgende Geschichte: „Es erlitt Jemand von einem Andern schweres Unrecht; deshalb betete er zu Gott: „Herr, räche mich an meinem Feinde!" Der Herr aber sprach zu ihm: „Ich werde es thun an dem Tage, wo ich einem Jeden lohne nach seinen Werken!" „Ach Gott, wie spät!" seufzte da der Mann. Alle mit Ausnahme Leos, des Bruders des Kaisers, erhoben darauf ein lautes Gelächter. Man hob die Berathung auf, hieß mich in meine Wohnung zurückkehren und ließ mich dort bis zum Feste der heiligen Apostel bewachen.

An diesem Festtage (29. Juni) mußte ich auf Befehl, obwohl ich sehr leidend war, vor dem Kaiser in der Kirche der heiligen Apostel erscheinen, zugleich auch mehrere bulgarische Gesandte*), die am Tage zuvor eingetroffen waren. Wir wurden nach der Messe zu Tische eingeladen, ich aber erhielt am oberen Ende der langen und schmalen Tafel hinter einem bulgarischen Gesandten meinen Platz. Dieser Mensch war barbarisch wie ein Ungar geschoren, trug eine eiserne Kette und war, wie ich richtig ahnete, noch Katechumene, noch nicht einmal getauft. Dies war, meine erlauchten Herren, ein Hohn gegen Euch, in meiner Person wurdet Ihr beschimpft, und da ich Eure Beleidigung nicht ruhig mit ansehen konnte, verließ ich die Tafel. Als ich aber erzürnt mich entfernen wollte, folgten mir Leo, des Kaisers Bruder, und Simeon,

*) Die Bulgaren, von Swiätoslaw eben damals gänzlich geschlagen, suchten und fanden bei Nicephorus Beistand. Nicephorus zeigte sich um so bereitwilliger dazu, weil Swiätoslaw schon mit Plänen umging Constantinopel selbst anzugreifen. Es wurden sogar Verhandlungen eingeleitet, die jungen Kaiser, die Söhne des Romanus, mit bulgarischen Fürstentöchtern zu vermählen.

der Proto a secretis, und sagten: „Als der Bulgarenkönig Petrus sich mit der Tochter des Kaisers Christophorus vermählte, wurde ein Vertrag gemacht und beschworen, daß die Gesandten der Bulgaren den Gesandten der anderen Völker in allen Ehren- und Gunstbezeugungen bei uns voranstehen sollten. Jener Gesandte der Bulgaren hat deshalb, obwohl er, wie du sagst, übel geschoren und ungewaschen ist, auch nur eine eiserne Kette trägt, doch den Rang eines Patricius, und einem Bischofe, zumal einem fränkischen, den Platz über ihm einzuräumen halten wir für durchaus unrecht. Da wir aber sehen, daß du darüber ungehalten bist, bitten wir dich dringend mit dem Hofgesinde des Kaisers in einem Gasthause zu speisen, denn nimmer werden wir es zugeben, daß du so in deine Wohnung zurückkehrst." Ich war zu ergrimmt, um ihnen etwas zu antworten, und that, wie sie sagten; denn ich wollte nur nicht an einer Tafel sein, wo ein Gesandter der Bulgaren, ich will nicht sagen mir, dem Bischof Liudprand, sondern Eurem Gesandten vorgezogen wurde. Der erhabene Kaiser beruhigte mich aber durch ein prächtiges Geschenk; er schickte mir nämlich von seinen Leckerbissen einen fetten Hammelbraten, von dem er selbst gegessen hatte, der mit Knoblauch, Zwiebeln und Lauch gefüllt war und in einer Fischlake schwamm; fürwahr ein sauberes Gericht, das ich wohl Eurer Tafel gewünscht hätte, Ihr hättet dann vielleicht von den Herrlichkeiten dieses Kaisers eine andere Meinung gefaßt.

Nach acht Tagen, als die Gesandten der Bulgaren abgereist waren, zwang der Kaiser mich wieder an demselben Ort bei ihm zur Tafel zu erscheinen, obwohl ich auch damals noch leidend war; er meinte nämlich, daß ich großes Gewicht auf diese Ehre legte. Bei Tische waren auch mehrere Bischöfe und der Patriarch von Constantinopel zugegen. In ihrer Gegenwart legte er mir nun mehrere Fragen über die heilige Schrift vor, die ich ihm aber unter dem Beistande des heiligen Geistes richtig beantwortete; zuletzt fragte er mich, um euch zu verspotten, welche Kirchenversammlungen wir denn als gültig anerkennten. Ich antwortete: „Die von Nicäa, Chalcedon, Ephesus, Antiochia, Karthago, Ancyra und Constantinopel." Da lachte er höhnisch und sagte: „Du vergißt die sächsische zu nennen. In unseren Sammlungen steht sie freilich nicht; wenn du fragst: warum? so ist die Antwort, weil sie zu jung und einfältig ist und bis zu uns noch nicht hat durchdringen können." Ich sagte: „Wo das kranke Glied am Leibe ist, da muß mit dem Eisen ge-

brannt werden. Von euch gingen alle Ketzereien aus, bei euch gewannen sie Kraft, daher mußten sie auch hier und zwar von uns, den Abendländern, erstickt und überwältigt werden. Auch zu Rom und Pavia wurden wohl Synoden gehalten, doch läßt sich von ihnen nicht sagen, daß sie wegen Irrlehren in diesen Kirchen selbst gehalten wurden. Vielmehr war es ein römischer Geistlicher, der nachherige Papst Gregorius, der den ketzerischen Patriarchen von Constantinopel Eutychius hier aus seinem Irrthum herausriß. Eutychius sagte nämlich, ja lehrte und schrieb sogar, wir würden bei der Auferstehung nicht mit solchem Fleisch umkleidet sein, wie wir hier haben, sondern eine gewisse geistige Körperhülle annehmen, Gregorius aber verbrannte im rechten Glauben das vom Irrthum eingegebene Buch desselben. Auch der Bischof Ennodius von Pavia wurde wegen einer anderen Ketzerei hierher nach Constantinopel vom römischen Papste gesandt, und es glückte ihm dieselbe zu unterdrücken und die allgemeine rechtgläubige Lehre herzustellen. Das Volk der Sachsen aber hat sich, seitdem es die heilige Taufe und die wahre Erkenntniß Gottes empfangen hat, durch keine Ketzerei befleckt; es bedurfte also auch dort keiner Synode, um eine Ketzerei zu unterdrücken, denn es gab keine. Wenn du aber den Glauben der Sachsen jung und einfältig nennst, so gebe ich dir darin völlig Recht; denn bei ihnen, wo die Werke dem Glauben folgen, ist er noch frisch und kräftig, nicht alt und verkommen; hier aber, wo ihn keine Werke begleiten, ist er altersschwach und wird wegen seines Alters wie ein schäbiger Rock verachtet. Doch weiß ich auch von einer Synode in Sachsen, und in der wurde festgesetzt, daß es ehrenvoller sei mit dem Schwerte als mit Federn zu fechten und ruhmvoller zu fallen als zu fliehen. Und das hat ja auch dein eigenes Heer erprobt." Möchten sie, dachte ich in meinem Herzen, doch bald durch Erfahrung noch besser es kennen lernen, wie tapfer die Sachsen streiten.

Noch an demselben Tage mußte ich ihm abermals am Nachmittag, als er zum kaiserlichen Palast zurückkehrte, meine Aufwartung machen, und doch war ich so entkräftet und entstellt, daß die Frauen, die früher, wenn sie mir begegneten, voll Staunen sich zugerufen hatten: „Sieh nur, Mutter!" sich jetzt voll Mitleiden an die Brust schlugen und sprachen: „Der arme, unglückliche Mensch!" Als der Kaiser erschien, was ich da ihm Böses und Euch, meinen abwesenden Gebietern, Gutes mit zum Himmel erhobenen Händen gewünscht habe — o möchte es

Alles in Erfüllung gehen! Dennoch mußte ich nicht wenig damals über ihn lachen. Er saß nämlich auf einem wilden und scheuen Pferde, das sehr groß war, obschon er nur klein ist. Da kam er mir vor, wie eine jener kleinen Puppen, welche die Slawen bei euch auf ein Füllen setzen und dieses dann ohne Zügel der Mutter nachlaufen lassen.

Cap. 24 Darauf wurde ich zu meiner verhaßten Herberge zurückgebracht, wo meine Genossen fünf Löwen waren, die dort gefüttert wurden. Drei Wochen sah ich hier Niemanden, als meine Begleiter. Ich glaubte schon, Nicephorus würde mich niemals wieder heimkehren lassen, und der Kummer darüber vergrößerte mein Uebelbefinden so, daß ich ohne den Beistand der Jungfrau Maria meinen Leiden erlegen wäre. Cap. 25 Während dieser Zeit hielt Nicephorus außerhalb Constantinopel Hof an einem Orte, der „an den Quellen" genannt wird, und ließ mich endlich hierher bescheiden. Obgleich ich so krank war, daß selbst das Sitzen mir beschwerlich fiel, mußte ich doch vor ihm stehen, und zwar mit entblößtem Haupte, was mir sehr nachtheilig war. Er sagte zu mir: „Die Boten deines Königs Otto, die im vergangenen Jahre kamen, haben mir eidlich versprochen — und die Urkunden darüber sind hier — daß er niemals in irgend einer Weise unser Reich benachtheiligen werde. Giebt es aber wohl eine größere Benachtheiligung, als daß er sich Kaiser nennt und Provinzen unseres Reichs an sich reißt? Beides ist unerträglich, und besonders können wir das nicht ruhig ertragen, daß er sich Kaiser nennt. Dennoch, wenn du mir dasselbe verbürgst, wie jene, will ich dich geehrt und reich beschenkt bald von hinnen entsenden." Dies that er, um mich zu verlocken; denn er wußte wohl, daß, wenn ich es unbesonnener Weise thäte, Ihr es doch nicht anerkennen würdet, aber er hatte dann etwas zu seiner Rechtfertigung und zu unserer Beschimpfung in Händen. Cap. 26 „Mein erlauchter Herr," antwortete ich, „hat Alles, was du berührst, vorausgesehen — denn er ist hochverständig und der Geist Gottes mit ihm — und deshalb hat er mir schriftlich seine Aufträge übergeben, daß ich sie nicht überschritte, und sie mit seinem Siegel versehen. Diese seine Aufträge mögen verlesen werden, und ich will eidlich den Inhalt derselben bekräftigen. Was aber die früheren Gesandten wider ihren Auftrag versprochen und beschworen haben, damit ist es, wie es beim Plato heißt: „Was man vom Gotte erfleht, das hat man selbst zu vertreten, nicht er." Cap. 27 Hierauf wandte sich das Gespräch auf die Fürsten von Capua und Benevent, die er

seine Knechte nennt und deren Abfall ihm ganz besonders zu Herzen geht. „Meine Knechte," sagte er, „hat dein Herr in seinen Schutz genommen, und wenn er sie nicht aus demselben entläßt und ihnen in ihr früheres Dienstverhältniß zurückzukehren gestattet, kann er unsere Freundschaft nimmermehr gewinnen. Sie selbst verlangen wieder bei uns zu Gnaden angenommen zu werden, aber wir gewähren ihnen dies nicht, denn sie sollen erfahren, wie gefährlich es ist seinen Herrn zu verlassen und sich dem Gehorsam zu entziehen; ehrenvoller aber wäre es für deinen Herrn, sie gutwillig uns zu überliefern, als sich dazu zwingen zu lassen. Sie werden, wenn ich am Leben bleibe, schon sehen, was es heißt seinen Herrn hintergehen, ja, wie ich glaube, sie wissen es jetzt schon durch meine Truppen jenseits des Meeres." Er verwehrte mir darauf zu antworten, und da ich fortgehen wollte, hieß er mich zur Tafel zurückkehren.

Bei Tische saß sein Vater neben ihm, der mir wie ein Greis von hundert und fünfzig Jahren erschien.*) Dennoch empfing er dieselben Glückwünsche, wie sein Sohn, daß Gott sein Leben noch vielmal so lang ausdehnen möge. Hier konnte man recht sehen, was für Narren und Schmeichler die Griechen sind, da sie einem Greise eine Lebensdauer wider alle Gesetze der Natur wünschen, und der Alte freut sich darüber, obwohl er ja recht gut weiß, daß Gott es ihm nicht gewährt und daß, wenn er es thäte, es ihm nicht gut sein würde. Abermals priesen sie auch Nicephorus als den Friedenbringer und Morgenstern. Aber den Hülflosen stark, den Narren weise, den Zwerg einen Riesen, den Mohren weiß und den Sünder einen Heiligen nennen, das ist wahrlich kein Lob, sondern Hohn. Und wer sich daran freut, daß ihm Eigenschaften nachgerühmt werden, die er gar nicht besitzt, der ist wie eine Eule, die im Dunkeln sieht, aber beim Tageslicht blind ist. Bei Tische wurde diesmal, was sonst nicht geschah, eine Predigt des heiligen Johannes Chrysostomus über die Apostelgeschichte vorgelesen. Als die Predigt zu Ende war, bat ich um die Erlaubniß, zu Euch heimkehren zu dürfen. Der Kaiser nickte mir mit dem Kopfe zu, als wolle er meinen Wunsch erfüllen, gab aber meinem Wächter und Peiniger den Befehl, mich wieder zu meinen Löwen zurückzuführen. Dies geschah, und bis zum 20. Juli sah ich ihn nicht wieder, wurde aber streng bewacht, damit ich

*) Bardas; er war über 90 Jahre alt.

Niemanden spräche, der mir etwas von dem mittheilen könnte, was er unternähme.

Inzwischen ließ er Grimizo, den Gesandten Adalberts, zu sich kommen und befahl demselben mit einer griechischen Flotte nach Italien zurückzukehren. Diese Flotte bestand aus 24 griechischen Kriegsschiffen, 2 russischen und 2 gallischen; mehr habe ich wenigstens nicht gesehen. Mit dem ganzen Heere, das sie übersetzte, glaubet mir, meine erlauchten Herren, werden vierhundert Eurer Ritter, wenn nicht Wälle und Gräben sie hindern, leicht fertig werden; zumal den Befehl über dasselbe — ich glaube, Euch zum Hohn — ein Verschnittener hat. Adalbert hat nämlich dem Nicephorus melden lassen, er habe ein Heer von 8000 Gewappneten beisammen und würde, wenn ein griechisches Heer ihm zur Hülfe käme, Euch leicht in die Flucht schlagen und vernichten; er bat auch Nicephorus um Geld, um die Kampflust seiner Leute anzufachen. Deshalb gab Nicephorus dem Verschnittenen eine große Geldsumme mit, zugleich aber den Auftrag, nur dann, wenn Adalbert wirklich 7000 Gewappnete oder mehr ihm zuführen sollte, ihm das Geld zu übergeben, auch sollte dann Adalberts Bruder Kuno*) mit seinem eigenen und dem griechischen Heere Euch angreifen, Adalbert aber zu Bari in sicherem Gewahrsam bleiben, bis Kuno siegreich zurückkehrte; hätte dagegen Adalbert nicht 7000 Gewappnete, so sollte der Verschnittene ihn sogleich in Ketten legen und ihn Euch, wenn Ihr nach Bari kämet, überliefern, auch jene Geldsumme Euch aushändigen. Welche abscheuliche Treulosigkeit! Aber so sind diese Griechen! — Am 19. Juli ging diese Flotte in See, ich sah es selbst von meinem Kerker aus.

Am folgenden Tage, dem Feste Eliä Himmelfahrt, den das leichtfertige Volk der Griechen mit theatralischen Spielen feiert, ließ der Kaiser mich wieder zu sich kommen und sprach zu mir: „Ich beabsichtige mein Heer jetzt gegen die Araber zu führen, nicht gegen Christen, wie es dein Herr thut. Schon im vorigen Jahre ging ich mit diesem Feldzuge um, aber als ich hörte, daß dein Herr mein Land angreifen wollte, ließ ich von den Arabern ab und wandte mich gegen ihn. Als wir bereits in Macedonien waren, kam uns Dominicus aus Venedig als sein Bote entgegen; er ließ es sich viel Mühe und Anstrengung kosten

*) Kuno mußte also der Gefangenschaft entkommen sein.

uns zu besänftigen und zur Rückkehr zu bewegen und leistete uns einen Eid, dein Herr denke gar nicht an das, was man ihm Schuld gebe, geschweige denn, daß er es je unternehmen würde. Kehre also nun heim" — bei diesen Worten sprach ich im Herzen: gelobt sei Gott! — „und melde deinem Herrn dies und das, und will er darauf eingehen, so komm selbst wieder hierher!" Ich antwortete: „Möge deine heilige Majestät nur den Befehl geben, daß ich schnell nach Italien heimkehre, dann bin ich überzeugt, daß mein Kaiser, was deine Majestät wünscht, gern thun und ich hocherfreut zu dir zurückkommen werde." Er merkte leider in welchem Sinne ich dies sagte; denn er lachte und nickte mit dem Kopfe. Als ich mich verabschieden wollte und mich tief bis zur Erde vor ihm verneigte, hieß er mich zu Gaste bleiben und zu seinem von Knoblauch und Zwiebeln duftenden, mit Oel und Fischlake bereiteten Mahle kommen. Erst an diesem Tage brachte ich es durch große Bitten dahin, daß er das Geschenk von Euch annahm, das er bisher immer zurückgewiesen hatte.

Als wir an der langen schmalen Tafel saßen, die nur in der Breite eines Balkens bedeckt und zur Hälfte der ganzen Länge nach ohne Tischtuch war, ließ er seinen Spott gegen die Franken aus, mit welchem Namen er sowohl die lateinisch, wie die deutsch sprechenden Völker des Abendlandes bezeichnete, und fragte mich, wo denn mein Bischofssitz liege und wie er heiße. „Cremona," sagte ich, „nahe am Po, dem ersten unter den Flüssen Italiens. Und da deine Hoheit alsbald dahin Kriegsschiffe zu senden gedenkt, möge es mir zu Gute kommen, daß ich das Glück hatte dich hier zu sehen und kennen zu lernen. Schone der Stadt, daß sie durch dich erhalten bleibe, da sie ja doch dir nicht widerstehen kann!" Er merkte die Ironie in meinen Worten, sah aber zur Erde und versprach meinen Wunsch zu erfüllen; auch schwur er mir bei der Macht seines Reichs, die Hand auf die Brust gelegt, mir solle kein Leid geschehen und er werde mich bald sicher auf seinen Kriegsschiffen nach Ancona bringen lassen.

Sein Eid war falsch, wie sich alsbald zeigte. Denn dies geschah am 20. Juli, einem Montag, und von diesem Tage an erhielt ich vier Tage lang nichts zu meinem Unterhalte, obwohl zu Constantinopel eine solche Theuerung war, daß ich für meine fünfundzwanzig Begleiter und meine vier griechischen Aufseher für drei Goldstücke kaum eine Mahlzeit beschaffen konnte, und am nächsten Mittwoch, den 22. Juli, ver-

ließ der Kaiser schon Constantinopel, um gegen die Araber ins Feld zu ziehen.

Am folgenden Tage ließ mich sein Bruder zu sich kommen und sagte zu mir: „Der Kaiser ist zum Heere voraus, ich bin heute noch hier geblieben, um einige nöthige Anordnungen zu treffen; wenn du noch den Wunsch hegst den heiligen Kaiser zu sehen oder ihm noch etwas Neues mitzutheilen hast, so sage es.“ Ich sagte, beides sei nicht der Fall, nur darum bäte ich, nach dem Versprechen des Kaisers mit den Kriegsschiffen nach Ancona befördert zu werden. Er schwur mir darauf beim Haupte des Kaisers, bei seinem eigenen Leben und seinen Kindern — denn die Griechen sind immer bereit beim Leben ihrer Mitmenschen zu schwören —, es solle geschehen. „Wann?“ fragte ich. „Sogleich,“ antwortete er, „nach der Abreise des Kaisers; der Befehlshaber der Flotte wird dann für dich Sorge tragen.“ Ich ließ mich von der Hoffnung täuschen und ging froh von dannen.

Am zweitfolgenden Tage, am Sonnabend, beschied mich Nicephorus nach Umbria, einem Orte etwa vier Meilen von Constantinopel. Hier sagte er zu mir: „Ich gedachte, daß du, ein so angesehener und rechtschaffener Mann, deshalb hierher gekommen seist, daß du dich in allen Stücken meinen Forderungen willfährig zeigen und zwischen mir und deinem Herrn ein Freundschaftsbündniß für ewige Zeiten schließen würdest. Da du aber in deiner Hartnäckigkeit dies nicht thun willst, so thue mindestens das Eine, was die Billigkeit erheischt, schwöre mir nämlich, daß dein Herr den Fürsten von Benevent und Capua, meinen Dienern, die ich zu bekriegen gedenke, keinen Beistand leisten wird. Will er von dem Seinen Nichts hergeben, so lasse er mir wenigstens das Meine. Es ist weltkundig, daß die Väter und Großväter dieser Fürsten unserem Reiche tributpflichtig waren, und daß sie es bald auch wieder sein werden, dafür wird unser Heer sorgen.“ Ich antwortete ihm: „Jene sind edle Fürsten und Vasallen meines Herrn; hört er, daß du sie angreifst, so wird er ihnen solche Hülfsmacht schicken, daß sie deine Truppen vernichten und deine beiden letzten überseeischen Länder dir abnehmen.“ Da schwoll er vor Zorn auf, wie eine Kröte, und rief: „Fort, bei meinem Leben und bei meinen Eltern, dein Herr soll bald an andere Dinge denken, als entlaufene Sklaven zu beschützen!“ Als ich wegging, ließ er mir durch den Dolmetscher sagen, ich sollte zu Tisch bei ihm bleiben. Hier fand ich auch den Bruder der beiden genannten

Fürsten*) und einen gewissen Byſantius, einen Mann aus Bari; diese nöthigte er heftige Schmähungen gegen Euch, die Lateiner und Deutschen auszustoßen. Als ich von Tisch ging, schickten sie aber heimlich Boten zu mir und ließen mir sagen, sie hätten diese Schmähungen wider ihren Willen, nur durch die Drohungen des Kaisers genöthigt, laut werden lassen müssen.

Beim Mahle hatte mich Nicephorus auch befragt, ob Ihr Thiergärten hättet und Waldesel oder andere Thiere in denselben wären. Ich antwortete, Ihr hättet Thiergärten und Thiere darin, nur keine Waldesel. „Dann," sagte er, „werde ich dich in unseren Thiergarten führen lassen, und du wirst staunen über die Größe desselben und die Waldesel darin." Ich wurde also in einen Thiergarten geführt, der allerdings sehr groß, aber hügelig, voll struppigen Gebüsches und durchaus nicht anmuthig war. Da ich mit dem Hut auf dem Kopf durch denselben ritt, sah mich der Europalates von Weitem, schickte schnell seinen Sohn zu mir und ließ mir sagen, es sei nicht erlaubt zu reiten, wo der Kaiser sei, sondern nur zu gehen, und zwar ohne Hut und verschleiert. Ich sagte: „Die Weiber gehen bei uns, und zwar mit Schleiern und Hauben, die Männer reiten und tragen den Hut auf dem Kopfe. Ihr sollt mich nicht zwingen die Sitte meiner Heimath zu ändern, da wir ja auch die Eurigen, wenn sie zu uns kommen, bei ihrer Sitte belassen. Mit langen Aermeln, Bändern und Schnallen, Schleppkleidern und Haarlocken kommen sie zu uns, reiten, gehen und tafeln, wie ihnen beliebt, und küssen sogar — was uns ganz unanständig erscheint — mit bedecktem Haupt unseren Kaiser." „Gebe Gott," dachte ich bei mir, „daß das nun ein Ende hat!" „Ziehe dich also zurück!" sagte er zu mir. Da ich dies that, kamen mir unter einem Rudel Rehe einige solcher Waldesel entgegen. Doch wie kann man so viel Aufhebens von diesen Thieren machen, die nicht anders aussehen, als die zahmen Esel zu Cremona! Farbe und Gestalt ist gleich, sie haben eben so lange Ohren, eine eben so wohltönende Stimme, sind nicht größer, nicht schneller und gewiß ein gleich süßer Fraß den Wölfen, wie jene. Doch sagte ich, als sie mir zu Gesicht kamen, zu dem Griechen, der mit mir ritt: „Solche Thiere habe ich in Sachsen niemals gesehen." „Wenn

*) Wahrscheinlich ist Romuald, ein Bruder Pandulfs und Landulfs, der von Jugend an in Constantinopel lebte, hier gemeint.

dein Herr," gab er mir zur Antwort, „sich gegen unseren Kaiser willfährig zeigt, wird der Kaiser ihm viele solcher Thiere schenken, und kein geringer Ruhm wird es für jenen sein zu besitzen, was keiner seiner Vorgänger jemals nur mit Augen gesehen hat." Da meine Worte dem Nicephorus gemeldet wurden, schickte er mir zwei Rehe und gab mir die Erlaubniß abzureisen. Es war am 27. Juli; Tags darauf ging er selbst nach Syrien ab.

Als ich aber nach Constantinopel zurückkehrte, ließ mir der Patricius Christophorus, ein Verschnittener, der des Kaisers Stellvertreter ist, sagen, ich könnte noch nicht abreisen, weil die Sarazenen die Straßen auf dem Meere, die Ungarn aber die Landwege besetzt hielten, ich müßte also warten, bis sie abzögen. Beides war aber nicht wahr. Auch wurden mir Schildwachen gegeben, die mich und die Meinigen nicht aus dem Hause gehen ließen. Arme Leute, die bei mir sich Almosen holten, ergriffen sie, wenn sie die lateinische Sprache redeten, schlugen sie und steckten sie in das Gefängniß. Meinen griechischen Dolmetscher ließen sie nicht ausgehen, nicht einmal um die nöthigen Einkäufe zu machen; diese mußte daher mein Koch besorgen, der das Griechische nicht verstand und sich nur durch Zeichen und die Fingersprache mit den Leuten verständigen konnte und viermal mehr als mein griechischer Diener dann zahlen mußte. Wenn mir einer meiner Freunde Gewürze, Brod, Wein und Obst schickte, warfen sie alles fort und prügelten überdies noch die Boten. Hätte nicht Gottes Gnade mich sichtlich gegen meine Peiniger geschützt, so würde der Tod meine einzige Hoffnung gewesen sein, aber Gott, der die Versuchung zuließ, gab mir nach seiner Barmherzigkeit auch die Kraft in derselben auszuharren. In solcher Noth lebte ich in Constantinopel vom 4. Juni bis zum 2. October, volle 120 Tage.

Mein Unglück zu erfüllen, kamen aber am 15. August Boten vom Papste Johann an mit einem Briefe, in dem er Nicephorus „den griechischen Kaiser" Verschwägerung und feste Freundschaft mit seinem geliebten Sohne in Christo „dem römischen Kaiser" Otto zu schließen aufforderte. Wie dieses Wort, diese Titulatur den Ueberbringer des Briefes nicht gleich an den Galgen brachte, weiß ich noch heute nicht zu sagen. Die Griechen verwünschten das Meer und staunten, daß es einen solchen Gräuel habe tragen können und nicht das Schiff verschlungen habe. „Ein Barbar," riefen sie, „ein armseliger Wicht in Rom schämte sich nicht den allgemeinen, großmächtigen und alleinigen römi-

schen Kaiser einen Griechenkaiser zu nennen! O Himmel! O Erde! O Meer! Aber was sollen wir mit diesen Nichtswürdigen beginnen? Es sind arme Schelme, und wenn wir sie tödten, besudeln wir nur unsere Hände mit ihrem gemeinen Blute; Lumpenvolk, Knechte, bäurisches Gesindel ist es, geißeln wir sie, so beschimpfen wir uns selber, nicht sie, die der vergoldeten römischen Peitsche und solcher Strafen gar nicht werth sind. Wäre mindestens der Eine ein Bischof, der Andere ein Markgraf, dann wollten wir sie tüchtig züchtigen, ihnen Bart und Haar ausraufen, sie dann in Säcke nähen und in das Meer versenken! So aber mögen sie leben bleiben und im Gefängniß schmachten, bis die geheiligte Majestät des römischen Kaisers Kunde von diesen Gräueln erhält." Als ich dieses erfuhr, pries ich jene glücklich wegen ihrer Armuth, mich aber hielt ich für den unglücklichsten Menschen, weil ich begütert war. Und da ich zu Hause mir arm erschien, kam ich mir jetzt zu Constantinopel in meiner Angst wie ein Crösus vor, und die Armuth schien mir das wünschenswertheste Loos, weil sie allein hier vom Tode rettete.

Die Gesandten des Papstes wurden in einen Kerker geworfen und jener verbrecherische Brief an den Nicephorus nach Mesopotamien geschickt, von wo vor dem 12. September der Bote nicht heimkehrte, dann aber eine günstige Antwort brachte. Ich selbst erfuhr erst zwei Tage später hiervon. Als ich nämlich am 14. September, dem Tage der Kreuzerhöhung, es durch Bitten und Geschenke dahin brachte, daß ich meine Andacht am heiligen Kreuz verrichten durfte, traten im Getümmel der Menge, von meinen Wächtern unbemerkt, Einige an mich heran, die mein bekümmertes Herz durch diese Nachricht erfreuten.

Am 17. September wurde ich, zwischen Tod und Leben schwebend, noch einmal zum Palast beschieden. Als ich hier vor den Patricius Christophorus geführt wurde, empfing er mich jedoch gnädig und stand sogar mit den drei anderen Personen, die zugegen waren, vor mir auf. „Dein blasses Angesicht," sagten sie, „dein hageres Aussehen und dein langes Haupt- und Barthaar zeigen, wie tief du dich über deine verzögerte Abreise bekümmerst. Wir bitten dich aber, deshalb weder der geheiligten Person des Kaisers, noch uns zu zürnen. Wir wollen dir auch die Ursache dieser Verzögerung nicht vorenthalten. Der römische Papst — wenn man ihn so nennen darf, der mit dem abtrünnigen, ehebrecherischen und meineidigen Sohne Alberichs Gemeinschaft hatte

und ihm diente — hat an unseren Kaiser einen Brief geschrieben, seiner eben so würdig, wie des Kaisers unwürdig, worin er ihn Kaiser der Griechen und nicht der Römer nennt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß dies auf Betrieb deines Herrn geschehen ist." „Was höre ich?" dachte ich bei mir, „ich bin verloren, ohne Zweifel wird man mich geraden Wegs zur Richtstätte führen." Aber sie fuhren fort: „Wir wissen zwar, daß du sagen wirst, der Papst ist der albernste aller Menschen, und wir räumen dies ein." „Mit Nichten sage ich das," erwiederte ich. „Höre nur," fielen sie ein, „der Papst ist in Wahrheit ein alberner und ununterrichteter Mann, der nicht weiß, daß der heilige Constantin das kaiserliche Scepter, den ganzen Senat und die gesammte Heeresmacht Roms hierher verlegt und in Rom Nichts als gemeines Gesindel, Fischer, Kuchenbäcker, Vogelfänger, Bastarde, Pöbel und Knechte zurückgelassen hat. Doch würde der Papst niemals das geschrieben haben, wenn es ihm dein Herr nicht eingeflüstert hätte, und welche Gefahren sie dadurch gegen sich heraufbeschworen haben, wird sich alsbald zeigen, wenn sie nicht in sich gehen." „Der Papst," erwiederte ich, „ist der schlichteste und argloseste Mann von der Welt, und er meinte wahrlich durch diese Aufschrift nicht euren Kaiser zu kränken, sondern vielmehr zu ehren. Denn daß der römische Kaiser Constantin mit der römischen Heeresmacht hierher gekommen, diese Stadt gebaut und nach sich benannt hat, wissen wir recht wohl. Weil ihr aber die Sitten, die Sprache und die Kleidung geändert habt, so meinte der hochheilige Papst, es mißfalle euch der Römername eben so sehr, wie der Römerrock. In Zukunft, wenn ihm Gott das Leben läßt, wird die Aufschrift seiner Briefe sein: Johann, der römische Papst, an Nicephorus, Constantinus und Basilius, die großen und erhabenen Kaiser der Römer, des Reiches Mehrer."

Höret nun, weshalb ich dies sagte! Nicephorus hat durch Meineid und Ehebruch seine Herrschaft gewonnen; der Papst, dem das Heil der Seelen befohlen ist, schicke ihm deshalb ein Schreiben, das aber sei gleich den übertünchten Gräbern, die außen glänzen, im Innern voll Todtengebein sind. Es halte ihm nämlich der Papst innen im Briefe vor, wie er durch Meineid und Ehebruch die Herrschaft gewonnen habe, nachdem er seine rechtsmäßigen Gebieter derselben beraubt, lade ihn vor eine Synode und treffe ihn mit dem Bannstrahl, wenn er nicht erscheinen sollte, außen aber gebe er ihm die obige Anrede, denn sonst würde der Brief gar nicht an den Kaiser gelangen. Die Griechen merkten

freilich diese meine List nicht, sondern sagten, hocherfreut über mein Versprechen: „Wir danken dir, Bischof, und deine Weisheit wird schon Mittel finden, diese wichtige Angelegenheiten in das Gleiche zu bringen. Du bist jetzt der einzige Franke, den wir lieben und schätzen, aber auch die anderen wollen wir hochhalten, wenn sie auf deinen Rath wieder gut machen, was sie Uebles gethan haben; wenn du dann wieder zu uns zurückkehren wirst, sollst du auch nicht unbelohnt von dannen ziehen.“ „Scepter und Krone,“ dachte ich, „kann mir Nicephorus schenken, wenn ich noch einmal hierher komme!“ Darauf sprachen sie: „Sag an, will dein Herr wirklich mit unserem Kaiser ein Freundschaftsbündniß schließen und sich verschwägern?“ „Als ich hier ankam,“ sagte ich, „war dies allerdings sein Wille; da er aber während meines langen Aufenthaltes hierselbst keinen Brief von mir erhielt, und zwar durch eure Schuld, hält er mich für gefangen und ist voll Wuth und tobt gleich der Löwin, der man die Jungen geraubt hat, bis die Stunde der Rache gekommen ist. Deshalb möchte er wohl jetzt jene Heirath verschmähen und seinen Zorn an euch kühlen!“ „Wenn er das thut,“ sagten sie, „so wird ihn nicht Italien, nein nicht einmal jenes armselige und frostige Sachsen, wo er geboren ist, bergen. Mit Gold, das wir in Fülle haben, werden wir alle Nationen gegen ihn in Waffen bringen und ihn zerschmettern, wie ein irdenes Gefäß, das zerschlagen nicht wieder hergestellt werden kann. Da wir indessen glauben, daß du einige Gewande zu seinem Schmucke gekauft hast, befehlen wir dir sie uns vorzulegen, und diejenigen, die sich für euch schicken, sollen dann mit einem Bleisiegel bezeichnet und euch belassen werden, die übrigen aber, die allen Völkern außer uns Römern zu tragen verboten sind, werden gegen Erstattung des Preises euch wieder abgenommen werden.“

Ich mußte ihnen gehorchen, und sie nahmen mir fünf sehr kostbare Purpurgewande ab; denn sie sagten, es schicke sich nicht für Euch und alle Italiener, Sachsen, Franken, Baiern, Schwaben, wie für die anderen Völker solche Kleider zu tragen. Wie abscheulich und schmählich, daß solche Weichlinge und Weiberhelden mit ihren langen Aermeln, Turbanen und Schleiern, solche Lügner, Zwitter und Faullenzer im Purpur einhergehen dürfen, nicht aber die tapferen und kriegskundigen Helden, die von Glauben und Liebe erfüllt Gott die Ehre geben und in allen Tugenden strahlen. Wenn das nicht eine Schmach ist, so giebt es keine! „Aber“ rief ich aus, „wo bleibt das Wort und Versprechen

des Kaisers! Als ich mich von ihm verabschiedete, bat ich ihn, zu Ehren meiner Kirche Gewande zu jedem Preise kaufen zu dürfen. Er sagte: „Kaufe, was du willst und wie viel du willst," ohne irgend eine Beschränkung mir aufzuerlegen. Ich berufe mich dafür als Zeugen auf seinen Bruder, den Europalates Leo, auf den Dolmetscher Evodisius, auf den Johannes und Romanus, ja ich bin selbst Zeuge, da ich auch ohne den Dolmetscher wohl verstand, was der Kaiser sagte." „Aber," erwiederten sie, „es ist einmal eine verbotene Waare. Und als der Kaiser die von dir erwähnten Worte sprach, konnte er an solche Dinge, wie du sie im Sinne führtest, gar nicht denken. Denn da wir uns durch Reichthum und Bildung vor allen anderen Völkern auszeichnen, müssen wir es auch in der Kleidung thun, auf daß diejenigen, die besonders reich an Vorzügen sind, auch besonders schön in ihrem Aeußern erscheinen." „Und doch kann diese Kleidung," sagte ich, „nicht so etwas Besonderes sein, da sie bei uns selbst gemeine Weibsbilder und Gaukler tragen." „Woher bekommt ihr sie denn?" „Von den Kaufleuten von Venedig und Amalfi, die sie gegen unser Getreide umtauschen, das sie zu ihrem Unterhalt bedürfen." „Das soll ein Ende nehmen; man wird die Kaufleute fortan genau untersuchen, und findet man etwas der Art, dann sollen sie zur Strafe gegeißelt und geschoren werden." „Zu den Zeiten des seligen Kaisers Constantin," sagte ich, „kam ich schon einmal hierher; damals war ich noch nicht Bischof, sondern nur Diakon, und erschien nicht als Gesandter eines Kaisers oder Königs, sondern nur eines Markgrafen, und doch habe ich viel mehr und bei weitem kostbarere Gewande damals hier gekauft, die mir weder abgenommen noch mit einem Bleisiegel bezeichnet sind. Heute aber, Bischof und Abgesandter der erlauchten Kaiser, beider Ottonen, Vater und Sohn, werde ich mit solchem Unglimpf behandelt, daß meine Gewande mir, wie einem Kaufmann aus Venedig, untersucht und, falls sie werthvoll sind, fortgenommen werden, obwohl sie doch zum Gebrauch meiner Kirche bestimmt sind. Schämt ihr euch denn nicht eines so schmählichen Betragens gegen mich, oder vielmehr gegen meine Herren, die in mir beleidigt werden? Nicht genug, daß ich in einen Kerker geworfen bin, daß ich Hunger und Durst habe leiden müssen, daß man mich so lange zurückgehalten und mir die Rückkehr verweigert hat: die Schmach voll zu machen, entzieht man mir noch mein Eigenthum. Nehmt denn, was ich gekauft habe, aber laßt mir mindestens die Geschenke der Freunde!"

„Kaiser Constantin," sagten sie, war ein friedfertiger Mann, der immer in seinem Palaste blieb und durch solche Sachen sich die Freundschaft der Ausländer gewann, Kaiser Nicephorus aber ist ein Kriegsmann, der den Palast scheut, wie die Pest; einen Freund des Streites und Kampfes fast möchten wir ihn nennen. Nicht durch Geschenke gewinnt er sich die Gunst der Völker, mit Waffengewalt zwingt er sie sich ihm zu beugen. Auf diesem Wege wird er auch — siehe, so viel gelten uns deine Könige! — Alles wieder herbeischaffen, was ihr, sei es durch Geschenk oder Kauf, an Purpur besitzet."

Hierauf gaben sie mir einen in Gold geschriebenen Brief mit goldenem Siegel, den ich Euch überbringen sollte; ungeziemend gewiß, wie mein Herz mir sagt, für Eure Majestät. Für den Papst gaben sie mir einen anderen Brief mit silbernem Siegel und sprachen: „Es scheint uns ungeziemend, daß euer Papst eines kaiserlichen Schreibens gewürdigt werde; es übersendet deshalb der Europalates, des Kaisers Bruder, ihm ein Schreiben, wie es sich für ihn gebührt; nicht durch seine armseligen Boten, sondern durch dich, damit aus dem Inhalt desselben der Papst ersehe, daß er verloren ist, wenn er nicht in sich geht und sich bessert." Hierauf nahmen sie Abschied von mir unter Küssen, die mir gar angenehm und süß vorkamen. Als ich mich aber entfernte, schickten sie mir noch eine Botschaft nach, ihrer würdig: Pferde nämlich würden sie mir für mich und meine Begleiter stellen, nicht aber für das Gepäck. In meiner Bedrängniß sah ich mich endlich genöthigt meinem Führer Sachen 50 Goldgulden an Werth zu geben, daß er mir nur das Gepäck fortschaffte.

Da ich nicht wußte, wie ich mir für alle erlittene Unbill an Nicephorus Genugthuung verschaffen sollte, schrieb ich an die Wand meines verhaßten Kerkers und auf meinen Holztisch folgende Verse:

Griechische Treue ist falsch, drum traue ihr nimmer, Lateiner,
Sei auf der Hut und leihe dein Ohr nicht trüglichen Worten!
Führt es zum Ziel, falsch schwört bei Allem, was heilig, der Grieche. —
Bunt von Marmorgestein, dies Haus mit gewaltigen Fenstern,
Dem es an Wasser gebricht, wo nur des Gefangenen Tritt hallt,
Offen steht es dem Frost, Nichts schützt vor den Gluthen der Sonne:
Hier war Liudprand ich, Cremonas Bischof, im Sommer
Einst vier Monde gebannt, als ich von Ausoniens Küsten
Fuhr zum fernen Byzanz, um den Frieden der Welt zu erringen.
Denn es war Otto mit Macht, der Kaiser, gen Bari gezogen,
Wollte mit Feuer und Schwert sich die Lande der Griechen gewinnen,

Aber im Laufe des Siegs — mein Flehen erwirkte so Großes —
Kehrt' er nach Rom. Es verhieß ihm die Schnur der trügende Grieche:
Wäre sie nie doch erzeugt, nie wäre ich dann hier erschienen,
Hätte, Nicephorus, nie erfahren, wie grimmig dein Herz ist,
Der du dem Sohne des Kaisers dein Stiefkind böslich verweigerst.
Aber es naht sich der Tag: von der Furien Stachel getrieben,
Braust, wenn Gott es nicht lenkt, Mars weit hin über den Erdkreis
(Dein ist die Schuld!), und es schweiget der Allen so liebliche Friede.

Als ich diese Verse niedergeschrieben hatte, reiste ich am 2. October um die zehnte Tagesstunde mit meinem Führer zu Schiff von Constantinopel ab, der einst so mächtigen und blühenden Stadt, die jetzt nur eine Stätte des Hungers, des Meineids, der Lüge, Hinterlist, Räuberei, Habgier, des Geizes und der Eitelkeit ist. —

So berichtet Liudprand, von Natur schmähsüchtig und durch die Leiden erbittert, über seine mißglückte Gesandtschaft nach Constantinopel. Auch auf der Heimkehr hatte er noch viele Mühseligkeiten zu bestehen und wurde lange verzögert. Er mußte — wahrscheinlich war das Meer durch arabische Piraten unsicher — seine Reise zunächst meistentheils auf dem Landwege machen. Neunundvierzig Tage bedurfte es, ehe er unter vielen Entbehrungen nach Lepanto kam. Hier verließ ihn sein bisheriger Führer und übergab ihn an zwei kaiserliche Eilboten, die ihn nach Otranto in Apulien geleiten sollten; zwei kleine Schiffe wurden gemiethet, um das Gefolge und Gepäck des Bischofs fortzuschaffen. Am 23. November verließ man Lepanto und kam am 25. an der Mündung des Fidari, Patras gegenüber, an. Eine Woche lang mußte man sich hier wegen stürmischer See aufhalten; dann ging man in See und landete am 6. December beim Vorgebirge Leucate, dem jetzigen Cap Ducato. Nach längerem Aufenthalte daselbst setzte man am 14. December die Reise fort und langte am 18. zu Corfu an, wo der griechische Befehlshaber Liudprand freundlich empfing, ihm aber dennoch wieder große Schwierigkeiten bereitete, so daß ein Aufenthalt von zwanzig Tagen entstand, während dessen Liudprand am 22. December eine große Sonnenfinsterniß erlebte. Erst am 7. Januar 969 konnte er die Reise fortsetzen, von deren Ende wir, da der Bericht hier abbricht, Nichts erfahren.

Noch ehe Liudprand zurückkehrte, hatte Otto, dem die Erfolglosigkeit dieser Unterhandlungen klar war, den Krieg wieder eröffnet. In der Mitte November stand er noch in der Mark von Camerino am Aterno, im December hatte er bereits die Grenzen des Feindes überschritten. Das Heer befand sich schon auf apulischem Gebiet, als jene Sonnenfinsterniß eintrat, die Liudprand zu Corfu beobachtet hatte. Einen gewaltigen Schrecken verbreitete diese himmlische Erscheinung unter den Leuten des Kaisers; sie glaubten, der jüngste Tag breche ein. Diese erprobten Krieger, die so viele Schlachten muthig geschlagen, bebten wie die Kinder und verkrochen sich hinter Wagen, Weinfässern, Kisten und Tonnen. An Apuliens Grenzen feierte Otto das Weihnachtsfest 968, dann drang er tiefer in das Land ein, in allen seinen Unternehmungen von Pandulf von Capua unterstützt. Aber er fand dasselbe nicht unvertheidigt; Nicephorus hatte Flotte und Heer verstärkt, und die griechischen Streitkräfte unter dem Befehl des Patricius Eugenius deckten besonders die größten Plätze an der Küste, die Otto ohne die Unterstützung einer Flotte nicht einzunehmen vermochte. Deshalb glich sein Unternehmen mehr einem Streifzuge durch die inneren Theile des Landes, als daß feste Anhaltspunkte durch dasselbe gewonnen wurden. Arg wurde das Fürstenthum Salerno heimgesucht und Gisulf hierdurch genöthigt sich Otto zu unterwerfen. Bis tief in Calabrien drang dann der Kaiser ein. Am 18. April 969 stand er bei Cassano, wo er eine große Tagfahrt hielt und, wie er in einer Urkunde sagt, „hier im Gebiet Calabriens nach kaiserlichem Recht allen seinen Getreuen, den Calabresen, Italienern, Franken und Deutschen Gesetze gab und Befehle austheilte." Aber schon am 28. April finden wir ihn wieder in Apulien zwischen Ascoli und Bovino; am 1. Mai lag er vor Bovino, konnte jedoch die Stadt nicht erobern und verließ bald darauf das Gebiet der Griechen. Am 19. Mai war er zu Conca, südlich von Rimini.

Auch Pandulf hatte für den Augenblick den Krieg aufgegeben. Schon in Calabrien hatte er den Kaiser verlassen, da sein Bruder Landulf inzwischen zu Benevent verstorben war; er mußte Bedacht nehmen sich hier die Herrschaft zu sichern. Sobald er aber für sich und seinen Sohn Landulf von dem Fürstenthum Benevent Besitz ergriffen hatte, wandte er seine Gedanken dem Kriege wiederum zu, dessen Leitung nun ganz in seiner Hand ruhte. Otto schickte ihm deutsche Hülfsvölker, und auch Gisulf versprach das Unternehmen zu unterstützen. So rückte

Pandulf noch im Sommer aufs Neue in Apulien ein und belagerte abermals Bovino, das von Eugenius besetzt war. Vor den Thoren der Stadt kam es zu einem Kampfe. Glücklich fochten die Krieger Pandulfs; aber er selbst, der muthige Führer, dringt allzu kühn in die Reihen der Feinde ein, wird von den Griechen umringt und sein Roß ihm getödtet. Dennoch läßt er vom Kampfe nicht ab, besteigt das Pferd eines seiner Mannen und leistet die tapferste Gegenwehr, bis ihn endlich der Schlag eines riesigen Menschen im griechischen Heere trifft. Da sinkt Pandulf vom Pferde und geräth in die Gefangenschaft der Feinde; in Ketten ließ ihn bald darauf Eugenius nach Constantinopel schleppen. Des Führers beraubt, löste sich Pandulfs Heer auf; Gisulfs Hülfstruppen, die auf dem Marsch gegen Bovino von Pandulfs Gefangenschaft hörten, kehrten nach Salerno zurück. Ein schwerer Schlag hatte die Sache Ottos getroffen, dessen Folgen nur allzu schnell sich bemerklich machten.

Die Gebiete von Capua und Benevent überflutheten sofort die griechischen Heere. Capua selbst wurde rings von den Feinden umschlossen; von der einen Seite von Eugenius, von der anderen von den Neapolitanern unter ihrem Herzog Marinus, schon seit langer Zeit erbitterten Gegnern ihrer Nachbaren. Dennoch hielt sich Capua vierzig Tage lang gegen die überlegene Macht, bis endlich ein Heer des Kaisers zum Entsatz anrückte. Diesem Heere, aus Franken, Schwaben, Sachsen und Spoletanern gebildet, unter dem Befehle der Grafen Konrad und Siko, gelang es die Länder Pandulfs von den Griechen zu säubern. Aus Furcht vor feindlicher Uebermacht gab Eugenius jetzt die Belagerung von Capua auf und zog sich schleunig nach Salerno zurück, wo Gisulf sich wieder den Griechen anschloß; auch Avellino öffnete ihnen die Thore. Als das von Otto gesandte Heer vor Capua ankam, fand es die Stadt schon frei. Alsbald brach man daher wieder auf und zog weiter südwärts, um den Feind zu erreichen. Das ganze Gebiet Neapels wurde verwüstet, Avellino in Flammen gesteckt, doch konnte Salerno selbst nicht genommen werden.

Das griechische Heer hatte sich inzwischen durch das Gebiet von Benevent nach Apulien zurückgezogen; Eugenius war ihm gefolgt, wurde aber von seinen eigenen Truppen verrathen, in Ketten gelegt und so nach Constantinopel gesandt, während der Patricius Abdila die Leitung des Heeres übernahm. Und schon drangen die Deutschen und Spoletaner,

über Benevent ihren Marsch nehmend, auch in Apulien ein. Bei Ascoli kam es zu einem hitzigen Kampfe. Konrad und Siko schlugen das Heer der Griechen in die Flucht: fünfzehntausend Mann von ihnen sollen auf dem Platze geblieben sein, Abdila selbst erhielt eine gefährliche Wunde. Dennoch zog Ottos Heer bald wieder auf der Straße auf der es gekommen, nach Campanien zurück. Die Griechen waren auf ihr Gebiet wieder zurückgedrängt, aber viel fehlte daran, daß ihre Macht in Italien gebrochen war.

Während dieser Ereignisse und während des folgenden Winters hatte Kaiser Otto mit den Seinen sich meist im nördlichen Italien, besonders zu Pavia und Ravenna, aufgehalten, mit Rüstungen zu einem größeren Kriegszuge für das Jahr 970 beschäftigt. Da kam eine Nachricht aus Constantinopel, welche verrieth, daß sich dort die ganze Lage der Dinge geändert habe, und diese Aenderung schien Ottos Absichten günstig.

In der Nacht des 10. December 969 war Nicephorus eines gewaltsamen Todes gestorben. Seine Gemahlin Theophano hatte den verruchten Mordplan geschmiedet und sich zu ihrem Werkzeug einen Vetter des Kaisers ersehen, jenen Johannes Tzimisces, den er einst wegen seiner Tapferkeit und der ihm bei seiner Thronbesteigung geleisteten Dienste hochgeehrt und ihm den Krieg gegen die Araber in Syrien übertragen, dann aber schimpflich entsetzt und zu unrühmlicher Muße verurtheilt hatte. Ihn hatte jetzt Nicephorus selbst auf Theophanos Bitten nach Constantinopel beschieden, wo er ungehemmt alle Vorbereitungen zu der blutigen That traf.

Nicephorus bangte schon seit Monden vor einem jähen Tode, der ihm geweissagt war. Er unterzog sich strengen Bußübungen, brachte die Nächte vielfach im Gebet zu, mied das Bett und streckte sich nur, wenn der Schlaf ihn übermannte, auf ein Pardelfell und ein scharlachenes Filzlager hin, das ihm auf dem Boden bereitet wurde. Seine Gemahlin schlief in demselben Gemach. In der Nacht nun, die zur Ausführung des Mordes bestimmt war, verließ Theophano unter einem Vorwande das Schlafzimmer, und indem sie bald zurückzukehren versprach, verlangte sie, daß die Thür geöffnet bliebe. Nicephorus wachte lange im Gebet, endlich streckte er sich auf das Pardelfell aus und schlief ein. Theophano hatte schon vorher einige Helfershelfer im Palaste versteckt; diese verließen jetzt den Versteck, stiegen auf die Zinnen

des Palastes und schauten aus, ob Johannes mit den Verschworenen nicht nach der Verabredung auf dem Bosporus herankomme und lande. Es war eine rauhe Decembernacht, der Wind wehte scharf, und ein dichtes Schneegestöber ließ die Gegenstände in der Ferne nicht unterscheiden. Um die fünfte Stunde in der Nacht ruderte endlich Johannes mit den Verschworenen heran; sie landeten beim Palaste. Ein helles Pfeifen, das verabredete Zeichen, ließ sie erkennen. Von den Zinnen des Dachs wurde ein Korb herabgelassen und einzeln die Verschworenen in demselben heraufgezogen, zuletzt Johannes. Als die Mörder zusammen waren, wies ihnen ein Narr, der den Weibern des Palastes zur Kurzweil diente, den Weg zu Nicephorus Schlafgemach. Mit gezückten Schwertern drangen sie in dasselbe ein und umringten das kaiserliche Bett, aber fanden es leer. Schon hielten sie ihren Anschlag für verrathen, da zeigte ihnen der Narr den Kaiser schlafend am Boden liegen. Sie umstellten ihn rings und stießen ihn mit den Füßen. Nicephorus fuhr auf; sobald er aber sein Haupt erhob, traf es Leo Balantes, einer der Verschworenen, mit einem kräftigen Schwerthieb. Nicephorus schrie: „Mutter Gottes, hilf mir!" Reichlich rieselte das Blut sofort aus der Wunde. Johannes, der sich inzwischen auf das kaiserliche Bett gesetzt hatte, ließ ihn zu sich schleppen; auf den Knien lag Nicephorus, der sich nicht mehr aufrecht erhalten konnte, vor seinem Mörder. Da rief Johannes: „Sprich nun, du blinder und neidischer Tyrann, hast du nicht durch mich den Thron gewonnen und diese Herrschaft erlangt. Weshalb hast du voll Haß, Neid und Undankbarkeit mir den Befehl über das Heer genommen, weshalb mich, wie einen feigen Flüchtling, gezwungen meine Tage mit den Bauern auf dem Lande zu verleben; mich, einen Mann, besser als du? Jetzt bist du in meiner Hand, und Niemand wird dich aus derselben retten. Sprich nun, wenn du dich zu rechtfertigen weißt." Nicephorus hatte Nichts mehr zu seiner Rechtfertigung zu sagen; seine letzten Laute waren Gebete an die heilige Jungfrau. Johannes raufte ihm voll grausamen Hohns den Bart aus, die Verschworenen schlugen ihn mit ihren Degengriffen in das Gesicht. So marterte man den sterbenden Kaiser, bis ihm Johannes den Fuß auf die Brust setzte und mit einem tüchtigen Hiebe den Schädel spaltete, ein Anderer ihm das Schwert durch die Brust stieß.

Sofort legte sich Johannes die rothen Schuhe an, das Abzeichen der kaiserlichen Gewalt, begab sich in das goldene Prunkgemach des

Palastes, ließ sich hier auf dem Thron nieder und ergriff von dem Kaiserreiche Besitz. Jetzt erst rückte die Leibwache des Nicephorus gegen den Palast und versuchte die gesperrten eisernen Pforten desselben zu erbrechen. Man hieb dem Leichnam das Haupt ab und zeigte es der Leibwache; da ließ sie von ihrem Vorhaben ab und rief ohne Zögern Johannes zum Kaiser aus. Beim Anbruch des Tages eilten Diener des Palastes durch die Straßen der Stadt, verkündeten den Tod des Nicephorus und daß fortan Johannes mit den Söhnen des Romanus die kaiserliche Gewalt theilen werde. Zugleich erging ein Edict, Niemand solle bei Todesstrafe wagen Unruhen in der Stadt zu erregen oder zu plündern, wodurch ein solcher Schrecken verbreitet wurde, daß das Volk ganz gegen seine Gewohnheit dem Thronwechsel in größter Ruhe zusah. In der Frühe des 11. December war Johannes bereits die Herrschaft gesichert; die Verwandten und reichsten Angehörigen des Nicephorus wurden aus den höchsten Staatsämtern entfernt, die Verschworenen und Freunde des neuen Herrschers setzten sich in den Besitz derselben, und Polyeuctos, der Patriarch von Constantinopel, ließ sich alsbald herbei dem Mörder in der Sophienkirche das Diadem aufzusetzen. Er hatte die heilige Handlung an die Bedingungen geknüpft, daß die gegen die Kirche gerichteten Decrete des Nicephorus zurückgenommen, Theophano vom Hofe verjagt und die Mörder des Nicephorus zur Untersuchung gezogen würden. Johannes entsprach unverzüglich diesen Bedingungen, soweit sie ihn selbst nicht berührten: die Decrete wurden zurückgenommen, Theophano auf die Insel Prote verbannt, und die Schuld des Mordes allein auf jenen Leo Balantes geschoben, der den ersten Streich geführt hatte.

Johannes hatte große Gaben, die ihn zur Zierde des Throns gemacht haben würden, wenn er ihn nicht durch ein so abscheuliches Verbrechen gewonnen hätte. Schon sein Aeußeres ließ den ungewöhnlichen Mann erkennen. Nur klein von Gestalt, besaß er doch eine körperliche Geschicklichkeit und Kraft, die Alles in Erstaunen setzte. Er war der beste Reiter, der gewandteste Bogenschütz seiner Zeit; Niemand traf mit dem Speere sicherer zum Ziel. Seine Gesichtsbildung gewann ihm leicht die Gemüther. Blaue, freundliche, sehr lebhafte Augen, blondes Haar, röthlicher Bart, eine helle, durchsichtige Gesichtsfarbe, die Nase fein gebogen: so zeichnen ihn die Zeitgenossen. Den körperlichen Vorzügen entsprachen glänzende Eigenschaften des Geistes und Herzens. Man

pries allgemein seine Güte, Milde, Klugheit und Gerechtigkeit. Ueberdies hatte er durch seine Kriegszüge in Syrien sich einen bedeutenden Namen als Feldherr gewonnen, und bald zeigte sich, daß er mit Umsicht auch die Geschäfte des Staates leitete, ohne jene Hartnäckigkeit des Nicephorus zu besitzen, die diesen mitten im Siege oft an den Rand des Abgrunds geführt hatte. Bei solchen Tugenden lagen aber auch große Schwächen im Charakter des neuen Herrschers offen zu Tage: sein Hang zum Weine und zu den Tafelfreuden, zur Wollust und Verschwendung.

Trotz der großen Heldenthaten des Nicephorus war die Lage des Staates, als Johannes die Regierung übernahm, sehr gefährlich. Noch war der Krieg in Syrien nicht beendigt, und vom Norden bedrohte der Russe Swiätoslaw, der ganz Bulgarien in Besitz genommen hatte, Constantinopel selbst, zugleich stand man gegen Otto in den Waffen, und der durch Mord gewonnene Thron konnte über kurz oder lang durch innere Unruhen bedroht werden, zumal die Bevölkerung, schon durch drei Jahre von Hungersnoth bedrängt, leicht in Aufregung zu versetzen war. Sich aus dieser verwickelten Lage zu befreien, hatte Johannes eine Friedensgesandtschaft an Swiätoslaw geschickt und ihm eine Zusammenkunft angetragen, aber die trotzige Antwort erhalten, sein Kommen sei unnöthig, da Swiätoslaw selbst demnächst vor den Thoren von Constantinopel erscheinen werde. Den Krieg gegen den russischen Großfürsten mußte daher Johannes hauptsächlich ins Auge fassen und ungewöhnliche Anstrengungen zu diesem Kampfe machen. Der Krieg in Syrien konnte aber deshalb nicht aufgegeben werden; denn er war der Stolz und Ruhm des Reichs, und in ihm war Johannes eigene Größe erwachsen. Eher ließ sich erwarten, daß der neue Kaiser sich gegen Otto nachgiebig zeigen würde, zumal die Verhältnisse Italiens wenig oder gar nicht die Aufmerksamkeit des Volkes beschäftigten.

Jetzt schien Otto das gewünschte Ziel erreichen zu können, wenn er entschieden mit seinen Forderungen auftrat. Im Frühjahr 970 finden wir ihn deshalb wieder an der Spitze eines Heeres in Unteritalien. Gegen Ende des Monats Mai stand er im Capuanischen und rückte gegen Neapel an, dessen Gebiet abermals hart heimgesucht wurde. Hier begab sich zu ihm Aloara, die Gemahlin des gefangenen Pandulf, mit ihrem Sohne, dem Fürsten Landulf von Benevent. Beide beschworen den Kaiser, Pandulf aus den Banden der Griechen zu befreien und der

Heimath zurückzugeben. Als Otto sich darauf abermals gegen Apulien wandte, nochmals Bovino umschloß und die Vorstädte in Brand steckte, dachte auch Tzimisces daran, mit diesem Gegner seinen Frieden zu machen, entließ Pandulf, der am geeignetsten schien den Frieden zu vermitteln, der Haft und sandte ihn als Unterhändler nach Italien. Tzimisces erbot sich Theophano dem jungen Kaiser Otto zur Gemahlin zu geben, verlangte aber zugleich, daß die Heere der Deutschen Apulien und die anderen Länder der Griechen in Italien räumen sollten. Bis in den August hatte Otto Apulien verheerend durchzogen, in den ersten Tagen dieses Monats lag sein Heer vor der Stadt Banzi, unfern Venosa; bald darauf kam Pandulf, der zu Bari gelandet war, zu ihm und überbrachte die Friedensbedingungen Constantinopels. Otto schien es jetzt genug, dem Sohne die Kaisertochter zum Gemahl zu gewinnen; er ging deshalb auf den ihm angebotenen Vertrag ein, verließ Apulien und zog mit seinem Heere nach der Mark von Spoleto ab, wo er im September in Pandulfs Gegenwart einen Landtag hielt.

Es war die letzte Waffenthat des alten Kaisers gewesen. Der mehrjährige Krieg, der das südliche Italien schwer heimgesucht hatte, ruhte nun, und hatte Otto auch nicht durch denselben sein Reich erweitert, so war ihm durch die Verlobung seines Sohnes mit der Griechin doch einerseits der Besitz Roms und des Königreichs Italien gesichert, wie andererseits für seine kaiserliche Würde die Anerkennung von Byzanz gewonnen worden; auch die bedeutsame Stellung, welche Pandulf als Fürst von Capua und Benevent im Anschluß an das abendländische Reich einnahm, wurde jetzt erst befestigt. Des Erreichten froh beging Otto das Weihnachtsfest feierlich nach seiner Sitte zu Rom, das Osterfest zu Ravenna, wo fast alle Bischöfe, Fürsten, Grafen und Herren Italiens ihn umgaben und wichtige Reichsgeschäfte erledigt wurden. Dann sandte Otto den Erzbischof Gero von Köln, einen Sachsen, den Bruder des Markgrafen Thietmar, mit einem großen Geleite, in dem sich zwei Bischöfe, mehrere Herzöge und Grafen befanden, nach Constantinopel, um würdig die kaiserliche Braut heimzuführen. Diese stattliche Gesandtschaft wurde dort höchst ehrenvoll empfangen und mit kostbaren Geschenken bedacht, unter denen sie nichts höher achtete, als den Leichnam des heiligen Pantaleon, der so nach Köln gelangte.

Im Anfang des Jahres 972 landete Theophano, die vielumworbene Kaisertochter, mit einem glänzenden Gefolge an der Küste Apuliens

und begab sich auf den Weg nach Benevent, wo sie eine zweite Gesandtschaft des Kaisers empfing, an deren Spitze der kluge Bischof Dietrich von Metz, ein Verwandter des kaiserlichen Hauses, stand. Dietrich führte Theophano nach Rom, das festlich am 14. April die künftige Kaiserin einholte und wo ihrer der alte Kaiser und ihr zukünftiger Gemahl schon lange harrten. Sofort wurde Theophano vom Papste in St. Peter gekrönt und ihre Ehe mit dem jungen Kaiser eingesegnet, am dritten Tage aber das Beilager gehalten. Mit der größten Pracht und unter allgemeinem Jubel wurde die Hochzeit gefeiert; fast alle Fürsten Deutschlands waren zu dem seltenen Feste über die Alpen gekommen. Aller Augen richteten sich auf die junge Kaiserin, die kaum den Kinderjahren entwachsen, doch sich leicht Achtung bei dem fremden Volke gewann. Sie war nicht allein schön und von einnehmenden Sitten, sondern auch von großem Verstande und der Rede in seltenem Grade mächtig; einen kräftigen Geist entdeckte man sogleich in dem zarten Leibe dieses jungen Weibes. Am Tage der Einsegnung der Ehe verlieh der junge Kaiser mit Zustimmung seines Vaters seiner Gemahlin eine kostbare Morgengabe: in Italien die ganze Provinz Istrien und die Grafschaft Pescara, in Deutschland die Provinzen Walchern und Wicheln mit den reichen Gütern der Abtei Nivelles, die Königshöfe Boppard am Rhein, Thiel an der Waal, Herford in Westfalen, Tilleda am Kyffhäuser und Nordhausen, welches letztere einst schon seine Großmutter Mathilde von König Heinrich zum Witthum empfangen hatte. Die prächtige mit Goldbuchstaben auf Purpurpergament geschriebene Urkunde über die Schenkung ist noch jetzt vorhanden, ein dauerndes Zeugniß jener festlichen Tage.

Bis in den Anfang Mai hielt sich die kaiserliche Familie zu Rom auf, wo Pandulf noch immer in der Nähe derselben verweilte. Darauf begab sich der Hof nach Ravenna, von dort nach der Lombardei, wo der Kaiser in den letzten Tagen des Juli in Mailand Hof hielt und dann nach Pavia ging. Hier verweilte er noch am 1. August, trat aber wenig später mit den Seinen den Rückweg über die Alpen an. Nach fast sechsjähriger Abwesenheit verlangte es ihn die Heimath wiederzusehen, in der er Manches anders wiederfinden sollte, als er es verlassen hatte. Viele waren aus dem Leben geschieden, die er dort wieder zu begrüßen gehofft hatte, vor Allem die heißgeliebte Mutter und sein Sohn Wilhelm, den er nicht nur auf den ersten Bischofsstuhl der

deutschen Kirche erhoben, sondern ihm auch die Sorge für das Reich während seiner Abwesenheit übertragen hatte. Der Tod von Mutter und Sohn mahnte auch Otto an sein nahes Ende, und er wollte auf heimathlichem Boden seine Tage beschließen.

Wie viele Kämpfe, wie viele Sorgen und Mühen hatte er in den sechs Jahren bestanden, die er fern vom deutschen Lande verlebte, und doch konnte er sich nicht verhehlen, daß er den Zweck seines Zuges nur zum Theil erreicht und das Gewonnene mehr einer Gunst des Geschicks als glänzenden Siegen zu danken hatte. Auch seine Kraft schien eine Grenze gefunden zu haben, und er mußte glücklicheren Nachfolgern überlassen, was ihm das Geschick versagt hatte. Italien blieb getheilt, Sicilien in den Händen der Araber; selbst das Räubernest zu Garde-Frainet anzugreifen gab der Kaiser auf, und erst drei Jahre nachher zerstörten es die Bewohner der Provence und Dauphiné unter der Anführung des burgundischen Grafen Wilhelm, nachdem es mehr als achtzig Jahre zu unsäglichem Schaden und zu noch größerem Schimpf der Christenheit bestanden hatte.

Wie dem auch war, Großes war immer damit für die abendländische Welt gewonnen, daß ein kräftiges und hoffnungsreiches Kaiserthum in Italien hergestellt, daß Capua und Benevent ihm verbunden und Constantinopel zur Anerkennung desselben genöthigt war. Als sich der Fanatismus des Islam in den Fatimiden wieder erhob, als zugleich die Macht des Ostreichs nach langem Schlafe wieder erwachte, da stand auch die abendländische Welt, von einem Kaiser geführt, von Neuem stark und gerüstet da, entschlossen sich um keinen Preis das heißumstrittene italische Land entreißen zu lassen.

8.

Die letzten Zeiten Ottos des Großen.

Als Kaiser Otto nach Deutschland zurückkehrte, fand er Alles im Frieden. So groß war die Achtung vor dem kaiserlichen Namen und der mächtigen Autorität Ottos selbst aus der Ferne, daß kein Feind die Grenzen ernstlich anzutasten gewagt, keine innere Fehde während der

langen Abwesenheit des Kaisers in verderblicher Weise um sich gegriffen hatte. Nur an den Grenzen und in den Marken Sachsens hatte es vorübergehende kurze Kämpfe gegeben, aber auch diese waren meist beseitigt, als der Kaiser den deutschen Boden betrat.

Es war Wichmann gewesen, der abermals das Feuer hier schürte. Kaum hatte Otto Sachsen verlassen, so hatte sich der nimmer ruhende, niemals versöhnte Mann von Neuem erhoben. Zuerst wiegelte er den Waarerfürsten Selibur gegen Herzog Hermann auf; dann, als dies Unternehmen gescheitert, warf er sich in den Kampf gegen den Polenherzog Mesco, den Lehnsmann und Freund des Kaisers. Jetzt, da Herzog Gero nicht mehr unter den Lebenden und der Kaiser jenseits der Alpen war, konnte man einen günstigeren Ausgang des Kampfes erwarten und die Redarier ließen sich, von ihrem alten Führer verlockt, wieder in einen Bund mit ihm ein. Mesco fand bei dem Böhmenherzog Unterstützung, und das Glück half ihm gegen seine Feinde. Es gelang ihm Wichmann und die Wenden in einen Hinterhalt zu locken, wo diese einen ungleichen Kampf bestehen mußten. Als Wichmann die Niederlage der Seinen sah, wollte er auf seinem Rosse von dannen eilen, aber die Wenden umringten ihn, zwangen ihn abzusitzen und zu Fuß den Kampf fortzusetzen. Mit großer Tapferkeit schlug er sich da noch den ganzen Tag gegen die Feinde und wußte sich ihnen, als das Dunkel endlich einbrach, durch die Flucht zu entziehen. Vom Hunger erschöpft, durch den langen Kampf und den weiten Weg auf das Aeußerste ermattet, trat er am anderen Morgen mit einigen Begleitern in die Scheune eines Landmanns. Hier trafen ihn mehrere Führer der Polen. Von ihnen befragt, wer er sei, bekannte er, er sei Wichmann. Sie forderten ihn auf die Waffen niederzulegen und versprachen ihn lebend ihrem Herrn zu übergeben und von ihm seine Auslieferung an den Kaiser zu erwirken. Aber, obwohl in der äußersten Bedrängniß, gedachte er doch seiner früheren hohen Stellung und Macht auch jetzt noch und weigerte sich als ein edler sächsischer Mann vor Dienstleuten des Polenfürsten seine Waffen zu strecken. Er verlangte, sie sollten Mesco von ihm Meldung thun, dem Fürsten wolle er sich ergeben. Während nun die Führer sich dorthin begaben, drang ein großer Haufe niederen Kriegsvolkes in die Scheune und griff ihn an. Er, so ermattet er war, setzte sich noch einmal zur Wehre und streckte Mehrere mit seinem Schwerte nieder. Endlich aber versagten ihm die Kräfte, er übergab seine Waffe

dem in dem Haufen, der ihm der Vornehmste schien, und sprach: „Nimm dies Schwert und überbringe es deinem Herrn, er sehe es als Zeichen seines Sieges an und sende es seinem Freunde, dem Kaiser, mag dieser nun über den Fall seines Feindes frohlocken oder den Tod eines Blutsfreundes beweinen." Dann raffte er seine letzten Kräfte zusammen, wandte sich nach Morgen, betete laut in deutscher Sprache und übergab seine tiefbekümmerte Seele der Barmherzigkeit des Schöpfers aller Dinge. So fand Wichmann am 22. September 967 sein Ende, ein Mann voll starren Trotzes und ungebändigter Kraft, der die Freiheit nur in der Herrschaft des eigenen Willens sah und, indem er kein anderes Gesetz erkannte als seine Leidenschaft, blind in sein Verderben rannte, eine jener gewaltigen und in ihrer Stärke verderblichen Naturen, die uns in den Urgeschichten der germanischen Völker öfter begegnen. „Wie Wichmanns Ende war," sagt Widukind, der uns fast allein Kunde von ihm hinterlassen hat, „so war das Ende Aller, die sich gegen den Kaiser zu erheben wagten."

Das Schwert und die Rüstung Wichmanns wurden dem Kaiser nach Italien geschickt. Als er von dem neuen Angriffe der Redarier gegen Mesco, seinen Freund, Kunde bekam, entbrannte sein Zorn, und er schrieb an die sächsischen Fürsten: „Es ist unser Wille, daß Ihr mit den Redariern, die, wie wir hören, eine vollständige Niederlage erlitten haben, keinen Frieden macht; denn Ihr wißt, wie oft sie die Treue gebrochen, wie schweres Leid sie uns zugefügt haben. Gehet also mit Herzog Hermann zu Rathe und traget Sorge, daß das Volk ausgerottet und dadurch den Unruhen ein Ziel gesetzt wird. Sollte es nöthig sein, so werden wir zu Euch kommen und gegen sie zu Felde ziehen." So schrieb der Kaiser, aber ehe der Brief in Sachsen ankam, hatten die Fürsten schon mit den Redariern Frieden geschlossen und meinten nun an ihn gebunden zu sein. Auch schien die Lage des Landes nicht ganz ohne Gefahr. Herzog Hermann besorgte einen Angriff von den Dänen damals, wie noch lange nachher, und der Gesinnung der wendischen Stämme war man nie sicher. Diese Besorgnisse erwies die Folge größtentheils als eitel; auch dunkle Gerüchte, die umschlichen, daß die Sachsen der Königsherrschaft abgünstig seien und mit einem Aufstande umgingen, zeigten sich als unbegründet. Nur einmal noch kam es in den wendischen Marken zu einem Kampfe. Markgraf Hodo griff, wir wissen nicht aus welchem Grunde, Herzog Mesco an, und

bei Zehden wurde zwischen ihnen am Johannistag 972 eine blutige Schlacht geschlagen, in der die Deutschen große Verluste erlitten. Mit Unmuth hörte der Kaiser, der gerade damals die Alpen überschritt, von diesem Kampfe und befahl bei seiner Ungnade die Waffen ruhen zu lassen; wenn er nach Sachsen käme, wolle er selbst in der Sache richten.

In der Mitte des August langte der Kaiser, durch das Rheinthal von den Alpen herabsteigend, in den Gegenden am Bodensee an und besuchte hier St. Gallen, Reichenau und Konstanz. Dann ging er den Rhein hinab nach Ingelheim, wohin er nach dem Wunsch des Papstes eine Synode beschieden hatte. Es waren alle deutschen Erzbischöfe auf der Synode erschienen, mit ihnen viele Bischöfe und Aebte. Auch eine große Anzahl weltlicher Fürsten und Herren hatte sich in Ingelheim eingestellt, und wichtige Geschäfte der Kirche wie des Reichs sind ohne Zweifel hier verhandelt worden, wo der Kaiser zum ersten Male wieder die Großen seines deutschen Reichs um sich versammelt sah. Es fehlt uns jedoch an Aufzeichnungen über die Beschlüsse der Versammlung, und nur von einigen untergeordneten Entscheidungen haben wir zufällige Kunde.

Den folgenden Winter verlebte der Kaiser in den fränkischen Gegenden am Rhein auf seinen überall hier zerstreut liegenden Burgen und Pfalzen, meist zu Frankfurt, wo er auch das Weihnachtsfest feierte. Vieles mußte in diesen Gegenden schmerzliche und doch theure Erinnerungen in seiner Seele wecken, indem es ihn an seine Kinder mahnte, die in der Blüthe der Jahre ihm in das Grab vorausgeeilt waren.

Zu Mainz sah er in der Kirche des heiligen Albanus über dem Grabe seiner Tochter Liutgarde ihre silberne Spindel hängen, ein sinnreiches Andenken an die fleißige Königstochter, die mit starkem Sinn ein trübes Schicksal erduldet. Ihr zur Seite hatte ihr unglücklicher Bruder Liudolf seine Ruhestätte gefunden. Und in derselben Kirche fand Otto jetzt auch das Grab seines ältesten Sohnes, der, die Frucht einer Jugendliebe, dem geistlichen Stande bestimmt war und die höchste bischöfliche Würde Deutschlands erstiegen hatte. Hier ruhte Erzbischof Wilhelm, den in der Blüthe der Jahre — er hatte kaum das vierzigste Jahr erreicht — der Tod unerwartet dahingerafft hatte. Der Tod dieses Sohnes war mit dem Abscheiden der hochverehrten Mutter des Kaisers nahe verbunden gewesen.

Als Wilhelm vernommen hatte, daß seine Großmutter zu Quedlinburg schwer erkrankt darniederliege und ihre baldige Auflösung drohe, hatte er sich eiligst auf den Weg gemacht, um ihr den letzten Trost zu bringen. Hoch war Mathilde erfreut darüber, sie beichtete dem Enkel ihre Sünden, empfing die Absolution, ließ sich von ihm mit dem heiligen Oel salben und das Abendmahl reichen. Wilhelm hielt sich drei Tage zu Quedlinburg auf, denn er glaubte, in jedem Augenblicke werde der Tod eintreten; als aber die Sterbestunde sich dennoch verzögerte, ging er zu ihr, um sich zu verabschieden. Lange sprachen sie mit einander bei dieser letzten Trennung. Als dann Wilhelm aufbrechen wollte, rief Mathilde ihre treue Dienerin Richburg, die sie zur Aebtissin des in Nordhausen begründeten Klosters bestellt hatte, zu sich und fragte sie, ob sie Nichts wüßte, was sie ihrem Enkel zum Andenken geben könnte. „Nichts ist da," sagte Richburg, „Alles hast du bereits den Armen gegeben." „Doch wo sind die Decken," erwiederte Mathilde, „die ich für meine Bestattung zurückzulegen befahl? Laß sie bringen, daß ich sie dem Enkel als Liebeszeichen auf den Weg gebe; er wird ihrer eher als ich bedürfen, denn er hat eine beschwerliche Reise zu machen. Wer kann auch wissen, was der folgende Tag bringt? Und sollte ich sterben, so wird's werden, wie die Leute sagen: Hochzeitskleid und Leichenhemde wissen die Angehörigen schon zu finden." Da brachte Richburg die Decken, und die alte Königin schenkte sie Wilhelm, der noch einmal die Großmutter segnete und dann von ihr schied. Indem er das Gemach verließ, wandte er sich zu den Umstehenden und sprach leise: „Ich gehe von hier nach Radulfsrode und lasse einen Geistlichen zurück, daß wenn der Tod der Königin bald erfolgen sollte, er zu mir eile und es mir melde; ich werde dann sogleich umkehren und die Bestattung in würdiger Weise besorgen." Die alte Königin hatte jedoch diese Worte gehört, richtete ihr Haupt empor und sprach: „Es ist nicht gut, daß du Jemanden von den Deinen hier läßt, denn du wirst auf der Reise eher seiner bedürfen. Gehe in Christi Namen, wohin sein Befehl dich ruft." So entfernte sich Wilhelm von Quedlinburg und begab sich nach Radulfsrode, einem Orte am Harze, unfern Quedlinburg. Hier fühlte er sich unwohl und nahm eine Arznei, die ihm aber keine Linderung schaffte. Die Kräfte verließen ihn plötzlich, und ganz unerwartet den Seinen starb er am 2. März 968. Die Worte der greisen Königin waren prophetisch gewesen, ohne daß sie selbst es ahnete. Sogleich eilten

Boten nach Quedlinburg mit der Trauernachricht, die man der sterbenden Königin mitzutheilen zögerte. Als sie aber die entsetzten Mienen der Umstehenden sah und ihr geheimnißvolles Flüstern hörte, sagte ihr der Geist, was geschehen war. „Warum," sprach sie, „wollt ihr es mir verhehlen? Erzbischof Wilhelm ist todt. Lasset die Glocken läuten, rufet die Armen zusammen und gebet ihnen Almosen, daß sie zu Gott für seine Seele beten."

Zwölf Tage überlebte Mathilde ihren Enkel, dann kam die Stunde auch ihrer Erlösung. Sie endete an einem Sonnabend um die neunte Stunde des Tages, wo sie sonst die Armen um sich zu sammeln pflegte, um ihre milde Hand im Andenken an König Heinrich, der an demselben Wochentage verstorben war, Jedem zu öffnen. Kaum hatte sie die Augen geschlossen, als ein Geschenk ihrer Tochter, der Königin Gerberge, eintraf, eine prächtige mit Gold gestickte Decke, die nun ihr Leichentuch werden sollte. In der Kirche zu Quedlinburg zu Seiten ihres Gemahls König Heinrichs, wie sie es immer gewünscht hatte, ruhen ihre Gebeine. Sie hatte beinahe das achtzigste Jahr erreicht, und nach einem überaus reichen Leben war ihr ein seliges Ende beschieden.

Viele Jahrhunderte noch hat Mathildens Name in höchsten Ehren in ihren zahlreichen Stiftungen fortgelebt, und gewiß mit dem vollsten Rechte. Denn selten hat sich weltlicher Ruhm und irdische Höhe so aufrichtig dem Dienste des Herrn ergeben, als es in dieser ausgezeichneten Frau der Fall war. Ihr Beispiel und ihre unermüdliche Thätigkeit haben für die Gesittung des Sachsenvolkes mehr gethan, als man sagen kann. Nicht zu Sitzen träger Ruhe und stolzen Ueberflusses wollte sie ihre Stiftungen zu Quedlinburg, Pöhlde, Nordhausen und Enger machen, sondern zu umfriedeten Burgen und Pflanzstätten christlichen Lebens und höheren Strebens in einer kriegerischen Zeit, der es an roher Sinnlichkeit nicht fehlte; hier sollte die verfolgte Unschuld Rettung, die Noth Hülfe, das verlangende Herz Glaubenstrost finden, von hier sollte sich überdies über das ganze Sachsenland eine höhere Geistesbildung verbreiten, und zwar jene Bildung, die, aus heiligen Quellen strömend, zugleich geistliche Weihe giebt. Wie Mathilde in diesen Klöstern und Schulen — denn sie waren Beides in Einem — gewirkt wissen wollte, zeigte sie an ihrem eigenen Beispiel. Alle Kraft des Lebens nahm sie aus dem Gebet; noch in ihren letzten Jahren stand sie stets, ehe es tagte, vom Lager auf und ging zur Morgenandacht in die Kirche,

wo man sie auch täglich andächtig der Messe beiwohnen sah. Aber sonst war sie unermüdlich bei der Arbeit und allem müßigen Feiern von Herzen feind. Wo sie auch sein mochte, daheim oder auf der Reise, suchte sie die Armen auf und sorgte für sie, unterstützte die Wanderer, trat selbst an das Lager der Kranken und unterrichtete ihre Diener und Mägde in nützlichen Dingen, namentlich in der damals noch so seltenen Kunst des Lesens; mit ängstlicher Sorgfalt bedachte sie zugleich den Haushalt und alle Bedürfnisse ihrer Stiftungen. Und alle diese Werke der Liebe genügten ihr doch nicht, wenn sie nicht täglich noch selbst Hand an eine Arbeit legte und sie fertig schaffte. Keine unter ihren Tugenden war größer als ihre Demuth; wo sie helfen konnte, war ihr keine Arbeit zu schlecht und zu gering. Aber selbst bei den niedrigsten Werken konnte sie nie die ihr angeborene Hoheit und Würde verleugnen. Widukind sagt von ihr mit freier Anwendung eines Schriftworts (Hiob 29, 25): „Wie eine Königin saß sie inmitten des Volkes, aber sie tröstete Alle, die Leid trugen.“ Mit ehrfurchtsvoller Bewunderung sah die Mitwelt auf sie, die Gemahlin König Heinrichs, die Mutter des großen Kaisers Otto, des tapferen Heinrich, des weisen und heiligen Brun, und mit Stolz sollen wir Deutsche noch jetzt ihren Namen nennen, denn mit demselben sind die rühmlichsten Erinnerungen unserer Geschichte innig verknüpft.

Die Nachrichten vom Tode der Mutter und seines Sohnes Wilhelm hatten Otto bald in Italien erreicht und so bewegt, daß er zuerst sogleich nach der Heimath zurückeilen wollte. Da ihn aber drängende Sorgen jenseits der Alpen damals fesselten, fand er einen Trost darin, daß sich jetzt Gelegenheit zeigte seinen großen Lieblingsgedanken, Magdeburg zum Erzbisthum für die Slawen zu erhöhen, endlich in das Werk zu setzen. Wilhelm, der sich dem Plane lange entgegengestellt hatte, war nicht mehr, und kurz vor ihm war auch der andere Gegner dieser Stiftung, Bischof Bernhard von Halberstadt, aus dem Leben geschieden. Otto ergriff begierig diese Gunst der Umstände und nahm sogleich Bedacht, auf die erledigten Bischofsstühle ihm in Magdeburgs Sache willfährige Männer zu bringen. Auf Bernhard folgte in Halberstadt Hildeward; er dankte seine Ernennung einer besonderen Gnade des Kaisers. Hildewards Vater Erich hatte nämlich an einer Verschwörung gegen Ottos Leben theilgenommen und war wegen Hochverraths verurtheilt worden; um so mehr mußte der Sohn sich bestreben

den Frevel des Vaters vergessen zu machen. Zum Mainzer Erzbisthum wurde nach des Kaisers ausdrücklichem Willen der Abt Hatto von Fulda erwählt, der sich schon früher für die Errichtung des Magdeburger Bisthums beeifert hatte. Die Neuerwählten beschied der Kaiser sofort nach Ravenna und belehnte sie hier nicht eher mit dem Bischofsstab, bis sie vollständige Bürgschaft gegeben hatten, daß sie der Begründung des neuen Erzbisthums keine Schwierigkeiten in den Weg legen würden. Oeffentlich erklärten sie dies vor einer Synode, die in Ravenna gegen Ende des September 968 zusammentrat. Die versammelten Väter willfahrten dann auch sofort dem ungeduldigen Verlangen des Kaisers nach Errichtung des Erzbisthums. Die Bisthümer Brandenburg, Havelberg und Meißen wurden dem neuen Erzstift untergeben, sowie zwei neue Bisthümer, die zu Zeitz und Merseburg für die Gegenden zwischen Saale und Elbe errichtet wurden; zu diesen kam etwas später eine dritte neue Stiftung, das Bisthum Posen für Polen.

Ein Mittelpunkt für die Bekehrung der Slawen war endlich gewonnen, der Lieblingsgedanke des Kaisers seit zwanzig Jahren verwirklicht; es kam jetzt darauf an, wessen Händen er die neue Stiftung anvertrauen wollte. Er wählte denselben Mann, den er einst wegen seiner Kenntniß der slawischen Sprache der russischen Großfürstin geschickt hatte, Adalbert, damals Abt des Klosters Weißenburg im Speier-Gau, und sandte ihn nach Rom, wo er am 18. October 968 vom Papste das Pallium empfing und seine Ernennung feierlich verkündigt wurde. Zugleich erhielt Adalbert die umfassendsten Privilegien, die ihm gleiche Rechte mit den Erzbischöfen von Mainz, Trier und Köln gaben und die Vollmacht ertheilten, den unter ihm stehenden Bischöfen im Slawenlande jenseits der Saale und Elbe nach dem Willen des Kaisers ihre Sprengel zu begrenzen und zu ordnen. Dann kehrte Adalbert nach Deutschland zurück, und es erging ein Schreiben des Kaisers an die Bischöfe und Grafen Sachsens, worin er die feierliche Einführung des Erzbischofs von Magdeburg und der Bischöfe von Meißen, Merseburg und Zeitz anbefahl und die Markgrafen Wigbert, Wigger und Günther ermahnte den neuen Bischöfen keine Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Wie es der Kaiser gewollt hatte, geschah es. Am Weihnachtsfeste 968 wurde Adalbert feierlich zu Magdeburg als Erzbischof inthronisirt und weihte noch an demselben Tage die Bischöfe Boso von Merseburg, Burchard von Meißen und Hugo von Zeitz. Die Kirche des heiligen Mau-

ritius mit ihren reichen Schenkungen und Privilegien kam an den Erzbischof, und es wurde bei derselben ein Domstift errichtet; die Benedictiner, denen bisher die Kirche gehört hatte, mußten sie und ihr Kloster verlassen und wurden nach dem schon früher begründeten Kloster des heiligen Johannes auf einer Anhöhe nahe der Stadt übersiedelt. Tief betrübt schieden sie von dem Grabe ihrer Wohlthäterin, der guten Königin Editha, und noch lange Zeit wallfahrteten sie jährlich am Tage ihrer Ausweisung mit bloßen Füßen nach der Domkirche und hielten dort eine feierliche Messe. Das Johanniskloster wurde später gewöhnlich das Kloster Bergen genannt und hat bis in dieses Jahrhundert bestanden, seit der Reformation als eine gelehrte Schule, die viel Gutes gewirkt hat; jetzt bezeichnet nur ein Denkstein seine Stätte.

Es waren mehr als vier Jahre seit der Begründung des Erzbisthums vergangen, als der Kaiser im Frühjahr 973 selbst nach Magdeburg kam, um die neue Stiftung in Augenschein zu nehmen. Er feierte den Palmsonntag (16. März) hier am Grabe seiner ersten Gemahlin in ungewöhnlich ernster und bewegter Stimmung; am folgenden Tage machte er der Kirche die reichsten Schenkungen an Gütern, Büchern und kostbaren Geräthen und überreichte dem Erzbischof die Schenkungsurkunden vor allem Volk. Dann eilte er nach Quedlinburg, um das Grab seiner Mutter aufzusuchen; er wandelte gleichsam nur unter Gräbern. Schon am Mittwoch nach Palmsonntag traf er mit Adelheid, Otto und Theophano ein und feierte dort auch das Osterfest (23. März).

Aus weiter Ferne und von allen Seiten strömten die Fürsten, Grafen und Bischöfe nach Quedlinburg, das wohl niemals nachdem eine so stattliche Versammlung in seinen Mauern gesehen hat. In dem großen Kreise der Fürsten leuchteten aber vor Allem die beiden Kaiser mit ihren Gemahlinnen hervor, neben ihnen die kaiserliche Tochter, die Aebtissin Mathilde, und der alte Sachsenherzog Hermann Billing, der nach der Sitte der Zeit dem Kaiser glänzende Geschenke darbrachte. Mit großen Feierlichkeiten wurde das Fest begangen. Es war des Kaisers Sitte, daß er sich an den hohen Kirchenfesten von der gesammten anwesenden Geistlichkeit in Prozession unter Vortragung von Kreuzen, Weihrauchsfässern, Fahnen und Reliquien zur Kirche begleiten ließ, wo er aufmerksam, ohne sich auf irgend welche Gespräche einzulassen, dem Gottesdienste beiwohnte, dann aber unter Vortragung von Lichtern, von

allen Bischöfen, Herzogen und Grafen begleitet, nach seiner Pfalz zurückkehrte. So feierte er auch damals Ostern in der Servatiuskirche zu Quedlinburg am Grabe seiner Eltern.

Als das Fest vorüber war, wurden nach der Sitte die Angelegenheiten des Reichs und der Kirche in Betracht gezogen und zunächst Alles, was Sachsen und die Marken dieses Landes betraf, erwogen. Des Kaisers Anwesenheit in Quedlinburg zerstreute auch die letzten Besorgnisse für den Frieden Sachsens. Mesco erschien in Person vor Ottos Richterstuhl und vertrug sich mit dem Markgrafen Hodo; seitdem der Polenfürst das Bisthum Posen gestiftet hatte, das dem Erzbisthum Magdeburg untergeben wurde, war er in der Gunst des Kaisers nur noch höher gestiegen. Nicht mindere Ehre erwies Otto dem jungen, muthigen Herzog Boleslaw II. von Böhmen, der im Jahre 967 seinem Vater gefolgt war und jetzt zum ersten Male Tribut und Geschenke seinem kaiserlichen Lehnsherrn darbrachte. Alle Furcht vor einem Dänenkriege schwand, als auch König Harald Gesandte nach Quedlinburg schickte, die zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit den festgesetzten Tribut dem Kaiser überreichten.

Aber auch weit über die Grenzen Sachsens hinaus schweiften die Gedanken Kaiser Ottos und seiner Fürsten. Es waren Gesandte von Rom und Benevent, von Constantinopel, von den Russen und Bulgaren erschienen. Was die Welt in ihrer Weite bewegte, hallte im Kreise der Fürsten wieder und wurde bedacht und berathen. Selbst die Ungarn, die alten Feinde des deutschen Namens und des Kaisers, hatten zwölf Männer von ihrem Adel mit reichen Geschenken an Otto abgesandt, und zu eben dieser Zeit fand das Christenthum zuerst bei diesem Volke Eingang. Otto sandte damals als Missionar einen Bischof Brun an den Ungarnherzog Geisa. So breitete sich die Lehre von Christus, dem Erlöser, zu derselben Zeit über Polen, Böhmen und Ungarn, allgemach aus, und ein Lichtstrahl nach dem anderen fiel in die Thäler, die bis dahin in tiefer Nacht gelegen hatten. Ottos Siege hatten hier überall den Sieg des Christenthums vorbereitet.

Gewiß war es ein herrliches Fest, das damals zu Quedlinburg gefeiert wurde, und wohl nicht ohne gerechtes Selbstgefühl mochte der alte Kaiser auf den reichen Gewinn seines Lebens zurückblicken und sich dessen freuen, was ihm mit Gottes Hülfe gelungen war. Denn es war kein nichtiger Festesschimmer, nicht ein leerer Prunk, der ihn um-

gab, sondern ein tiefer Sinn barg sich unter dem Glanze dieser Feste. Unerwartet wurde derselbe aber durch einen Todesfall getrübt, der den Kaiser auf das Tiefste erschütterte.

Am 27. März starb zu Quedlinburg Herzog Hermann der Billinger. Allgemein wurde das Abscheiden des trefflichen Mannes beklagt; denn er hinterließ das lange im Volke bewahrte Andenken eines klugen, tapferen und gerechten Fürsten, der nicht minder streng über den Landfrieden im Innern gewacht, als er die Grenzen des sächsischen Landes vor äußeren Feinden kräftig geschützt hatte. Dennoch starb er im Banne des Bischofs Brun von Verden, der überdies ihm nahe verwandt war, und nicht einmal den Todten wollte der Bischof vom Banne lösen. Der Leichnam wurde später in dem Michaeliskloster zu Lüneburg beigesetzt, das Hermann selbst erbaut hatte. Das Herzogthum Sachsen ging auf seinen Sohn Bernhard über.

Niemanden hatte der Tod des tapferen Sachsenherzogs mehr gebeugt als den Kaiser. Hermann war der letzte hervorragende Mann jener kräftigen Generation, aus der und mit der Otto erwachsen war, — ein Geschlecht, das sich in gewaltigen Mühen und Kämpfen früh aufgerieben und aus dem es fast Keiner zu einem hohen Lebensalter gebracht hatte. Nachdem dieser letzte Genosse seiner früheren Tage abgeschieden war, fühlte der Kaiser, daß auch seine Stunde gekommen sei. Traurig und gebeugt verließ er Quedlinburg am 5. April, nachdem schon am 1. dieses Monats die große Festversammlung sich aufgelöst hatte, und besuchte noch mehrere seiner Burgen und Pfalzen in Sachsen. Am 9. April war er zu Walbeck. Als das Fest der Himmelfahrt (1. Mai) herannahte, begab er sich nach Merseburg. Mit Befriedigung sah er, wie auch hier der Wunsch seines Herzens in Erfüllung gegangen war und das dem heiligen Laurentius geweihte Bisthum Bestand gewonnen hatte. Er bekümmerte sich sorgfältig um die getroffenen Einrichtungen, und wo ihm noch Etwas zu fehlen schien, bot er die Mittel zur Abhülfe dar. Auch hier umgab ihn am Feste wieder eine zahlreiche Versammlung, die durch eine Gesandtschaft eines afrikanischen Sarazenenfürsten, welche dem Kaiser reiche Geschenke brachte, besonderen Glanz erhielt. Hier traf Otto zum letzten Male auch mit Judith, der Wittwe seines Bruders Heinrich, zusammen, die damals im südlichen Deutschland einen mächtigen Einfluß übte. Aber trotz dieser zahlreichen Umgebung war der Kaiser niedergeschlagen; „betrübt," sagt Widukind,

„wandelte er einher, der Tod Herzog Hermanns schwebte ihm stets vor der Seele.“

So kam Otto am 6. Mai, es war der Dienstag vor Pfingsten, nach Memleben, jener Pfalz, wo sein großer Vater vom Tode ereilt war. Hier sollte nach Gottes besonderer Fügung auch er sein Ende finden. Er fühlte sich sehr schwach, erhob sich aber doch am folgenden Morgen nach seiner Gewohnheit mit der Dämmerung vom Bette und begab sich in die Kapelle, um die Frühmette zu hören. Dann ruhte er kurze Zeit, ging zum zweiten Mal nach der Kapelle zur Messe, nach deren Ende er unter die Armen Almosen austheilte, um dann wiederum auf seinem Bette ein wenig der Ruhe zu pflegen. Zur gewöhnlichen Stunde kam er zur Tafel und erschien heiter und froh. Als er aber nach seiner Sitte sich zur Vesper wieder nach der Kapelle begab, fing er zu fiebern an und sank matt zusammen. Die herumstehenden Fürsten brachten ihn auf einen Sessel; er neigte sein Haupt, gleich als habe das Leben schon den Leib verlassen. Aber noch einmal erwachte das Bewußtsein; er verlangte und empfing das heilige Abendmahl, dann übergab er unter geistlichen Liedern ohne Seufzer mit vollkommener Ruhe seine Seele der Barmherzigkeit des Schöpfers aller Dinge.

Der Leichnam wurde sogleich in das kaiserliche Schlafgemach gebracht und, obwohl es schon spät war, die große Trauerkunde bekannt gemacht. Das Volk fühlte die ganze Schwere dieses Verlustes und ermüdete nicht die ruhmreichen Thaten des abgeschiedenen Herrschers zu preisen; es gedachte seiner väterlichen Regierung, wie er das Land von den Feinden befreit, den Bürgerkrieg unterdrückt, die übermüthigen Ungarn, Dänen und Slawen besiegt, mit den Griechen gestritten, Rom und den größten Theil Italiens sich unterworfen, die Tempel der heidnischen Götzen zerstört, an ihren Stellen christliche Kirchen errichtet und Boten des Evangeliums in ferne Länder gesandt habe. Als es Morgen geworden war, eilte Alles herbei, um dem neuen Herrscher, Otto II., obgleich er schon längst zum König und Kaiser gesalbt und gekrönt war, aufs Neue zu huldigen. Alle, die vom Kaiser Lehen trugen und zu Memleben verweilten, leisteten ihm sofort den Vasalleneid und gelobten ihm Hülfe gegen alle seine Widersacher.

Die Eingeweide Ottos wurden in der Marienkirche zu Memleben beigesetzt, der Leib einbalsamirt und nach Magdeburg gebracht, wo er zur

Seite Edithas in der Moritzkirche in einem marmornen Sarkophag seine Ruhestätte fand. Dies geschah feierlichst in den ersten Tagen des Juni in Gegenwart der kaiserlichen Familie und vieler Fürsten des Reichs; die Erzbischöfe Gero von Köln und Adalbert von Magdeburg, von einer zahllosen Geistlichkeit umgeben, verrichteten am Grabe den letzten Dienst der Kirche. Der Sarkophag erhielt in lateinischer Sprache die Inschrift:

König und Christ war er und der Heimath herrlichste Zierde,
Den hier der Marmor bedeckt: dreifach beklagt ihn die Welt.

Otto hinterließ Adelheid als Wittwe zwei Kinder, den jungen Kaiser Otto II. und die Aebtissin Mathilde von Quedlinburg; die anderen Kinder Adelheids aus dieser Ehe waren früh gestorben. Die beiden Kinder der Editha waren Otto vorangegangen, wie Wilhelm, die Frucht seiner ersten Liebe. Auch von seinen Brüdern hatte ihn, den Erstgeborenen, keiner überlebt, und doch hatte auch er nicht ein so hohes Alter erreicht. Er starb, nachdem er das einundsechzigste Lebensjahr vollendet hatte, im siebenunddreißigsten Jahre seines Königthums, im zwölften seiner kaiserlichen Gewalt.

Sein Tod war ein Weltereigniß und wurde allgemein als solches empfunden. Schon die Zeitgenossen hatten die gewaltige Bedeutung des Mannes erkannt und gaben ihm den Beinamen des Großen; überall mußte man den Verlust eines solchen Fürsten fühlen, in nächster Nähe wie in weitester Ferne. Wie tief trauerte Sachsen, das unter ihm zu früher nie geahnter Blüthe gediehen war. Man sah es als eine besondere Fügung an, daß selbst die Erde diesem Könige neue Schätze gespendet hatte und damals in Sachsen das erste edle Metall in den Gruben zu Goslar gefunden wurde. Sachsens goldene Zeit hießen bald die Tage seiner Regierung, und die Alten wurden nicht müde der Jugend die Herrlichkeit jenes goldenen Zeitalters zu preisen. Weiter aber schlich durch alle Gaue des deutschen Landes die Trauerklage um den großen Kaiser. Wer hätte es nicht gewußt und bedacht, daß durch seine Mannheit allein das deutsche Volk zum ersten des Abendlandes erhöht war und die Geschicke der lateinischen Christenheit in seinen Händen trug, daß die lange darniedergehaltene, aber noch ungebrochene Kraft Deutschlands durch ihn erst wieder sich freigemacht und Geltung verschafft hatte! Hatte denn nicht die römische Kaiserkrone auf seinem Haupte gestrahlt und er auf demselben Throne gesessen, den einst der mächtige Frankenkönig un-

vergeßlichen Andenkens, Karl der Große eingenommen hatte! Rom bebte vor ihm, und die Päpste waren die Diener seines Willens; selbst das starre Byzanz hatte sich zuletzt doch seiner Forderung fügen müssen.

Und nicht seinen glänzenden Thaten allein, auch seiner Person galt die Bewunderung, die er in der letzten Zeit seines Lebens und nach seinem Tode genoß. Der erste Blick ließ in ihm den geborenen Herrscher erkennen, dem das Alter nur neue Hoheit und Majestät lieh. Seine Gestalt war fest und kräftig, aber dabei nicht ohne Anmuth in der Bewegung; noch in den späteren Jahren war er ein rüstiger Jäger und gewandter Reiter. Im gebräunten Gesicht blitzten helle, lebhafte Augen, spärliche graue Haare bedeckten seinen Scheitel, der Bart wallte lang gegen die alte Sitte der Sachsen auf die Brust herab, die gleich der des Löwen dicht bewachsen war. Er trug die heimische Kleidung und mied ausländischen Prunk; auch sprach er nur seine sächsische Mundart, obschon er des Romanischen und Slawischen nicht unkundig war. Sein Tag verstrich zwischen Arbeit uud Gebet, Staatsgeschäften und Gottesdienst; die Nachtruhe maß er sich kärglich zu, und da er im Schlafe zu sprechen pflegte, schien er selbst dann zu wachen. Freigebig, gnädig, leutselig und freundlich, zog er wohl die Herzen an sich, aber dennoch war auch der alte Kaiser mehr gefürchtet als geliebt. Sein Zorn, ob auch die Jahre diesen harten Sinn weicher gemacht hatten, war schwer zu ertragen; selbst sein Sohn bebte vor dem Groll des Löwen, wie er seinen Vater zu nennen pflegte. Die eiserne Willenskraft, die Otto schon in seiner Jugend verrieth, hat er bis an sein Ende bewahrt; treu blieb ihm das Streben nach großen, würdigen Thaten und erfüllte noch am Abend seines Lebens die Seele mit Jugendkraft. Und auch die anderen hohen Tugenden, die man am Jünglinge pries, felsenfeste Treue gegen Freunde, Großmuth gegen gedemüthigte Feinde, blieben ein Schmuck seines Alters. Niemals gedachte er wieder eines Vergehens, wenn er es einmal verziehen hatte. Von seiner königlichen und kaiserlichen Würde hatte er die höchste Vorstellung. Die Krone, die er einzig und allein Gottes besonderer Gnade zu danken meinte, setzte er nie auf das Haupt, ohne vorher gefastet zu haben. Wer sich gegen seine Majestät erhob, in dem sah er einen Frevler an Gottes Gebot.

Die Stadt Magdeburg, die Otto vor allen anderen erhöht hatte und die ihn als ihren Gründer ansehen kann, hat sein Andenken schon

vor Alters durch ein ehernes Standbild geehrt. In dem prachtvollen Dome der Stadt, der später erbaut ist, ruhen jetzt inmitten des hohen Chors die Ueberreste des großen Kaisers, nicht weit von der Ruhestätte der guten Königin Editha. Ein prunkloses Denkmal bezeichnet die Stelle, eine der denkwürdigsten in unserem Vaterlande; denn dort haben die Gebeine des einzigen deutschen Kaisers, dem Mitwelt und Nachwelt den Namen des Großen nicht verweigert, ihren Platz gefunden.

9.

Die Glücksjahre Kaiser Ottos II.

Als der große Kaiser aus dem Leben geschieden, übernahm sein Sohn, ein Jüngling von achtzehn Jahren, die Regierung des gewaltigen Reichs, für die er mit Sorgfalt vom Vater herangebildet war. Denn mehr, als sonst beim sächsischen Adel Sitte war, hatte der zweite Otto eine gelehrte Bildung erhalten; seine von Natur guten Anlagen waren so entwickelt worden, daß selbst die Meister der Wissenschaft gern seinen Worten zuhörten. Zugleich war aber Otto unter Verhältnissen erwachsen, die ihm die ganze Bedeutung seiner unvergleichlich hohen Stellung vergegenwärtigen mußten. Schon als Knabe von sieben Jahren war er zum König Deutschlands erwählt und gekrönt worden, einige Jahre darauf hatte er in Rom die Kaiserkrone empfangen und sich dann einer Kaisertochter von Constantinopel vermählt. Die ruhmreichen Thaten seines Großvaters und seines Vaters standen ihm vor den Augen und ließen nimmer den Gedanken in ihm ruhen, daß er nur durch bedeutende Erfolge sich ihrer und seiner selbst würdig zeigen könne.

Große Hoffnungen baute auf ihn sein Reich, wie die ganze abendländische Welt, und in der That fehlte es ihm nicht an trefflichen Eigenschaften, welche die Erfüllung solcher Hoffnungen zu verbürgen schienen. Obwohl klein von Gestalt, war er gewandt in den Waffen und ein tüchtiger Kriegsmann; seine hochgeröthete Gesichtsfarbe, von der man ihn „den Rothen“ nannte, verrieth Lebendigkeit und frischen Muth; sein Sinn war großen Dingen zugewandt und jeder Kleinlichkeit fremd; überdies zeigte er sich rasch zur That, unerschrocken in Noth

und Gefahr. Auch fiel es dem jungen Kaiser leicht, die Gemüther der Menschen zu gewinnen, denn er war offenen und heiteren Gemüths, freigebig, zur Versöhnung mit dem Widersacher geneigt, treu in Liebe und Freundschaft. Freilich bemerkte man auch manche Schwächen seines Charakters, aber es schienen Fehler der Jugend, die ein reiferes Alter zu heben versprach. Das Maß der Weisheit vermißte man nicht selten in seinen Handlungen; er schien zu rasch im Entschluß, zu willfährig gegen die, welche ihm zunächst zur Seite standen und sein Vertrauen genossen, meist jüngere Männer, welche den Rath erfahrener Männer nicht beherzigten; leicht änderte er seine Absichten und ließ im Großen Festigkeit und Beständigkeit, vielleicht die höchsten Tugenden auf dem Throne, vermissen, während er sich im Einzelnen bisweilen starr und willkürlich zeigte, als ob er über jede Schranke des Gesetzes erhaben sei.

Den größten Einfluß übte im Anfange auf den jungen Kaiser seine Mutter; ihr Wille schien fast allein in den Geschäften entscheidend und geradezu als Mitregentin des Reichs wird sie in den Urkunden bezeichnet. Aber allmählich gewannen eine größere Macht als sie auf das Gemüth des Jünglings sein Freund Otto, jener Sohn des unglücklichen Liudolf, der, an Jahren dem jungen Kaiser gleich, mit ihm am Hofe des großen Otto erwachsen war, und Theophano, die junge Gemahlin des Kaisers. Die schöne Griechin, von feinster Bildung und einem kräftigen, fast männlichen Geiste, fesselte das Herz ihres Gemahls je länger, desto mehr, aber gewann deshalb nie bei dem deutschen Volke rechte Gunst. Man fürchtete und bewunderte mehr die Kaisertochter, die vom fernen Byzanz neuen Glanz und ungekannte Genüsse des Lebens dem sächsischen Lande zuführte, als man für sie Zuneigung empfand; die schlimmen Sitten des verderbten Hofes, an dem sie erwachsen, war man auch ihr, freilich mit großem Unrecht, beizumessen geneigt.

Ohne alle Störung vollzog sich der Thronwechsel. Das Bild des großen Vaters schwebte dem jungen Kaiser bei seinen ersten Regierungshandlungen noch lebendig vor, und es schien, als setze sich unter dem zweiten Otto nur die glorreiche Regierung des ersten fort. Nach der Sitte hielt der neue Herrscher seinen feierlichen Umritt in dem Reiche, freudig begrüßten ihn Lothringen und Franken, Schwaben und der Elsaß, Sachsen und Thüringen. Reiche Beweise seiner Gunst ließ er überall zurück, besonders den geistlichen Stiftungen; denn er wolle, sagte

er, seine Regierung vor Allem damit beginnen, die Kirche zu bereichern und zu erhöhen. Zu Memleben, wo sein Vater und Großvater von dieser Welt abgeschieden waren, gründete er alsbald ein Kloster, das er fürstlich ausstattete; der Bau jener Klosterkirche wurde von ihm begonnen, deren schöne Reste noch jetzt den Freund des Alterthums fesseln.

Im Anfange des Jahres 974 hatte der Kaiser zum ersten Male den inneren Frieden mit gewaffneter Hand zu vertheidigen. Es ist erzählt worden, wie der Graf Reginar vom Hennegau, Herzog Giselberts Bruder, als Störer des Landfriedens vor Erzbischof Brun aus Lothringen hatte weichen müssen und in Böhmen in der Verbannung gestorben war. Seine Söhne Reginar und Lambert waren inzwischen in Frankreich zu männlichen Jahren herangewachsen und kehrten nach dem Tode des großen Otto nach Lothringen zurück, um sich ihres Erbes mit Gewalt zu bemächtigen. Sie faßten wirklich im Lande festen Fuß, besetzten Boſſut, eine Burg an der Hayne, und führten von hier das Leben von Wegelagerern, bis der junge Kaiser gegen sie anrückte, ihre Burg nahm und zerstörte. Sie selbst entgingen der rächenden Hand, irrten noch längere Zeit innerhalb der Grenzen des Reichs umher und kehrten dann endlich nach Frankreich heim.

Dies waren die ersten Anzeichen, daß es auch dieser Regierung nicht an inneren Kämpfen fehlen sollte. Und bald gewann es in der That den Anschein, als ob der Bürgerkrieg mit allen seinen Schrecken noch einmal Deutschland heimsuchen würde, wie in den ersten Zeiten des großen Otto. Noch im Sommer desselben Jahres sah sich der Kaiser genöthigt seinen Vetter Heinrich von Baiern, den ersten Herzog des Reichs, in sicheren Gewahrsam zu bringen. Jener alte Streit um die Macht, der einst die Kinder König Heinrichs gegen einander bewaffnete, hatte sich auf die Enkel vererbt und drohte neues Unheil dem Reiche.

Baiern war damals weitaus das mächtigste unter den deutschen Herzogthümern. Die umfangreiche Gewalt Herzog Arnulfs war durch den Sachsen Heinrich erheblich erweitert und so auf dessen Wittwe, die kluge Tochter Arnulfs, übergegangen. Geraume Zeit hatte Judith für ihren minderjährigen Sohn die Verwaltung des Landes mit großer Umsicht geführt, unterstützt durch Bischof Abraham von Freising, einen ebenso ränkevollen als ihr ganz ergebenen Mann. Nicht im Widerspruch gegen das Königthum, sondern durch Willfährigkeit hatte Judith die Macht

ihres Hauses zu heben gesucht, und leicht war es ihr gelungen das Vertrauen des alternden Kaisers und die Gunst Adelheids, die diese einst ihrem verstorbenen Gemahl so reichlich geschenkt hatte, auch sich und ihren Kindern zu erhalten. Nicht allein beherrschte sie Baiern mit fast unbeschränkter Gewalt, sondern übte auch auf Schwaben durch ihre Tochter Hedwig, die Gemahlin Herzog Burchards II., einen bedeutenden Einfluß. Es diente nicht wenig der Größe ihres Hauses, als sie dann ihren Sohn mit Gisela von Burgund, der Tochter König Konrads und Nichte der Kaiserin Adelheid, vermählte, und so unmittelbar an das Familieninteresse der Letzteren knüpfte. Das südliche Deutschland schien ganz in die Gewalt dieses Hauses zu fallen; wie Judith in Baiern, herrschte Hedwig in Schwaben, indem der greise Herzog sich durchaus dem Willen seiner blühenden und ehrgeizigen Gemahlin fügte. Indessen wuchs Herzog Heinrich zu männlichen Jahren heran und zeigte sich dann als ein sehr entschiedener Vertreter der Interessen seines mächtigen Hauses.

Heinrich war mehrere Jahre älter als der Kaiser; ihm war bereits ein Sohn geboren, während Otto nach mehrjähriger Ehe noch keinen Erben hatte; es fehlte ihm nicht an Anhang im Volke, denn er war ein stattlicher Mann, klug und der Rede im hohen Grade mächtig — was Wunder, daß er sich gleichviel oder mehr als sein kaiserlicher Vetter dünkte! Ueberdies war er unruhigen Geistes, der Vortheil seines Hauses beschäftigte ihn spät und früh, jede vermeintliche Kränkung desselben empfand er als schwere persönliche Beleidigung, wie er denn von Natur zu Händeln geneigt war, so daß ihm das Volk den Beinamen des Zänkers gab. Mit einer Keckheit ohne Gleichen verfolgten er und die Seinen ihr Familieninteresse, seitdem der große Kaiser nicht mehr war. So wußten sie durch List und Trug, das kaiserliche Ansehen offen verhöhnend, das reiche Bisthum Augsburg einem Schwestersohne der Herzogin Judith, Heinrich mit Namen, zu verschaffen. Sollte die Macht dieses Hauses nicht eine verderbliche Höhe erreichen, so mußte der Kaiser ihr mit Nothwendigkeit Schranken zu setzen suchen.

Die beste Gelegenheit hierzu ergab sich, als gegen Ende des Jahres 973 der alte Herzog Burchard starb. Er hinterließ keine Kinder, und seine Gemahlin sah sich als die Erbin des Herzogthums an, das sie mit ihrer Hand auf einen zweiten Gemahl zu übertragen hoffte. War doch in der That öfters Aehnliches vorgekommen, und begründete sich

doch selbst die Herrschaft der Kaiser über Italien nach der Meinung Vieler nur auf einem ähnlichen Erbrecht. Aber Otto achtete dies vermeintliche Recht Hedwigs nicht; er ließ ihr nur die Erbgüter ihres Gemahls, die sich weithin am Bodensee erstreckten, und verlieh das Herzogthum Schwaben an seinen Freund Otto, Liudolfs Sohn. War einst Heinrichs Vater im Kampfe gegen Liudolf und Konrad zu besonderen Ehren gelangt und Liudolfs Sturz hauptsächlich ihm zum Vortheil ausgeschlagen, so sollte die Erhebung von Liudolfs Sohn jetzt offenbar dazu dienen, der Uebermacht, zu der Heinrichs Geschlecht gediehen war, ein Gegengewicht zu geben. Es kann daher nicht befremden, wenn sich bald zwischen den jungen Herzogen von Baiern und Schwaben die bitterste Feindseligkeit entspann, der Hader der Väter sich in den Söhnen fortsetzte.

Der Einfluß der Arnulfinger in Schwaben war gebrochen, und zugleich erweckte der Kaiser Herzog Heinrich noch andere Widersacher in nächster Nähe. Damals erstreckte sich die baierische Herzogsgewalt auch über die fränkischen Gegenden zwischen dem Speßhart, dem Thüringer- und dem Böhmerwalde, wo seit Kurzem ein Graf Berchthold, ein Sproß des einst so mächtigen Geschlechts der Babenberger, sein Haus wieder zu Ansehen und Ehren gebracht hatte. Diesen Mann zog der junge Kaiser fester an sich und übertrug seinem Bruder Liutpold zugleich die Ostmark gegen die Ungarn, das jetzige Oestreich, eine Markgrafschaft, die bis dahin Burchard, wahrscheinlich ein Verwandter Herzog Heinrichs, verwaltet hatte. Die Babenbergischen Brüder hatten es kein Hehl, daß sie der besonderen Gunst des Kaisers sich erfreuten, und boten dem Baiernherzoge, obwohl sie unter seinen Fahnen dienten, oft trotzig die Spitze. So sah sich Heinrich auch im eigenen Herzogthume Gegner erwachsen, die seine Macht bedrohten. Er sann auf Rache an seinem Vetter, durch dessen Gunst seine Widersacher gehoben wurden, und bald brachte er mit Hülfe des Bischofs von Freising eine Verschwörung zu Stande, bei der es auf nichts Geringeres abgesehen war, als den Kaiser vom Throne zu stürzen. Auch der Herzog Boleslaw von Böhmen, ein Fürst, von dem es heißt, er habe die Härte des Stahls mehr geliebt als den Glanz des Goldes, und dessen Schwager Mesco von Polen versprachen der Verschwörung ihren Beistand. Der verschmitzte Bischof hatte die Fäden des Anschlags klug geschürzt und versteckt, aber doch erhielt der Kaiser schnell von Allem sichere Kunde; besonders war es die

Klugheit des Grafen Berchthold, welche die Verschwörung enthüllte. Heinrich und Abraham wurden vor das Gericht der Fürsten beschieden; sie erschienen, wurden verhaftet und der Herzog nach Ingelheim, der Bischof nach Korvei in sicheren Gewahrsam gebracht. Heinrichs Mutter Judith, die um die Verschwörung gewußt hatte, nahm damals, wie es scheint, den Schleier in dem Kloster Niedermünster zu Regensburg; von ihr war dieses Stift gleichsam von Neuem begründet und mit einem Reliquienschatz beschenkt worden, welchen sie selbst von einer Pilgerfahrt zum heiligen Grabe heimgebracht hatte.

Gern hätte der Kaiser sogleich zu gebührender Vergeltung den treulosen Böhmen- und Polenfürsten mit Kriegsmacht überzogen, aber schon sah er sich selbst an den Nordgrenzen seines Reichs angegriffen und mußte deshalb unverzüglich gegen die Dänen, welche das Joch der deutschen Herrschaft abgeschüttelt, in das Feld ziehen. Als der große Otto nicht mehr war, hatte König Harald sich mit Sorgfalt zum Kriege gegen die Sachsen gerüstet; nicht allein alle streitbaren Männer seines Landes hatte er versammelt, sondern auch Jarl Hakon, der ihm seit geraumer Zeit zinspflichtig und zur Heeresfolge verpflichtet war, hatte ihm mit den Norwegern zuziehen müssen. An der Grenze gegen die Dänen war von den Sachsen inzwischen ein großer befestigter Graben aufgeworfen worden, von dem man noch jetzt in dem Kograben Ueberreste entdeckt; durch die Schanzen am Graben führte nur ein Thor hindurch, das Wieglesdor genannt. Dagegen hatten die Dänen das Danewirk hergestellt und verstärkt. Zwischen Eider und Schley hatten sie einen mächtigen Wall von Steinen, Holz und Erde aufgeführt, in dem alle hundert Schritte ein Thor gelassen und durch einen festen Thurm vertheidigt war; ein breiter und tiefer Graben sicherte überdies den Wall. An diesen Befestigungen hatte Harald den Kampf eröffnet, und schon hatten die Dänen das Wieglesdor erbrochen, den deutschen Grenzwall genommen und durchzogen verheerend alles Land jenseits der Elbe, als Kaiser Otto im Herbste 974 die Sachsen, Franken, Friesen und Wenden zur Heeresfolge aufbot und an die Dänengrenze führte. Die Feinde wichen zurück, und durch die Klugheit des Sachsenherzogs Bernhard und des Grafen Heinrich von Stade wurde in kurzer Zeit der deutsche Grenzwall wiedergewonnen. Sofort ging man dann auf das Danewirk los, welches aber Hakon und die Norweger tapfer vertheidigten. Von den Thaten derselben sang Einar, ein Isländer, Jarl

Hakons Kriegsmann und Skalde, in seinem Gedichte, Vellekla genannt: „Als mit der Friesen, Wenden und Franken Schaar der Schlachtsieger vom Süden her fuhr, begrüßte den Krieg der Meerrappenreiter*). Klingenschall ward, wo des Thridiflammenspieles**) Genossen die Schildränder zusammenstießen, denn der Adleräßer war der Widerpart. Der Sundmähren Sturmeifer gerieth da den Sachsen zur Flucht, als so der Fürst mit den Kriegsleuten die Verschanzung den Ausländern wehrte." Als sich der Kaiser, durch Geldzahlungen des Dänen bewogen, darauf zurückzog, verließ auch Jarl Hakon das Danewirk; er schiffte sein Heer ein und kehrte nach Norwegen zurück. Aber der Krieg war keinesweges beendet; der Kaiser kehrte mit verstärkter Heeresmacht alsbald zurück und gewann den Eingang in Jütland. Harald, der sich ihm jetzt nicht mehr gewachsen fühlte, schickte ihm seinen Sohn als Geisel, übergab ihm seinen ganzen Schatz und versprach den bisher gezahlten Tribut auch ferner zu entrichten. So erwirkte er sich endlich Frieden vom Kaiser. Um so tiefer war der Däne gedemüthigt, als sich Jarl Hakon seitdem seiner Obmacht entzog und ihm keinen Tribut mehr entrichtete. Der Kaiser verließ die Nordgrenzen seines Reichs erst, nachdem er hier eine feste Burg begründet hatte, in der er eine Besatzung zurückließ.

Sobald der Kaiser sich dieses Feindes entledigt hatte, beschloß er den Böhmen- und Polenherzog für ihren Treubruch zu züchtigen. Mit Heeresmacht zog er im Jahre 975 nach Böhmen hinein und verwüstete weit und breit das Land, aber es gelang ihm nicht Boleslaw zur Unterwerfung zu bringen. Ohne seinen Zweck erreicht zu haben, kehrte er zurück, und bald sah er seine Herrschaft durch innere Kriege so gefährdet, daß er nicht daran denken konnte, die deutschen Länder so bald wieder zu verlassen.

Reginar und Lambert hatten in Frankreich neue Streitkräfte gewonnen; viele angesehene Männer, denen es dort zu enge wurde, schlossen sich ihnen an, vornehmlich der junge Karl, König Lothars Bruder, den manche Widerwärtigkeiten am Hofe des Bruders nicht weilen ließen. So brachen Reginar und Lambert in der Charwoche des Jahres 976 in den Hennegau ein und gingen auf Mons los. Die Grafen Gottfried vom Ardennerland und Arnulf von Valenciennes zogen ihnen entgegen, und es kam zu einem blutigen Treffen, in dem

*) Die Meerrappen sind die Schiffe, ihr Reiter Jarl Hakon.
**) Die Thridiflamme d. h. Odins Flamme ist das Schwert.

die Brüder so geschlagen wurden, daß sie Lothringen räumen mußten. Aber dem inneren Frieden war damit kein Ziel gesetzt. Denn zu derselben Zeit war Herzog Heinrich aus Ingelheim — wir wissen nicht wie — entkommen, war nach Baiern geeilt und hatte hier die Fahne der Empörung erhoben. Der Bürgerkrieg mit allen seinen Schrecken durchtobte Baiern: die Kaiserlichen und Heinrichs Anhänger standen sich überall entgegen, an der Donau und an der Isar wurde gekämpft, die Umgegend Passaus schrecklich verwüstet, die wehrlosen Leute verließen das Land. Und zugleich griffen auch in Schwaben die Feinde des Kaisers gegen Herzog Otto zu den Waffen. Schnelles Einschreiten war dem Kaiser geboten; im Sommer 976 rückte er mit einem Heere von Franken aus in Baiern ein und ging sogleich auf Regensburg los. Wunderbar wirkte die persönliche Erscheinung des jungen Kaisers. Regensburg ergab sich ihm alsbald, die Bischöfe des Landes und der größte Theil des Adels eilten ihm zu, und Heinrich, jedes Beistandes entblößt, mußte sich landesflüchtig nach Böhmen wenden.

Zu Regensburg hielt der Kaiser ein strenges Gericht. Heinrich wurde seiner herzoglichen Würde entkleidet, über ihn und achtundzwanzig seiner Anhänger Bann und Acht ausgesprochen, ihr Hab und Gut ihnen entzogen. Askuin von Kärnthen, ein Gefährte Heinrichs, wurde zum Tode verurtheilt, und noch über manche Andere mag gleich blutige Strafe verhängt sein. Das erledigte Herzogthum Baiern gab der Kaiser seinem Freunde Otto, der so gegen Sitte und Herkommen die herzoglichen Fahnen von Schwaben und Baiern in seiner Hand vereinigte und nun die Stellung im oberen Deutschland gewann, in der sich vorher die Arnulfinger so stolz gebrüstet hatten. Doch blieb das baierische Herzogthum nicht in seiner alten Ausdehnung und Bedeutung bestehen. Auf Kosten desselben gewannen die Marken eine freiere Stellung, und neben Herzog Otto wurden noch andere Männer im Lande zu Macht und Ehre erhoben, die entweder dem Kaiser treue Dienste geleistet hatten oder deren Geneigtheit er sich gewinnen wollte.

Vor Allem wurden die Babenbergischen Brüder damals ausgezeichnet. Der Graf Berthold erhielt in den Gegenden am Böhmerwalde, dem bairischen Nordgau, eine neugebildete Markgrafschaft, welche das Reich gegen die Angriffe der Böhmen schützen sollte und die man die Mark auf dem Nordgau genannt hat; gleichzeitig

gewann sein Bruder Liutpold in der Ostmark eine selbstständigere Gewalt, bei der diese Mark erst zu rechter Entwicklung gelangte. Zugleich wurden auch die] Kärnthner Mark und die Mark Verona von dem Herzogthum Baiern getrennt und daraus ein neues Herzogthum Kärnthen gebildet, das der Kaiser einem Verwandten des baierischen Hauses, Heinrich dem Jüngeren übertrug. Dieser Heinrich war ein Sohn jenes Berchthold, der einst seinem Bruder Arnulf im Herzogthum Baiern gefolgt war und sich mit Willetrud, einer Enkelin König Heinrichs, vermählt hatte. Nach dem Tode ihres Gemahls hatte Willetrud mit ihrem Sohne Heinrich lange in Abgeschiedenheit vom Hofe und sogar in Dürftigkeit gelebt; selbst ihr Wittwengut war ihr genommen worden, vielleicht weil sie an den Bewegungen, die Arnulfs Söhne gegen Heinrich, den Bruder Ottos des Großen, erregt hatten, sich betheiligt hatte. Jetzt schien der Augenblick gekommen, wo sich der neue Herrscher dieser Familie, die einst dem ersten Heinrich in Baiern hatte weichen müssen, gegen den aufständigen Sohn desselben bedienen konnte. Willetrud, ohnehin dem Kaiser verwandt, erhielt ihr Wittwengut zurück, und ihr Sohn empfing das neugebildete Herzogthum. Wahrscheinlich ist, daß damals auch die Pfalzgrafschaft in Baiern, von der seit Arnulfs Verrath im Jahre 953 nichts verlautete, eine neue und größere Bedeutung erhielt; wir finden in derselben seit dieser Zeit ein in Baiern und Kärnthen angesehenes und den Arnulfingern verwandtes Geschlecht, welches man später das der Aribonen nannte, sich zu namhafter Geltung erheben, wie nicht minder die Burggrafen von Regensburg fortan eine selbstständigere Stellung gegen das Herzogthum sich zu gewinnen wußten. Auch die geistlichen Herren zogen aus dem Mißgeschicke Herzog Heinrichs ihren Gewinn; vor Allem erhielten die Bischöfe von Salzburg und Passau, die in dem inneren Kriege viel erduldet hatten, große Schenkungen vom Kaiser. Durch dies Alles erhielt das Herzogthum eine völlig neue Gestalt; die bevorzugte Stellung, die es bisher vor den anderen Herzogthümern behauptet hatte, ging zum guten Theil verloren, und nie hat es seinen alten Umfang ganz wiedergewonnen.

Undenkbar ist, daß Adelheid, des Kaisers Mutter, die Absichten Heinrichs gefördert haben sollte, aber wohl sehr erklärlich, wenn die neuen Verhältnisse, welche das Scheitern des Aufstands herbeigeführt hatte, auch sie mit bitterem Unmuth erfüllten. Alle die Personen, die unter ihrem Schutz im oberen Deutschland zu Ansehen gelangt waren, sah sie aus der Macht verdrängt, und Niemand war höher erhoben,

als der Sohn jenes Liudolf, der einst gegen sie die Waffen ergriffen hatte. Ihr Einfluß schien verachtet und schmerzlich fühlte sie, wie sie über das Herz ihres Sohnes nicht mehr die alte Macht übe. Sie wandte sich damals hauptsächlich religiösen Uebungen und Werken zu, mied absichtlich den Hof und verließ endlich sogar das Reich, indem sie nach ihrem Heimathland Burgund zurückkehrte.

Die Entfremdung, die zwischen Mutter und Sohn eintrat, machte sich sofort in allen Verhältnissen der Regierung fühlbar; sie wandte die Herzen Vieler im Lande vom Kaiser ab und drohte vornehmlich auch den bisherigen Frieden mit dem Westreiche zu lösen. König Lothar von Frankreich war mit Emma, Adelheids Tochter aus erster Ehe, vermählt. So lange er durch sie und Adelheid auf den Kaiser einen gewissen Einfluß üben konnte, mochte die abhängige Stellung, in die er von dem mächtigeren Ostreiche gerathen war, ihm minder empfindlich erscheinen; sie wurde ihm unerträglich, als dieser Einfluß sich minderte und endlich aufhörte. Ueberdies war Lothar ehrbegierig; er wollte wieder in Wahrheit ein König sein und nicht eine Scheinkrone tragen. Aber auf keinem anderen Wege konnte er in seinem Reiche zur Macht gelangen, als durch ein Unternehmen gegen den Kaiser; er durfte sich von einem solchen Unternehmen um so mehr Erfolg versprechen, als gerade der alte Hader zwischen dem Karolingischen und Capetingischen Hause einmal schlummerte und die Söhne Hugos des Großen ihrem königlichen Vetter zu einem auswärtigen Kriege die Hand zu bieten geneigt waren. Schon unterstützte man kaum verhohlen die Unternehmungen Reginars und Lamberts, die wieder in Lothringen erschienen, und Größeres bereitete man vor.

Sobald der Kaiser Baiern beruhigt sah, mußte er sich daher nach Lothringen wenden, und so gefahrvoll erschien ihm hier die Lage der Dinge, daß er zu der gefährlichen Nachgiebigkeit sich herbeiließ, die Störer des Landfriedens nicht allein zu schonen, sondern sogar zu belohnen, um sie durch Wohlthaten sich zu gewinnen. Reginar und Lambert erhielten ihr väterliches Erbe zurück; Karl, der Bruder König Lothars, wurde mit dem Herzogthum von Niederlothringen belehnt. Ein Karolinger wurde so der Dienstmann des Sachsen, indem er sich zugleich anheischig machte das deutsche Reich vor den Angriffen seines eigenen Bruders zu schützen. Der Herzog Friedrich von Oberlothringen, dessen Gemahlin dem Capetingischen Hause angehörte, erhielt zugleich große Gunstbezeugungen vom Kaiser, damit er in der Treue nicht erkalte. So meinte der Kaiser die Westgrenzen

seines Reichs gegen Lothar gesichert zu haben und wandte sich dann gegen Osten.

Im Sommer 977 wurde ein zweiter Kriegszug gegen Böhmen unternommen. Der Kaiser selbst drang von den thüringischen Marken aus in das Land ein, während Herzog Otto das Aufgebot von Baiern und Schwaben durch den Böhmerwald nach Pilsen führen und sich mit ihm vereinigen sollte. Siegreich zog der Kaiser tief in des Feindes Land hinein, aber eine Niederlage, die Herzog Otto bei Pilsen erlitt, und Krankheiten, die in seinem eigenen Heere ausbrachen, ließen ihn seines Sieges nicht froh werden. Ein Waffenstillstand wurde geschlossen; in Folge desselben hielten der Kaiser und Boleslaw eine Zusammenkunft. Der Böhmenherzog gelobte hier fortan sich wieder als getreuer Lehnsmann dem Kaiser zu fügen, wenn dieser ihm verzeihen wolle; er versprach überdies, zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit sich in Person am Hofe des Kaisers zu stellen. Der Kaiser begnügte sich um so eher hiermit, als inzwischen in Baiern abermals eine arge Verrätherei an das Licht getreten war. Eilends verließ er Böhmen mit seinem Heere, überstieg den Böhmerwald und drang, seinen Weg über Cham nehmend, durch die Mark auf dem Nordgau in Baiern ein.

Wie sehr der Kaiser auch Heinrich den Jüngeren von Kärnthen und seine Mutter bei den letzten Anordnungen begünstigt hatte, dennoch zeigte sich auch bei ihnen das Familieninteresse mächtiger als die Dankbarkeit. Sie verbanden sich um ihren Vetter Heinrich zu rächen, mit dem Bischof Heinrich von Augsburg, den wir als einen Verwandten des baierischen Herzogshauses kennen. Ihr Plan war sich Baierns zu bemächtigen, sobald Herzog Otto nach Böhmen abgezogen sei, und dieser Plan gelang für den Augenblick vollständig. Bischof Heinrich besetzte Neuburg an der Donau, Herzog Heinrich der Jüngere Passau, und hierhin warf sich alsbald auch der geächtete Heinrich, der mit böhmischen Hülfsvölkern wieder in seinem alten Herzogthum erschien. Kaum aber vernahm Herzog Otto, was in seinem Lande geschehen war, als er Böhmen verließ, nach Baiern zurückkehrte und Passau zu belagern anfing. Und schon rückte auch der Kaiser selbst, nachdem er sich mit Boleslaw versöhnt, gegen Passau an. Um diese Stadt entbrannte vor Allem jetzt der Kampf der Ottonen und Heinriche. Es gelang endlich dem Kaiser eine Schiffbrücke zu schlagen und, von den Städtern selbst unterstützt, die Stadt zu bezwingen, die fast ganz zerstört wurde, damit die Empörer hier nicht noch

einmal eine Zuflucht fänden. Bald darauf sahen die Heinriche, von Boleslaw bereits verlassen, die Unmöglichkeit weiteren Widerstands ein und ergaben sich dem Kaiser, der ihre Bestrafung dem Gericht der Fürsten anheimstellte.

Gegen Ostern 978 wurde zu Magdeburg das Fürstengericht über die Hochverräther gehalten. Heinrich „der Zänker“ wurde zur Verweisung aus Baiern abermals verurtheilt und der Obhut des Bischofs Folkmar von Utrecht übergeben; Heinrich von Kärnthen mußte, seines Herzogthums entkleidet, ebenfalls aus dem Lande weichen; Landesverweisung traf ferner den sächsischen Grafen Ekbert, der sich jetzt abermals des Hochverraths schuldig gemacht hatte, und Heinrich von Augsburg, der unter die Aufsicht des Abtes von Werden an der Ruhr gestellt wurde, doch schon nach drei Monaten wieder in sein Bisthum zurückkehren durfte. Das neue Herzogthum Kärnthen und die Mark Verona gingen auf den fränkischen Grafen Otto in Wormsfeld über, einen Vetter des Kaisers, den Sohn jenes Konrad, der einst mit Liudolf gegen Heinrich und Adelheid gekämpft hatte. Wie früher schon Liudolfs Geschlecht, so kam nun auch Konrads Nachkommenschaft wieder zu Ehren. Das Alode der Arnulfinger wurde wohl zum großen Theil eingezogen: deshalb konnte sich der Kaiser in der nächsten Zeit so freigebig gegen seine Anhänger im Lande beweisen. Die reichsten Gaben erhielten von ihm die Bischöfe und Kirchen. Denn er hoffte, wie er selbst aussprach, es werde ihm hier und jenseits zu besonderem Verdienste gereichen, wenn er die Güter der Ruchlosen, die sich Gott und ihm widersetzt hätten, der Kirche schenke, wenigstens werde er dann durch die Fürbitte der Heiligen der ewigen Ruhe jenseits theilhaftig werden, da die kaiserliche Majestät zeitlichen Frieden vor den Uebelthätern hier doch nicht erlangen könne. Bald danach, als Otto das Osterfest zu Quedlinburg feierte, erschien Herzog Boleslaw seinem Versprechen getreu am Hofe, wo er eine ehrenvolle Aufnahme fand und dann mit großen Geschenken beehrt, heimkehrte.

Schien der Kaiser von dieser Seite jetzt gesichert zu sein, so bedrohte ihn dagegen schon von einer anderen eine größere Gefahr, als er selbst ahnte. König Lothar hatte Alles im Stillen zu einem Kriegszuge gegen ihn vorbereitet und mit den immer noch unruhigen Brüdern Reginar und Lambert seine alten Verbindungen erneuert; durch einen verwegenen Handstreich gedachte er Otto zu demüthigen und das verlorene Ansehen wieder zu gewinnen. Als sich der Kaiser sorglos mit seiner

Gemahlin am Johannisfest des Jahres 978 zu Aachen aufhielt, brach Lothar plötzlich ohne Kriegsankündigung wider Sitte und Herkommen in Lothringen ein, ging in Eilmärschen mit 30,000 Mann — einem größeren Heere, als seit langer Zeit ein König von Frankreich zusammengebracht hatte, — auf Aachen los, indem er hoffte sich selbst der Person des Kaisers hier bemächtigen zu können. Fast wäre es ihm gelungen. Otto empfing Nachrichten vom Anrücken Lothars, aber hielt es zuerst für unmöglich; erst als er mit eigenen Augen die Vorhut seines Feindes sah, maß er der Sache Glauben bei und ergriff die Flucht. Nur mit genauer Noth entkam er mit seiner Gemahlin nach Köln. Die Troßknechte Lothars verzehrten noch die Mahlzeit, die für den Kaiser zugerichtet war; das Gepäck und das Hausgeräth desselben fiel in die Hände des Feindes, der die alte Kaiserstadt der Plünderung preisgab und den Adler, der oben auf der Kaiserpfalz nach Osten gewendet stand, nach Westen richten ließ zum Zeichen, daß die Stadt fortan wieder dem Westreiche angehöre. Dennoch verließ bereits nach drei Tagen Lothar mit seinem Heere Aachen und wandte seine Banner heimwärts. Da erreichte ihn, ehe er noch die Grenzen seines Reichs betreten hatte, ein Bote Ottos, der ihm meldete: List und Hinterhalt verabscheue der Kaiser, offen erkläre er ihm daher den Krieg, am 1. Oktober werde er in Frankreich einrücken und hoffe der Herrschaft Lothars für immer ein Ende zu machen.

Der Kaiser berief sofort die Herzoge, Grafen und Herren seines Reichs nach Dortmund. Als sie hier in der Mitte des Monats Juli sich versammelt hatten, eröffnete er ihnen die ihm angethane Schmach und wie seine Absicht sei, sie gebührend zu rächen. Alle sahen die Beleidigung des Kaisers an, als ob sie ihnen selbst widerfahren sei, Alle schwuren wie aus e i n e m Munde ihm Treue und Gehorsam bis zum letzten Hauche; sie thaten es, wie gemeldet wird, aus Liebe zu seinem großen Vater, der ihnen zu Macht und Ehre geholfen hatte. Und nun wurde ein Heer zusammengebracht, wie man es seit langer Zeit in Deutschland nicht gesehen hatte; man berechnete es auf 60,000 Mann, und etwa die Hälfte davon sollen schwer gewappnete Ritter gewesen sein. Am 1. October, wie er angekündigt hatte, rückte Otto mit diesem Heere in Frankreich ein. Er fand hier Manche, die seine Ankunft freudig begrüßten; vor Allen that es Adalbero, Erzbischof von Reims, ein deutscher Mann, ein Bruder jenes Grafen Gottfried vom Ardennerland, den wir als treuen Dienstmann des Kaisers kennen. Ohne Widerstand zu fin-

den drang Otto bis an die Seine, bis gegen Paris vor, das von Herzog Hugo vertheidigt wurde; König Lothar selbst hatte sich jenseits des Flusses nach Etampes zurückgezogen. An dem rechten Ufer der Seine um den Montmartre schlugen die Deutschen ihr Lager auf und belagerten die Stadt. Weit und breit schweiften ihre Heereshaufen umher, und nirgens wagte sich ihnen ein Feind zu zeigen. Paris aber wurde gut vertheidigt, und Otto konnte eine lange Belagerung nicht durchführen. Schon zeigten sich Krankheiten im deutschen Heere, und der Einbruch der schlechten Jahreszeit mahnte zur Rückkehr. Bald nach der Mitte des November verließ der Kaiser Paris, nachdem er noch zuvor ein wunderbares Siegesfest begangen hatte. Er befahl nämlich seinem Vetter Hugo zu melden, er solle ein Te Deum hören, wie er es noch nie vernommen habe; dann ließ er auf dem Montmartre alle Geistlichen, die weit und breit aufzufinden waren, sich versammeln und ein Halleluja singen, daß es weithin in den Straßen von Paris wiederhallte. Nach diesem Te Deum trat er den Rückzug an.

Jetzt erst schöpfte Lothar wieder Muth; er setzte über die Seine, folgte dem Kaiser im Rücken, überfiel an der Aisne den Nachtrab desselben und erbeutete in der That einen Theil des Gepäcks. Wie dies zuging und was sich dabei ereignete, wird in der Chronik von Cambray ausführlich erzählt, und es lohnt der Mühe dabei zu verweilen. Als man an die Aisne gekommen war und sie ungewöhnlich angeschwollen fand, rieth der Graf Gottfried das Heer schnell über den Fluß zu führen, da dieser leicht in Bälde noch höher wachsen könnte. Sein Rath wurde befolgt, und der Kaiser gelangte mit dem größten Theile des Heeres glücklich an das entgegengesetzte Ufer. Das Gepäck blieb jedoch, da die Nacht einbrach, meistentheils zurück; die Troßknechte und die Bedeckung des Gepäcks mußten sich daher vom Hauptheere durch den Fluß getrennt lagern. Am anderen Morgen erschien unvermuthet Lothar und griff die Leute beim Gepäck an; er fand keinen Widerstand, und Otto konnte, da in der That während der Nacht der Fluß gewaltig geschwollen war, den Seinen auf keine Weise zur Hülfe eilen. Mit Entsetzen sah er, was geschah, aber es gab kein Mittel dem Unglück zu steuern. Da sandte er auf einem Nachen Boten zum König und ließ ihm das Anerbieten machen, derselbe möge entweder sein Heer übersetzen — er wolle ihm Geiseln stellen, daß er das ungefährdet thun könne, — und im offenen Kampfe sich mit ihm messen, oder er möge ihm Geiseln

geben, so wolle er selbst mit seinem Heere über den Fluß zurückkehren und den Ausgang eines redlichen Kampfes erwarten; wem Gott den Sieg dann bescheiden würde, dem solle das Reich des Besiegten als Kampfpreis zufallen. Dies meldeten die Boten des Kaisers dem Könige im Angesichte seines Heeres; kaum hatten sie aber ihre Rede vollendet, so brach Graf Goisfried, ein Vasall Lothars, in die Worte aus: „Was sollen wir kämpfen, was sollen Viele von uns hier bluten? Laßt die Könige selbst in den Kampf gehen! Wir wollen zuschauen und uns dem Sieger dann unterwerfen.“ Aber der Graf Gottfried, einer der Boten des Kaisers, antwortete ihm: „Immer haben wir gehört, ihr schätztet euren König gering, aber wir haben es nicht geglaubt; jetzt gesteht ihr es selbst, und wir können nicht mehr daran zweifeln. Aber wisset, nimmer wird unser Kaiser kämpfen, während wir ruhig die Hände in den Schooß legen, nimmer er in der Gefahr des Kampfes stehen, während wir von sicherem Orte aus zuschauen. Ginge er jedoch mit eurem Könige in einen Zweikampf, so würde er, dessen sind wir gewiß, ihn siegreich bestehen.“ Fürwahr eine ehenhafte deutsche Anwort auf das Wort des Franzosen!

Die Schlacht unterblieb, und der Kaiser setzte ungehindert den Rückzug fort. Am 1. December war er wieder in den Grenzen seines Reichs und entließ das Heer. Ein kleiner Krieg dauerte noch längere Zeit an den Marken beider Reiche fort, doch hatte Lothar um so weniger Neigung zu einem ernstlichen Unternehmen, als der Zwist mit den Söhnen Hugos des Großen bereits von Neuem auszubrechen drohte. Der Kaiser überließ die Vertheidigung Lothringens, das die ruhelosen Brüder Reginar und Lamberts abermals hatten verlassen müssen, jetzt getrost dem Herzog Karl und den Grafen des Landes; er selbst wandte sich im Jahre 979 gegen den letzten Gegner, mit dem er noch nicht seine Kräfte gemessen hatte, den Polenherzog Mesco. Mit einem Heere überschritt er die Ostgrenzen seines Reichs, drang in Polen ein und nöthigte den Herzog sich zum Ziele zu legen. Mesco vermählte sich bald danach, da Dubrawka, die Schwester des Böhmenherzogs Boleslaw, gestorben war, mit Oda, einer Tochter des Markgrafen Dietrich, des mächtigsten Mannes damals in den wendischen Marken. Obwohl Oda bereits den Schleier im Kloster Kalbe genommen hatte, löste man doch ihr Gelübde und verband sie dem Polen, den man durch sie enger an den Glauben der Christen und das Interesse des Reichs zu fesseln glaubte.

Inzwischen war Lothar mit seinen mächtigen Vettern wieder zerfallen und wünschte nichts sehnlicher, als seinen Frieden mit dem Kaiser zu machen; gelänge ihm dies nicht, so würden, besorgte er, vielleicht jene bald an dem Kaiser einen ihm furchtbaren Verbündeten gewinnen. Er bat deshalb im Geheimen um Verzeihung für alles Geschehene, versprach das Beste für die Zukunft und wünschte eine Unterredung mit dem Kaiser. An den Grenzen ihrer Reiche, am Chiers, kamen im Sommer 980 die beiden Herrscher zusammen; Lothar entsagte hier noch einmal feierlich seinen Ansprüchen auf Lothringen und empfahl seinen kleinen Sohn Ludwig, der ihn begleitete, dem Schutze des Kaisers. Auch von dieser Seite hatte der Kaiser nichts Uebles mehr zu erwarten, obwohl Herzog Hugo von Franzien und seine Brüder mit Unwillen den Abschluß des Friedens vernahmen.

In langen und gefahrvollen Kämpfen hatte der junge Kaiser nicht nur jeden Widerstand im Innern des Reichs glücklich niedergeworfen und die Ansprüche der Karolinger auf die Erbschaft ihrer Väter im Osten noch einmal energisch zurückgewiesen, sondern auch die Oberhoheit der Deutschen über die Dänen, Polen und Böhmen behauptet. Immer mehr schien sich diese im Norden und Osten zu befestigen, besonders durch den Einfluß der Mission, die in unaufhörlichen Fortschritten begriffen war. Das Erzbisthum Magdeburg hatte seine schönste Zeit; seine Suffragane wirkten ungehemmt in den wendischen Marken und weit über diese hinaus in den polnischen Gegenden für die Ausbreitung der christlichen Kirche und der deutschen Herrschaft. Hamburgs Mission erstreckte sich über das ganze dänische Reich, und schon wurde auf der Insel Fünen — wir wissen nicht in welchem Jahre — ein neues Bisthum zu Odense begründet. Mainz, obwohl durch die Einrichtung des Magdeburger Erzstifts beschränkt, gewann nach einer anderen Seite einen erheblichen Zuwachs seiner Provinz. Unter dem Einfluß des Kaisers war gleich im Anfange seiner Regierung für Böhmen in Prag ein besonderes Bisthum errichtet und etwa gleichzeitig ein anderes für Mähren, welches Land der Böhmenherzog Boleslaw den Ungarn entrissen hatte; die beiden neuen Bisthümer wurden unter Mainz gestellt, während Böhmen bis dahin zu dem Missionssprengel von Regensburg und somit zur Salzburger Kirchenprovinz gehört hatte. Schon hatte man auch nicht unbelohnte Versuche gemacht, das Christenthum unter dem wilden Volke der Ungarn zu verbreiten, und das Passauer Bisthum gründete

auf dieselben die Hoffnung, sich zu gleicher Stellung neben Salzburg erheben zu können.

Die Ungarn, nach der Schlacht auf dem Lechfelde zugleich von Böhmen und der Ostmark aus angegriffen und aus Gegenden verdrängt, die sie schon als gesicherte Eroberungen ansahen, hatten bereits in den letzten Jahren des großen Kaisers mit den Deutschen freundschaftliche Verbindungen angeknüpft, die sofort benutzt wurden, um das Christenthum unter dem heidnischen Volke zu verbreiten und dadurch auch der deutschen Herrschaft vorzuarbeiten. Der Schwabe Wolfgang, ein Freund des Erzbischofs Brun, wird als der Erste genannt, der als Missionar unter den Ungarn im Jahre 972 erschien, aber der Bischof Piligrim von Passau wußte den eifrigen Mann aus dieser Wirksamkeit zu entfernen, indem er dessen Beförderung zum Bisthum Regensburg betrieb. Seitdem griff Piligrim selbst die Mission in Ungarn mit dem größten Eifer an und meldete eilfertig nach Rom, ungefähr fünftausend vornehme Ungarn beiderlei Geschlechts seien im katholischen Glauben unterrichtet und getauft, fast die ganze ungarische Nation finde er bereit das Christenthum anzunehmen und auch die unter ihr wohnenden Slawen zur Bekehrung geneigt. Hierauf und auf eine Reihe untergeschobener Aktenstücke gründete Piligrim den Anspruch, daß ihm das Pallium ertheilt, seine Kirche in die Rechte, die einst angeblich die alte Metropole Lorch besessen hatte, eingesetzt und ihr Bisthümer in den von den Ungarn beherrschten Ländern untergeordnet würden. Offenbar hatte Piligrim die Erfolge, die er erzielt hatte, in hohem Maße übertrieben, aber er scheint dennoch seinen Zweck in Rom erreicht zu haben; weniger glücklich war er bei dem jungen Kaiser, obwohl er sich um denselben während des inneren Kriegs in Baiern die größten Verdienste erwarb. Die Rücksicht auf Salzburg, das damals bereits Böhmen verloren hatte, mochte Otto zunächst hindern auf Piligrims Absichten einzugehen, und nur allzubald zeigte sich überdies, daß die Stunde noch nicht geschlagen hatte, wo Ungarn mit Erfolg christianisirt werden konnte. Während der inneren Kriege in Baiern wurde es an der ungarischen Grenze abermals unruhig, und Markgraf Liutpold mußte gegen die räuberischen Nachbaren wiederholentlich sein Schwert ziehen. In diesen Kämpfen gingen die Anfänge der ungarischen Mission unter, aber durch dieselben gewann das Reich eine dauernde Erweiterung nach Osten. Das Land unter der Enns wurde bis zum Wienerwalde eingenommen, und diese

Gegenden dadurch, daß man in ihnen sofort Grenzburgen anlegte und baierische Kriegsleute ansiedelte, für die Folge behauptet. In derselben Weise, wie die Ostmarken Sachsens, suchte man die baierische Ostmark dem Reiche zu sichern.

Mit Recht konnte der junge Kaiser im Jahre 980 sagen, unter Gottes Beistand habe er das Kaiserreich seines Vaters nicht nur erhalten, so daß es noch in seinem früheren Glanze blühe, sondern seine Macht auch bereits über die Grenzen der väterlichen Herrschaft erweitert. Man sah es als ein glückbringendes Zeichen für die Zukunft des Reichs an, als nach langem Harren Theophano im Juli dieses Jahres den ersten Sohn gebar. Dieses Knäblein, die Hoffnung vieler Völker und weiter Reiche, erhielt den Namen Otto, dem schon Großvater und Vater einen so helltönenden Klang verliehen hatten.

10.

Ottos II. Mißgeschick.

Die letzten Ereignisse, namentlich der immerdar denkwürdige Zug gegen Paris, welcher die Sachsen bis vor die Hauptstadt Chlodovechs, den Mittelpunkt einst der fränkischen Macht, geführt hatte, hoben das Ansehen des Kaisers unter dem Volke. Wenn vorher nicht selten über sein bald allzu hitziges, bald zu nachgiebiges Auftreten, über den ungemessenen Einfluß der Griechin, das übermüthige Auftreten eines jungen Geschlechts, welches den Rath der Alten zu verschmähen schien, der Unmuth laut geworden war, so verstummte jetzt die Unzufriedenheit, da man zu erkennen glaubte, daß der Geist des Vaters in dem Sohne fortlebe, daß der junge Fürst mannhafter Entschlüsse fähig und von der Vorsehung zu großen Dingen bestimmt sei. Und in der That erfüllten seine Seele der edelste Ehrgeiz und ein heldenkühner Muth. Er lebte in dem Gedanken das Werk seines Vaters fortzusetzen und das Kaiserthum zu der Machthöhe zu erheben, die es seiner Idee nach beanspruchen mußte; er war vor Allem entschlossen die letzten Absichten seines Vaters zu verwirklichen und Italien ganz seiner Herrschaft zu unterwerfen, zu-

gleich aber die Länder jenseits der Alpen mit seinen deutschen Ländern zu einem einigen Reiche zu verbinden.

Kaum war die Ruhe in Deutschland gesichert, so verließ der Kaiser die heimischen Gegenden, die er nie wiedersehen sollte. Von seiner Gemahlin, seinem kleinen Sohne, seiner Schwester Mathilde und seinem Freunde Herzog Otto begleitet, überstieg er im November 980 die Alpen; es folgte ihm eine zahlreiche junge Ritterschaft, die nach Thaten dürstete, ihrer Väter werth. Als er den Boden Italiens betrat, war es für ihn eine Nothwendigkeit sich mit seiner Mutter zu versöhnen, in der Viele noch immer die eigentliche Herrin und Königin des Landes sahen; um so mehr, als Otto der Große vornehmlich in der letzten Zeit ihr auf die Geschäfte des italischen Reichs einen besonderen Einfluß eingeräumt hatte. Die ersten Schritte zur Versöhnung der Mutter hatte der Kaiser bereits vor seiner Ankunft in Italien gethan, und Adelheid hatte auf den Rath des Abts Majolus von Cluny seinen Bitten Gehör geschenkt Als er nun im Anfange des December zu Pavia Hof hielt, stellte sich auch Adelheid mit ihrem Bruder König Konrad von Burgund wieder am Hofe ein; in herzlicher Umarmung und unter heißen Thränen vergaßen Mutter und Sohn, was sie geschieden hatte, und bald gewann Adelheid ihre frühere einflußreiche Stellung wieder. Das Weihnachtsfest feierte Otto zu Ravenna, wo er sich längere Zeit aufhielt. In der Nähe übersah er hier den Zustand Italiens, unmittelbar traten ihm die Verhältnisse vor Augen, in die er mit starker Hand eingreifen wollte.

In der Lombardei und im mittleren Italien hatte sich seit dem Tode des Vaters wenig verändert. Das durchgreifende Verfahren des mächtigen Herrschers hatte einen solchen Eindruck gemacht, daß man trotz der inneren Bewegungen in Deutschland nicht von fern an einen Abfall dachte; es bildete sich sogar in dem freien Gebiet von Venedig damals eine Partei aus, welche die wichtige Seestadt dem deutschen Reiche zu verbinden beabsichtigte. Dennoch fehlte es auch nicht an widerstrebenden Elementen im Lande, besonders in Rom, der Kaiserstadt, selbst. Hier waren bald nach dem Tode Ottos I. Unruhen ausgebrochen; ein Theil des römischen Adels hatte sich unter Leitung des Dux Crescentius, des Sohnes der Theodora, eines im Sabinerlande reichbegüterten Mannes, gegen den von Otto eingesetzten Papst Benedict VI. aufgelehnt, ihn in der Engelsburg gefangen gehalten und end-

lich dort erdrosseln lassen. Noch bei Lebzeiten Benedicts hatten diese Aufständigen einen Römer, den Cardinaldiakon Bonifaz auf den Stuhl Petri erhoben, der aber alsbald von einer Gegenpartei verdrängt wurde und sich nach Constantinopel flüchtete. Die nun herrschende Partei hatte mit Einwilligung des jungen Kaisers gegen Ende des Jahres 974 einen Verwandten Alberichs und Johanns XII., der bisher Bischof von Sutri gewesen war, als Benedict VII. zum Papste geweiht, und trotz mancher Anfechtungen hatte sich dieser Papst bis zum Jahre 980 behauptet, wo er seinen Widersachern das Feld räumen mußte und sich nach Ravenna unter den Schutz des Kaisers begab.

Wie jener flüchtige Bonifaz seinen Blick nach Constantinopel richtete, so auch viele Andere in Italien, die das Anwachsen der deutschen Macht voll Mißmuth sahen; vor Allem in den Landschaften und Städten des Südens, die eben so durch innere Parteiungen litten, wie sie von kriegerischen Unfällen heimgesucht wurden. Denn noch immer war der Besitz dieser Gegenden zwischen dem Ost- und Westreiche streitig, deren Grenzen sich hier berührten, zugleich aber waren sie unaufhörlich von den Arabern bedroht, welche nur die schmale Meerenge vom Festlande trennte. Hier standen die drei Weltmächte sich gleichsam wie auf der Wacht gegenüber, jede lange vergebens den günstigen Augenblick zu großen Erfolgen erspähend und dann ihn doch oft wieder versäumend. Ein glänzender Sieg, ein vernichtender Schlag hier auf den Gegner geführt, mußte, welcher Macht er auch glücken mochte, für die Zukunft Italiens, für das Geschick der Welt von den gewaltigsten Folgen sein.

Apulien und Calabrien waren unmittelbar dem griechischen Kaiser unterthan; der langobardische Fürst von Salerno, der ein weites Gebiet beherrschte, erkannte dessen Hoheit an; Neapel und das seemächtige Amalfi empfingen von Constantinopel ihre Beamten. Die Macht des Kaisers in Italien war keineswegs geringfügig, und so wenig war man zu Constantinopel gewillt auch nur einen Fuß breit Landes hier aufzugeben, daß man vielmehr wegen der italischen Besitzungen stets von Neuem die eingeschlagene Politik änderte. Es ist erzählt worden, wie Constantinopel einst mit Moezz, dem Chalifen der Fatimiden, ein Bündniß schloß, um seine italischen Besitzungen gegen Otto den Großen vertheidigen zu können, wie es dann sich aber mit dem mächtigen Sachsenfürsten verständigte und dessen Sohn eine Kaisertochter zur Ehe gab. Schnell, wie das erste Bündniß, lockerte sich auch das zweite, da beide

nur von der Noth des Augenblicks eingegeben waren; kaum hatte der alte Kaiser Italien verlassen, so entbrannte in Unteritalien der Kampf zwischen der deutschen und griechischen Partei von Neuem.

An der Spitze der deutschen Partei stand hier auch jetzt noch Pandulf der Eisenkopf, dem Otto der Große zu den ererbten Fürstenthümern von Capua und Benevent das Herzogthum Spoleto und die Mark von Camerino als Lehen des italischen Königreichs gegeben hatte. Schon im Jahre 973 hatte Pandulf einen Versuch gemacht, den schwankenden Gisulf von Salerno mit Gewalt von den Griechen zu trennen; mit einem Heere rückte er vor Salerno, fand aber die Stadt gut vertheidigt und mußte unverrichteter Sache heimkehren. Das Glück zeigte ihm indessen wenig später einen anderen Weg, der ihn zum Ziele führte. Zu Salerno lebte ein Prätendent auf Pandulfs Herrschaft, Landulf mit Namen, Atenulfs Sohn. Nach manchen Irrfahrten in der Verbannung hatte er bei Gisulf freundliche Aufnahme gefunden, aber sein ehrgeiziger Sinn ließ ihn auch hier nicht ruhen; er dachte vielmehr nur auf Mittel und Wege Gisulf zu entthronen, um dann mit den Hülfskräften von Salerno Pandulf anzugreifen. Die unsichere Haltung Gisulfs hatte längst die griechische Partei in Salerno mit Mißtrauen erfüllt; mit ihrer Hülfe, zugleich unterstützt von Neapel und Amalfi, gelang es nun Landulf, Gisulfs Macht in Salerno zu stürzen und ihn selbst mit seiner Gemahlin nach Amalfi in Gewahrsam zu bringen. Aber sofort erschien Pandulf, bereits in seiner eigenen Stellung bedroht, als Gisulfs Rächer und Retter. Am 4. Juli 974 eroberte er Salerno und gab die Herrschaft Gisulf zurück, der jedoch Pandulfs zweiten Sohn, der des Vaters Namen trug, adoptiren und zum Mitregenten annehmen mußte. Seitdem erkannte auch Salerno die Hoheit des abendländischen Kaisers an, Landulf aber flüchtete sich nach Constantinopel, wo er die Hülfe des Tzimisces in Anspruch nahm.

Ein so kriegsmuthiger Fürst, wie Tzimisces war, würde den Aufforderungen Landulfs und des von Rom vertriebenen Bonifaz sich kaum entzogen haben, hätte es ihn nicht mit unwiderstehlicher Gewalt nach einer anderen Seite getrieben. Sobald die von den Russen Constantinopel drohende Gefahr überwunden — der Großfürst Swiätoslaw war geschlagen, zum Frieden genöthigt und hatte bald darauf im Kampfe mit den Petschenegen den Tod gefunden — sobald auch Bulgarien wieder dem Reiche unterworfen war, warf sich Tzimisces mit allem Feuer

seiner thatendürstenden Seele in den Krieg gegen die Macht der Hamadaniden, um die Eroberungen des Nicephorus in Syrien zu verfolgen. Aleppo, die Hauptstadt der Hamadaniden, wurde erobert, die Macht dieses Geschlechts vernichtet, Hierapolis, Apamea und Emesa fielen in die Hände der Griechen, Tzimisces lagerte in den paradiesischen Gefilden von Damascus: ganz Syrien unterwarf er seinem Gebote bis auf das uralte Tripolis, das in uneinnehmbarer Lage seiner Heere spottete. Und schon schickte er sich an, auch die Länder, die dem Chalifen noch unmittelbar unterworfen waren, anzugreifen. Nach undenklicher Zeit ging wieder ein Kriegsheer, das sich ein römisches nannte, über den Euphrat, die altberühmten Städte Samosata, Edessa und Nisibis kamen noch einmal an das römische Reich: rathlos zitterte der Chalif zu Bagdad vor dem so nahen gewaltigen Sieger. Doch der Mangel, den das Heer in den wüsten Gegenden Mesopotamiens litt, nöthigte endlich Tzimisces zur Rückkehr. Mit Ruhm gekrönt, zog er im glänzendsten Triumph in Constantinopel ein. Aber bald darauf ereilte ihn, den glücklichen Herrscher, den Retter des Reichs, den Besieger des Ostens, ein schleuniger Tod. Er starb im Anfange des Jahres 976 nach einer siebenjährigen Regierung in den kräftigsten Mannesjahren, nicht ohne den Verdacht der Vergiftung. Die Eroberungen der Griechen im Osten gingen größtentheils gleich nach seinem Tode verloren.

Die Regierung des morgenländischen Reichs kam nach Tzimisces Tode an die Brüder der Theophano, Basilius II. und Constantin IX., die schon lange den kaiserlichen Namen, aber ohne allen Einfluß auf die Geschäfte geführt hatten. Basilius, der ältere Bruder, damals ein Jüngling von nahe an zwanzig Jahren, war nicht ohne Ehrgeiz und geistige Regsamkeit, während der jüngere Bruder nur einen stumpfen Geist erkennen ließ. Aber viel fehlte daran, daß Basilius seinen höher strebenden Neigungen hätte nachleben können, denn das Reich gerieth durch den Tod des Tzimisces sofort in die schlimmste Verwirrung. Die Befehlshaber der Heere in Asien schalteten willkürlich mit der ihnen übertragenen Gewalt, jeder von ihnen gewillt die leere Stelle eines Nicephorus und Tzimisces auszufüllen. Bardas Sclerus, einer dieser Heerführer, erhob alsbald offen die Fahne der Empörung und trug seine Waffen bis vor die Thore von Constantinopel; ihm widersetzte sich ein anderer Bardas, Phocas mit Beinamen, aber nur um selbst die Rolle eines übermüthigen Beschützers seiner kaiserlichen Herren zu spielen.

Während dieser Bardas den Heeren gebot, beherrschte den Palast mit fast unumschränkter Gewalt der Verschnittene Basilius, ein Günstling der Theophano, der ruchlosen Mutter der jungen Kaiser. Diese Gewalthaber, nur ihre niederen Interessen verfolgend, bedachten so wenig das Wohl des Reichs, daß die Bulgaren abermals Macedonien und Thracien durchschwärmen und ungehindert bis an die Thore der Hauptstadt vordringen konnten. Hatte Tzimisces die griechische Partei in Unteritalien ohne Beistand gelassen, was konnte sie jetzt von diesem Regiment erwarten? Wohl schickte man Beamte hinüber, um die überseeischen Länder für den kaiserlichen Schatz auszusaugen, aber an ein ernstliches kriegerisches Unternehmen nach dieser Seite hin war nicht von fern zu denken.

Die Unthätigkeit der Griechen und die dadurch herbeigeführte Schwäche ihrer Partei in Unteritalien nutzte Pandulf, so gut er vermochte, und fand hier um so weniger einen hartnäckigen Widerstand, als die griechischen Landschaften zu derselben Zeit noch von einem anderen viel schlimmeren Feinde heimgesucht wurden. Gerade damals erhoben sich nämlich die Araber von Sicilien gefahrdrohender als je zuvor. Es waren die glücklichsten Tage der Fatimiden. Im Jahre 969 hatte der Chalif Moezz Aegypten erobert und der Macht der Ikschiden dort ein Ende gemacht; am Fuße des Mokattamgebirges, da, wo sich das reiche Nildelta eröffnet, nahe den Ruinen des alten Memphis, hatte er sich einen neuen Herrschersitz begründet, den er Kâhirah (Kairo) d. h. Siegesstadt nannte. Ahmed, der tapfere Emir der Fatimiden in Sicilien, hatte den Chalifen auf dem Zuge nach Aegypten begleitet und war auf demselben gestorben; der Chalif übertrug die Amtsgewalt in Sicilien darauf Ahmeds Bruder Abulkasem und forderte diesen zugleich auf die Meerenge von Messina zu überschreiten. „Nur in männlichen Thaten," schrieb der Chalif ihm, „kannst Du den Verlust eines solchen Bruders vergessen. Aber Sicilien bietet Dir nicht Raum genug für große Unternehmungen, erschließe daher Italien den Waffen des Islam." Diese Weisungen fanden bereites Gehör. Kaum hatte Abulkasem einige Empörungen im Innern unterdrückt, so setzte er im Frühjahr 976 mit einem bedeutenden Heere über die Meerenge; siegreich durchzog er Calabrien und Apulien und drang tief bis in die langobardischen Fürstenthümer ein. Plünderung und Verheerung bezeichneten weithin die Straßen, die der Sarazene einschlug; zahlreiche Städte wurden gebrandschatzt oder in einen Schutthaufen verwandelt; reich mit Beute beladen, kehrte Abulkasem gegen

Ende des Jahres nach Sicilien zurück. Und mit jedem neuen Jahre stürmten nun die Sarazenenschaaren abermals vom Meere her auf die griechischen Provinzen Italiens los, die schutzlos dem Verderben preisgegeben waren. Ungestraft diese Länder verwüstend, drohte Abulkasem schon ganz Italien dem Islam zu unterwerfen; Pandulf allein leistete ihm Widerstand, doch schien er dem ungleichen Kampfe kaum auf die Dauer gewachsen.

Der Islam war im kühnsten Angriff auf Italien und die Christenheit begriffen, und Constantinopel konnte und wollte dem andrängenden Feinde nicht wehren: welche Zukunft hätte da Italien erwartet, wenn nicht der heldenmüthige Entschluß in der Seele des jungen Kaisers erwacht wäre, mit allen Kräften seines Reichs sich dem Erbfeinde Italiens und der Christenheit entgegenzuwerfen? Aber er mußte einsehen, daß es unmöglich sei, die Araber von den italischen Ländern, die seine Hoheit anerkannten, auf die Dauer fernzuhalten, wenn er sie nicht ganz von dem Boden der Halbinsel verdrängte und auch aus Sicilien verjagte, welches sie zu unsäglichem Schaden der Christenheit nun seit anderthalb Jahrhunderten beherrschten. Konnten daher seine Schwäger, die Kaiser des Morgenlandes, ihre Besitzungen jenseits des adriatischen Meeres nicht mehr vertheidigen, so mußte er diese Länder der Christenheit sichern, indem er sie den Sarazenen entriß und seinem Reiche verband. Die Absicht Ottos, ganz Italien und Sicilien seiner Herrschaft zu unterwerfen, war in Constantinopel kein Geheimniß geblieben, und erweckte ihm, wie zu erwarten stand, dort den größten Haß. Lieber wollte Constantinopel den Arabern Italien überlassen, als das abendländische Reich im Besitz der ganzen Halbinsel und Siciliens sehen; ehe man Otto Provinzen einräumte, die man doch nicht mehr vertheidigen konnte, verband man sich zu Constantinopel mit den Feinden des christlichen Glaubens.

Gegen Ende des Januar 981 verließ der Kaiser Ravenna und begab sich nach Rom. Willig öffnete ihm die Stadt die Thore; der Papst nahm seinen Sitz im Lateran wieder ein, und Crescentius zog sich in das Kloster des heiligen Bonifacius auf dem Aventin zurück, wo er nach einigen Jahren starb. Bis zu Sommersanfang verweilte der Kaiser in Rom, wo er in der Leostadt im Palaste neben der Peterskirche Hof hielt. Viele Bischöfe, Herzoge, Grafen und Herren umgaben ihn, nicht allein aus seinen deutschen und italischen Ländern, sondern auch aus Frank-

reich und Burgund. Unter ihnen hatte sich auch Herzog Hugo Capet eingestellt, dem es, seit König Lothar sich mit dem Kaiser versöhnt hatte, nicht eher Ruhe ließ, als bis auch er sich die Gunst desselben wieder gewann. König Konrad von Burgund war dem Hofe nach Rom gefolgt und kehrte erst nach Ostern mit Herzog Hugo über die Alpen zurück.

Um der Sommerhitze zu entgehen, begab sich der Kaiser im Juli in das Marsergebirge, wo er auf dem Felde von Cedice am See von Celano in Eile eine Pfalz errichten ließ. Schon war er mit den Vorbereitungen zu einem großen Kriegszuge beschäftigt, um sich den Süden der Halbinsel zu unterwerfen, und um so weniger durfte er säumen, als er bereits in Rom vernommen hatte, daß Abulkasem aufs Neue in Italien gelandet war und Apulien verheerte. Freilich erschienen Gesandte von Constantinopel vor Otto und warnten ihn vor Einfällen in das griechische Gebiet, aber was sie zu erwägen gaben, hatte er bereits erwogen, und wirkungslos verhallten jene Warnungen vor seinen Ohren.

Das Heer, welches der Kaiser über die Alpen geführt hatte, bestand vorzugsweise aus Sachsen; außerdem hatte sich wohl ein großer Theil der bairischen und schwäbischen Herren unter Führung des Herzogs Otto dem Heere angeschlossen. Der Kaiser berief zur Verstärkung desselben jetzt auch die Mannschaften der meisten Bisthümer Baierns, Schwabens, Frankens und Lothringens; die Bischöfe und Aebte wurden zum Theil selbst zur Heeresfolge aufgerufen. Auch mehrere weltliche Fürsten in den fränkischen und lothringischen Gegenden wurden aufgefordert ihre Ritter nach Italien zu führen oder mindestens sie zu dem Heere des Kaisers zu senden. Da aber geraume Zeit bis zum Eintreffen dieser neuen Mannschaften vergehen mußte, war der Kaiser vorzugsweise auf die Unterstützung Italiens angewiesen.

Unter solchen Verhältnissen hatte es der Kaiser tief zu beklagen, daß im März dieses Jahres Pandulf der Eisenkopf gestorben war, der so lange die deutsche Sache muthig in Unteritalien vertreten hatte. Mit seinen Söhnen hatte Pandulf zuletzt über Capua, Benevent, Salerno und Gaeta geherrscht und überdies das Herzogthum Spoleto und die Mark von Camerino verwaltet. Pandulfs ältester Sohn Landulf folgte dem Vater in Capua und Benevent und wurde zugleich mit Spoleto und Camerino belehnt; der zweite Sohn Pandulf behielt Salerno, wo er schon des Vaters Mitregent gewesen war, wie der vierte noch unmündige Sohn Landenulf Gaeta. Die langobardischen Fürstenthümer blieben

in der Abhängigkeit vom abendländischen Reiche, und die Söhne Pandulfs waren bereit jetzt in jeder Weise den Kriegszug des Kaisers zu unterstützen.

Im September 981 eröffnete Otto den Feldzug; er drang in Apulien vor und nahm Lucera und Ascoli ohne erheblichen Widerstand ein. Aber schon im October mußte er das griechische Gebiet wieder verlassen, da sich in den langobardischen Fürstenthümern eine Bewegung erhoben hatte, die ihn im Rücken bedrohte. In Benevent stand nämlich eine Faction gegen Landulf auf, verjagte ihn und setzte einen seiner Vettern, mit Namen Pandulf, dem früher unrechtmäßiger Weise die Herrschaft und sein Erbtheil entzogen war, zum Fürsten ein. Auf die Nachricht von diesen Ereignissen kehrte der Kaiser schleunigst nach Benevent zurück, und so viel lag ihm daran, jetzt in seinem Hauptunternehmen nicht länger verzögert zu werden, daß er mit großer Nachgiebigkeit Pandulf die gewonnene Herrschaft beließ. So wurde Benevent von dem Fürstenthum Capua, welches Landulf verblieb, von Neuem getrennt. Indessen hatten sich aber auch schon die Salernitaner, von Neapel und Amalfi unterstützt, gegen Landulfs Bruder erhoben, ihn vertrieben, den Herzog Manso von Amalfi in die Stadt gerufen und sich dem griechischen Reiche angeschlossen. Sofort zog der Kaiser von Benevent in die Ebene Campaniens hinab, belagerte Neapel und nahm die Stadt in den ersten Tagen des Monats November ein. Dann brach er unverzüglich gegen Salerno auf, welches Manso vertheidigte. Nach langer Belagerung der Stadt traf dieser endlich mit dem Kaiser ein Abkommen, das ihm gegen das Versprechen dessen Sache zu unterstützen den Besitz von Salerno sicherte; Amalfi und Salerno kamen dadurch unter die Herrschaft desselben Fürsten. Die ganze Gestalt Unteritaliens war so abermals verändert worden: das Geschlecht Pandulfs war, so schnell es sich erhoben, doch noch schneller zurückgedrängt worden; neue Gewalten waren emporgekommen, die dem Anschein nach sich freilich vor dem Kaiser beugten, die aber doch ihre Macht in Wahrheit der Auflehnung gegen seine Ordnungen verdankten und deren Treue mehr als zweifelhaft blieb. Nur durch die glücklichsten Kriegsthaten hätte Otto Benevent und Salerno dauernd in der Pflicht erhalten können.

Kaum läßt sich bezweifeln, daß jene Bewegungen in den langobardischen Fürstenthümern Süditaliens durch den Hof zu Constantinopel veranlaßt waren, der unfähig Otto einen offenen Kampf zu bereiten

kein Mittel unversucht ließ, um dessen Feinde zu ermuthigen und zu stärken; stand dieser Hof doch selbst mit dem Chalifen zu Kairo im Bunde und sandte nach Sicilien und Afrika Geld, um die Macht der Araber gegen die abendländische Christenheit in die Waffen zu bringen.

Der Kaiser verlebte das Weihnachtsfest und den Anfang des Jahres 982 zu Salerno, wo sich inzwischen die Streitkräfte seiner unteritalischen Bundesgenossen sammelten; auch trafen nach und nach die aus Deutschland erwarteten Verstärkungen seines Heeres ein. Schon im Januar eröffnete er den neuen Feldzug, drang in Apulien ein, rückte vor Bari, die Hauptstadt des Landes, und nahm sie nach kurzer Belagerung ein. Am 31. Januar war er zu Matera, dann zog er gegen Tarent, das von den Griechen vertheidigt wurde, aber bald sich ergeben mußte. Die Eroberung Apuliens war damit so gut wie beendigt. Der Kaiser hielt sich längere Zeit zu Tarent auf, wo er das Osterfest beging und Alles sorglich zum nahen Kampfe gegen Abulkasem rüstete, der mit dem Frühjahr wieder über die Meerenge kam und mit zahlreicheren Schaaren, als je zuvor, Calabrien durchschwärmte.

Nachdem der Kaiser Kundschafter vorausgeschickt hatte, brach er gegen Ende des Mai von Tarent auf und folgte, seinen Marsch nach Calabrien richtend, der alten römischen Heerstraße, die sich bald unmittelbar an der Meeresküste hinwindet, bald sich mehr landeinwärts zieht. So passirte man den Bradano und bei den Ruinen des alten Metapont den Basiento. Hier betrat man das Gebiet von Salerno, das die Araber indessen noch nicht erreicht hatten; erst hart an den Grenzen Calabriens bei Rossano stieß man auf die Feinde. Sie hatten die Stadt besetzt, verließen sie aber alsbald und zogen sich, als sie in einem leichten Treffen überwunden waren, zurück. Der Kaiser folgte ihnen, nachdem er seine Gemahlin, die ihm bis dahin gefolgt war, unter dem Schutze des Bischofs Dietrich von Metz zu Rossano zurückgelassen hatte. Bei dem kleinen Orte Colonne, etwas südlich von Cotrone, nahe dem Vorgebirge, das Capo delle Colonne genannt wird, hatte sich an der Meeresküste Abulkasem in Schlachtordnung aufgestellt und versperrte dem Kaiser den Weg. Hier mußte in offener Feldschlacht entschieden werden, und sofort rüstete sich der Kaiser zum Angriff. Es war eine große religiöse Begeisterung in seinem Heere; Viele machten, da sie den anderen

Tag nicht mehr zu sehen glaubten, ihr Testament und gedachten in demselben vor Allem der Kirche. So übergab Konrad aus Lothringen, der Sohn eines Grafen Rudolf, unter dem kaiserlichen Banner im Angesichte des ganzen Heeres dem Kaiser alle seine Besitzungen in der Heimath, damit dieser sie, wenn er selbst in der Schlacht fallen sollte, dem Kloster Gorze verleihe. Mit Entschlossenheit drangen Ottos Krieger in die Feinde ein, aber sie stießen auf den hartnäckigsten Widerstand. Mit gewaltigen Streitkräften stand Abulkasem ihnen gegenüber, und religiöser Enthusiasmus entflammte nicht minder ihn und die Seinen; sie stritten mit Heldenmuth, ohne ihres Lebens zu achten. Indessen neigte sich endlich der Sieg auf Ottos Seite, und Abulkasem selbst fiel, von den Seinen als Märtyrer des Glaubens gefeiert; des Führers beraubt, warfen sich die Araber in wilde Flucht, nachdem bereits unermeßliche Schaaren dem Schwerte der Deutschen erlegen waren.

Es war ein großer Sieg, aber doch überschätzte der Kaiser die Bedeutung desselben. Unaufhaltsam setzte er seinen Marsch auf Straßen fort, die auf der einen Seite vom Meer, auf der anderen Seite von steilen Bergen begrenzt sind, wo ein reißender Bergstrom oft die Schritte hemmt und wo es leicht ist einen unbedachten Feind in das Verderben zu führen: sorglos zog er hier den Arabern nach, die, wie er glaubte, nur seinem Schwerte zu enteilen suchten. Aber schon hatten die Araber sich wieder in den Bergen gesammelt und warteten nur des günstigen Augenblicks, um ihre Niederlage und den gefallenen Führer zu rächen. Dieser Augenblick erschien. Unvorsichtig griff Otto einen kleinen Schwarm, der ihm am Meeresgestade zu Gesicht kam, mit unzureichender Mannschaft an: da stürmten unermeßliche Schwärme von Arabern aus den umliegenden Bergen hervor und umzingelten das ungerüstete Heer des Kaisers, von allen Seiten sah es sich zu derselben Zeit angegriffen. Eine vollständige Verwirrung entstand in den Schaaren der Deutschen und Italiener. Ein großer Theil des kaiserlichen Heeres sank unter dem Schwerte der Feinde, Andere eilten dem nahen Meere zu und fanden den Tod in den Wellen; bis in die Nacht hinein dauerte der Kampf, und im Dunkel derselben erlag Mancher dem Schwerte seines eigenen Freundes und Landsmannes. Richari, der Lanzenträger des Kaisers, Graf Udo, der Heerführer der Franken, die Markgrafen Berchthold und Günther, der Bischof Heinrich von Augsburg, die Grafen Bezelin, Gebhard, Ezelin und unzählige Andere, deren Namen, wie Thietmar von

Merseburg sagt, Gott wissen mag, fielen im Heere der Deutschen. „Vom Schwerte getroffen," sagt ein anderer Zeitgenosse, „sank dahin die purpurne Blüthe des Vaterlandes, die Zier des blonden Germaniens, vor Allem dem Kaiser theuer, der es sehen mußte, wie das Volk Gottes in die Hand der Sarazenen gegeben, der Ruhm der Christenheit unter die Füße der Heiden getreten wurde." Auch von den vornehmen Langobarden kamen nicht Wenige um, vor Allen Landulf von Capua und sein Bruder Atenulf, die Söhne Pandulfs des Eisenkopfs. Noch schlimmer, als das Loos der Gefallenen, war das Schicksal derer, die dem Schwerte der Feinde entrannen. Die brennende Hitze und der verzehrende Durst ließen Viele des elendesten Todes sterben oder stürzten sie in ein Siechthum, dem sie nach kurzer Zeit erlagen. Manche geriethen in die Gefangenschaft der Ungläubigen und wurden als Sklaven nach Aegypten geschleppt, von wo man sie erst spät in die Heimath zurückkehren sah.

Am 13. Juli des Jahres 982 wurde diese für die Geschichte unseres Volkes so verhängnißvolle Schlacht geschlagen. Noch lange war es ein Tag schmerzlichsten Andenkens und tiefer Trauer in allen deutschen Landen; fast in keiner Kirche war das Todtenbuch an ihm unbezeichnet. Den Unglücksort, wo nach so vielen Siegen der Kriegsruhm des deutschen Volkes unterging, scheint die Ueberlieferung fast geflissentlich in Dunkel gehüllt zu haben; nur so viel erhellt aus den zuverlässigen Nachrichten, daß der Schlachtplatz an der Meeresküste in südlicher Richtung von Cotrone zu suchen ist*).

Nur wie durch ein Wunder entkam der Kaiser in der Schlacht den Feinden. Da er sich rings von ihnen umgeben sah, stürzte er sich auf einem Pferde, das ihm ein jüdischer Mann, mit Namen Kalonymus, zur Rettung geboten haben soll, in die Fluthen des Meeres und suchte schwimmend ein Fahrzeug zu erreichen, welches er in der Ferne erblickte. Zum Unglück war es ein griechisches Schiff, doch befand sich auf demselben ein slawischer Mann, der den Kaiser früher gesehen hatte, ihn erkannte und Mitleid mit ihm fühlte. Dieser — Zolunta wird er genannt — gab dem Kaiser zu verstehen, er solle sich nicht entdecken, und

*) Lange hat man den Schlachtplatz ohne allen Grund bei einem Orte Basentello, den man an den Basiento setzt, zu finden gemeint; die Schlacht war aber in Calabrien und zwar südlich über Cotrone hinaus. Die Chronik von Cava nennt Squillace als Schlachtort, doch ist auf diese Autorität, seitdem die Chronik als ein betrügliches Machwerk erkannt ist, Nichts mehr zu gründen.

überredete dann die Griechen, der Fremde sei ein vornehmer Hofbeamter des Kaisers, und zwar dessen Kämmerer, unter dessen Obhut der ganze kaiserliche Schatz stände; eine bedeutende Summe würden sie von dem Gefangenen lösen können, wenn sie ihn nach Rossano brächten, wo der Schatz zurückgelassen sei. Hierdurch bestimmte Zolunta die Schiffsleute nach Rossano zu steuern. Als man hier angelegt hatte, ging Zolunta sogleich in die Stadt, suchte Bischof Dietrich auf und meldete ihm das Schicksal und die Ankunft seines Gebieters. Auf diese Kunde eilt der Bischof mit einigen Dienstleuten und einem edlen Rosse für den Kaiser an das Gestade. Sobald hier Otto die Getreuen erblickt, springt er vom Bord des Schiffes in das Meer, gewinnt glücklich das Ufer, schwingt sich auf das bereit stehende Roß und eilt in die Stadt zu seiner Gemahlin und zu den Seinen, Gott für die unerwartete Rettung dankend. So etwa lauten die ältesten und glaubhaftesten Berichte über die Flucht und Errettung des Kaisers; später hat man das wunderbare Ereigniß durch seltsame Ausschmückungen noch wunderbarer darzustellen gesucht.

Der Kaiser, dessen ganze Streitmacht vernichtet war, verließ in möglichster Eile Rossano und das Gebiet von Calabrien. Am 27. Juli befand er sich zu Cassano im Gebiet von Salerno, am 18. August zu Salerno selbst; im September begab er sich nach Capua, wo er dann längere Zeit verweilte. Wichtige Anordnungen hatte er hier zu treffen, da durch Landulfs Tod in der Schlacht die Herrschaft von Capua, das Herzogthum Spoleto und die Mark von Camerino erledigt waren. Das Fürstenthum Capua war erblich, und der Kaiser übertrug es Landenulf, dem vierten Sohne Pandulfs des Eisenkopfs; da dieser aber noch sehr jung war, erhielt seine Mutter Aloara die Mitregierung. Spoleto und Camerino wurden von Capua getrennt, und ein dem Hause Pandulfs verwandter, tüchtiger Mann, Trasemund mit Namen, mit dem Herzogthum und der Mark belehnt. Weil dem Kaiser in seiner Lage Alles daran lag, Manso in der Treue zu erhalten, kehrte er gegen Weihnachten noch einmal nach Salerno zurück und begab sich dann gegen Anfang des Jahres 983 nach Rom, wo er bis Ostern verweilte, schon mit Vorbereitungen zu einem neuen größeren Feldzuge beschäftigt, aber tiefgebeugt durch den Tod seines Freundes, des Herzogs Otto, der auf dem Wege nach der Heimath am 1. November zu Lucca gestorben war.

Indessen ging die Nachricht von der großen Niederlage des Kaisers durch die weite Welt und erregte überall ein unglaubliches Aufsehen;

die Wirkungen derselben ließen sich aller Orten verspüren. Schon wurde es an den Nord- und Ostgrenzen des Reichs unruhig. Die Dänen und Wenden griffen zu den Waffen, um das verhaßte Joch der Deutschen abzuschütteln; sie fühlten es, daß jener unwiderstehlichen Gewalt, mit der die sächsischen Herren sich seit einem halben Jahrhundert Alles unterworfen hatten, endlich ein Ziel gesetzt sei. Nicht minder zeigte sich im Süden, wie schwer jener Schlag den Kaiser getroffen hatte. Es war ein Glück, daß durch den Tod Abulkasems der Muth der sicilischen Araber gebrochen war, und unter ihnen selbst sofort Uneinigkeit eintrat, indem Abulkasems Sohn Dschaber, der den Emirat an sich gerissen hatte, vom Chalifen Alaziz nicht anerkannt wurde, der vielmehr den Befehl in Sicilien einem seiner Günstlinge, mit Namen Dschafar, übertrug. Ein anderes Glück war es, daß der Bund zwischen Griechen und Arabern sich in demselben Augenblick löste, als die drohende Gefahr beseitigt war. Aber die griechische Partei in Unteritalien, obschon sie von Constantinopel selbst nur geringe Unterstützung zu erwarten hatte, regte sich doch aller Orten gewaltig. Apulien und Calabrien waren binnen kurzer Frist fast ganz wieder in den Händen der Griechen, und überall gährte es in den langobardischen Staaten. Die Fürsten Ober- und Mittelitaliens wagten zwar in Gegenwart des Kaisers keinen Aufstand gegen ihn, aber an dem Widerstand, den seine Boten hier und da in der Bevölkerung fanden, sah man, daß die Scheu vor der deutschen Macht im Sinken war. Vornehmlich hatten die Bischöfe und Aebte in der Lombardei, welche die Ottonen so überreich begabt hatten, mit dem Trotz der städtischen Bevölkerung zu kämpfen. Die Mailändei vertrieben ihren Erzbischof Landulf, und dessen Vater Bonizo, der eine fast unumschränkte Gewalt in der Stadt an sich gerissen hatte, fiel durch Meuchelmord; im offenen Kampfe maßen sich dann der Erzbischof und die Mailänder, und jener gewann nur durch eine für seine Kirche sehr nachtheilige Uebereinkunft mit den großen Vasallen derselben die Rückkehr in seine bischöfliche Residenz.

Wie anders war es in Deutschland! Mit der tiefsten Betrübniß wurde die Schreckenskunde in allen Gauen des Vaterlandes vernommen, vor Allem in Sachsen und Thüringen. Hier traten die Fürsten und Herren sogleich zusammen und sandten in ihrer aller Namen ein Schreiben an den Kaiser, in dem sie ihn um die Gnade baten, vor seinem Angesicht erscheinen zu dürfen. Otto rührte diese Anhänglichkeit seines Volkes auf das Tiefste; auch er sehnte sich nach seinen Sachsen und

berief sie, wie die anderen Fürsten Deutschlands und Italiens zu einem großen Reichstag auf den Juni zu Verona. Als dann die Zeit gekommen war, zogen alle Fürsten Deutschlands über die Alpen; nur Herzog Bernhard kehrt auf dem Wege wieder um, weil er Botschaft erhielt, daß die Dänen einen Angriff auf die Mark unternommen hätten.

Es war eine stattliche Versammlung, die sich im Juni in den Mauern Veronas zusammenfand. Die geistlichen und weltlichen Großen Sachsens, Frankens, Schwabens, Baierns, Lothringens begegneten sich hier mit den Bischöfen, Markgrafen und Grafen der Lombardei und der römischen Gegenden; auch der Böhmenherzog hatte eine Gesandtschaft geschickt. Männer, an Sprache, Sitte und Tracht völlig verschieden, fanden sich um den Thron des Kaisers vereinigt. Aus dem reichen Kranze der Fürsten leuchteten vor Allen die Glieder der kaiserlichen Familie hervor: der junge Kaiser, trotz seiner Niederlage voll gewaltiger Pläne; seine Gemahlin, die schöne Griechin; seine Mutter Adelheid, damals noch in kräftigen Jahren; seine Schwester Mathilde, die kluge Aebtissin des Klosters Quedlinburg; seine Base Beatrix, die Tochter Hugos des Großen und Gemahlin Herzog Friedrichs von Oberlothringen, eine Frau von großem Verstande, die bald dem Sohne des Kaisers wichtige Dienste erweisen sollte; endlich dies Knäblein selbst, das zu großen Dingen geboren schien.

Der Reichstag von Verona ist dadurch vorzüglich bemerkenswerth, daß sich auf ihm am klarsten die Absicht des Kaisers zeigte, das deutsche und italische Reich zu einem einigen Reiche auf das Festeste zu verbinden. Nichts lag dem Kaiser bei den Gefahren, welchen er entgegenging, mehr am Herzen, als für die Nachfolge seines Sohnes zu sorgen, und so groß war doch noch sein Ansehen, daß er auf diesem Reichstage die einstimmige Königswahl des Knäbleins durchsetzte: aber diese Wahl geschah nicht auf fränkischem, sondern auf altitalischem Boden, und kein Unterschied wurde bei ihr zwischen den deutschen und italischen Fürsten gemacht; gemeinsam wählten sie ihren gemeinsamen Herrn, der zu Aachen demnächst von dem ersten deutschen und dem ersten italischen Erzbischof die Krone empfangen sollte. So wurde der dreijährige Otto zum König des vereinten ostfränkischen und italischen Reichs erhoben.

Aber auch andere Geschäfte von der höchsten Wichtigkeit wurden auf dem Reichstage erledigt. Da der Kaiser sich alsbald wieder in den

Krieg zu begeben gedachte, ernannte er seine Mutter zur Statthalterin in der Lombardei und wies ihr Pavia zur Residenz an. Hierdurch gewann er sie, die keineswegs ganz den weltlichen Dingen den Rücken gewandt hatte, sich völlig wieder. Bedeutende Einkünfte in der Lombardei und im Exarchat scheinen ihr zugleich überwiesen zu sein, wie ihr auch wohl damals die nutzbaren Rechte in Ravenna, namentlich Zoll, Münze und Marktrecht, in deren Genuß wir sie später finden, vom Papste abgetreten werden mußten. Hugo, Herzog Huberts Sohn ein Verwandter Adelheids, der schon als Kind die Mitbelehnung für die Markgrafschaft Tuscien erhalten hatte, dann aber mit seinem Vater verdrängt war, empfing gleichzeitig oder wenig später Tuscien zurück und wurde bald zu einer Hauptstütze der sächsischen Macht in Italien. Durch den Tod Herzog Ottos waren überdies die deutschen Herzogthümer Baiern und Schwaben erledigt worden, die jetzt, da Otto ohne Erben verstorben war, neu verliehen werden mußten. Baiern erhielt Heinrich der Jüngere, Herzog Berchtholds Sohn, der aus der Verbannung zurückgerufen wurde; bald wurde auch Kärnthen mit der Mark Verona von dem fränkischen Otto aufgegeben und Heinrich abermals übertragen. So an das Ziel seiner Wünsche gelangt, blieb er dem Kaiser und dessen Hause in der Folge unwandelbar treu. Schwaben kam an jenes fränkische Haus zurück, das König Heinrich einst dort einheimisch gemacht hatte; der Kaiser belehnte damit Konrad, den Bruder jenes Grafen Udo, der in Calabrien gefallen war, einen Vetter der reichen Ida, durch deren Hand vordem Liudolf zum Herzogthum Schwaben gelangt war. Bei diesen Belehnungen wurden offenbar die besonderen Interessen der Herzogthümer vor Allem in das Auge gefaßt und berücksichtigt.

Mit großem Eifer betrieb dann der Kaiser die Rüstungen zu einem neuen Kriege gegen die Araber, um die erlittene Niederlage zu rächen und seine hochherzigen Absichten für die Befreiung Italiens durchzusetzen. Auf die deutschen Fürsten und ihre Völker konnte er weniger rechnen, da sie selbst, und zwar besonders die Sachsen, den Feind von ihren Grenzen abzuwehren hatten; sein Augenmerk war daher vornehmlich auf die Streitkräfte Italiens gerichtet. So erging überall durch das italische Reich der Befehl, die kriegsfähigen Leute sollten sich zu den Fahnen des Kaisers sammeln. Ganz Italien, hieß es, wolle er über die Wogen des Meeres nach Sicilien führen; wenn er Cala-

brien erobert hätte, gedächte er eine Brücke über die Meerenge zu schlagen, um die Sarazenen in ihrem eigenen Lande anzugreifen.

Gegen Ende des Juli ging die Reichsversammlung auseinander. Man schied nicht ohne trübe Ahnungen. Der Abt Majolus von Cluny, ein heiliger Mann, von dem man glaubte, daß sich seinem inneren Auge die Zukunft erschließe, ergriff die Hände des Kaisers und sprach zu ihm: „Gehe nicht nach Rom, denn wenn du es betrittst, siehst du deine Heimath nicht wieder; dort wirst du dein Grab finden!" Aber Otto achtete solcher Warnungen nicht; seine Gedanken flogen hoch, und er stand im Angriff eines Kampfes, indem er die Aufgabe seines Lebens erkannt hatte. Die deutschen Fürsten sagten ihrem Kaiser das letzte Lebewohl und zogen mit seinem Knaben über die Alpen.

Der Kaiser ging von Verona über Mantua nach Ravenna. Hier beschäftigte ihn ein denkwürdiges Unternehmen, das leicht Venedig die lange behauptete Freiheit hätte kosten können. In den letzten Zeiten Ottos I. hatten zwischen der Stadt und dem abendländischen Reiche die freundlichsten Beziehungen bestanden. Der damals regierende Doge Peter Candiano IV. suchte sich auf alle Weise die Gunst des mächtigen Kaisers zu gewinnen und erwirkte von ihm für die Stadt die Bestätigung ihrer Handelsfreiheiten. Aber man sah es nicht ohne Besorgniß in der Republik, daß Peter Candiano unausgesetzt Verbindungen mit dem deutschen Hofe unterhielt und, nachdem er seine Gemahlin verstoßen hatte, eine Verwandte Adelheids, die Tochter Huberts von Tuscien, Waldrade mit Namen, zur Ehe nahm; man fürchtete, Peter wolle mit Hülfe der Sachsen seinem Geschlechte die erbliche Herrschaft in der Stadt gewinnen. Als nach dem Tode Ottos des Großen die Beweise eines vertrauten Einverständnisses Peters mit den Deutschen immer deutlicher hervortraten, erweckte die Gefahr der Republik eine starke Gegenpartei. Am 12. August 976 kam es zu einem Aufstande. Man steckte den Dogenpalast in Brand, ermordete Peter und seinen mit der Waldrade erzeugten Sohn; Waldrade selbst entfloh mit ihrem Stiefsohn Vitalis, dem Patriarchen von Grado, über die Alpen zu Kaiser Otto und Adelheid, wo Beide eine Zufluchtsstätte suchten uud fanden. Die Gegner der Candiani behaupteten aber nur mit Mühe die ihnen zugefallene Macht. Peter Orseolo, den sie zum Dogen erhoben hatten, verließ, des sorgenvollen Regiments müde, heimlich am 1. September 977 die Stadt und flüchtete sich nach dem Kloster Cusan in Catalonien; die Candiani

gewannen wieder völlig die Oberhand. Vitalis Candiano, der Bruder des ermordeten Dogen, wurde an die Spitze der Republik gestellt; sein Neffe, der Patriarch von Grado, kehrte nach Venedig zurück. Aber der neue Doge starb schon nach wenigen Jahren, und an seine Stelle trat ein gewisser Tribunus, mit dem Zunamen Menius, ein schwacher und schwankender Mann, der die Fehden der parteilustigen Bürgerschaft kaum zu stillen vermochte. An der Spitze der deutschen Partei stand die Familie der Coloprini, die ihr feindlichen Factionen wurden von den Mauroceni geführt. Die Coloprini erhielten seit dem Auftreten des jungen Kaisers in Italien die Uebermacht, doch erhoben sich die Mauroceni gleich nach der unglücklichen Schlacht in Calabrien wieder und gewannen nun auch auf den Dogen Einfluß.

Der Kaiser nahm an allen diesen Dingen den lebendigsten Antheil, denn bei seinen Absichten auf Sicilien konnten ihm nur Amalfi, das bereits seine Hoheit anerkannte, und Venedig die unentbehrliche Flotte stellen. Deshalb hatte er auch eine Gesandtschaft, die der Doge nach Verona gesandt, auf das Gnädigste aufgenommen und der Republik nicht nur die alten Verträge bestätigt, sondern auch mit ihr ein Bündniß geschlossen, das lange die Grundlage der Verhältnisse zwischen dem Kaiserreich und der Republik geblieben ist. Gegen einen alljährlich im Monat März zu errichtenden Tribut von 50 Pfunden Silbers und Darbringung eines Mantels, der als ein Zeichen der Anerkenntniß der deutschen Oberhoheit angesehen wurde, gewährte der Kaiser den Venetianern die ausgedehntesten Handelsvortheile in allen seinen Staaten. Kaum aber war dies geschehen, so erschienen die Coloprini, von ihren Gegnern aus der Stadt verdrängt, vor ihm zu Ravenna, riefen seine Hülfe an und erboten sich ihm Venedig zu überliefern, wenn er einem ihres Hauses die Dogenwürde zusagen würde. Der Kaiser ging auf ihr Anerbieten ein, bot den Coloprini die Mittel, ihre Vaterstadt von der Landseite zu belagern, und ließ ein Edikt durch seine Länder ergehen, nirgends solle den Venetianern Aufenthalt und Handel gestattet werden, keiner seiner Unterthanen das Gebiet von Venedig betreten. Venedig wurde nun von dem Festlande her umschlossen; aber bald zeigte sich, wie schwer es sei sich so der Stadt zu bemächtigen, die ungestört ihre Verbindungen auf der See unterhielt.

Kurze Zeit, nachdem die Belagerung Venedigs begonnen war, verließ Otto Ravenna und zog südwärts an der Küste des adriatischen Meeres

hin, um den Feldzug gegen die Griechen zu eröffnen. Am 24. August war er am Flusse Trigno, am 27. nahe bei Larino, hart an der Grenze des griechischen Gebiets. Dennoch überschritt er diese nicht, sondern eilte nach Rom, wo Papst Benedict VII. seinem Ende entgegenging. Es mußte dem Kaiser in diesem wichtigen Augenblicke Alles daran liegen, daß seine Gegner sich nicht in Rom erhoben und die Wahl eines ihm abgeneigten Papstes durchsetzten. Im October starb Benedict VII., und Otto beförderte die Wahl des Bischofs Peter von Pavia, der unter dem Namen Johann XIV. den Stuhl Petri bestieg. Einen ihm ergebeneren Mann konnte die Wahl nicht treffen; denn Peter, der in der Rechtskunde ausgezeichnet bewandert war, hatte erst als Kanzler, dann als Erzkanzler dem Kaiser gedient und war als dessen Sendbote unaufhörlich in den wichtigsten Reichsgeschäften benutzt worden.

Indessen erreichten Otto zu Rom die trübsten Nachrichten aus der Heimath. Die Dänen hatten sich gegen ihren König Harald, den Bekenner des Christenthums und Lehnsmann des Kaisers, in Masse erhoben, und des Königs eigener Sohn Sven stellte sich an die Spitze einer Empörung, die sich gegen das Christenthum und die sächsische Herrschaft in gleicher Weise richtete. Die Feste, die Otto beim Grenzwalle angelegt hatte, wurde von den Dänen erstürmt und in Brand gesteckt, die sächsische Besatzung derselben niedergemacht, und nur mit Mühe vertheidigte Herzog Bernhard die schleswigsche Mark vor dem Eindringen der Feinde. Gleich darauf warfen auch die Wenden unmuthig nicht nur das Joch der deutschen Herrschaft ab, sondern kehrten auch zum großen Theil offen zu ihrem alten Götzendienst zurück. Der Aufstand ging von den Liutizen an der Havel und unteren Oder aus. Am 29. Juni erschienen sie mit Heeresmacht vor Havelberg; die Stadt wurde beim ersten Angriff genommen, die sächsische Besatzung niedergemacht, die bischöfliche Kirche vernichtet. Drei Tage nachher wurde um Mitternacht auch Brandenburg von den Wenden angegriffen. Der Bischof und die Besatzung suchten schleunigst das Weite; der zurückgebliebene Theil der Geistlichkeit wurde theils ermordet, theils gerieth er in Gefangenschaft; das Grab des Dodilo, des zweiten Bischofs der Stadt, rissen die Wenden auf und beraubten den Leichnam mit wilder Habgier seines kostbaren Schmucks; die goldenen und silbernen Kirchengeräthe theilten die Sieger. Und schon erhoben sich auch die Abodriten unter ihrem Herzog Mistui; sie freilich mehr voll Erbitterung gegen die

Herrschaft der Sachsen, als Feinde des Christenthums, dessen Ordnungen sich damals noch unter ihnen erhielten. Mistui erschien zuerst vor dem Kloster des heiligen Laurentius zu Kalbe an der Milde und steckte es in Brand. „Die Unseren," sagt Thietmar von Merseburg, „flohen wie Hirsche vor den Wenden, denn das Unrecht, das jene begangen hatten, flößte ihnen Furcht und Entsetzen, den Wenden aber die erlittene Schmach Muth und Tapferkeit ein." Dann wandte sich Mistui gegen Hamburg; auch in diese Stadt wurde Feuer gelegt und sie der Plünderung preisgegeben. Herzog Bernhard, der gegen die Dänen im Felde lag, konnte Hamburg vor dem verheerenden Sturme der Abodriten nicht wahren.

Sachsen schien schutzlos den Wenden überlassen. Erst spät entschlossen sich die Fürsten des Landes gegen den gemeinsamen Feind die Waffen zu ergreifen. Es sammelte sich ein Heer unter Dietrich, dem Markgrafen der Nordmark, dessen Länder hauptsächlich von dem Einfall betroffen waren; zu ihm stießen Rikdag und Hodo, die Markgrafen von Meißen und von der Lausitz, nebst vielen anderen Grafen und Herren, auch der Erzbischof von Magdeburg und der Bischof von Halberstadt trafen mit ihren Kriegsmannen ein. Man rückte den Wenden entgegen, die 30,000 Mann stark über die Elbe bis zur Tanger schweiften und Alles verheerten: hier begegnete man ihnen und erfocht einen namhaften Sieg, der die Wenden nöthigte sich über die Elbe zurückzuziehen. Aber damit glaubten die sächsischen Herren auch ihren Pflichten gegen das Reich völlig genügt zu haben; schon am Tage nach der Schlacht ging das Heer auseinander. Die Bisthümer Havelberg und Brandenburg, die Schöpfungen Ottos des Großen, waren vernichtet, von der Provinz des Erzbisthums Magdeburg fast die Hälfte verloren, die Nordmark fiel zum größten Theil in die Hände der Feinde. Die Herrschaft der Deutschen über die wendischen Stämme war tief erschüttert, und der alte Götzendienst lebte hier mit neuer Macht auf.

Die Nachricht von diesen Ereignissen mußte die Seele des Kaisers um so mehr beschweren, als Viele in ihnen eine göttliche Strafe für die leichtfertige Auflösung eines Bisthums, das sein ruhmreicher Vater begründet hatte, sehen wollten. Als nämlich Adalbert, der erste Erzbischof von Magdeburg, am 20. Juni 981 gestorben war, hatte der ehrgeizige Bischof Gisiler von Merseburg sein Auge auf das Erzstift gerichtet, und da er bei dem jungen Kaiser in hoher Gunst stand, von

ihm das Versprechen erwirkt, ihn mit Magdeburg zu investiren. Aber die Kirchengesetze untersagten solchen Uebergang von einem Bisthum zum anderen, und kein anderer Ausweg, um den Ehrgeiz dieses Menschen zu befriedigen, schien übrig, als die Vernichtung eines Bisthums, welches zum Andenken an seinen Ungarnsieg der große Otto gestiftet und mit besonderer Sorgfalt gepflegt hatte. Wirklich wurde nach dem Willen des Kaisers und durch den Beschluß eines römischen Concils das Bisthum Merseburg aufgehoben und seine Bestandtheile unter andere Kirchen vertheilt. „Wie eine gefangene Wendenfamilie, deren Glieder als Sklaven verkauft werden," sagt Thietmar, „wurden die Stücke der Diöcese Merseburg und alle Besitzthümer der Kirche hierhin und dorthin zerstreut." Halberstadt, Zeitz und Meißen theilten den Raub; selbst Gisiler bereicherte sich noch an demselben, indem er die Schenkungsurkunden zum Theil auf Magdeburg umschreiben ließ. Schwerer Tadel traf deshalb den Kaiser, und nicht mit Unrecht; man erzählte sich von Gesichten, in denen der heilige Laurentius harte Strafen dem Zerstörer seines Bisthums angedroht habe. Ein frommer Mann sah einst — so sagte man — im Geiste den Kaiser im Kreise seiner Fürsten auf goldenem Throne sitzen, und es war ihm, als ob der heilige Laurentius mitten in diese Versammlung träte, mit zornigen Blicken auf den Kaiser losginge und ihm die silberne Bank unter den Füßen fortzöge. Einer von den Umstehenden fragte erzürnt, wer den Kaiser in seiner Herrlichkeit also zu verunglimpfen wage, Laurentius aber antwortete: „Macht der Kaiser den Schimpf nicht gut, den er mir angethan hat, so stürze ich ihn alsbald von seinem Throne." Der Kaiser hörte hiervon, aber wollte oder konnte nicht rückgängig machen, was eben geschehen war. Deshalb, meinten damals Viele, käme Unglück über Unglück auf ihn, es sei der Zorn des heiligen Laurentius, der so schwer auf ihm laste: und wohl mochten solche Gedanken endlich auch die Seele des Kaisers selbst beschleichen, als ein Unheil nach dem andern über sein Haupt hereinbrach.

Jener rastlosen Thätigkeit, diesen fürchterlichen Schlägen des Schicksals und den immer neu erwachsenden Sorgen unterlag die Kraft des Jünglings. Die Leiden der Seele wirkten auf seinen sonst ausdauernden Körper. Die Krankheit schien zuerst nur unbedeutend, und mit der Hast, die ihm eigen war, nahm er die Arzenei im Uebermaß. So steigerte sich das Uebel statt gehoben zu werden. Ein großer Blut-

verlust trat ein, dann Fieber, und schon nach wenigen Tagen war alle Hoffnung für seine Erhaltung verschwunden. Er selbst sah, daß es mit seinem Leben zu Ende ging, und traf seine letzten Verfügungen. Seine ganze Baarschaft theilte er in vier Theile, den ersten derselben vermachte er der Peterskirche zu Rom, den zweiten übersandte er seiner Mutter und seiner einzigen Schwester Mathilde als Beweis treuer Liebe, den dritten bestimmte er seinen Kriegern, welche die Liebe zu ihm und den Gehorsam höher geachtet hatten als Leben und Vaterland, den vierten endlich den Armen. Dann empfing er die letzten Tröstungen der Kirche. In Gegenwart des Papstes, mehrerer Bischöfe und Priester, im Beisein seiner Gemahlin und vieler anderen Getreuen legte er in lateinischer Sprache mit lauter Stimme in den gläubigsten Worten sein Bekenntniß ab und beichtete seine Sünden; als er darauf die Absolution und das heilige Abendmahl erhalten, verschied er. Es war am 7. December 983.

Er wurde in dem Paradies, der Vorhalle der Peterskirche, neben der Kapelle der heiligen Maria, mit den größten Feierlichkeiten unter vielen Thränen bestattet. Man legte ihn in einen antiken Marmorsarg, den man mit einer mächtigen Porphyrwanne schloß. Ueber dem Grabe, das später durch ein Monument von Marmorsäulen verziert wurde, hing ein Mosaikbild, den Heiland darstellend, wie er zwischen den Aposteln Petrus und Paulus die Rechte zum Segen erhebt. Glücklich pries man Otto, daß er unter so vielen Kaisern allein seine Ruhestätte neben dem Apostel Petrus und dessen Nachfolgern an der heiligsten Stätte der Christenheit gefunden habe. Mit großer Rührung hat mancher deutsche Pilgersmann an dieser Grabstätte des Kaisers gedacht und hier für seine Seele gebetet.

Die alte Peterskirche mit ihrem Paradies ist längst verschwunden: an ihrer Stelle hat sich der glänzendste und stattlichste Bau der neueren Zeit erhoben, und vergebens würde man dort am Eingang das Denkmal des deutschen Kaisers suchen. Die Asche ruht jetzt in dem unterirdischen Theil der Kirche, den man die Vaticanischen Grotten nennt; dort sieht man auch jenes alte merkwürdige Mosaikbild von Ottos Grabmal. Der Sarg, der seine Gebeine einst faßte, dient zum Wasserbehälter im päpstlichen Palaste auf dem Quirinal; aus dem Porphyrdeckel hat man das Taufbecken der Peterskirche gemacht, welches nahe dem Eingange in der ersten Kapelle des linken Seitenschiffs steht. Da

hat, der diese Blätter schrieb, oft gestanden und des unglücklichen Kaisers gedacht, wie jener großen Zeit unseres Volkes, die mit ihm zu Ende ging. Denn wahrlich! es war eine große und schöne Zeit, als unser Volk unter hochstrebenden Fürsten das Abendland vor der Zerstörungswuth barbarischer Stämme im Norden, Osten und Süden schützte, als es das Christenthum und mit ihm alle geistige Bildung nicht nur bei sich wahrte, sondern auch zuerst in Gegenden brachte, die bis dahin von keinem Strahl höherer Erkenntniß erleuchtet waren.

Gedanken ernstester Art über das Schicksal unseres Volkes knüpfen sich an den Tod dieses jungen Kaisers. Welche Macht hatten die Deutschen unter seinem Großvater und Vater erlangt! Von Sieg zu Sieg waren sie geeilt, weiter und immer weiter waren die Grenzen ihrer Herrschaft vorgerückt; es schien, als würde sich noch einmal ein Weltreich, jenem römischen ähnlich, im Abendlande gestalten, als könnte sich vollenden, was einst Karl der Große begonnen hatte, daß sich die gesammte germanisch-römische Welt staatlich wie kirchlich in großartiger Einheit zusammenschlösse und so alle feindlichen Elemente sich dienstbar machte. Wohl fühlte man allmählich, als der große Otto gestorben war, daß der Lauf der Dinge sich ändere: im Innern des Reichs erhob sich der Aufruhr, der Uebermuth der Großen wuchs, an den Grenzen griffen die Feinde des Reichs zu den Waffen. Aber der junge Kaiser erhielt, wenn auch in schweren Kämpfen, unverkürzt die Macht und Ausdehnung des Reichs; nach sieben Jahren der Herrschaft konnte er mit Stolz sagen, das Reich blühe noch, wie zu den Zeiten seines Vaters. Jetzt hoffte er Raum zu finden, das Werk desselben würdig fortzusetzen, die Einheit des Kaiserreichs zu befestigen und durch Waffengewalt seine Herrschaft zu erweitern. Und wohl mochte man damals, als er Apulien den Griechen entriß und in Calabrien gegen die Araber vordrang, den Glauben hegen, er eile zu Siegen, seiner Väter werth, und es sei ein eitles Beginnen, sich ferner den deutschen Waffen zu widersetzen. Aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und alle Größe auf Erden ihre Schranke findet. Rasch nach einander waren Segnungen jeder Art dem deutschen Volke zugefallen, aber rascher brach das Unglück herein. In einem Jahre schwand der Ruhm deutscher Unüberwindlichkeit im Norden und Süden; unter den Schwertern der Sarazenen erlag in Calabrien die Blüthe der deutschen Ritterschaft, und

vor den Schwärmen der Wenden flohen die sächsischen Ansiedler jenseits der Elbe. Die Macht eines Kaisers sank in das Grab, und das königliche Scepter wurde in die Hand eines Kindes gegeben.

Kaiser Otto II. hatte ein Alter von achtundzwanzig Jahren erreicht und länger als dreiundzwanzig Jahre den königlichen, beinahe siebzehn Jahre den kaiserlichen Namen geführt; länger als ein Jahrzehend hatte er nach seines Vaters Tode allein das Reich regiert. Theophano hatte ihm vier Kinder geboren; drei Töchter, Adelheid, Sophie und Mathilde, und jenen Knaben, der zu Verona zum Könige Deutschlands und Italiens gewählt war. Von den Töchtern Ottos II. bestimmten sich Adelheid und Sophie später nach dem Wunsche der Mutter dem klösterlichen Leben und wurden Aebtissinnen der beiden großen Stiftungen des sächsischen Hauses zu Quedlinburg und Gandersheim; Mathilde vermählte sich, dem Zuge ihres Herzens folgend, mit Ehrenfried, dem Sohne des lothringischen Pfalzgrafen Hermann, und wurde die Mutter von Söhnen, die sich im deutschen Reiche und in der deutschen Kirche einen Namen erworben haben.

11.

Die Kämpfe um die Vormundschaft für Otto III.

Am Weihnachtsfeste des Jahres 983 wurde zu Aachen der vierjährige Otto III., wie es sein Vater angeordnet hatte, von den Erzbischöfen Willigis von Mainz und Johann von Ravenna zum König gekrönt. Noch waren die Fürsten bei den Lustbarkeiten, welche die Krönung zu begleiten pflegten, vereinigt, als die große Trauerkunde von Rom eintraf. Wie wurde da den Spielen des Festes ein schleuniges Ende bereitet! Auf das Frohlocken der Freude folgten Jammer und Wehklagen. Alle betrauerten den mannhaften Kaiser, der in frischester Jugendkraft und in so bedrängter Zeit dem Reiche entrissen war; selbst die ihn in den Tagen der Macht verunglimpft hatten, bekannten jetzt, er sei ein Schutz und Schirm seinem Volke, der Schrecken der Feinde gewesen.

Denn wahrlich, Jeder mußte empfinden, in eine wie schwierige Lage man versetzt war! Rings sah man sich von erbitterten Feinden umgeben; ein gefährlicher Aufstand im Inneren war nur mit genauer Noth vor wenigen Jahren überwältigt; ein Reich, das mehr als jedes andere durch die persönliche Kraft und unmittelbare Thätigkeit großer Herrscher begründet war und dadurch allein zusammengehalten schien, sollte der leitenden Hand eines Mannes entbehren und kam unter die Herrschaft eines hülflosen Kindes. Wie? Wenn die Theile sich nun wieder vom Ganzen lösten, wozu sie schon so oft die Neigung gezeigt hatten; wenn der Glaube an die Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme als eines Volkes, so sorglich von den Ottonen gepflegt, dennoch nicht tiefe Wurzeln geschlagen; wenn sich dann die in heißen Kämpfen mühevoll zurückgedrängten barbarischen Stämme abermals über die deutschen Länder ergossen und sich das gespaltene Reich dienstbar machten? Spurlos dahinschwinden konnte freilich die Idee des Kaiserthums kaum wieder, viel zu tief hatte sie bereits die Zeit ergriffen: aber fraglich war, ob unter der Ungunst der Verhältnisse die deutsche Nation das Kaiserthum würde behaupten, und wenn ihr selbst dies gelänge, wie weit sie ihm würde Anerkennung und Einfluß bewahren können. Es stand Alles auf dem Spiele: Einheit, Freiheit, Größe und Macht des deutschen Volkes.

Keinem der deutschen Fürsten konnte zweifelhaft sein, daß das zu Verona mit Einstimmigkeit gewählte und zu Aachen feierlich gekrönte und gesalbte Kind der rechtmäßige König Deutschlands und Italiens sei und ihm allein auch das Anrecht auf die kaiserliche Krone zustehe. Aber es gab Manche, die meinten, man sei, da dieses gekrönte Kind eine königliche und kaiserliche Macht nicht zu üben vermöchte und das Reich der ganzen Kraft eines Mannes bedürfe, an den dem Knaben geleisteten Eid nicht gebunden, man müsse ihn beseitigen und sich einen anderen König wählen. Wie jedoch deutschen Herzen der Eidbruch widerstrebt, verführte solche Meinung nicht die Mehrzahl der Fürsten, und bald drängte sich Alles in die eine Frage zusammen, wer die Vormundschaft über den kleinen König führen, in wessen Hand damit die Regierung des Reichs gelegt werden solle.

Weder Reichsgesetze noch das Herkommen gaben auf diese Frage eine entscheidende Antwort. In den frühesten Zeiten war bei den deutschen Stämmen die vormundschaftliche Regierung für einen minderjähri-

gen König von dem nächsten männlichen Verwandten desselben geführt worden, aber man war später vielfach von dieser Regel abgewichen und hatte entweder der Königin-Mutter oder dem Reichsadel das Regiment übertragen. Im byzantinischen Reiche, dessen Einrichtungen damals auf das abendländische Kaiserthum nicht ohne Einwirkung waren, führte die Kaiserin-Mutter gemeinhin für ihren minderjährigen Sohn entweder selbst die Regierung oder übertrug sie mit ihrer Hand einem Mitregenten. An eine aus geistlichen und weltlichen Fürsten zusammengesetzte vormundschaftliche Regierung scheint in diesem Falle Niemand gedacht zu haben, und so schwankten die Meinungen nur darüber, ob Theophano als Kaiserin-Mutter oder der geächtete und verhaftete Heinrich von Baiern als nächster Stammvetter des Königs die Zügel der Regierung ergreifen sollte. Von Theophanos Regierung war vorauszusehen, daß sie den bestehenden Zustand der Dinge möglichst erhalten würde; Heinrich dagegen an die Spitze des Reichs zu stellen kam einer vollständigen Umwandlung aller durch Ottos II. Regierung begründeten Verhältnisse Deutschlands gleich. Gegen Theophano sprach, daß sie ein Weib und von griechischem Stamme war, für Heinrich sein Geschlecht und das deutsche Blut. Aber Theophano konnte nur für die Rechte ihres Sohnes eintreten; von Heinrich war zu befürchten, daß er die Vormundschaft benutzen würde, um selbst die Krone zu erlangen, nach der er gleich seinem Vater bereits früher die Hand ausgestreckt hatte.

Ehe noch die Fürsten eine Entscheidung getroffen hatten, trat Heinrich selbst mit seinen Ansprüchen hervor. Als die Nachricht vom Tode des Kaisers eingelaufen war, hatte ihn sogleich Bischof Folkmar der Haft in Utrecht entlassen, in der er mehr als fünf Jahre geschmachtet hatte. Mehrere seiner alten Anhänger hatten sich alsbald an ihn angeschlossen; von diesen unterstützt, begab er sich im Anfange des Jahres 984 nach Köln, wo der königliche Knabe unter der Obhut des Erzbischofs Warin verweilte. Der Erzbischof übergab Heinrich das Kind, und öffentlich trat er nun als der gesetzliche Vormund des Königs und als Reichsverweser auf. Wohl Wenige mochten schon damals daran zweifeln, daß Heinrich unter dem Schein der Vormundschaft das Reich für sich selbst gewinnen wolle: dennoch fehlte es ihm nicht an einem bedeutenden Anhang. Seine alten Freunde erhoben sich wieder; Bestechungen und Versprechungen gewannen ihm neue. Manche fielen ihm aus Abneigung gegen das Regiment einer Griechin zu; Andere in

der Meinung, daß nicht ein Weib das Reich in so bedrängter Lage erhalten könne, sondern nur die Regierung eines kräftigen Mannes wie Heinrich.

Besonders waren es die lothringischen Bischöfe, die sich sofort für Heinrich erklärten, außer Warin von Köln, auch Erzbischof Ekbert von Trier, obwohl er von Otto II. erhoben und auf das Höchste geehrt war. Köln und Trier waren, wie es scheint, gegen des Kaisers Hinterlassene vornehmlich dadurch gereizt, daß sie gegen den Erzbischof von Ravenna bei der Krönung zurückgesetzt waren. So gewichtig der Beistand dieser Erzbischöfe für Heinrich war, so fiel doch noch schwerer in die Wagschale, daß sich auch Bischof Dietrich von Metz ihm anschloß. Dieser, ein Verwandter des kaiserlichen Hauses und in der letzten Zeit der vertrauteste Rath Ottos II., der Mitwisser aller seiner Absichten und Pläne, war im Groll von der trauernden Kaiserin zu Rom geschieden. Wir wissen nicht, wodurch sie den ehrgeizigen und vielgewandten Bischof beleidigte, aber gewiß ist, daß er kaum die Alpen überstiegen hatte, als es Heinrich durch Geld und Versprechungen gelang ihn auf seine Seite zu ziehen. Seitdem war Dietrich auf alle Weise bemüht das Ansehen der Kaiserin in Deutschland zu untergraben. Durch schamlose Verleumdungen suchte er seinen argen Verrath zu bemänteln; nicht allein eines leichtfertigen Lebenswandels klagte er Theophano an, sondern sogar einer schändlichen Schadenfreude über die Niederlage der Deutschen. Sie habe ihren Spott darüber gehabt, verbreitete er, daß die gepriesene Tapferkeit des deutschen Volkes so leicht der griechischen List erlegen sei.

Aber Heinrichs Sache war damit in Lothringen noch keineswegs gewonnen. Einige Bischöfe, wie Notker von Lüttich, Gerhard von Toul und Rothard von Cambray, widerstanden allen Künsten der Verführung, und zugleich erwachte in einem von Otto II. zu großem Ansehen erhobenen gräflichen Geschlechte des Landes Heinrich ein Widerstand der allergefährlichsten Art. Das Haupt dieses Geschlechts war jener Graf Gottfried, dem der verstorbene Kaiser zu den ererbten Grafschaften von Verdun und in dem Ardennerlande noch den reichen Hennegau verliehen hatte; auch war vor Kurzem Gottfrieds Sohn Adalbero durch kaiserliche Gunst mit dem Bisthum Verdun investirt worden, so daß die ganze geistliche und weltliche Macht in der Stadt und dem Sprengel von Verdun bei seiner Familie stand. Durch die Dankbarkeit und durch

ausdrückliche Verpflichtungen der Treue war Gottfried mit den Seinen an die Wittwe und an den Sohn Ottos II. geknüpft, aber vornehmlich waren es doch die Verbindungen seines Hauses in Frankreich, die sein Verhalten bestimmten. Durch den Einfluß Ottos des Großen war nämlich ein Bruder Gottfrieds, Adalbero mit Namen, im Jahre 969 auf den erzbischöflichen Stuhl von Reims erhoben; er hatte sich dort durch eine erhebliche Reform der Geistlichkeit die größten Verdienste erworben, sich aber bei den schwankenden Verhältnissen des Landes von jeher enger an die mächtigen Herrscher in Deutschland als an den Schattenkönig angeschlossen, der über Reims gebot. Auch bei dem Zuge Ottos II. gegen Paris hatte Adalbero offen Partei gegen Lothar genommen und die Deutschen auf alle Weise begünstigt; mit Recht deshalb seinem Könige verdächtig, hatte er sich nur mit Mühe in seiner Würde behauptet und bis zu der Aussöhnung des Kaisers mit Lothar in stäter Besorgniß geschwebt; obschon seine Lage fortan gesicherter war, hatte er dennoch aufs Neue durch ein Gelöbniß unverbrüchlicher Treue, das er dem Kaiser und dessen Sohn leistete, sein Schicksal unmittelbar an das der Ottonen gekettet. Der Tag, an dem die Macht des kaiserlichen Hauses zusammenbrach, schien auch der letzte für die einflußreiche Stellung zu sein, die dieser deutsche Mann und sein Geschlecht in Frankreich gewonnen hatten. So ist leicht erklärlich, daß die Brüder Gottfried und Adalbero sofort als die entschiedensten Widersacher Heinrichs auftraten, den Widerstand gegen ihn in Lothringen belebten und die Schwankenden in der Treue gegen den Sohn des Kaisers zu erhalten suchten. Ausgezeichnete Dienste leistete ihnen hierbei ein Mann, der obgleich Franzose von Geburt, doch auf die Geschicke unseres Volkes einen erheblichen Einfluß geübt hat; ein Mann, der aus niederem Stande entsprossen, sich durch außerordentliche geistige Fähigkeiten zu den höchsten Würden der Welt aufschwang und dennoch berühmter geworden ist durch den Glanz seines wissenschaftlichen Genies als durch alle Ehren, die ihm zu Theil wurden. Es war Gerbert, dessen frühere Schicksale wir hier, wo wir zuerst seiner gedenken, mit wenigen Worten berühren müssen.

Gerbert war um das Jahr 950 in der Auvergne geboren. Früh wurde er dem Kloster S. Gerald zu Aurillac übergeben und dort für das mönchische Leben erzogen. Schon als Knabe gewann er hier eine gute Ausbildung in der lateinischen Grammatik, und ein günstiger Zu-

fall bot ihm die Gelegenheit sich später in Disciplinen zu unterrichten, die im Abendlande so gut wie vergessen waren. Der Graf Borrell von Barcelona kam nämlich im Jahre 967 auf einer Pilgerfahrt nach jenem Kloster; der Abt und die Brüder hörten von ihm, daß die Wissenschaften in der spanischen Mark eifrig gepflegt würden und namentlich die Mathematik, die Astronomie und die Theorie der Musik, welche Wissenschaften im engen Anschluß an einander behandelt wurden und im Abendlande gänzlich darniederlagen, durch die Berührung mit den Arabern dort in Schwung gekommen seien; sie baten den Grafen ihren wißbegierigen und ungewöhnlich begabten jungen Klosterbruder mit sich zu nehmen, und Borrell gewährte ihre Bitte. Gerbert begleitete also den Grafen auf seiner Heimreise und ging darauf in die Schule des Bischofs Hatto von Vich, der sich als geschickter Lehrer in jenen Gegenden einen Namen gemacht hatte. Schnell eignete Gerbert sich in den genannten Wissenschaften ungewöhnliche Kenntnisse an. Der arabischen Sprache scheint er zwar unkundig geblieben zu sein, aber er fand lateinische Uebersetzungen arabischer Bücher, und durch diese lernte er auch das arabische Ziffernsystem kennen, das er zuerst in Verbindung mit den Resultaten der griechischen Mathematiker brachte, die ihm durch Boethius und Beda überliefert waren. Wieder ein glücklicher Zufall führte Gerbert wenige Jahre später nach Rom. Im Jahre 970 begab sich Borrell in Begleitung des Bischofs Hatto dorthin, und der Bischof erwählte den talentvollen Jüngling zu seinem Begleiter. Schon erregten die Kenntnisse Gerberts Aufsehen, und Papst Johann XIII., der für den jungen Mönch Theilnahme zeigte, empfahl ihn Otto dem Großen. Der Kaiser wünschte den vielversprechenden Jüngling an seinen Hof zu fesseln, gab jedoch dessen dringenden Bitten nach, daß er nach Frankreich zurückkehren dürfe, um seine wissenschaftlichen Studien zu vollenden. Von den sieben freien Künsten, wie man sie damals lehrte, fehlte Gerbert nur noch die Dialektik, in der man den Abschluß der gesammten gelehrten Bildung sah. Reims hatte durch das Studium der Dialektik längst einen Namen gewonnen: Gerbert begab sich deshalb hierhin, wo er an dem Erzbischof Adalbero einen Gönner und bald einen Freund fand. Aus einem Schüler wurde Gerbert schnell zum Lehrer. Reims erhob sich durch Adalberos und Gerberts vereinte Bemühungen zur ersten Schule Frankreichs; von weit und breit strömten Gerbert vornehme Schüler in Masse zu. Gegen Weihnachten 980 begab sich der Erzbischof nach Ita-

lien und ließ sich von seinem gelehrten Freunde begleiten; zu Pavia begegneten sie Kaiser Otto II. und seinem Hofstaate, in dem sich der gelehrte Otrik befand, zu jener Zeit der gefeiertste deutsche Gelehrte, „der Cicero Sachsens," der seit einer Reihe von Jahren der Schule zu Magdeburg einen besonderen Glanz verlieh. Gerbert und Otrik, schon früher über einzelne dialektische Streitfragen uneinig, fanden Gelegenheit jetzt persönlich und zwar vor den Augen des Kaisers, den sie auf seiner Fahrt nach Ravenna begleiteten, ihre Kräfte zu messen, und Gerbert soll als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen sein. Er gewann sich hierdurch die Gunst des Kaisers in solchem Grade, daß dieser ihn dauernd an sich zu fesseln suchte. Gerbert erhielt die reiche Abtei Bobbio in Oberitalien, mit der auch die Grafschaft verbunden war; der Mönch von Aurillac trat hierdurch in die Reihe der italischen Reichsfürsten ein und leistete dem Kaiser den Lehnseid. Für äußeren Glanz und weltliche Ehre sehr empfänglich, schwelgte Gerbert in dem neugewonnenen Glück, aber es dauerte nur kurze Zeit. Rings von Feinden und Neidern umgeben, fühlte er sich, sobald sein mächtiger Gönner gestorben war, so unsicher in seiner Abtei, daß er sie gegen Ende des Jahres 983 flüchtig verließ. Nachdem er sich zu Pavia von der Kaiserin Adelheid verabschiedet hatte, kehrte er nach Reims zu seinem Freunde Adalbero zurück, der ihn mit offenen Armen empfing. Sein eigenes Interesse — denn er hatte die Hoffnung, unter günstigeren Verhältnissen nach dem reichen Bobbio zurückzukehren, durchaus nicht aufgegeben — und das Interesse seines Freundes trieben ihn jetzt in gleicher Weise in den Kampf gegen Heinrich. Eine unglaubliche Rührigkeit entfaltete er in demselben, wie er denn zu den seltenen Gelehrten gehörte, die in den weltlichen Dingen gleich heimisch sind, wie in dem Reich der Ideen, die von unbegrenzter Empfänglichkeit sich jeden Stoff aneignen, leicht alle Verhältnisse durchschauen und bemeistern, denen die Hülfsmittel des Geistes nie versiegen und deren Kräfte auch die zerstreuteste Thätigkeit kaum erschöpft. Während Gerbert in Reims seine Studien verfolgte und zugleich als Lehrer wieder auftrat, unterhielt er unausgesetzt Verbindungen mit allen einflußreichen Persönlichkeiten des deutschen und französischen Reichs; sein Briefwechsel, der uns zum Theil erhalten ist, ging nach allen Seiten, während er zugleich persönlich die wichtigsten Verhandlungen, von Stadt zu Stadt in Lothringen und den nordfranzösischen Provinzen umherreisend, anbahnte und führte. Alle seine Bestrebungen aber liefen da-

mals, hauptsächlich von Adalbero geleitet, auf den einen Zielpunkt hinaus, Lothringen dem Sohn der Theophano zu erhalten und Heinrichs Partei in dem Lande zu unterdrücken.

Adalbero und die Seinen hegten die Besorgniß, daß König Lothar sich für Heinrich erklären würde und sie, so von beiden Seiten bedrängt, die Sache des jungen Königs und ihre eigene würden aufgeben müssen. Da aber geschah, was Niemand erwartet hatte: Lothar trat öffentlich gegen Heinrich auf, nahm selbst die Vormundschaft als Oheim des jungen Königs in Anspruch und gab den Entschluß zu erkennen, ihn Heinrichs Händen zu entreißen. Obwohl seine Absicht dabei keine andere sein konnte, als sich sein angebliches, aber in keiner Weise begründetes Recht auf die Vormundschaft mit der Abtretung Lothringens von Heinrich abkaufen zu lassen, entsagte er doch zum Schein öffentlich allen seinen Ansprüchen auf Lothringen und betheuerte weder seinem Neffen die Krone entreißen, noch sich in die Mitregentschaft des deutschen Reichs eindrängen zu wollen. Mochten nun Gottfried, Adalbero und ihr Anhang diesen Versprechungen Glauben schenken oder nicht, sie konnten nicht parteilos inmitten Heinrichs und Lothars stehen bleiben: deshalb schlossen sie sich sogleich ohne allen Rückhalt Lothar an, der von dem Augenblick an seine Partei in Lothringen mächtig anwachsen sah. Es kam Lothar sehr zu Hülfe, daß gerade damals eine größere Eintracht in seiner Familie herrschte als seit langer Zeit; er hatte sich nicht nur mit seinem Bruder Karl, Herzog von Niederlothringen, ausgesöhnt, sondern auch mit seinem Vetter Hugo Capet und dessen Brüdern ein Freundschaftsbündniß geschlossen, das schon dadurch von großem Einfluß auf die obwaltende Frage war, daß Beatrix, Hugo Capets Schwester, für ihren minderjährigen Sohn Dietrich zu jener Zeit in Oberlothringen die herzogliche Gewalt übte. Die meisten lothringischen Großen leisteten alsbald Lothar als Vormund ihres rechtmäßigen Königs den Eid der Treue und stellten Erzbischof Adalbero von Reims, der jetzt ein Herz und eine Seele mit seinem Könige schien, als Unterpfand ihrer Treue Geiseln; selbst Ekbert von Trier sagte sich wieder von Heinrich los. Dietrich von Metz zog sich, von der allgemeinen Verachtung getroffen, von der Welt zurück; von allen Parteien gemieden, fand er bald darauf ein unbeklagtes Ende.

Kaum glaubte sich Heinrich im Besitz Lothringens gesichert, so sah er plötzlich die ganze Lage der Dinge geändert. Aber er war klug genug

die letzten Absichten Lothars zu durchschauen und sandte unverzüglich einen Unterhändler an ihn ab; er versprach dem Westfranken im Geheimen Lothringen, wenn derselbe von der Vormundschaft abstände und ihm die Länder östlich vom Rhein überließe. Zugleich verlangte Heinrich von Lothar eine persönliche Zusammenkunft binnen kürzester Frist; am 1. Februar werde er zu dem Ende sich zu Breisach am Rhein einstellen. Lothar ging auf Heinrichs Anerbieten ein, schloß einen förmlichen Vertrag mit ihm und begab sich mit seinem Sohne Ludwig, der bereits zu seinem Nachfolger erwählt und gekrönt war, nach Breisach. Aber Heinrich ließ sich hier höchst befremdlicher Weise vergeblich erwarten; schon beschlich ihn die Furcht, sein ganzer Anhang möchte ihn zu derselben Stunde verlassen, wo es offenkundig würde, daß er Lothringen dem Westreiche preisgegeben habe. Mit Recht mußte Lothar über Heinrichs Ausbleiben unzufrieden sein, und so lockerte sich ihr Bund, ohne sich jedoch bereits völlig zu lösen.

Aber Lothars Absichten auf Lothringen waren kein Geheimniß geblieben. Daher brachen die Anhänger des jungen Königs noch schneller das ihm geleistete Versprechen, als sie es gegeben hatten; kaum entkam Lothar auf dem Rückwege von Breisach ihren Händen. Seine Widersacher griffen in Lothringen überall zu den Waffen, und Adalbero gerieth in Reims, wo er in den Händen Lothars war, in eine so gefahrvolle Lage, daß er sogar im Geheimen mit Heinrich verhandelte. Nur durch Waffengewalt konnte Lothar noch Lothringen zu gewinnen hoffen, und schon im Anfang März drang er mit Heeresmacht in das Land ein und ging zuerst auf Verdun los. Gottfried vertheidigte wacker seine Stadt, und nur ein unglücklicher Zufall brachte Verdun nach einer Belagerung von etwa zwei Wochen in die Hände der Franzosen; bei einem Ausfall war nämlich Gottfried mit seinem Sohne Friedrich und seinem Oheim Siegfried gefangen worden. Aber daß Lothar weitere Fortschritte in Oberlothringen machte, verhinderten die Anhänger des jungen Königs, vor Allem die Söhne Gottfrieds. Auch in Niederlothringen, auf das Lothar dann seinen Angriff richtete, waren sie es vornehmlich, die die Vertheidigung des Landes leiteten. Nachdem Lothar die Sprengel von Cambray und Lüttich verwüstet hatte, kehrte er in sein Reich zurück. Verdun blieb in Lothars Händen, die gefangenen Grafen führte er heim; sonst war dieser Angriff auf Lothringen ohne nachhaltige Erfolge.

Heinrich hatte sich, während er Lothringen Lothar überließ, nach Sachsen begeben. Er fand hier zuerst keinen erheblichen Widerstand, indem sich besonders die Geistlichkeit für die von ihm beanspruchte Vormundschaft erklärte. Vor Allem trat Erzbischof Gisiler auf seine Seite, der Mann, den Otto II. bis zur Unbill begünstigt hatte. Zum Palmsonntag, 16. März, berief Heinrich alle geistlichen und weltlichen Großen Sachsens zu einem Landtage nach Magdeburg und legte hier, durch seine ersten Erfolge ermuthigt, unverhohlen seine Absicht an den Tag, die Krone dem Kinde zu entreißen, um mit derselben sein eigenes Haupt zu zieren. Er fand indessen nicht die erwartete Zustimmung; man wagte zwar nicht offen seinem verbrecherischen Plane zu begegnen, ja Manche versprachen ihm sogar zu huldigen, wenn das Kind, dem sie bereits geschworen hätten, sie ihres Eides entbinde, aber nicht Wenige verschmähten denn doch ein so betrügliches Spiel mit Eiden und entfernten sich heimlich, schon auf Mittel und Wege sinnend, das königliche Kind den Händen Heinrichs zu entwinden. Ohne sich durch diese Vorgänge warnen zu lassen, ging Heinrich nur hastigeren Schrittes auf sein letztes Ziel los. Am Osterfest, das er zu Quedlinburg verlebte, trat er bereits mit königlicher Pracht auf, ließ sich von den Seinigen als König anreden und von seinen alten Verbündeten, Boleslaw von Böhmen und Mesco von Polen, den Vasalleneid schwören; auch der Abodritenfürst Mistui erschien hier vor ihm und leistete Huldigung. Dennoch irrte er sich gewaltig, wenn er die übel gewonnene Herrschaft schon für gesichert hielt.

Gleich nach Ostern versammelten sich die ersten Männer des sächsischen Adels in der Hesseburg.*) Es waren vornehmlich der Herzog Bernhard, der Schwager Gottfrieds von Verdun, der Markgraf Dietrich von der Nordmark, der Pfalzgraf Dietrich mit seinem Bruder Siegbert, Eckard, ein Sohn des verstorbenen Markgrafen Günther von Meißen, durch persönliche Verdienste schon damals einer der angesehensten Männer Thüringens, die Grafen Bio und Ezeko von Merseburg. Sie waren theils von Alters her persönliche Feinde Heinrichs, theils ergebene Anhänger des Königshauses, das er aus der Herrschaft zu verdrängen suchte. Als sie daher in der Hesseburg zusammentraten, sagten sie sofort Heinrich förmlich ab und schwuren aufs Neue dem jungen Könige Treue. Sobald Heinrich von dieser Versammlung hörte, brach er von Quedlinburg mit einem bewaffneten Ge-

*) Die wüste Asselburg bei dem braunschweigischen Orte Burgdorf.

folge auf; denn er wollte die Versammlung, wenn er die Theilnehmer nicht durch Ueberredung gewönne, mit Gewalt auseinandersprengen. Als er nach der Pfalz Werla bei Goslar kam, nur drei Meilen noch von der Hesseburg entfernt, sandte er den Bischof Folkmar von Utrecht an die versammelten Fürsten ab, um die Künste der Ueberredung an ihnen zu versuchen. Aber schon auf dem Wege begegnete der Bischof den sächsischen Herren, die mit überlegenen Streitkräften gegen Heinrich anrückten bei Seesen*); nur mit großer Mühe hielt er sie vom weiteren Vordringen zurück und vermochte sie auf kurze Frist Waffenstillstand zu schließen. Es wurde eine Tagfahrt anberaumt: da sollte sich Heinrich stellen und mit ihm ein endgültiges Abkommen getroffen werden.

Während die sächsische Geistlichkeit den Thronraub Heinrichs begünstigt hatte, war an dem weltlichen Adel des Landes sein Unternehmen gescheitert. Heinrich sah sich genöthigt Sachsen zu verlassen, um in den anderen deutschen Ländern sein Heil zu versuchen. Zuerst begab er sich nach Baiern, dem Lande seiner Geburt, das er vordem als Herzog verwaltet hatte. Ohne seiner Entsetzung zu achten, trat er als der rechtmäßige Herr des Landes auf, und wirklich empfingen ihn die Bischöfe freudig und begrüßten ihn als ihren Herzog und König; auch manche weltliche Großen Baierns fielen ihm zu. Aber dennoch fehlte viel daran, daß er es hier zu allgemeiner Anerkennung gebracht hätte. Herzog Heinrich der Jüngere war nicht gewillt um seines Vetters willen zum zweiten Male sein Herzogthum zu verlieren und zeigte sich diesmal als der entschiedenste Vertheidiger der königlichen Sache, die zugleich seine eigene war. Zwischen den beiden Heinrichen kam es in Baiern zu einem inneren Krieg, der für den Usurpator sich nicht günstig gewandt haben muß; denn er verließ alsbald Baiern wieder und wandte sich nach Franken, um dort sein Glück zu erproben.

Heinrichs Stern war bereits im Sinken. Weder in Lothringen, noch in Sachsen und Baiern hatte der Usurpator allgemeine Anerkennung gewonnen, und noch weniger konnte er in Franken und Schwaben auf große Erfolge rechnen. In diesen Ländern fand das königliche Haus damals seine ergebensten Anhänger; niemals hatte hier die Treue gegen den jungen Otto geschwankt. Vornehmlich waren es Herzog Konrad von Schwaben, den Otto II. noch kurz vor seinem Tode mit dem Herzogthum belehnt hatte, und der Erzbischof Willigis von Mainz,

*) Seesen ist ein braunschweigisches Städtchen.

welche die königliche Sache hier in allen Stürmen der Zeit aufrecht erhielten. Herzog Konrad war durch die Verbindungen seines aus Franken hervorgegangenen und dort ansässigen Geschlechts in diesem Lande ebenso einflußreich, wie in Schwaben, und Willigis Kirchenprovinz dehnte sich von den Maingegenden bis zu den Alpenländern aus. Als die Erzbischöfe von Köln, Trier und Magdeburg den jungen König verriethen, als sich die meisten deutschen Bischöfe Heinrich anschlossen und keiner ihm offen entgegenzutreten wagte, da war es unfehlbar von der höchsten Bedeutung, daß sich gerade der erste Kirchenfürst im Reich mit Entschiedenheit des rechtmäßigen Königs annahm und kein Mittel unversucht ließ, um ihm die Krone zu erhalten. Denn nicht allein auf Franken und Schwaben beschränkte sich Willigis Wirksamkeit, sondern umfaßte das ganze Reich. Er war recht eigentlich der Mittelpunkt aller Bestrebungen für die gerechte Sache in den deutschen Ländern, und seine Verbindungen erstreckten sich über Deutschland hinaus auch auf Frankreich und Italien. Mit Adalbero von Reims, mit Gerbert, mit Allen, die in Lothringen für den König kämpften, stand er in stäter Unterhandlung; er unterstützte die getreuen sächsischen Fürsten und hatte seine gesammten Lehnsmannen in Sachsen und Thüringen zu dem Tage auf der Hesseburg gesandt; er war es zugleich, der Theophano und Adelheid, die noch jenseits der Alpen verweilten, von Allem unterrichtete, was diesseits geschah, und in Gemeinschaft mit den sächsischen Getreuen sie jetzt aufforderte unverweilt an den Rhein zu kommen, wenn sie die Herrschaft dem Sohne des Kaisers erhalten wollten.

Und wer war dieser Willigis, an dem alle Ränke Heinrichs scheiterten, der das Reich damals seinem rechtmäßigen König erhielt und dem dann später wieder dieses Heinrichs Sohn die Krone verdanken sollte; dieser Mann, der länger als ein Menschenalter auf die Geschicke unseres Vaterlandes einen unberechenbaren Einfluß übte? Er war in niederem Stande in dem kleinem Orte Schöningen im Braunschweigischen geboren, doch waren seine Eltern freien Standes und setzten von früh an große Hoffnung auf den begabten Knaben. Seine Mutter hatte, als sie schwanger war, ein merkwürdiges Gesicht gehabt: es war ihr, als ob aus ihrem Schooße die Sonne hervorleuchte und mit ihren flammenden Strahlen weithin die Welt erhelle. Willigis wurde für den geistlichen Stand erzogen und that sich durch Einsicht und Geschicklichkeit bald so hervor, daß Otto I. ihn an seinen Hof zog und in die

Kanzlei aufnahm. Hier diente er eifrig und treu dem großen Kaiser und dessen Sohne, und so hoch hielt Otto II. von Willigis geistigen Gaben, daß er, als das Erzbisthum Mainz im Jahre 975 erledigt wurde, ihm dasselbe übertrug und ihn damit zugleich zum alleinigen Erzkanzler für die deutschen Länder ernannte. Die spätere Sage erzählt, Willigis Vater sei ein Wagenbauer gewesen und die Mainzer Domherren, bitter erzürnt, daß ihnen der Sohn eines Handwerkers zum Erzbischof gegeben sei, hätten zu seiner Verhöhnung mit Kreide an die Thür seines Hauses Räder gemalt mit der Umschrift:

Willigis, Willigis,
Gedenk, woher du kommen bist;

er selbst aber habe sich seiner Abkunft so wenig geschämt, daß er vielmehr das Rad in sein Wappen aufgenommen, und daher stamme das weiße Rad auf rothem Grunde im Mainzer Wappen. Das ist eine spätere grundlose Mähre, aber gewiß ist, daß der Kaiser bei dieser Wahl heftigen Widerspruch erfuhr. Viele meinten, es gezieme sich nicht, daß den ersten deutschen Bischofsstuhl, den vor Kurzem noch ein Kaiserssohn eingenommen, ein Mann unedler Abkunft besteige. Doch der Kaiser achtete auf solchen Widerspruch nicht, und die Folge erwies, wie trefflich seine Wahl gewesen war. Denn nicht nur diente Willigis, in dessen Händen die wichtigsten staatlichen und kirchlichen Angelegenheiten lagen, ihm selbst mit ausgezeichneter Treue, sondern er erhielt auch seinem Sohne die Krone, die er ihm zu Aachen auf das Haupt gesetzt hatte. Willigis war es, der — um sich einem Ausdruck Gerberts anzuschließen — das zarte Lamm dem Wolfe entriß und der Mutter zurückgab.

Als Heinrich nach Franken kam, wurde ein Tag auf den Wiesen bei Bisenstätt unfern Worms und Heppenheim anberaumt. Hier erschien Heinrich mit seinem Anhang, ihm gegenüber Willigis und Herzog Konrad mit den fränkischen Großen. Heinrich versuchte alle Künste seiner Beredtsamkeit, um die Franken wankend zu machen, aber Willigis und Konrad verharrten unerschütterlich in der Treue für den jungen König und hielten die schwankenden Gemüther aufrecht, so daß endlich die fränkischen Großen einmüthig den Beschluß faßten, nicht nur bis zum letzten Athemzuge ihren dem jungen Könige geschworenen Eid treu zu bewahren, sondern auch gegen Heinrich als Thronräuber die Waffen zu ergreifen. Einen solchen Widerstand hatte Heinrich nimmermehr

erwartet. Er fühlte sich einem Kampf mit den Franken nicht gewachsen; sein Muth entschwand, und er verstand sich zu dem eidlichen Versprechen auf einem neuen Tage, der zu Rara (wahrscheinlich Groß-Rohrheim bei Worms) am 29. Juni abgehalten werden sollte, sich in Person einzustellen, um dort den königlichen Knaben seiner Mutter und seinen Getreuen auszuliefern. Das war die erste große Demüthigung, zu der sich der Usurpator verstehen mußte und mit der er sein verwegenes Beginnen schon so gut wie aufgab. Die Festigkeit des Erzbischofs Willigis, der einmüthige Widerstand der fränkischen Großen, zugleich aber auch ein Umschwung der Dinge in Lothringen hatten ihn dahin gebracht.

Heinrich stand nämlich noch immer mit König Lothar im Bunde, und dieser hatte sich aufs Neue sorglich zu einem Angriff auf Lothringen gerüstet. Aber im Geheimen hatten sich inzwischen Lothars Gegner in Lothringen, wie in seinem eigenen Reiche, mit Hugo Capet und seinen Brüdern verständigt und Lothars Bund mit diesen seinen Vettern zu trennen gewußt; dadurch war auch die Herzogin Beatrix von Oberlothringen, Hugo Capets Schwester, auf die Seite von Lothars Gegnern gebracht, und durch sie kam die ganze Capetingische Partei in Frankreich mit den Anhängern des jungen Königs in Deutschland in die engste Berührung. Gerbert zeigte in dieser Sache abermals die größte Thätigkeit, wohl noch mehr im Interesse seines Erzbischofs, als des jungen Königs. Als nun Lothar am 11. Mai seine Getreuen aus Frankreich und Lothrimgen zu Compiegne um sich versammelte, um seine Heerfahrt gegen Lothringen zu eröffnen, da erscholl plötzlich die unerwartete Kunde, Herzog Hugo habe 600 Ritter aufgebracht und eile herbei, um die Versammlung zu sprengen. Sofort stoben die Anhänger Lothars auseinander, und jener Zug, auf den er und Heinrich große Hoffnungen gebaut hatten, mußte unterbleiben. Die Sache des königlichen Kindes schien damit auch in Lothringen gewonnen.

Zu derselben Zeit schmolz in Sachsen und Thüringen Heinrichs Partei mehr und mehr zusammen. Der Waffenstillstand, den die Königlichen mit ihm geschlossen hatten, war abgelaufen, und trotz seines verbürgten Wortes hatte sich Heinrich zu der anberaumten Tagfahrt nicht gestellt. Die Königlichen griffen deshalb abermals zu den Waffen und überfielen die Burg Ala, die einem der treuesten Anhänger Heinrichs, dem Grafen Ekbert, gehörte. Ala, wahrscheinlich das heutige Alach bei

Erfurt, wurde erobert, und so Adelheid, der ältesten Tochter Ottos II., die Ekbert in Haft gehalten hatte, die Freiheit zurückgegeben. Darauf griffen die Königlichen den Grafen Wilhelm, einen anderen Genossen Heinrichs, an und umlagerten dessen Burg Weimar. Heinrich sah, daß seine Freunde in Sachsen und Thüringen in der größten Gefahr schwebten, und beschloß ihnen deßhalb zu Hülfe zu eilen: aber er fand alle Zugänge des Landes von Süden und Westen her versperrt und keinen anderen Ausweg, als sich nach Prag zu seinem Bundesgenossen Herzog Boleslaw zu begeben, um mit dessen Unterstützung durch die Mark Meißen von Osten her in Sachsen einzubringen. Ein böhmisches Heer geleitete Heinrich bis in die Gegend von Oschatz, wo er auf ihm ergebene Männer stieß und mit ihnen seinen Weg fortsetzte. Die Böhmen nahmen auf ihrem Rückzuge durch List die Burg Meißen ein, und Boleslaw, dem viel an dieser Grenzfeste gegen sein Herzogthum gelegen war, kam bald darauf selbst nach Meißen, um von der Burg Besitz zu ergreifen; er vertrieb sogar, um sich die Gunst der umwohnenden Wenden zu gewinnen, den Bischof Volkold und machte so auch dieser Stiftung Ottos des Großen für den Augenblick ein Ende. Schon zeigte sich deutlich, in wie eigennützigen Absichten die slawischen Fürsten die Usurpation Heinrichs unterstützten.

Kaum hatten die Königlichen vernommen, Heinrich sei wieder in Sachsen, so brachen sie von Weimar auf und zogen ihm entgegen. Bei einem Orte, der Iteri genannt wird, das jetzige Eythra an der Elster, begegneten sie ihm und lagerten sich, um ihn am anderen Tage mit überlegenen Streitkräften anzugreifen. Heinrich fühlte sich ihnen in keiner Weise gewachsen und schickte den Erzbischof Gisiler als Unterhändler an sie ab, der aber nicht mehr erwirkte, als daß sie Heinrich freies Geleit durch das dicht von den Ihrigen besetzte Land zusicherten, wenn er das eidliche Versprechen wiederholen würde, den König zu Rara seiner Mutter auszuliefern, und sich zugleich entschlösse alle seine Burgen in Sachsen, mit Ausnahme von Merseburg, Walbeck und Frosa, ihnen zu übergeben. Heinrich sah sich genöthigt auf diese Bedingungen einzugehen. Er leistete am folgenden Tage den verlangten Eid und überlieferte seine Burgen: dann ließ man ihn nach Merseburg ziehen, wo seine Gemahlin Gisela lange mit Ungeduld seiner wartete. Hier entließ er seine Freunde, nachdem er ihnen erklärt hatte, er entsage der Krone; er dankte ihnen für die bewiesene Treue und bat sie nur noch auf dem

Tage zu Rara zu erscheinen, damit er nicht als ein verlassener Mann schutzlos in die Hände seiner Feinde gegeben würde.

Indessen kam die Kaiserin Theophano über die Alpen. Sobald sie von dem Auftreten Heinrichs gehört und vernommen hatte, daß ihr königlicher Sohn in der Gewalt ihrer Feinde sei, hatte sie Rom, das sie der Obhut des ihr ganz ergebenen Papstes anvertraute, verlassen und sich nach Pavia begeben. Hier verweilte die Kaiserin Adelheid als Statthalterin im lombardischen Königreich mit ihrer Tochter Mathilde. Bei den nahen Verhältnissen Adelheids zu Lothar und Heinrich war es von der äußersten Wichtigkeit, welche Stellung sie jetzt zu Theophano und ihrem Sohne einnehmen würde. Was nun aber auch in ihrem Herzen für jene Männer sprechen mochte, die Liebe zu ihrem Enkel, dem rechtmäßigen König, gewann doch die Oberhand, und sie vergaß alles dessen, was sie sonst von Theophano getrennt hatte; zärtlich nahm sie die Schwiegertochter auf, tröstete sie und verband sich mit ihr auf das Engste, um die Krone dem kleinen Otto zu sichern. Als dann Willigis die Kaiserinnen nach Deutschland rief, zogen sie mit Mathilde über die Alpen; sie nahmen ihren Weg durch Burgund, wo sich König Konrad, Adelheids Bruder und Heinrichs Schwiegervater, ihnen anschloß, dann durch Schwaben, wo sie Herzog Konrad geleitete. So kamen sie rechtzeitig zu dem nach Rara anberaumten Tage, 29. Juni, und fanden hier alle ihre Anhänger versammelt, entschlossen dem rechtmäßigen Könige die Herrschaft auf jede Weise zu sichern.

Wirklich erschien Heinrich, diesmal seinem Worte getreu, mit dem königlichen Knaben; auch ihn geleitete ein zahlreiches Gefolge. Eine ungemein glänzende Versammlung hatte sich zusammengefunden; es waren nicht allein die weltlichen und geistlichen Großen der deutschen Länder, sondern auch viele angesehene Männer aus Italien und dem Westfrankenreiche, Burgund und den slawischen Gegenden erschienen; man fühlte es, daß über eine Frage entschieden werden sollte, von der die Zukunft des ganzen Abendlandes abhing. Wir kennen die Verhandlungen dieser so wichtigen Versammlung nicht näher, aber so viel ist gewiß, daß sich Heinrich nicht ohne Weiteres ergab. Lange wurde mit Worten gestritten, die entgegenstehenden Parteien geriethen hart aneinander, als ein himmlisches Zeichen, wie erzählt wird, plötzlich die Gemüther wandte. Man sah am hellen Mittag einen Stern aufgehen und deutete diese Erscheinung als eine göttliche Entscheidung zu Gun-

sten des jungen Königs; Alle, Weltliche und Geistliche, stimmten ein Loblied an und drangen mit Gewalt in Heinrich, nicht länger vergeblich dem Willen Gottes zu widerstreben. So überwältigt lieferte Heinrich den Knaben der Mutter und Großmutter aus, entsagte dem königlichen Namen und entließ alle Reichsvasallen, die ihm gehuldigt hatten, feierlich der Pflicht. Sie erhielten Verzeihung, nicht minder Heinrich selbst, für den sich sein Schwiegervater Konrad und viele angesehene Männer dringend verwandten; ja man machte ihm sogar Aussicht, daß er sein ererbtes Herzogthum Baiern zurückempfangen solle, obwohl man dies Heinrich dem Jüngern, der sich so treu in dieser Zeit zum König gehalten hatte, nicht ohne Weiteres entziehen konnte. Man schied also ohne Alles verglichen zu haben, aber man einigte sich doch in der Hauptsache, indem nun die Kaiserin Theophano als Vormünderin ihres Sohnes und Reichsverweserin allgemein anerkannt wurde; die unverglichenen Punkte sollten auf einem neuen Tage, der abermals nach Bisenstätt berufen wurde, ausgetragen werden und inzwischen die Waffen ruhen. Die Kaiserinnen begaben sich nach Sachsen, wo sie den jungen König zu ritterlicher Erziehung dem Grafen Hoiko übergaben. Heinrich ging nach Baiern; schon stand sein Sinn mehr nach seinem alten Herzogthume als nach dem Reiche.

Viel war für die Herrschaft der Kaiserin und ihres Sohnes gewonnen, aber doch nicht alle Gefahr beseitigt. Denn Heinrich, der nur bis zu dem Tage von Bisenstätt Waffenstillstand geschlossen hatte und bereits neue Streitkräfte um sich sammelte, um sich mindestens sein altes Herzogthum zu erkämpfen, stand zugleich noch immer mit König Lothar in Verbindung, und dieser hatte, da es ihm inzwischen gelungen war sich mit Hugo Capet auszusöhnen, aufs Neue seinen Blick auf Lothringen gerichtet. Unterstützt nicht allein von Hugo, sondern auch von seinem eigenen Bruder Karl, der mit vielen Großen Lothringens zu ihm gekommen war und seine Dienstleistungen ihm angeboten hatte, rüstete Lothar einen neuen Zug gegen das Ostfrankenreich, der aber durch die Herzogin Beatrix, die Schwester Hugo Capets, glücklich im rechten Augenblick vereitelt wurde. Ihr Interesse trennte sich jetzt von dem ihres Bruders und seiner Freunde. Zum guten Glück starb am 7. September Bischof Dietrich von Metz, voll Reue über sein Vergehen; das reiche Bisthum Metz war erledigt, und Beatrix wünschte dringend dasselbe für ihren jungen Sohn Adalbero. Sie erwirkte dies

von Adelheid und Theophano, verließ deshalb die Sache ihres Hauses und schloß sich eng der königlichen Partei in Deutschland an, der sie nun die ausgezeichnetsten Dienste leistete. Durch ihre unermüdliche Thätigkeit zog sie bald alle Gegner der Theophano in Lothringen auf deren Seite hinüber und befestigte die Schwankenden in der Treue. Damit waren Lothars Pläne und zugleich die letzten Hoffnungen, die Heinrich auf einen Einfall desselben in Lothringen gegründet hatte, vernichtet.

So kam der Tag von Bisenstätt heran, auch der von Worms genannt, denn man scheint an den beiden benachbarten Orten zugleich verhandelt zu haben. Am 19. October waren die Kaiserinnen mit dem königlichen Knaben zu Worms; auch Heinrich stellte sich ein, und fast alle Großen Frankens und Lothringens erschienen, um an den Reichsverhandlungen theilzunehmen. Diese führten alsbald dahin, daß die lothringischen Großen aufs Neue dem jungen Kaiser Treue und Gehorsam gelobten, aufs Neue die Regentschaft der Kaiserin anerkannten. Aber zu einer Einigung über die zu Rara nicht ausgetragene Sache Heinrichs kam es auch jetzt nicht; seine Ansprüche auf Baiern wurden nicht nur nicht befriedigt, sondern scheinen jetzt sogar, wo die größte Gefahr beseitigt war, weniger Anerkennung gefunden zu haben als früher. So griff er abermals zu den Waffen; der Kampf zwischen ihm und Heinrich dem Jüngern entbrannte aufs Neue, wurde aber bald — vermuthlich nach einigen Verlusten des Letzteren — durch einen Grafen Hermann geschlichtet. Heinrich der Jüngere erklärte sich bereit dem baierischen Herzogthum zu entsagen, wenn ihm Kärnthen und die italische Mark erhalten blieben. Als nun im Anfange des Jahres 985 die Kaiserinnen sich mit dem König zu Frankfurt aufhielten, erschien Heinrich vor ihnen, demüthigte sich tief, gestand im Angesichte alles Volkes reuevoll seinen Fehltritt ein und bat um Gnade. Nachdem er dann mit zusammengelegten Händen in die Hand des kleinen Königs den Vasalleneid geleistet, wurde er von Neuem mit Baiern belehnt und trat in die Rechte wieder ein, die ihm als nächstem Verwandten des Königs gebührten.

Das nächste Osterfest feierte die kaiserliche Familie zu Quedlinburg und hier dienten dem königlichen Kinde die Herzoge von Sachsen, Schwaben, Baiern und Kärnthen zu Tische, wie es einst bei der Krönung Ottos des Großen zu Aachen geschehen war: hier erschienen auch

am Hofe Boleslaw und Mesco, der Böhmen- und Polenherzog, unterwarfen sich Otto III. und leisteten ihm den Vasalleneid. Nur mit König Lothar blieben die Sachen unausgetragen, da er den Grafen Gottfried und die Stadt Verdun nicht ausliefern wollte; aber bei der durch die Herzogin Beatrix in Lothringen hergestellten Eintracht lag jede Besorgniß fern, daß Lothar einen neuen wirksamen Angriff auf die Rheingegenden unternehmen könnte. So war endlich die Ruhe im Inneren hergestellt, das Kind auf dem Throne seines Vaters gesichert, und die griechische Kaisertochter herrschte mit kaiserlicher Macht als Vormünderin ihres Sohnes über das abendländische Reich.

Herzog Heinrich war auf denselben Wegen gewandelt, die einst sein Vater in jungen Jahren betreten hatte; er war zu demselben Ziele gelangt, wie jener, zu der Einsicht, daß kein Heil sei, als in der Unterwerfung unter das von Gott geordnete Königthum. Seine Reue war aufrichtig, wie sein ganzes späteres Leben und sein Tod zeigten. Das Volk vergaß den Namen „des Zänkers" und nannte ihn „den Friedliebenden"; denn nirgends in den deutschen Ländern war in der Folge der Landfriede besser bewahrt als in Baiern, wo man Heinrich als „Vater des Landes" pries. Als er zehn Jahre später seinem Ende nahe stand, war seine letzte Ermahnung an seinen Sohn: „Widersetze dich nie deinem König und Herrn. Ich fühle tiefe Reue, daß ich dies jemals gewagt habe."

Heinrich sah in dem schlimmen Ausgang seines Unternehmens ein Gottesurtheil; nicht anders das deutsche Volk, das zu jener Zeit sang:

König sein wollt' Herzog Heinrich,
Gott im Himmel wollt' es nicht.

Fragt man sich aber, wie es zu diesem Ausgang kam, so war es doch hauptsächlich die Persönlichkeit des Erzbischofs Willigis, welche die Entscheidung herbeiführte. Dieser Mann, der Sohn eines niedersächsischen Bauern, gewann, ganz durchdrungen von den Ideen der Reichseinheit, wie sie die beiden Ottonen ausgebildet hatten, einem kühnen und verschlagenen Fürsten, der so viele Kaiser, Könige und Herzoge zu seinen Ahnen zählte und dessen Absichten die Zeitumstände auf wunderbare Weise zu begünstigen schienen, den vollständigsten Sieg ab; der stolze Fürst mußte sich vor dem Bauerssohn auf das Tiefste demüthigen. Weniger aber unterstützte die Geistlichkeit Willigis in diesem Kampfe — wenigstens in Sachsen, Baiern und Lothringen

war sie im Anfang überwiegend auf Heinrichs Seite — als der weltliche Adel, der sich in der Mehrzahl alsbald für den rechtmäßigen Herrn erhob. In diesem denkwürdigen Streit ist Manches mit Waffengewalt entschieden worden, aber bei weitem nicht Alles, ja nicht einmal die Hauptsache. Es ist eine irrige Annahme, daß zu jener Zeit Alles nur auf das Recht der Faust gestellt gewesen sei und jedwede Entscheidung über staatliche Verhältnisse allein auf der Fülle äußerer Machtmittel, welche die Gewalthaber entfalten konnten, beruht habe. Allerdings war es in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts kaum anders, und auch in der Zeit, von der wir hier sprechen, griff man nur allzuleicht zum Schwerte, aber man wußte dabei doch recht gut, welchen Einfluß Geist und Umsicht auf die weltlichen Verhältnisse üben, und kannte eine Politik, die sich geistiger Mittel zu ihren Zwecken bedient. Wer die Briefe Gerberts aus dieser Zeit liest, der wird bald inne werden, daß die politischen Anschauungen, die einst die Zeit Karls des Großen durchdrungen hatten, von Neuem lebendig geworden waren und damit eine Staatskunst wieder in das Leben trat, die ideale Zwecke verfolgte und sich bewußt war, daß diese ohne geistige Kräfte niemals zu erreichen seien. Was ist in jenen Tagen nicht bedacht und durchdacht, wie viel ist verhandelt und unterhandelt worden? Man hat in der That nach Ottos II. Tode mehr noch mit Worten und Gründen, als mit dem Schwerte um die Krone gestritten! Es ist dem Geschichtsschreiber kaum möglich, alle die verschlungenen Fäden damaliger Politik deutlich zu erkennen; Vieles würde erst dann in ein klares Licht treten, wenn wir Willigis Briefe neben denen Gerberts besäßen.

Die Idee der deutschen Nationalität und eines einigen deutschen Reichs, soviel ist klar, hatte schließlich doch die Oberhand behalten über allen Sonderinteressen der Personen, Stände und Stämme; der Kampf hatte sich für ein deutsches Königthum entschieden, das sich, wenn es eine besondere Ungunst der Verhältnisse nicht verhindert hätte, zu einem erblichen hätte entwickeln müssen. Denn die königliche Gewalt Ottos III. und schon die seines Vaters beruhten bei weitem mehr auf ererbter Macht, als auf der durch die Wahl erfolgten Anerkennung der Großen. Die Existenz eines deutschen Königthums, eines deutschen Reichs und eines deutschen Volkes: das war das große bleibende Resultat der Regierungen Heinrichs und der beiden Ottonen, welches selbst so stürmische Zeiten, wie sie dem Tode des zweiten Otto

folgten, nicht mehr erschüttern konnten. Ob selbst ein Kind und ein griechisches Weib die Regierung erhielten, welche die volle Kraft eines deutschen Mannes erheischte, die deutschen Länder und deutschen Stämme blieben in einem einigen Reiche beisammen.

Aber nicht das deutsche Reich allein überdauerte den Sturm jener Tage, sondern auch die Verbindung dieses Reichs mit Italien und damit das römische Kaiserthum deutscher Nation erhielt sich: das war das weitere große Ergebniß der bisherigen Entwicklung. Wenn auch noch mehr als zehn Jahre vergingen, ehe Otto III. die kaiserliche Krone zu Rom empfing, das Kaiserthum erlosch deshalb nicht, sondern die Gewalt desselben wurde nach wie vor von der vormundschaftlichen Regierung geübt. Denn sichtlich beruhte diese Gewalt nicht sowohl auf der Krönung des Papstes, als vielmehr auf der Verbindung des italischen Reichs mit dem deutschen und war diesem mit der Herrschaft über Italien als ein untrennbares Eigenthum zugefallen: das Kaiserthum war, wie man sich später ausdrückte, an die deutsche Nation gekommen. Die Herrschaft der Ottonen hatte tiefer, als man glauben sollte, bereits in Italien eingewirkt; man fing auch dort an die heilsamen Wirkungen eines geordneteren Zustandes zu erkennen. Nur hieraus ist zu erklären, daß, während das deutsche Reich in den bedenklichsten Parteikämpfen lag, trotz aller drohenden Anzeichen nicht einmal der Versuch gemacht wurde durch eine einmüthige Erhebung das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln. Man fühlte, es war eben Alles anders, wie zu den Zeiten der burgundischen Herrschaft.

Die Absichten Ottos II., das italische Reich dem deutschen eng zu verbinden und sich durch die Vertreibung der Griechen und Araber die ganze Halbinsel zu unterwerfen, mußten freilich aufgegeben werden; genug, wenn sich behaupten ließ, was in den letzten Jahrzehnden gewonnen war. Aber dies gelang in der unerwartetsten Weise. Wohl war es ein Glück, daß durch innere Kämpfe die Kraft der Araber in Sicilien gelähmt und ihr Muth durch den Tod Abulkasems gebrochen war, so daß sie Nichts als einzelne planlose Raubzüge gegen das italische Festland zu unternehmen wagten. Nicht minder hatte man es dem Glück zu danken, daß das byzantinische Reich, für welches nie wieder ein so günstiger Zeitpunkt eintrat, um seine erschütterte Herrschaft in Unteritalien herzustellen, denselben fast ungenützt vorübergehen ließ. Wenn auch ein griechisches Heer landete und mit leichter Mühe Apulien

und Calabrien wieder besetzte, so wurde die Sache des Ostreichs doch ohne alle nachhaltige Kraft und ernste Ausdauer geführt; nicht einmal so weit gedieh man, die langobardischen Fürstenthümer von Neuem der Herrschaft Constantinopels zu unterwerfen. In Benevent und Capua hielten sich die Verhältnisse ganz so, wie sie zuletzt Otto II. geordnet hatte; Pandulf und Landenulf behaupteten sich in der Herrschaft. In Salerno trat allerdings ein Umschwung der Dinge ein; denn gegen Herzog Manso, der in der letzten Zeit Ottos II. Oberhoheit über Salerno und Amalfi anerkannt hatte, empörten sich zuerst die Bürger von Amalfi, dann auch die langobardische Bevölkerung von Salerno. Die Salernitaner warfen Johann, Lamberts Sohn, einen Mann vom langobardischen Adel, zum Fürsten auf, der sich dann in voller Freiheit gegen das morgenländische Reich, wie gegen die deutsche Herrschaft zu erhalten suchte. Manso gewann Salerno nie wieder; wohl aber kam er wieder in den Besitz von Amalfi, indem er sich scheinbar von Neuem in die Abhängigkeit von Constantinopel fügte, aber in Wahrheit als ein freier Fürst dastand. Auch Neapel und Gaeta kehrten, als sie die Herrschaft des abendländischen Reichs nach Ottos II. Tode abgeworfen hatten, dem Namen nach unter die Oberhoheit des griechischen Reichs zurück. Aber die Macht der Griechen war auch hier nur ein Schein, da diese kleinen Staaten sich so gut wie selbstständig verwalteten. Das morgenländische Reich gewann demnach wenig oder Nichts von Belang durch die Niederlage und den Tod des zweiten Otto; dagegen erhielten sich alle jene Verbindungen, die einst der erste Otto durch seinen Bund mit Pandulf dem Eisenkopf in Unteritalien angeknüpft hatte.

Freilich schien es einige Zeit, als könnte der griechische Einfluß sogar in Rom selbst noch einmal Platz greifen. Denn kaum hatte Theophano die Stadt verlassen, so kehrte der Gegenpapst Bonifaz, der zehn Jahre vorher dort der deutschen Partei hatte weichen müssen, von Constantinopel zurück (April 984); mit griechischem Gelde gewann er einen Anhang in der Stadt, bemächtigte sich Johanns XIV. und kerkerte ihn in der Engelsburg ein, wo er nach vier Monaten eines gewaltsamen Todes starb (20. August). Inzwischen hatte Bonifaz selbst wieder den päpstlichen Stuhl bestiegen, aber ehe noch ein Jahr verging, fand er ein jähes Ende, mit den Verwünschungen und dem Abscheu aller Römer belastet (Juli 985). Nicht die deutsche Partei gewann durch seinen Tod sogleich die Oberhand, sondern die Gewalt blieb denen,

die sich einst unter dem Dux Crescentius gegen Otto II. erhoben und ohne Frage auch die Rückkehr des Bonifaz unterstützt hatten; an ihrer Spitze stand des Crescentius Sohn, Johannes Crescentius mit Namen, der unter dem angemaßten Namen eines Patricius die Stadt beherrschte. Der Patricius war vordem des Kaisers Statthalter in Italien und Rom gewesen; für wessen Statthalter aber Johannes Crescentius galt, ist schwer zu sagen. Denn die Hoheit der morgenländischen Kaiser erkannte er auch nicht dem Namen nach an, und mit dem deutschen Hofe stand er in völlig unklaren Verhältnissen; frei, wie einst Alberich, so scheint es, wollte er Rom beherrschen. Zum Papst erwählten die Römer damals Johann XV., eines römischen Priesters Sohn, ohne die Genehmigung der Theophano, wie man annehmen muß, zu der Wahl einzuholen. Ruhmlos hat Johann XV. mehr als zehn Jahre auf dem Stuhle Petri gesessen, meist nur ein fügsames Werkzeug in der Hand des Crescentius, nicht einmal von der Geistlichkeit geachtet, da ihm das Wohl der Kirche wenig am Herzen lag und er nur darauf Bedacht nahm, wie er sich und die Seinen mit den Einkünften der Kirche bereichern könnte.

Zeigte sich so in Rom auch ein Widerstand gegen die Herrschaft der Deutschen und isolirte sich die Stadt wieder mehr von dem abendländischen Reiche, so wurde dagegen in Tuscien und in der Lombardei auch nicht einmal der Gedanke gehegt, eine durchgreifende Aenderung der politischen Verhältnisse herbeizuführen. In Tuscien vertrat Herzog Hugo, der in den letzten Zeiten Ottos II. hergestellt war, jetzt mit Eifer die Sache des jungen Königs, während in der Lombardei die Bischöfe, von den Ottonen so reich ausgestattet, es mehr in ihrem Interesse fanden sich durch engen Anschluß an das königliche Haus die erworbenen Rechte zu wahren und durch neue Privilegien zu erweitern, als sie durch den ungewissen Ausgang eines Kampfes gegen die Deutschen auf das Spiel zu setzen. Schon war auch der größte Theil des lombardischen Adels in den Vasallendienst der Bischöfe getreten und wurde durch deren Interesse in gleicher Weise an die königliche Familie gefesselt. Die Minderjährigkeit des Königs war der weiteren Entwicklung der bischöflichen Hoheit in den Städten des nördlichen Italien ungemein förderlich, ohne jedoch eine tiefer eingreifende Umgestaltung der bestehenden Zustände herbeizuführen. Die königlichen Rechte übte hier Adelheid, die Großmutter des Königs, welcher die von Otto II. ihr übertragene Statthalter-

schaft blieb und die meist zu Pavia residirte. Daß man sie seit einem Menschenalter recht eigentlich als die Königin des Landes ansah, mußte viel dazu beitragen, in diesen schwierigen Zeiten die deutsche Herrschaft in Italien zu erhalten.

Venedig, das Otto II. in seiner letzten Zeit mit Krieg bedroht und umlagert hatte, wurde durch seinen Tod schnell aller Besorgniß enthoben. Die Coloprini gaben die Belagerung auf und suchten die Erlaubniß zur Rückkehr in ihre Vaterstadt zu erwirken. Aber umsonst bemühte sich Jahre lang Adelheid für sie; erst im Jahre 988 nahm Venedig die Flüchtlinge wieder auf. Der Vertrag, den die Republik mit Otto II. geschlossen hatte, wurde erneuert, und alljährlich brachten abermals die Venetianer den Mantel und 50 Pfund Silber am königlichen Hofe als Tribut dar.

12.

Die Regentschaft der Griechin.

Eine wunderbare Fügung war es, daß einer griechischen Kaiserstochter die Regierung des abendländischen Reichs zufiel, während gleichzeitig ihre Brüder auf dem kaiserlichen Throne zu Constantinopel saßen. Je tiefer die Kluft war, welche die Entwicklung der lateinischen Christenheit von dem religiösen und politischen Leben der Griechen seit Jahrhunderten trennte, desto schwieriger war die Aufgabe, welche der jungen fremden Fürstin erwuchs, welche ungewöhnliche Ereignisse an die Spitze der abendländischen Welt gestellt hatten.

Die Natur des Ottonischen Kaiserthums war, wie gezeigt ist, von der Art, daß Alles auf der Persönlichkeit des Herrschers beruhte; nur ein durchgreifender Charakter konnte sich in der Herrschaft behaupten und mit den Mitteln derselben große Zwecke erreichen. Vor Allem schien aber jetzt eine außerordentliche Kraft erforderlich, wo die Herrschaft der Deutschen von allen Seiten bedroht und Manches von dem bereits Ge-

wonnenen sogar verloren war. Und nun sollte eine in Vergnügungen, Wohlleben und Pracht erwachsene Frau leisten, was die volle Seelenstärke des besten Mannes in Anspruch nahm! Nimmt man hinzu, daß diese Frau in Deutschland, wie in Italien jener Anhänglichkeit des Volkes völlig entbehrte, die angestammten Fürsten freiwillig zufällt, daß sie alle jene Vorurtheile zu tragen hatte, welche die abendländischen Völker gegen die Griechen hegten, daß sie überdies eines leichtfertigen Lebenswandels verdächtigt und die schlimmsten Gerüchte von ihr geflissentlich ausgestreut waren, so wird man die ganze Schwere der Arbeit ermessen, welche sie, indem sie die vormundschaftliche Regierung für ihren Sohn antrat, auf sich nahm.

Aber Theophano war bereit Alles zu wagen und jeder Schwierigkeit zu trotzen, um das Werk ihres verstorbenen Gemahls fortzusetzen und ihrem Sohn das Reich seiner Väter zu erhalten. Fehlte dem Abendlande ein Kaiser, so war sie entschlossen den kaiserlichen Thron selbst zu besteigen und alle Rechte, welche die Ottonen geübt, für sich und ihren Sohn in Anspruch zu nehmen. Mit männlicher Entschlossenheit ergriff sie die Zügel der Regierung und hat, mit den Künsten der Herrschaft von frühester Jugend an nicht unbekannt, das Reich sieben Jahre nicht ohne Ruhm verwaltet. „Sie war" — so urtheilt von ihr Bischof Thietmar von Merseburg, der wahrlich keinen Grund hatte ihr zu schmeicheln, — „eine Frau von bescheidenem und doch festem Charakter, wenn sie gleich von der Schwäche ihres Geschlechts nicht frei blieb; sie führte, was bei den Griechen selten ist, einen musterhaften Lebenswandel und wachte mit wahrhaft männlicher Kraft über das Wohl ihres Sohnes und ihres Reichs, indem sie die Hoffährtigen demüthigte, die Demüthigen erhob." Dieses Urtheil schlägt jede üble Nachrede nieder, die damals und später der trefflichen Frau bereitet ist, und läßt sie im Lichte der Wahrheit erkennen. Schon früh hat man ihr Schuld gegeben, sie sei im Herzen immer Griechin geblieben und habe keine Theilnahme für das deutsche Volk gehabt: aber die Wahrheit ist, daß sie über den Pflichten, die ihre neue Heimath ihr auferlegte, ihr altes Vaterland fast vergessen und kein Recht des abendländischen Reichs jemals Constantinopel und ihren Brüdern zum Opfer gebracht hat.

Zuerst mußte Theophano ihren Blick auf die wendischen Marken richten; hier war Alles verloren, hier mußte die Ehre des Reichs um jeden Preis hergestellt werden. Der Zufall wollte es, daß durch den

Tod der beiden Markgrafen Dietrich und Rikdag gerade damals die Nordmark und die thüringische Mark erledigt wurden. Dietrich und Rikdag hinterließen Söhne: aber sei es nun, daß diese noch nicht das männliche Alter erreicht hatten, sei es daß sie nicht fähig schienen in so bedenklicher Zeit das Land zu vertheidigen, die Marken wurden nicht ihnen übertragen, sondern die Nordmark kam an den Grafen Lothar aus dem Hause Walbeck, die thüringische Mark dagegen an den tapferen Eckard, dessen Vater Günther einst schon diese Mark verwaltet hatte. Es zeigt für die Enschiedenheit der Kaiserin, daß sie in so mißlicher Lage den Haß nicht scheute, den das Verlassen der Erbfolge bei der Vertheilung der Reichslehen stets den Regierenden erregte. Zugleich traf sie eine andere wichtige Veränderung. War unter Dietrich als Markherzog noch eine gewisse Verbindung zwischen den wendischen Marken erhalten worden, so wurde diese jetzt aufgelöst. Lothar, Dietrichs Nachfolger, stand durchaus nur in gleicher Stellung neben Eckard und dem Markgrafen Hodo, der seit dem im Jahre 978 erfolgten Tode des Markgrafen Thietmar die ganze Ostmark mit der Mark Lausitz verwaltete. Fortan also gab es außer der Billingschen Mark drei Markgrafschaften gegen die Wenden: die Nordmark, die Ostmark oder Mark Lausitz, und die thüringische Mark oder Mark Meißen, die völlig unabhängig von einander und von dem sächsischen Herzogthume standen; sie waren Fahnlehen, die allein von dem Könige abhingen.

Als Theophano so die Verhältnisse der Marken geordnet hatte, drang noch im Jahre 985 ein deutsches Heer in das Wendenland ein und durchzog es verheerend nach allen Seiten, kehrte aber ohne durchgreifende Erfolge erreicht zu haben zurück. Die von der Nordmark abhängigen überelbischen Gegenden blieben dem Reiche verloren; wenig mehr erhielt sich von der deutschen Herrschaft in der Niederlausitz, auf welche, wie es scheint, jener Kriegszug besonders gerichtet war; am ersten befestigten die Deutschen ihr Ansehen wieder in der Mark Meißen, welche Böhmen und die Oberlausitz überwachte. Es war besonders die Persönlichkeit Eckards, der man hier bessere Resultate verdankte. Eckard war, wie gesagt, der Sohn jenes Grafen Günther, dem Otto I. nach Geros Tode bei der Theilung der thüringischen Mark neben Wigbert und Wigger eine Markgrafschaft hier übertragen hatte, der aber bei Otto II. in Ungnade gefallen und seines Reichsamts entkleidet war. Mit seinem Vater war dann Eckard Otto II. nach Italien gefolgt; sein

Vater fiel in der blutigen Schlacht gegen die Araber, er selbst gewann sich durch treue Dienste die Gunst des Kaisers. Mit Kriegsruhm gekrönt kehrte Eckard in die Heimath zurück und vermählte sich hier mit Swanehild, einer Schwester des Herzogs Bernhard von Sachsen und Wittwe des reichen Markgrafen Thietmar. Schon war Eckard einer der angesehensten und reichsten Männer in den sächsisch-thüringischen Gegenden, und es war von der äußersten Wichtigkeit gewesen, daß er in dem verhängnißvollen Jahre 984 treu zu Theophano hielt. Den Lohn seiner Treue empfing er, indem er nicht allein die Markgrafschaft seines Vaters zurückerhielt, sondern ihm die thüringische Mark in dem ganzen Umfange, wie sie zuletzt Rikdag innegehabt hatte, übertragen wurde. Durch Mannhaftigkeit, Frömmigkeit und ritterliche Sitte machte Eckard seiner vornehmen Geburt und seiner hohen Stellung Ehre; es lebte Etwas in ihm von der Art des alten Markgrafen Gero, nur daß er unter ein schwächlicheres Geschlecht versetzt, als die Zeit Ottos I. hervorgebracht, sich weniger in den ihm angemessenen Schranken zu halten wußte und seinen Blick zu übermäßiger Höhe zu erheben wagte.

Die Mark Meißen bedurfte damals eines Mannes, wie Eckard, denn es zeigte sich bald, daß sich der Böhmenherzog Boleslaw nur scheinbar dem jungen König unterworfen hatte. Als Boleslaw Meißen, das er noch besetzt hielt, ausliefern sollte, weigerte er sich dessen entschieden, und schon im Jahre 986 mußte ein sächsisch-thüringisches Heer gegen ihn aufgeboten werden. Das Heer, das der königliche Knabe selbst begleitete, drang in Böhmen ein und verwüstete weit und breit das Land; sechsundvierzig feste Burgen sollen auf diesem Feldzug zerstört sein. Zum zweiten Male rückte im folgenden Jahre ein deutsches Heer in Böhmen ein und nöthigte Boleslaw endlich sich zu unterwerfen. Meißen wurde ausgeliefert und nun von Eckard besetzt, die Burgen an der Elbe hergestellt und dadurch die Herrschaft der Deutschen in diesen Gegenden wieder gesichert. Bischof Volkold kehrte nach Meißen zurück, und damit trat mindestens eines der von Otto dem Großen im Wendenlande gestifteten Bisthümer wieder in das Leben. Vor Allem beruhten diese Erfolge auf der Tüchtigkeit Eckards, und da es ihm gelang sich auch in der Folge gegen den Böhmenherzog zu behaupten und zugleich die Milzener in der Oberlausitz abermals zu unterjochen, stieg der Ruhm des Mannes von Tag zu Tag. Alle thüringischen Grafen beugten sich

willig vor ihm und erwählten ihn in der Folge zu ihrem Herzog; der König gab ihm einen großen Theil der Reichslehen zum erblichen Eigenthum und erhob ihn dadurch fast über alle seine Vasallen.

Daß sich der Böhmenherzog Boleslaw für den Augenblick zum Ziele legte, verdankte Theophano aber noch einem anderen glücklichen Umstande. Schon erstand neben der bedeutenden Macht, welche das böhmische Herzogthum im Osten gewonnen hatte, ein neues kraftvolles slawisches Fürstenthum unter den Polen. Mesco hatte im engen Anschluß an die Deutschen in gleicher Weise seine fürstliche Gewalt gestärkt, wie einst Boleslaw I. in Böhmen, und suchte jetzt durch Eroberungen sein Gebiet zu erweitern. Sein gefährlichster Nebenbuhler war der Böhme, und indem er die Deutschen gegen ihn unterstützte, diente er nur seinem eigenen Interesse. Deshalb zog er im Jahre 985 dem deutschen Heere gegen die Wenden zur Hülfe, deshalb stieß er im Jahre 986 abermals in Böhmen zum Heere des jungen Königs. Noch war er der willigste Dienstmann des jungen Königs, aber er legte die Fundamente eines Reichs, das bald genug der deutschen Herrschaft sehr gefährlich werden sollte.

Während im Osten die Herrschaft der Deutschen, wenn auch nicht ohne Einbußen, doch im Ganzen aufrecht erhalten wurde, ging sie gleichzeitig im Norden, wo sie von jeher weniger befestigt war, fast ganz zu Grunde. Es ist bereits erzählt, wie sich gegen den alten König Harald Blauzahn, den Christenfreund und Vasallen des Kaisers, nach der Unglücksschlacht in Calabrien die Dänen erhoben und des Königs eigener Sohn Sven sich an die Spitze der Empörung gestellt hatte. Vater und Sohn rüsteten sich gegen einander zum Seekrieg; denn auf den Schiffen pflegten die Nordlandssöhne besonders ihre Kämpfe zu entscheiden. Erst an der Küste von Jütland, dann bei Seeland kam es zu blutigen Schlachten. Der Sohn blieb Sieger, und der Vater mußte sich vor ihm nach jener Jomsburg flüchten, die er einst in seiner Jugend, um sich von ihr aus das Wendenland zu unterwerfen, an der Mündung der Swine erbaut hatte. Längst hatte Harald diese entlegene Burg aufgegeben, die darauf bald von diesem, bald von jenem Vikingerschwarm besetzt war, der sich streit- und beutelustig auf dem baltischen Meere umhertrieb.

Oefters schon hatte die Jomsburg als Zufluchtstätte landesflüchtigen Nordlandssöhnen gedient, so zuletzt dem Palnatoke, einem aben-

teuernden Mann aus Fühnen, der in ihr eine Waffenbrüderschaft eigenthümlichster Art begründete. Kein Mitglied ward in dieselbe aufgenommen, das nicht vollwichtige Proben von Heldenmuth abgelegt hatte; kein Weib durfte die Burg betreten, Niemand länger als drei Nächte außer der Burg verweilen, jede Uebertretung der Satzungen zog ohne Weiteres die Ausstoßung aus dem Bunde nach sich. Der Wächter der Satzungen war Palnatoke, ohne dessen Geheiß auch kein Abenteuer unternommen werden durfte. Feigheit galt unter den Jomsburgern für die größte Schmach, schon ein furchtsames Wort war Verbrechen; gemeinsam theilten sie, wie alle Gefahren, so auch die auf ihren Zügen gewonnene Beute und hatten sich unter einander gleich Brüdern Blutrache geschworen. Das Reich Palnatokes war das offene Meer, und ein Heide, wie er noch war, hatte er mit allen seinen Schiffen Sven gegen den Vater Hülfe geleistet. So stand die Jomsburg während der Kämpfe zwischen Harald und Sven leer und wurde ohne Beschwerde von einem anderen Vikingerschwarm in Besitz genommen. An der Spitze desselben stand Olaf Tryggves Sohn, ein Sproß des alten norwegischen Königshauses, als Kind von Jarl Hakon aus dem Lande seiner Väter vertrieben, der dann in der Fremde von russischen Vikingern erzogen war und dort das Christenthum angenommen hatte. Fast noch ein Knabe war er darauf ausgezogen, um sein väterliches Reich zu erobern. Mit vielen Schiffen ging er in See und setzte sich zunächst in der Jomsburg fest. Zu ihm kam König Harald jetzt auf der Flucht und fand bei ihm Beistand, so daß er noch einmal den Kampf gegen seinen pflichtvergessenen Sohn beginnen konnte. Bei Helgenes, wahrscheinlich an der Küste von Bornholm, stritten Vater und Sohn zum dritten Mal mit einander. Die Schlacht blieb unentschieden. Müde des langen Haders, wollten die Kämpfenden sich endlich vertragen und beschlossen am folgenden Tage über den Frieden zu unterhandeln. Als aber der alte König an das Land kam und im Vertrauen auf die Ehrlichkeit seiner Feinde sorglos durch einen Wald zog, traf ihn aus dem Gebüsch ein Pfeil Palnatokes. Verwundet schaffte man den alten Kriegshelden nach der Jomsburg, wo er am 1. November 985 starb. Seine Leiche wurde von seinen Kriegern nach Roschild gebracht und nach Christensitte unverbrannt in der Dreifaltigkeitskirche beigesetzt, die er daselbst aus Holz hatte erbauen lassen. Haralds Tod blieb für immer ein blutiger Flecken in der Geschichte des dänischen Reichs, und als hundert

Jahre später König Sven Estrithson dem Meister Adam von Bremen von diesen Geschichten erzählte, bekannte er: „Dieser Vatermord ist es, der Sven in das Verderben stürzte und den wir, seine Nachkommen, noch heute büßen.“

Mit Haralds Tode unterlag für den Augenblick die christliche Kirche in Dänemark, ging der Einfluß der Deutschen für lange Zeit unter. Sven Gabelbart, wie ihn das Volk nannte, zeigte sich, obwohl er in seiner Jugend getauft war, als ein grausamer Verfolger der Christen. Die Bisthümer Aarhuus und Odense gingen ein; Ripen und Schleswig bestanden mehr dem Namen als der That nach. Es blieben wohl Christen in Dänemark, aber eine kirchliche Gemeinschaft konnte sich unter ihnen nicht erhalten; furchtsam und schüchtern erfüllten sie die Gebote ihres Glaubens, während es in den alten Götterhainen wieder lebendig wurde. Alle Bemühungen des Erzbischofs Adaldag, die Wuth Svens gegen die Christen zu besänftigen, waren umsonst, und mit Bekümmerniß stieg der alte Heidenapostel in das Grab. Aber nicht ungestraft blieb Svens Verbrechen. Seine Herrschaft war nicht gesichert, da mit Haralds Untergang auch das alte Vikingerthum der nordischen Stämme so mächtig, wie nur je zuvor, wieder auflebte. Die Jomsburger waren Svens Feinde: sie überfielen sein Reich und nahmen ihn zweimal gefangen. Zweimal lösten die Dänen ihren König aus, aber doch wurde er bald darauf, als er zur Zerstörung der Jomsburg ausziehen wollte, ehe er noch in See ging, mitten in seinem Heere zum dritten Male von den Jomsburgern zum Gefangenen gemacht, und mit hohem Lösegeld, bei dem die dänischen Frauen selbst ihren Schmuck darbrachten, mußte das Volk zum dritten Male seinen König loskaufen. Sven wurde das Gespött der Seinen; sie nannten ihn einen Sklaven, den sie sich um Geld erhandelt hätten. Als wenig später der Schwedenkönig Erich Dänemark angriff und in mehreren Seeschlachten siegte, ließ Sven schimpflich sein Land in Stich und zog mit seinen Schiffen in fremde Meere, um dort ein abenteuerndes Leben zu beginnen. Er suchte eine Freistatt, aber lange umsonst. An den norwegischen, wie an den englischen Küsten verweigerte man ihm die Aufnahme, die ihm endlich in Schottland gewährt wurde. „So vertauschte er,“ sagt Thietmar, „Sicherheit und Ruhe mit unstätem Umherschweifen, Friede mit Krieg, sein angestammtes Reich mit der Fremde, Gott mit dem Teufel.“ Jahr für Jahr unternahm Sven von Schottland aus Raubzüge, auf denen

er vor Allem sein früheres Königreich heimsuchte; er hatte Gefallen an den Leiden der Seinen und rühmte sich, sie sähen jetzt, daß er nicht ein erkaufter Knecht, sondern ein freier Mann sei; hätten sie früher seine königliche Huld verschmäht, so sollten sie nun die Schwere seines Königszorns kennen lernen.

Erich, jetzt König der Schweden und Dänen, war zwar noch Heide, aber verfolgte doch die Christen nicht mit gleicher Erbitterung, wie Sven. Deshalb wagte der Erzbischof Libentius, der Adaldag gefolgt war und in dessen Geiste zu wirken suchte, einen Geistlichen, mit Namen Poppo an den König zu schicken, um ihn dem christlichen Glauben zu gewinnen. Es gelang diesem auf den König Eindruck zu machen; durch ein neues Feuerwunder soll er, gleich dem ersten Poppo, Erich zur Taufe vermocht haben. Seitdem erholte sich die Mission, in der vor Allen zwei reiche dänische Männer sich auszeichneten, die dem Königshause verwandt waren. Es waren die beiden Odinkar, Oheim und Neffe, Beide in Bremen erzogen. Der ältere predigte in Fünen, Seeland, Schonen und Schweden; der jüngere wurde zum Bischof von Ripen geweiht. Auch Schleswig erhielt in dieser Zeit in Poppo, dem Wunderthäter, von Neuem einen Bischof. Aber zu nachhaltigen Erfolgen brachten es doch diese Prediger nicht, da Erich selbst bald wieder in das Heidenthum zurückfiel. Nur ein Kriegszug, wie der Ottos II., hätte der Mission kräftiges Leben geben können, und an eine Unterstützung desselben von Seiten der deutschen Fürsten war während der Minderjährigkeit des Königs kaum zu denken. Eine Abhängigkeit von dem deutschen Reiche erkannte Erich nicht an, und Herzog Bernhard hatte genug zu thun, die Mark Schleswig gegen neue Angriffe der Dänen zu schützen.

So sehr diese nordischen Kämpfe gewiß die Aufmerksamkeit der Theophano in Anspruch nahmen, so war doch ihr Blick vorzugsweise damals nach Westen gerichtet, wo unerwartete Ereignisse die Lage des westfränkischen Reichs und damit der ganzen abendländischen Welt wesentlich umgestalteten.

Die Erhebung der Capetinger.

Am 2. März 986 starb König Lothar im frischesten Mannesalter, und es folgte ihm sein Sohn Ludwig V., der schon früher als des Vaters Mitregent gekrönt worden war. Kaum dem Knabenalter entwachsen, überdies von geringen geistigen Fähigkeiten und schwachem Charakter, bedurfte der neue König einer Leitung, und es schien in der ersten Zeit, als ob er sich ganz der Führung seiner Mutter Emma, der Tochter der Kaiserin Adelheid, überlassen wollte. Lothar, bis an sein Ende mit weitausschweifenden Plänen beschäftigt, stets mit der Hoffnung sich tragend, bei der Minderjährigkeit Ottos III. die Macht des Karolingischen Geschlechts herstellen zu können, endete ohne mit dem deutschen Reiche Frieden geschlossen zu haben; noch war Verdun in den Händen der Westfranken, noch Graf Gottfried, der Bruder des Erzbischofs Adalbero von Reims, in Gefangenschaft. Emma begriff, daß die Regierung ihres Sohnes ohne Beilegung der Streitigkeiten mit dem deutschen Reiche kaum zu sichern sei, zumal sie selbst an dem Hasse ihres alten Feindes Hugo Capets und ihres Schwagers Karl von Lothringen schwer zu tragen hatte. Der Friede mit der vormundschaftlichen Regierung in Deutschland war deshalb ihr nächstes Streben; die Vermittlung desselben erwartete sie vornehmlich von ihrer Mutter Adelheid, doch konnte sie auch den Beistand des Erzbischofs Adalbero von Reims und Gerberts, seines treuen Gehülfen, unter solchen Verhältnissen nicht entbehren. Daher änderte sich für den Augenblick die ganze Lage der Dinge im Westfrankenreiche. Adalbero gewann unerwartet das größte Ansehen am Hofe wieder, während Hugo Capet mit den Seinen sich zurückgesetzt sah.

Emma verlangte auf das Dringendste eine Zusammenkunft mit ihrer Mutter, die in Remiremont abgehalten werden sollte; sie versprach sich in allen Dingen dem Rathe Adelheids zu fügen, während gleichzeitig auch Erzbischof Adalbero mit der Kaiserin Theophano über den Frieden zu unterhandeln begann. Ob jene Versammlung abgehalten ist, wissen wir nicht, aber jedenfalls hatte sie geringen Erfolg. Denn kurz darauf trat von Neuem ein vollständiger Umschwung der Verhältnisse am Hofe Ludwigs ein. Man erfüllte das Gemüth des leichtgläubigen Fürsten mit Verachtung gegen seine Mutter, indem man ihr namentlich ehebrecherischen Umgang mit dem Bischof Adalbero von Laon vorwarf und

ihm zugleich den Erzbischof von Reims als einen Verräther darstellte. Ludwig warf sich Hugo Capet ganz in die Arme und drohte sogar den Erzbischof in Reims mit Waffengewalt zu überfallen. Nur dadurch entzog sich Erzbischof Adalbero einem feindlichen Angriffe, daß er gelobte sich öffentlich von allen gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zu rechtfertigen. Zu diesem Ende wurde ein Reichstag auf den 27. März 987 festgesetzt. Inzwischen aber wandte sich Adalbero an die Kaiserin Theophano, unterrichtete sie von Allem, was geschehen war, bat sie um ihren Beistand und versprach Gerbert zu ihr zu senden. Emma, ganz aus der ihrer würdigen Stellung verdrängt, ging gleichzeitig brieflich ihre Mutter mit den beweglichsten Klagen an, da sie Rettung und Heil nur von ihr erwarten konnte.

Theophano blieb bei diesen Dingen nicht gleichgültig; sie ging sogar damit um, ein Heer zu sammeln und Ludwigs Reich mit Kriegsmacht zu überziehen. Dies machte auf den jungen König Eindruck, und er zeigte sich geneigt einen Frieden mit dem deutschen Reiche zu schließen und sich mit seiner Mutter zu verständigen. Die Herzogin Beatrix von Lothringen, die Schwester Hugo Capets und vertraute Freundin der Kaiserin Adelheid, begab sich nach Compiegne; als geschickte Vermittlerin, wie sie sich auch diesmal bewies, brachte sie es dahin, daß sich Ludwig mit seiner Mutter aussöhnte und eine Zusammenkunft Beider mit der Kaiserin Adelheid, dem Herzog Karl von Lothringen und Herzog Heinrich von Burgund, Hugo Capets Bruder, verabredet wurde, auf der man die Grundlagen des Friedens mit dem deutschen Reiche feststellen wollte; am 25. Mai sollte diese Zusammenkunft zu Montfaucon stattfinden. Unter diesen Verhältnissen wurde der Reichstag, auf dem sich Adalbero rechtfertigen sollte, ausgesetzt und das gerichtliche Verfahren gegen ihn vertagt. Adalbero und Gerbert trauten jedoch der Zukunft noch keineswegs. Sie befürchteten, Theophano, deren freundliches Verhältniß zu Adelheid sich bereits wieder merklich gelöst hatte, würde jenes Abkommen, das ohne ihr Wissen getroffen war, mißbilligen, und leiteten neue Unterhandlungen über den Frieden unmittelbar mit ihr selbst ein. Da in der That auf allen Seiten der Wunsch nach einer Beilegung der Streitigkeiten rege war, führten diese Unterhandlungen schnell zum Ziele, und schon am 17. Mai wurde der Friede zwischen Ludwig und Theophano abgeschlossen, noch ehe jene Versammlung zu Montfaucon abgehalten werden konnte. Die Königin Emma und Erzbischof Adalbero

wurden mit ihren Feinden in Frankreich und Lothringen ausgesöhnt, namentlich auch mit dem Herzog Karl von Niederlothringen; zugleich entließ man Graf Gottfried, Adalberos Bruder, endlich seiner Haft und gab Verdun dem deutschen Reiche zurück. So schien ein festerer Zustand in dem Westfrankenreiche angebahnt und mindestens dessen Verhältnisse zu Deutschland dauernd geordnet, als ein plötzlicher Todesfall unvermuthet Alles abermals in Frage stellte.

Wenige Tage nach dem Abschluß des Friedens, am 21. Mai 987, verschied zu Senlis König Ludwig, noch ehe er das zwanzigste Jahr erreicht hatte, ohne einen Erben zu hinterlassen. Ein unglücklicher Fall soll einen Blutsturz zur Folge gehabt und dieser seinem Leben schnell ein Ende bereitet haben. Vom Mannsstamme Karls des Großen lebte jetzt außer einem unehelichen Sohne König Lothars, Arnulf, der dem geistlichen Stande geweiht war und damals zu Laon lebte, nur noch Lothars Bruder Herzog Karl von Niederlothringen mit zwei Söhnen, die im Knabenalter standen. Arnulf schlossen Geburt und Stand in gleicher Weise von der Nachfolge aus; Herzog Karl war daher der einzige berechtigte Erbe der französischen Krone und zögerte auch keinen Augenblick sein Anrecht auf dieselbe in Anspruch zu nehmen. Aber zu seinem Unglück befand er sich dabei in Verhältnissen, die ihm wenig Hoffnung ließen, dieses Anrecht zur Geltung zu bringen. Seit längerer Zeit war er ein Vasall des deutschen Reichs und seiner Heimath fast entfremdet. Er lebte in der Ehe mit einer Frau, die man nicht als ebenbürtig ansah, da ihr Vater ein Dienstmann Hugo Capets war; das Erbrecht seiner Söhne wurde deshalb bezweifelt. Ueberdies konnte er ohne die Zustimmung der französischen Großen den Thron seiner Väter nicht zu besteigen hoffen, und unter diesen hatte er wenig Freunde und viele persönliche Widersacher; namentlich stand der ganze Anhang Hugo Capets, der jetzt augenscheinlich selbst nach der Krone trachtete, ihm entgegen; auch die Königin Emma, deren Ansehen die letzten Zeiten wieder etwas gehoben hatten, war mit ihren Freunden ihm abhold, da er sie und ihren Günstling, den Bischof Adalbero von Laon, auf das Schonungsloseste verfolgt hatte. Endlich lebte Karl seit langer Zeit in Feindseligkeiten mit dem Bischof Adalbero von Reims, dem das Krönungsrecht und damit ein erheblicher Einfluß auf den Gang der Dinge zustand. Aber so groß die Schwierigkeiten für ihn waren, Karl hoffte sie dennoch beseitigen zu können. Er begab sich sofort nach Reims

und versuchte den Erzbischof für sich zu gewinnen. Adalbero verlangte, er solle sich von seinem bisherigen Anhange trennen, der aus Kirchenräubern und Bösewichtern jeder Art bestände. Karl erwiederte, seine Lage erheische eher sich neue Freunde zu werben, als sich von den alten zu trennen. Der Erzbischof meinte, dann könne man von ihm als König nichts Gutes erwarten, und verwies ihn schließlich auf einen gemeinsamen Beschluß der Großen des Reichs, ohne deren Zustimmung er in dieser Sache nichts zu thun vermöge.

Diese Verhandlungen mußten für Karl fruchtlos bleiben, denn in der That war der Erzbischof von Hugo Capet bereits gewonnen und ihm verpflichtet. Als man zu Compiegne die Leiche König Ludwigs bestattete, hatten die versammelten Großen sogleich die Lage des Reichs in Betracht genommen. Noch schwebte damals die Anklage gegen Adalbero als Landesverräther, wie sie von dem verstorbenen König erhoben war, aber Hugo ließ es sein erstes Geschäft sein, von den anwesenden Großen zu erwirken, daß jedes weitere Verfahren gegen Adalbero niedergeschlagen wurde. „Gebet jeden Verdacht," sprach er zu den Großen, „gegen Erzbischof Adalbero auf und erweiset ihm als dem ersten Bischof des Reichs alle Ehre. Erkennet seine Rechtschaffenheit, seine Weisheit, seinen Adel an, und verehret ihn, wie er es verdient." Er übertrug dann unter Zustimmung der übrigen Großen Adalbero die Leitung der Berathungen über die Zukunft des Reichs, und sofort zeigte sich, in welchem Sinne Adalbero sie leiten würde. Man müsse eine Wahl treffen, sagte er, da indessen nicht alle Magnaten zugegen seien, die Sache aber das Heil und Wohl Aller beträfe, sei ein Aufschub nöthig, damit eine allgemeine Reichsversammlung zusammentreten und Jedermann auf derselben gehört werden könnte; vorläufig sollten jedoch alle Anwesenden „dem großen Herzog" sich eidlich verpflichten vor jener Versammlung kein besonderes Abkommen zu treffen oder eigene Zwecke zu verfolgen. Alle nahmen dies an, leisteten Hugo den Eid und trennten sich. Es ist klar, der Erzbischof und Herzog Hugo, welches auch früher ihr Verhältniß gegen einander gewesen sein mochte, waren jetzt völlig im Einverständniß: Hugo trachtete nach der Krone, und Adalbero, jener lothringische Priester, den einst die Macht Ottos des Großen auf den erzbischöflichen Stuhl von Reims erhoben hatte, wollte Frankreich mit den Capetingern ein neues Königthum geben, welches nicht auf Erbrecht, sondern lediglich auf der Wahl der Großen beruhte.

Man eilte mit dem Wahltage. Im Monat Juni kamen die großen Reichsvasallen und Bischöfe, die zu Compiegne Hugo den Eid geleistet hatten, abermals zusammen. Auch diesmal waren nicht alle Großen des Reichs erschienen, aber man zögerte nicht mehr die Sache zu Ende zu bringen. Nachdem die Versammlung eröffnet, ergriff Adalbero „auf einen Wink des Herzogs" — wie der Reimser Mönch Richer, der diese Geschichten beschrieben hat, berichtet — das Wort und erklärte: er wisse recht wohl, daß Karl Anhänger im Reiche zähle, die ihm ein Erbrecht an der Krone beimäßen, aber der fränkische Thron werde nicht nach Erbrecht gewonnen, sondern durch Wahl, und Niemand dürfe zum Könige gewählt werden, den nicht außer dem Adel der Geburt hervorragende sittliche Eigenschaften empfählen; die Geschichte lehre, daß oft Fürsten aus den erlauchtesten Häusern durch Unfähigkeit ihr Erbrecht verloren und andere in ihre Stelle getreten seien, gleichviel ob von gleich oder minder vornehmer Geburt; Karl habe sich nun durch sein ganzes Treiben und Thun des Thrones unwürdig gezeigt und überdies seine königliche Stellung dadurch herabgesetzt, daß er der Vasall eines fremden Königs geworden und die Tochter eines Dienstmanns des Herzogs Hugo zur Ehe genommen, welche der Herzog nimmer als seine Königin anerkennen werde; nicht durch fremde, sondern durch seine eigene Schuld sei Karl so tief gesunken. „Wollt ihr das Land," sagt er, „in das Verderben stürzen, so wählt Karl; wollt ihr für sein Wohl sorgen, so krönt den trefflichen Herzog Hugo." Die ganze Versammlung stimmte Adalbero zu und wählte einmüthig Hugo, der dann am 3. Juli zu Reims von Adalbero zum Könige gekrönt wurde.

„Seit der Krönung," sagt Richer, „erließ Hugo, umgeben von den Fürsten des Reichs, nach Art der Könige Verordnungen, gab Gesetze und ordnete Alles." Man könnte hiernach glauben, daß der erste Capetinger in die volle Gewalt der Karolinger unmittelbar eingetreten sei. Aber es liegt klar vor Augen, daß seine Stellung wesentlich eine andere war; sie gründete sich zunächst nur auf die Wahl der großen Reichsvasallen, die bisher seines Gleichen gewesen waren, und gab ihm in ihren Herrschaften so gut wie gar keine Rechte. Alle Kronlehen waren ohnehin längst erblich, und selbst die Bisthümer wurden zum Theil von den Kronvasallen vergeben. Nur die Rechte also, die ihm freiwillig die Großen des Reichs zustanden, konnte Hugo üben, nicht über sie, sondern nur mit ihnen herrschen. König war er eigentlich nur in

seinem eigenen Herzogthum; selbst in den Ländern seines Bruders, des Herzogs Heinrich von Burgund, und seines Schwagers, des Normannenherzogs Richard, übte er eine sehr beschränkte Macht. Wie eng begrenzt dieselbe ihrer Natur nach sei, erkannte Hugo sehr wohl und trat deshalb mit der größten Vorsicht auf. Er ging mit seinen hohen Vasallen nur wie ein Gleicher mit Gleichen um; nie soll er vor ihnen die Krone getragen haben. Aber wie sehr er seinen Ehrgeiz bemeistern mochte, sein Geist war nichtsdestoweniger mit großen Dingen beschäftigt; vor Allem war sein Streben darauf gerichtet, die königliche Macht seinem Hause dauernd zu sichern.

Es war vorauszusehen, daß die Behauptung der Krone Hugo nicht geringe Kämpfe kosten würde. Denn weder hatte er im Innern bereits allgemeine Anerkennung gefunden, noch war er vor Theophano sicher, und am wenigsten stand zu erwarten, daß Karl von Lothringen ohne Kampf seine Ansprüche aufgeben würde. In der That brach dieser sofort mit Heeresmacht in Frankreich ein und nahm Laon ein, damals den festesten Platz im Reiche, den die Könige sich immer noch zu behaupten gewußt hatten. In der Stadt befand sich die Königin Emma, die nun den ganzen Ingrimm Karls zu fühlen hatte; mit ihrem Vertrauten, dem Bischof Adalbero von Laon, wurde sie in einen Kerker geworfen und trotz aller Bitten und Versprechungen nicht der Gefangenschaft entlassen. Hugo zog bald darauf aus, um Karl aus Laon zu vertreiben, aber die Stadt war zu gut vertheidigt, um auf den ersten Angriff ihm zu erliegen.

Der innere Krieg war in Frankreich entbrannt; wer als Sieger aus demselben hervorgehen würde, schien davon abzuhängen, auf wessen Seite sich Theophano mit der Macht des deutschen Reichs stellen würde. Erzbischof Adalbero hatte bis dahin nicht allein in sehr nahen Beziehungen zu der Familie der Ottonen gestanden, er war ihr sogar durch einen besonderen Eid der Treue verpflichtet und hatte diesen Eid bisher gewissenhaft gehalten: man hätte demnach meinen können, daß er auch hier im Einverständniß mit der Kaiserin gehandelt habe oder sie anderenfalls doch leicht für seinen König gewinnen werde. In Wahrheit aber stand Theophano der Erhebung Hugos durchaus fern, und es gelang auch Adalbero nicht sie für den König zu stimmen; sie folgte der überlieferten Politik der Ottonen, den Karolingischen Stamm zwar auf dem Throne Frankreichs zu schützen, aber ihn andererseits

durch die Macht Hugos im Zügel zu halten und sich durch eine schiedsrichterliche Stellung zwischen beiden Geschlechtern einen entscheidenden Einfluß im Westreiche zu sichern. Sobald sie von den Vorgängen in Laon hörte, gebot sie Karl den Bischof und die Königin Emma aus dem Kerker zu entlassen, Hugo dagegen befahl sie die Belagerung der Stadt aufzugeben; ein Waffenstillstand sollte eintreten und bis zum friedlichen Austrag der Sache die kämpfenden Parteien sich gegenseitig Geiseln zur Sicherung gegen neue Feindseligkeiten stellen.

Theophanos Gebot blieb unbeachtet: weder entließ Karl Emma, noch stellte er Geiseln, noch hob endlich Hugo die Belagerung auf. Bald darauf machte Karl einen Ausfall, überraschte die vom Wein und Schlaf trunkenen Leute Hugos, schlug sie in die Flucht und steckte das Lager nebst den Belagerungsmaschinen in Brand. Hugos Lage wurde hierdurch so verschlimmert, daß er nun Alles aufbot, um Theophano zu gewinnen; er stellte Karls Ungehorsam in den grellsten Farben dar, indem er zugleich vorgab seinerseits die größte Gefügigkeit gegen ihre Befehle bethätigt zu haben; er bat sie dringend am 22. August mit seiner Gemahlin Adelheid an der Grenze eine Zusammenkunft zu halten, um ein Bündniß zu schließen. Zugleich bestürmte die Königin Emma aufs Neue Theophano sich ihrer bedrängten Lage anzunehmen, indem sie Karl des ungemessensten Ehrgeizes beschuldigte. Theophano ließ sich durch alle diese Vorstellungen nicht irren. Sie beharrte auf dem eingeschlagenen Wege und ging weder auf die verlangte Zusammenkunft ein, noch hörte sie auf Emmas Bitten. Da Hugo daran verzweifelte Theophano in sein Interesse ziehen zu können, schloß er mit Karl einen Waffenstillstand bis zum 23. October und nahm auch nach Ablauf desselben die Belagerung Laons nicht wieder auf. Die Stadt blieb in Karls Händen, wie Emma und Bischof Adalbero. Auch ein Versuch der Königin, durch Vermittelung ihrer Mutter ihre Freigebung zu erwirken, war gleich allen früheren erfolglos; dagegen gelang es dem Bischof aus dem Thurme, in dem er eingeschlossen war, zu entspringen und zu König Hugo zu entkommen. Theophano hatte noch keine Beweise gegeben, daß sie Karl thätigen Beistand zu leisten gesonnen sei, auch hegte sie mit Nichten eine persönliche Vorliebe für ihn, da er sich bei früheren Gelegenheiten sehr unzuverlässig gezeigt hatte: aber noch weniger begünstigte sie die Sache Hugos und Adalberos, und diese

fingen sogar an zu besorgen, daß sie einem Kampf mit dem deutschen Reiche nicht würden entgehen können.

Indessen benutzte Hugo die augenblickliche Ruhe, um seine Herrschaft im Inneren zu befestigen. Noch immer verweigerten ihm nicht wenige weltliche und geistliche Herren die Anerkennung, namentlich im Süden des Landes. Wie Hugo die Widerstrebenden zu gewinnen suchte, zeigt ein Brief an den Erzbischof Siguin von Sens, den Vikar des Papstes. Er sei nicht gewillt, sagt Hugo, seine königliche Macht irgendwie zu mißbrauchen; er verwalte vielmehr alle Staatsgeschäfte nur in Berathung und nach der Entscheidung seiner Getreuen, und unter diesen habe der Erzbischof eine der ersten Stellen einzunehmen; deshalb ermahne er ihn um des Friedens, um der Eintracht der Kirche und der Christenheit willen, daß er bis zum 1. November die Huldigung leiste; weigere er sich dessen, so habe er das gestrenge Urtheil des Papstes und der Bischöfe Frankreichs, wie seinen königlichen Zorn zu fürchten. Solche Vorstellungen wirkten indessen nicht überall, und Hugo hielt es für nöthig, sich in Heeresmacht dem Süden als König zu zeigen; angeblich galt es einen Krieg gegen die Araber, gegen die ihn der Graf Borrell von Barcelona unter dem Versprechen der Huldigung um Beistand gebeten hatte.

Aber der vorgebliche Zug gegen die Araber mußte auch anderen Zwecken dienen. Schon vorher hatte Hugo den Erzbischof Adalbero aufgefordert seinen Sohn Robert, der noch im Knabenalter stand, zu krönen; Adalbero, der ein Wahlreich, nicht eine erbliche Monarchie begründen wollte, suchte Ausflüchte und erwiederte, zwei Könige könnten nicht füglich in einem Jahre gewählt und gekrönt werden. Jetzt trat Hugo mit Borrells Gesuch vor und fragte den Erzbischof, was dann geschehen würde, wenn er im Kriege gegen die Araber fallen sollte: hierauf wußte Adalbero nicht zu antworten und krönte in der That zu Orleans am Weihnachtsfest 987 den jungen Robert zum Mitregenten des Vaters. Auch sonst faßte Hugo bei aller Zurückhaltung, mit der er auftrat, scharf die Mittel in das Auge, welche die Befestigung der Macht seines Hauses zu fördern schienen. Wir besitzen einen Brief, in dem er den Kaisern zu Constantinopel, den Brüdern der Theophano, ein Bündniß anträgt, indem er ihnen seine ganze Macht zu Diensten stellt und sich jedem Angriff zu widersetzen verspricht, den „Gallier oder Germanen" auf das Gebiet des griechischen Reichs machen sollten; er

bittet zugleich zur Befestigung dieses Bundes für seinen Sohn, der bereits gekrönt sei, um die Hand einer Kaisertochter. Dieser Brief läßt einen tiefen Blick in die Seele des neuen Königs werfen und zeigt, daß seine Gedanken sich kaum innerhalb der Grenzen Frankreichs hielten; bei der Minderjährigkeit Ottos III. mochte ihm ein noch höheres Ziel erreichbar scheinen als die französische Krone. Es ist begreiflich, daß Theophano Besorgnisse vor Hugos Ehrgeiz hegte.

Ein schwerer Schlag war es für Hugo, daß am 23. Januar 988 der Erzbischof Adalbero zu Reims starb. Bei der Lage des Reichs war zu befürchten, Karl möchte sich schleunigst der wichtigen und im Augenblick herrenlosen Stadt versichern; Hugo eilte daher nach Reims, traf noch an Adalberos Todestage ein und wohnte dem Leichenbegängniß bei. Sofort befragte er dann die Einwohner, ob sie ihm treu bleiben und ihm die Stadt erhalten wollten. Sie gelobten es, empfingen zum Dank dafür die Erlaubniß, selbst Adalberos Nachfolger zu wählen, und Hugo kehrte nach Paris zurück. Adalbero hatte sterbend Gerbert zu seinem Nachfolger empfohlen; die gesammte Geistlichkeit und ein Theil der Laien waren überdies Gerbert geneigt, der um so mehr auf Hugos Unterstützung glaubte rechnen zu können, als er ihm in der letzten Zeit die wichtigsten Dienste geleistet und seinen Sohn Robert erzogen hatte. Aber dennoch fand es Hugo angemessen, auf einen anderen Mann die Wahl zu lenken, der ihm große Vortheile in Aussicht stellte. Es war Arnulf, der natürliche Sohn König Lothars, ein junger Mann von rohen Sitten, aber von geistiger Gewandtheit und der tiefsten Arglist. Er war es gewesen, der seinem Oheim Karl die Thore von Laon geöffnet und seinen eigenen Bischof in dessen Hände geliefert hatte. Obwohl deshalb von einer Synode excommunicirt, wagte es Arnulf doch jetzt mit einer Bewerbung um das erste Bisthum Frankreichs aufzutreten, und es gelang ihm sogar seinen früheren Bischof, den er so eben verrathen, für seine Absichten zu gewinnen. Adalbero selbst empfahl ihn dem Könige, den Arnulf durch das Versprechen der Ueberlieferung von Laon sich geneigt machte. Hugo begab sich sogar in Person nach Reims und setzte die Wahl Arnulfs durch. Als sie erfolgt war, mußte Arnulf dem Könige und seinem Sohne mit den fürchterlichsten Eidschwüren Treue geloben und diese Eide durch den Genuß des Abendmahls bekräftigen.

Arnulf hatte keinen Anstand genommen diese Eidschwüre zu leisten,

obwohl er in seinem Herzen mit nichts Anderem umging, als Hugo zu verderben; er wollte nicht von fern an Hugo und Adalbero Laon, sondern vielmehr Reims an Karl ausliefern. Er habe in Frankreich, hat er später vertraulich geäußert, den königlichen Namen seines Geschlechts, dessen Ansehen erstorben war, wieder zu Ehren bringen wollen, und da er seinen Zweck wegen der Ungunst der Zeit nicht offen habe erreichen können, sei er genöthigt gewesen zur List seine Zuflucht zu nehmen: „wir handeln anders, als wir wollen, und wir wollen Anderes, als wir thun.“ Sein nächstes Augenmerk war darauf gerichtet, sich der Unterstützung der Theophano zu versichern; hierzu sollte ihm Gerbert behülflich sein, der seit geraumer Zeit wegen seiner engeren Beziehungen zu Hugo dem deutschen Hofe entfremdet war, jetzt aber von Neuem dorthin seinen Blick gerichtet hatte, da er sich von Hugo um das Erzbisthum betrogen meinte. So widerwärtig Gerbert gewiß die Persönlichkeit Arnulfs war, konnte er doch der Verschmitztheit desselben nicht widerstehen und ließ sich, ohne die letzten Absichten des Erzbischofs zu kennen, von ihm als Werkzeug gebrauchen. Arnulf wollte zum Weihnachtsfest 988 nach Rom gehen, angeblich nur um sich das Pallium zu holen; sein Hauptzweck aber war dort mit Theophano zusammenzutreffen und sich mit ihr zu verständigen; Gerbert sollte ihn auf dieser Reise begleiten. Der Plan, so in unmittelbare Verbindung mit Theophano zu treten, konnte nicht ausgeführt werden, da König Hugo, gewiß nicht ohne Ahnung der beabsichtigten Dinge, Beiden die Reise untersagte.

Theophano hatte sich gegen den Winter 988 nach Italien begeben und verweilte besonders zu Rom, damit der kaiserliche Name hier nicht in Vergessenheit gerathe. Mit Würde und Kraft trat sie auf, und nirgends wagte man ihr Widerstand entgegenzusetzen. Um die kaiserlichen Rechte in ihrem vollen Umfange üben zu können, legte sie sich selbst den Titel „Kaiser“ bei und ließ in Urkunden nach Jahren ihrer Regierung zählen, wie sie auch in Urkunden des jungen Königs aus jener Zeit wohl als Mitregentin bezeichnet wird. Der Papst Johann beugte sich vor ihr, nicht minder Johannes Crescentius, dem sie das Patriciat beließ, doch wußte man fortan, daß er nur des deutschen Reichs Patricius war. Theophano saß zu Rom und Ravenna selbst zu Gericht und sandte von dort ihre Beamten durch das Patrimonium Petri aus. Das Jahr 989 brachte Theophano in Italien zu und kehrte erst gegen den Sommer 990 nach Deutschland zurück. An vielfachen Reibungen

mit der Kaiserin Adelheid, die als Statthalterin in der Lombardei schaltete, scheint es auch damals nicht gefehlt zu haben, da es diesen Frauen einmal nicht gegeben war sich dauernd zu verständigen. „Lebe ich nur noch ein Jahr," soll Theophano später gesagt haben, „so wird Adelheid auch nicht eine Hand breit Landes beherrschen."

Arnulf und Gerbert hatten zu Rom Theophano, obschon sie nicht persönlich vor ihr erscheinen konnten, doch durch Gesandte ihrer Ergebenheit versichern lassen. Bald darauf aber wagte Arnulf einen Schritt, der nicht allein von Theophano gemißbilligt werden mußte, sondern ihn auch von Gerbert auf immerdar trennte. Er eröffnete verrätherischer Weise im Januar 989 Karl die Thore von Reims, der nun, da inzwischen auch Senlis in seine Hände gefallen war, eine Hugo höchst gefährliche Stellung gewann. Arnulf suchte zwar Anfangs die Schuld des Verraths von sich abzuwälzen, er ließ sich sogar zum Schein von Karls Leuten gefangen nehmen und schleuderte das Anathem gegen sie als Kirchenräuber: bald aber legte er alle Verstellung ab, huldigte Karl und folgte in Person dessen Kriegshaufen gegen Hugo. Gerbert wollte mit diesem Verräther jetzt nicht länger Gemeinschaft pflegen; er sandte ihm einen offenen Absagebrief und flüchtete sich an den Hof König Hugos, wo er bereitwillig Aufnahme fand; seine kaum wieder angeknüpften Verbindungen mit Theophano lösten sich hierdurch aufs Neue. Hugo suchte fortan seine Gegner ebenso mit geistlichen, wie mit weltlichen Waffen zu bekämpfen; er berief sofort eine Synode der ihm getreuen Bischöfe nach Senlis, welche gegen die Kirchen von Reims und Laon das Interdict aussprach und zugleich Arnulf als meineidigen Verräther beim Papste anklagte. Gesandte eilten mit Briefen des Königs und der Synode nach Rom, aber sie richteten dort Nichts aus. Der Papst verharrte trotz ihrer drängenden Bitten in hartnäckigem Stillschweigen, vielleicht weil Hugos Gesandten es verschmähten gleich Karls und Arnulfs Boten, denen sie dort begegneten, den Papst und Crescentius zu bestechen, mehr aber wohl noch deshalb, weil Theophano eine für Hugo günstige Entscheidung Roms nicht wünschen konnte.

Vergebens versuchte lange der König Erzbischof Arnulf wieder auf seine Seite zu ziehen; weder Bitten, noch Versprechungen, noch Drohungen vermochten ihn von Karl zu trennen. Als aber endlich mehrere dem Karolingischen Hause verwandte und ihm bis dahin unbedingt

ergebene Geistliche Arnulf verließen, als sogar die Bischöfe der Reimser Provinz offen gegen ihn als ihren Erzbischof auftraten, gerieth er in Unruhe und zeigte sich einer Verständigung mit Hugo geneigter. Diesen Augenblick der Schwäche benutzte Bischof Adalbero, welcher schon lange auf eine gräuliche Rache an diesem Menschen sann, der ihn zweimal so abscheulich verrathen hatte; er begab sich zu Arnulf und erbot sich einen allgemeinen Frieden unter der Bedingung herbeizuführen, daß Karl Hugos königliche Macht anerkenne, wogegen jenem die festen Städte verbleiben sollten, in deren Besitz er sich augenblicklich befände, Arnulf sollte das Erzbisthum Reims behalten, Adalbero selbst wieder in Laon eingesetzt werden. Arnulf ging hierauf ein und fand in Folge dessen am Hofe Hugos die freundlichste Aufnahme; er eilte darauf selbst zu Karl mit dem aufrichtigen Wunsche, auch ihn den Anerbietungen Adalberos und Hugos geneigt zu machen, und wenigstens dahin brachte er es, daß Karl den Bischof Adalbero, in dessen Friedensliebe er keinen Zweifel setzte, wieder in Laon aufnahm, nachdem dieser ihm seine Treue zuvor mit den höchsten Eiden betheuert hatte. Adalbero zeigte sich nach seiner Rückkehr als der dienstbeflissenste Anhänger Karls. Aber kaum hatte er den Herzog in Sorglosigkeit eingewiegt, als er das abscheuliche Rachewerk ausführte, das er von Anfang an im Schilde geführt und mit Hugo verabredet hatte.

Es war Palmsonntag des Jahres 991. Man hatte in der Stadt in den letzten Tagen allerlei verdächtige Gestalten gesehen und Karl ernstlich vor dem Bischof gewarnt. Als nun Beide am Abend mit Erzbischof Arnulf beim Mahle saßen, brockte Karl einen goldenen Becher voll Brod, goß Wein darauf und sprach: „Ihr habt heute, Herr Bischof, die Palmzweige geweiht, das Volk gesegnet und mir das heilige Abendmahl gereicht: darum will ich denen nicht glauben, die mir zuraunen, es sei euch nicht zu trauen, zumal der Tag des Leidens und Sterbens unseres Herrn Christi nahe bevorsteht. Ich reiche euch diesen Becher mit Brod und Wein gefüllt, daß ihr ihn leert zum Zeichen eurer treuen Gesinnung." Der Bischof sagte: „Ohne Scheu werde ich den Becher nehmen und trinken." „Und Treue bewahren!" fügte Karl hinzu. „Und Treue bewahren!" wiederholte der Bischof, „wenn ich sie breche, will ich mit Judas verderben!" Bald darauf trennte sich die Gesellschaft. Karl und Arnulf überließen sich dem Schlummer, aber Adalbero wachte und schlich sich, sobald er jene im Schlafe wußte, in

ihr Gemach, wo er ihre Waffen entfernte. Dann ging er zur Pforte der Burg und sandte den Thorhüter unter irgend einem Vorwande in die Stadt. Als dies geschehen, öffnet er die Pforte und läßt bewaffnete Schergen, die bereit standen, in die Burg. Mit ihnen dringt er, selbst ein Schwert unter dem Rocke verbergend, in Karls und Arnulfs Schlafgemach ein; Beide wurden mit leichter Mühe überwältigt und in einen festen Thurm geworfen. Inzwischen brach der Morgen an, und es wurde in der Stadt lebendig. Die Vasallen Karls liefen zusammen, ergriffen aber, als sie die Burg in den Händen der Feinde sahen, die Flucht, indem sie nur Karls dritten, damals zweijährigen Sohn der Rache des Bischofs entzogen. Adalbero schickte sogleich nach der That Boten an König Hugo, der unverzüglich nach Laon kam und sich von den Bürgern huldigen ließ.

So fiel Karl in die Hände seiner bittersten Feinde und hat im Kerker derselben sein Leben wenig später beschlossen. Auch seine Gemahlin, sein zweiter Sohn Ludwig und seine beiden Töchter wurden mit ihm von Adalbero gefangen gehalten; die Frauen entließ man alsbald der Haft, während Ludwig noch lange in derselben schmachtete. Der älteste Sohn Karls, Otto mit Namen, war, als das Unglück den Vater ereilte, in Deutschland und wurde nach dessen Tode mit dem Herzogthum Niederlothringen belehnt. In jenen deutschen Gegenden, aus denen die Pippiniden sich einst zu einer weltbeherrschenden Höhe aufgeschwungen hatten, ging auch ihr Geschlecht wieder unter, nachdem durch ähnliche Künste ihnen die Herrschaft entwunden war, wie sie einst angewandt hatten, um die Merovinger vom Throne zu verdrängen.

Auch Erzbischof Arnulf war in den Händen König Hugos, und es schien nicht genug ihn dem Schauplatz der Welt zu entziehen, sondern er sollte, um Hugos Thron zu sichern, auch moralisch vernichtet werden; er, der erste Bischof des französischen Reichs, mußte mit geistlichen Waffen getödtet werden, wenn an der neugewonnenen Krone nicht für immer ein unvertilgbarer Schandflecken haften sollte. Deshalb berief der König die Bischöfe des Reichs zu einer großen Synode nach Reims; sie sollte Arnulf verurtheilen, nachdem alle Versuche einen Urtheilsspruch in Rom gegen ihn zu erwirken vergeblich gewesen waren. Die Synode versammelte sich am 17. Juni 991 zu Reims in der Kirche des h. Basolus; zwei Erzbischöfe, elf Bischöfe und mehrere Aebte waren erschienen. Den Vorsitz führte der Erzbischof Siguin von Sens,

den der Papst vor Zeiten zu seinem Vikar ernannt hatte; Wortführer der Synode war der Bischof Arnulf von Orleans, ein unbedingt ergebener Anhänger Hugos; seinen Geist und seine Feder lieh der Versammlung der gelehrte Gerbert, der nun abermals auf das Erzbisthum Reims seine Augen richtete. Als Gefangener wurde Erzbischof Arnulf vor die Synode gestellt, im Widerspruch mit den kanonischen Bestimmungen, die man überhaupt ihm gegenüber wenig beachtete. Daß er den vielen Anschuldigungen, die man gegen ihn und meist mit vollem Recht erhob, vor Richtern unterlag, die ganz unter dem Einfluß des Königs standen, wird Niemanden Wunder nehmen. Nur das lehnten die Bischöfe von vornherein ab, daß sie die Bestrafung Arnulfs mit dem Tode zugeben würden; sonst überließen sie ihn, nachdem er öffentlich vor ihnen seine Schuld hatte bekennen müssen, ganz dem Zorne des Königs. Hugo erschien selbst mit seinem Sohne in der Versammlung; die Pforten der Kirche wurden darauf auch dem Volke geöffnet. Und nun mußte der Sohn König Lothars sich vor Hugo Capet zu Füßen werfen, um sein Leben bitten, seinen Bischofsring und Stab vor demselben niederlegen und über seine Abdankung eine Urkunde ausstellen, in der er auf jedes Recht weiterer Berufung in dieser Sache förmlich verzichtete.

Wie aber stand zu erwarten, daß Rom und das deutsche Reich, wenn auch Arnulf schweigen mußte, ein solches Verfahren ruhig hinnehmen würden? Waren nicht Papstthum und Kaiserthum gleichermaßen in ihrer ganzen Bedeutung bedroht, wenn das neue französische Königthum mit seiner Geistlichkeit im Bunde sich ihrer Autorität ohne Weiteres entzog und sich jeder Verantwortung in einer Sache überheben wollte, welche die Augen der gesammten Christenheit auf sich lenkte? Ueberdies wurde Arnulf gerade das zum Vorwurf gemacht, daß er mit Theophano und dem deutschen Hofe sich gegen Hugo in Verbindung eingelassen habe; als ein Verbündeter des deutschen Hauses schien er daher verurtheilt zu werden. Unleugbar zwar war es, daß man den päpstlichen Stuhl gegen Arnulf angerufen hatte: aber als man die erwünschte Antwort nicht erhielt, griff man sofort den Anspruch Roms, daß ohne sein Wissen kein Bischof gerichtet und seines Amtes entsetzt werden könnte, auf das Rücksichtsloseste an. Konnte dieser Anspruch Roms auch nur durch die pseudoisidorischen Decretalien begründet werden, so waren diese doch in Frankreich längst anerkannt und wurden

sogar in der Synode selbst, wo man ihrer bedurfte, zur Anwendung gebracht.

Die Synode verhandelte ganz unter dem Einfluß König Hugos, der im Gefühl des neugewonnenen Sieges über seine Gegner dreist auf sein Ziel losging: aber dennoch verhehlten es sich die Bischöfe keineswegs, wie bedenklich das Werk war, das sie unternahmen. Da ist es nun überaus merkwürdig, wie die Synode ihre Schritte vor sich und in den Augen der Christenheit zu rechtfertigen suchte. Einmal glaubte sie allerdings gültige kirchenrechtliche Bestimmungen für sich zu haben; nicht daß sie die pseudoisidorischen Decretalien angegriffen hätte, von deren Entstehung sie vielmehr gar keine Ahnung gehabt zu haben scheint, sie meinte jedoch alte Kirchensatzungen, namentlich Beschlüsse der afrikanischen Kirche im fünften Jahrhundert, für ihr Verfahren geltend machen zu können. Dann aber — und darauf legte sie ein bei weitem größeres Gewicht — behauptete sie durch den Nothstand der Kirche zu ihren Schritten gezwungen zu sein; bei der Entartung und Unwissenheit der römischen Kirche, bei der Abhängigkeit und dem hartnäckigen Schweigen des Papstes habe sie sich selbst helfen müssen.

Ein grauenvolles Bild von dem lasterhaften Leben der letzten Päpste und der tiefen Unwissenheit, in welche der römische Klerus verfallen, entwarf Bischof Arnulf von Orleans als Sprecher vor der Synode. „O bejammernswerthes Rom!“ ruft er aus. „Einst gabst du uns einen Leo, Gregorius den Großen, Gelasius und Innocentius, Männer, die mit ihrer Weisheit den Erdkreis erfüllten und deren Leitung mit Recht die ganze Kirche anvertraut wurde; zu unseren Zeiten aber hast du Geschöpfe der Finsterniß ausgespieen, schmachbedeckten Namens für alle Ewigkeit. Wie? Und solchen Scheusalen, die mit allen Lastern bedeckt, aber aller göttlichen und menschlichen Erkenntniß bar und ledig sind, sollen in der Weite der Welt zahllose Priester, die sich durch Wissenschaft und tugendhaften Wandel auszeichnen, unterworfen sein! Was meint ihr, verehrungswürdige Väter, daß der sei, der da sitzt auf erhabenem Thron und blitzet von Silber und Gold? Ist er der Liebe ledig und blähet sich mit eitler Wissenschaft auf, so ist er der Antichrist, der sich in den Tempel Gottes setzt und giebt vor, er sei Gott. (2 Thessal. 2, 4.) Fehlet ihm aber mit der Liebe auch das Wissen, dann ist er Nichts als ein todtes Götzenbild, und ihn befragen heißt vom todten Marmor sich Rath holen. Wohin sollen wir uns also wenden, um uns zu helfen?

Allerdings führen Manche hier an, daß in dem benachbarten Lothringen und in Deutschland sich treffliche und fromme Bischöfe befänden, und gewiß würde es besser sein, von ihnen ein Urtheil in dieser Sache zu verlangen, als von Rom, welches Jedem feil ist, aber es hindert uns leider der Groll der uneinigen Herrscher."

Arnulf und die Bischöfe, die ihn zustimmend anhörten, waren darüber gar nicht in Zweifel, daß sie in der Gefahr standen sich ganz von Rom zu trennen, und Arnulf sprach es geradezu aus, daß es dahin kommen könne. „Wir wollen," sagte er, „der römischen Kirche im Andenken an den heiligen Petrus so lange als möglich die schuldige Ehrerbietung beweisen, und zwar in höherem Maße, als dies einst die afrikanische Kirche that; wir wollen Rom auch in Zukunft, soweit es die politische Lage der Dinge erlaubt, um seine Entscheidungen angehen, wie es selbst in der Sache Arnulfs geschehen ist. Fällt Rom dann seine Entscheidungen nach dem Recht, so wird der Friede und die Einheit der Kirche auch ferner bestehen; wo aber nicht, so gilt der Spruch des Apostels: „So Jemand euch anders predigt, als ihr empfangen habt, der sei verflucht, und ob er vorgiebt, er sei ein Engel vom Himmel." (Gal. 1, 9.) Und schweigt Rom, wie es bisher gethan hat, so werden wir die Kirchengesetze befragen, und sie werden uns antworten mit der Stimme derer, die sie erließen. O, über die Noth dieser Zeiten, wo wir des Schutzes einer so mächtigen Kirche beraubt sind! Nach welcher Stadt sollen wir uns wenden, da wir Rom, die Gebieterin aller Völker, jedes göttlichen und menschlichen Beistands ledig sehen. Denn offen sei es bekannt, seit dem Untergang des Kaiserreichs hat diese Stadt die Kirchen von Alexandria und Antiochia eingebüßt, und schon trennt sich, um von Asien und Afrika zu schweigen, selbst Europa von ihr; Constantinopel hat sich losgesagt, und das innere Spanien fragt nicht nach Roms Entscheidungen. Der Abfall tritt ein, von dem der Apostel spricht (2 Thessal. 2, 3), ein Abfall nicht allein der Völker, sondern auch der Kirchen."

Mit solchen Gesinnungen gegen Rom erhoben die versammelten Väter, nachdem Arnulf sie von dem ihm geleisteten Eid der Treue entbunden hatte und dann nach Orleans in Gewahrsam gebracht war, nach dem Willen des Königs nun Gerbert auf den erzbischöflichen Stuhl von Reims. Vor seiner Weihe legte Gerbert ein Glaubensbekenntniß ab, das dadurch wichtig ist, daß er in demselben seiner Stellung gegen

Rom mit keiner Silbe erwähnt und ausdrücklich nur die vier ersten allgemeinen Concile als verbindlich anerkennt, wodurch er gerade auf den kirchlichen Zustand zu den Zeiten jener afrikanischen Synoden zurückgeht, auf die man sich während der Verhandlungen so oft berufen hatte.

So scharf der Widerspruch gegen Rom und das Papstthum zu Reims hervorgehoben wurde, so schonend verfuhr man gegen den königlichen Hof in Deutschland. Der Zwiespalt mit demselben wurde nicht verleugnet, aber jedes reizende Wort absichtlich vermieden, das den Riß zu erweitern drohte. Man wollte offenbar nach dieser Seite hin begütigen, aber kaum würde dies gelungen sein, wenn Theophano noch die Tage der Reimser Versammlung erlebt hätte. Denn unterlag das Papstthum in diesem Kampfe und löste sich die Einheit der abendländischen Kirche, so verlor zugleich das Kaiserthum seine universelle Grundlage und eine seiner wesentlichsten Stützen. Es gehörte zu den glücklichen Ereignissen, die König Hugo so dreist damals auftreten ließen, daß zwei Tage vor der Eröffnung der Synode die Kaiserin Theophano verstorben war. Die deutschen Angelegenheiten waren im Augenblick so wenig geordnet, daß Hugo von dieser Seite keinen Angriff mehr zu befürchten hatte.

Gleich nach Theophanos Rückkehr aus Italien war der Krieg gegen die Wenden wieder mit Ernst angegriffen worden, was um so mehr geboten schien, als auch unter den Abodriten die kirchlichen Ordnungen zu wanken anfingen. Die Abodriten wurden zweimal im Jahre 990 von den Sachsen mit Krieg überzogen und endlich ein Friede mit ihnen geschlossen, dessen Inhalt wir nicht kennen und der nur eine kurze Dauer hatte. Inzwischen hatte sich auch Boleslaw von Böhmen von Neuem gegen das Reich erhoben und sich zu dem Ende mit den heidnischen Liutizen verbündet; im Bunde mit ihnen kämpfte er, ein christlicher Fürst, gegen die Sachsen und gegen den ihnen verbündeten Polenherzog, mit dem er den Kampf, wie es scheint, kaum ausgesetzt hatte. Schon drohte dem Christenthum selbst in Böhmen Gefahr, und der Bischof von Prag — es war der heilige Adalbert — verließ sein Land und verbarg sich in einem Kloster zu Rom. Im Sommer 990 sandte Theophano dem

Polenherzog ein Hülfsheer unter dem Erzbischof Gisiler von Magdeburg und dem Markgrafen Eckard von Meißen. Boleslaw wich geflissentlich einer Schlacht aus und suchte sich der Führer des deutschen Heeres zur Ausgleichung seiner Sache mit Mesco zu bedienen. Kam es auch nicht sogleich zu einem friedlichen Austrage mit dem Polen, so trennte sich doch seitdem Boleslaw von seinen heidnischen Bundesgenossen und ließ den Bischof von Prag auffordern in seinen Sprengel zurückzukehren. Das frühere Verhältniß Böhmens zum deutschen Reiche stellte sich her, und bald darauf wurde auch zwischen Boleslaw und Mesco Friede geschlossen.

Die Sache des Reichs schien hier endlich einen gedeihlicheren Fortgang zu nehmen, und schon bereitete man einen neuen großen Kriegszug gegen die Liutizen vor, die recht eigentlich der Mittelpunkt des wendischen Aufstandes und des neubelebten Heidenthums waren, als der unerwartete Tod der Kaiserin Alles wieder in Frage stellte. Das Osterfest des Jahres 991 feierte Theophano mit ihrem Sohne in gewohnter Pracht zu Quedlinburg; eine große Zahl deutscher und auswärtiger Fürsten umgab sie und brachte reiche Geschenke dem jungen Könige dar. Unter ihnen war auch Mesco von Polen und Hugo von Tuscien, damals der mächtigste Fürst Italiens. Die glänzende Versammlung zeigte, daß die kaiserliche Macht trotz aller Ungunst der Verhältnisse noch in Achtung stand. Nach dem Fest verabschiedeten sich die anderen Fürsten; Hugo begleitete die Kaiserin und ihren Sohn nach den Rheinlanden, wohin jene wahrscheinlich ihren Weg nahm, um die Entwicklung der Angelegenheiten Hugo Capets in der Nähe zu übersehen und im entscheidenden Augenblicke in dieselben einzugreifen. Hier starb die Kaiserin zu Nymwegen am 15. Juni; sie hatte wenig mehr als dreißig Lebensjahre erreicht. Sei es daß sie, das Kind einer wärmeren Zone, in unseren nordischen Gegenden nicht recht gedeihen konnte, sei es daß Regierungssorgen, die selbst die Kraft von Männern früh aufrieben, die Seele eines Weibes zu schwer belasteten, sie endete früh und mußte das große Werk der Erhaltung des bedrohten Kaiserreichs unvollendet zurücklassen. Wer ihre Stellung richtig erwägt, wird ihr die Anerkennung nicht versagen, daß sie unter den schwierigsten Verhältnissen die Ehre des Reichs aufrecht erhalten hat; freilich ist ihr nicht Alles gelungen, aber selbst ein tüchtiger Mann möchte in ähnlicher Lage kaum größere Erfolge erreicht haben.

Man überschätzt häufig den Einfluß dieser griechischen Fürstin auf das Leben der abendländischen Welt, indem man alle Einwirkungen, welche Constantinopel auf das staatliche und gesellige Leben, auf Kunst und Wissenschaft des Abendlandes geübt hat, auf sie zurückführt. Diese Einwirkungen, an sich wohl geringer, als man gewöhnlich annimmt, gehören theils schon einer früheren Zeit an, da der Verkehr des Abendlandes mit dem morgenländischen Reich niemals ganz unterbrochen war, theils sind sie von der Person dieser Fürstin unabhängig, die sich in der That seit ihrer Vermählung ihrem Vaterlande mehr, als man erwarten sollte, entfremdet hatte. Daß sie aber dennoch Manches dazu beigetragen hat, morgenländische Sitte auf Deutschland zu übertragen, daß durch sie die Kunstrichtung der Griechen im Abendlande bekannter wurde und sogar die griechische Sprache hier und da mehr in Uebung kam, läßt sich schwerlich läugnen; wenigstens maß ihr das Mittelalter selbst auf die Aenderungen der Lebensgewohnheiten einigen Einfluß bei. Nach ihrem Tode, erzählte man, erschien sie in jämmerlicher Gestalt einer Nonne im Traume und bat um deren Fürbitte. Als die Nonne darauf die Kaiserin nach dem Grunde ihres Elends fragte, gab diese zur Antwort, sie müsse dafür büßen, daß sie manchen unnützen Weiberschmuck, der den Frauen in Deutschland bis dahin fremd geblieben sei, dort bekannt gemacht und, indem sie ihn selbst angelegt, auch Andere verlockt habe nach demselben zu trachten; für diese Sünde habe sie jetzt zu büßen, aber sie hoffe, da sie immer treu im katholischen Glauben verharrt, durch die Fürbitte frommer Seelen von ihren Qualen erlöst zu werden. Mehr als Theophano hat ihr Sohn dazu beigetragen, daß die Einrichtungen und Sitten des morgenländischen Reichs in das Abendland Eingang fanden.

13.

Das Reichsregiment unter Adelheid und Willigis.

Als Theophano starb, war König Otto ein Knabe von elf Jahren; es war unmöglich ihm selbst die Leitung der Reichsgeschäfte zu überlassen. Sofort eilte daher Adelheid aus Italien an den Hof, den sie seit ge-

raumer Zeit gemieden hatte, und übernahm die Sorge für ihren Enkel. Der Knabe erwuchs unter ihren Augen zu den Jahren der Selbstständigkeit, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie fortan nicht allein auf seine Erziehung, sondern auch abermals auf die Angelegenheiten des Reichs einen bedeutenden Einfluß übte. Aber viel fehlte, daß Adelheid ganz in Theophanos Stelle getreten wäre. Es lag in der Natur der Sache, daß unter der vormundschaftlichen Regierung das Ansehen der hohen Reichsaristokratie erheblich gewachsen war; auch die Vorgänge in Frankreich, wo die Großen Einen aus ihrer Mitte auf den Thron erhoben hatten, konnten nicht ohne Wirkung auf die deutschen Verhältnisse bleiben. Daher stellte sich ein aristokratisches Reichsregiment der Kaiserin zur Seite, die ohne den Beirath der geistlichen und weltlichen Großen des Reichs Nichts auszuführen vermochte. An der Spitze dieses Regiments stand Erzbischof Willigis von Mainz, der Erzkanzler des Reichs, von dem es in späteren Quellen nicht ohne Grund heißt, er habe drei Jahre die Aufsicht über den königlichen Knaben und die Regierung des Reichs geführt. Adelheid und Willigis sind in der folgenden Zeit als die Regenten des deutschen Reichs anzusehen; neben und mit ihnen hatten auf die Regierung desselben den größten Einfluß die Aebtissin Mathilde von Quedlinburg, die Schwester Ottos II., die Herzoge Bernhard von Sachsen, Konrad von Schwaben und Heinrich von Baiern, der Markgraf Eckard von Meißen und der Erzbischof Gisiler von Magdeburg; das königliche Ansehen in Italien hielt in Adelheids Abwesenheit, die noch immer als die Statthalterin der Lombardei galt, Hugo von Tuscien mit starker Hand aufrecht.

Von dem neuen Reichsregiment wurde zuerst der Kriegszug gegen die Wenden ausgeführt, den Theophano vorbereitet hatte. Noch im Sommer 991 drang ein sächsisches Heer, bei dem sich der junge König selbst befand und das von einem polnischen Heere unter Mesco unterstützt wurde, tief in das Wendenland vor und nahm Brandenburg ein. Aber bald fiel die Stadt wieder in die Hand der Liutizen, die Kizo, ein flüchtiger deutscher Graf, befehligte, der von hier aus Raubzüge unternahm, die ihn bis an die Elbe führten. Im Frühjahr 992 rückte abermals ein sächsisches Heer vor Brandenburg, diesmal von dem Baiernherzog Heinrich, dem Böhmen Boleslaw und polnischen Hülfstruppen unterstützt. Aber Brandenburg blieb in den Händen der Liutizen, da sie Friedensanerbietungen machten und die deutschen Fürsten

gern darauf eingingen. Noch in demselben Sommer mußte man auch gegen die Abodriten zweimal ausziehen, die inzwischen ihren Bischof vertrieben hatten und offen zum Heidenthum zurückgekehrt waren. Der Erfolg dieser Kriegszüge war gering, und auch die Liutizen brachen bald wieder die beschworenen Verträge.

Drei Feldzüge gegen die Wenden wurden im Jahre 993 unternommen, aber ohne Gewinn und Ruhm; vielmehr überschritten die Liutizen bereits die Elbe und verheerten das sächsische Land. Dennoch fiel damals Brandenburg durch Verrath abermals in die Hände der Sachsen; Kizo, den Liutizen so wenig trauend, wie sie ihm, übergab sich und die Burg dem Könige. Die Wenden, von gewaltiger Wuth gegen den treulosen Mann entflammt, umlagerten alsbald Brandenburg mit ihren Heeren, und dringend bat Kizo den König, der gerade in Magdeburg weilte, um Hülfe. Was dieser zufällig an Streitkräften um sich hatte, brach sogleich unter Markgraf Eckard auf, wurde aber von den Wenden ohne Mühe zersprengt. Darauf rückte ein neues stärkeres Heer an, bei dem der König selbst war. Jetzt hielten es die Wenden für gerathen die Belagerung aufzugeben, und Kizo behauptete sich als Ottos Vasall für den Augenblick im Besitz Brandenburgs. Aber er lebte dort inmitten stäter Gefahren, da schon im folgenden Jahre fast das ganze Wendenland gegen die Deutschen die Waffen ergriff; nur die Sorben an dem linken Elbufer blieben auch damals in der Treue.

Erst im Herbst des Jahres 995 konnte ein neuer Wendenkrieg angegriffen werden. Mit einem sächsischen Heere, unterstützt von Polen und Böhmen, drang der junge König in das Abodritenland ein und nahm ihre Hauptfeste Mecklenburg; er überfiel dann die Wilzen an der Peene und Tollense und kehrte über Havelberg nach Sachsen zurück. Ein mühevoller Zug, aber der Aufstand war doch nicht gebändigt und inzwischen auch Brandenburg wieder verloren worden. Als Kizo einst die Burg verlassen hatte, bemächtigte sich der Wende Bolibut, einer seiner Dienstleute, derselben; bei dem Versuche, sie wiederzugewinnen, fand Kizo den Tod, und der Wende behauptete sich in der Burg. Im Winter 995 ergingen neue Raubzüge der Wenden über Sachsen. Als im Anfang des Jahres 996 endlich ein Friede mit ihnen geschlossen wurde, begrüßte man denselben mit Freuden, da er das Land vor ferneren Verheerungen mindestens von dieser Seite her sicher zu stellen schien.

Denn inzwischen waren Sachsen auch schon von anderer Seite angegriffen. Mit dem Heidenthum erwachten im Norden, wie wir sahen, auch die alten Vikingerzüge von Neuem. Noch irrte Sven Gabelbart mit seinen Schiffen auf der Nordsee umher, ein glücklicher Pirat, jetzt als Seekönig mächtiger, als einst auf dem dänischen Throne. Neben ihm that sich als einer der kühnsten Abenteurer Olaf Tryggves Sohn hervor, der das Christenthum, das er als Knabe angenommen hatte, als Jüngling vergaß. Von der Jomsburg, wo wir ihn verlassen haben, war er auf kurze Zeit nach Rußland zurückgekehrt, dann aber erschien er abermals an den Küsten von Gotland, Schonen und Dänemark; kein Gestade am baltischen Meere war vor seinen Ueberfällen sicher, bis er sich endlich in die Nordsee begab. An den Küsten von Sachsen, Friesland und Flandern hat er zuerst hier als Räuber gehaust, dann wandte er sich nach England, wo er sich mit Sven zusammenfand und eng verband. England, von König Ethelred „dem Unberathenen" auf das Erbärmlichste regiert und nach der glücklichen Regierung Edgars mit Blitzesschnelle dem Verfalle zueilend, war schutzlos den Vikingern preisgegeben und mußte sich wiederholt durch große Geldsummen Schonung von den Seeräubern erkaufen; damals fing man dort an das Danegeld als regelmäßige Reichssteuer auszuschreiben. Selbst König Erich, der inzwischen in das Heidenthum zurückgefallen war, begab sich durch Svens und Olafs Glück verlockt, mit Vikingerschaaren auf die See und suchte die deutschen Küsten mit seinen Raubschiffen heim.

Im Jahre 994 — fast zu derselben Zeit als Svens und Olafs Schiffe in der Themse sich zeigten, bei London landeten und erst nach Empfang eines Lösegeldes von 16,000 Pfund Silber abzogen, — liefen schwedische und dänische Schiffe theils in die Mündung der Elbe ein, theils plünderten sie an den Küsten von Friesland und Hadeln; Aschmänner nannten die Sachsen diese Vikinger und ihre Schiffe Aschen. Schnell brachten die Grafen von Stade, die Wächter der Elbmündungen, das Volk in die Waffen und gingen zu Schiff den Vikingern entgegen. Am 23. Juni 994 kam es zu einem unglücklichen Kampfe, in dem Graf Udo selbst fiel; seine Brüder Heinrich und Siegfried wurden gefangen und mit gebundenen Händen von den Aschmännern auf ihre Schiffe geschleppt. Herzog Bernhard nahm sich der gefangenen Grafen an und erwirkte, daß sie gegen ein Lösegeld von 7000 Pfunden freigelassen werden sollten. Eine solche Summe war jedoch nicht sogleich zu

beschaffen: deshalb stellte Graf Heinrich seinen einzigen Sohn als Bürgen und wurde darauf entlassen; für Siegfried, der ohne Sohn war, sollte sein achtzehnjähriger Neffe Thietmar — es war der spätere Bischof von Merseburg und bekannte Geschichtsschreiber — als Bürge eintreten, aber ehe dieser noch den Aschmännern übergeben wurde, gelang es Siegfried die Ketten zu brechen und mit Hülfe eines Fischers zu entkommen. Die Aschmänner eilten dem Flüchtlinge nach und nahmen, als sie ihn nicht erreichten, an den Gefangenen die grausamste Rache. Doch schon eilte auch Herzog Bernhard mit einem sächsischen Heere herbei, um die Elbmündungen von diesen üblen Gästen zu befreien; als die Dänen von seinem Anrücken hörten, stürmten sie in wilder Flucht davon, auf der Viele unter den Schwertern der Sachsen sanken. Ein anderer Vikingerschwarm war indessen in die Weser eingelaufen und bis in die Gegend, wo jetzt Vegesak liegt, vorgedrungen. Als auch sie hier von einem sächsischen Heere angegriffen wurden, zogen sie sich an das Glindesmoor im Süden von Bremervörde zurück. Ein sächsischer Dienstmann, den sie zum Wegweiser genommen hatten, verleitete sie in die tiefsten Moräste; hier wurden sie von den Sachsen überfallen und sollen sämmtlich, 20,000 an der Zahl, erschlagen sein.

Auch in der folgenden Zeit verheerten noch bisweilen Vikingerschaaren die sächsischen und friesischen Küsten, aber zu festen Ansiedlungen brachten sie es nicht, und zugleich gewannen auch die Sachen im Norden eine andere Gestalt. Im Jahre 994 starb König Erich, der Sven den dänischen Thron entrissen hatte; seitdem hoffte dieser auf Rückkehr, und seine Hoffnungen steigerten sich, als es Olaf Tryggves Sohn gelang nach Jarl Hakons Fall die Herrschaft seiner Väter in Norwegen wieder zu gewinnen. In der That kam auch für Sven bald der Tag der Rückkehr; er bot Erichs Wittwe die Hand, und so gelang es ihm Erichs unmündigen Sohn aus dem dänischen Reich zu verdrängen. Aber mit der Herstellung Svens und Olafs gedieh nicht, wie sich nach ihrem früheren Leben hätte erwarten lassen, das Heidenthum zu freierer Entfaltung, sondern ging vielmehr seinem völligen Untergange im scandinavischen Norden nur um so schneller entgegen.

In Olaf waren schon in England christliche Regungen aufs Neue erwacht, englische Priester hatten sein Herz gewonnen, und der Bischof Elfeg von Winchester ihn aufs Neue in die Kirche aufgenommen: zum Dank dafür versprach er die englischen Küsten nie wieder auf seinen

Zügen heimzusuchen und hielt dies Versprechen. Als er dann Norwegen wiedergewann, verbreitete er dort das Christenthum mit Eifer, ja selbst mit Zwang; doch waren es nicht deutsche, sondern englische Missionäre, die ihn hierbei unterstützten. Dem Beispiele Olafs folgte Sven. Auch er wurde Christ und zeigte sich den Christen nicht mehr feindlich gesonnen; nur ließ er die deutschen Priester nicht in sein Land zurückkehren, und die Bisthümer Ripen und Schleswig bestanden auch jetzt nur dem Namen nach fort. Als Erzbischof Willigis damals des Bischofs Eckard von Schleswig auf einer Synode ansichtig wurde, fuhr er ihn hart an, daß er sich nicht in seinem Sprengel befände, aber Eckard gab ihm zur Antwort: „Mein Bisthum ist von den Heiden verheert, die Stadt verlassen, die Kirche verödet; ich habe dort keinen Sitz und diene deshalb nach meinen Kräften der Kirche zu Hildesheim." Trotzdem war Sven bereits in sein Reich und zum Christenthum zurückgekehrt, aber er war nur ein lauer Bekenner der christlichen Lehre und trug wenig Sorge dafür, die kirchlichen Ordnungen seines Reichs herzustellen; am wenigsten wollte er sich dabei deutscher Priester bedienen, da er der Herrschaft der Deutschen nach wie vor widerstrebte. Das Heidenthum brach hier mehr morsch in sich zusammen, als daß es einem kräftigen Angriff der christlichen Welt erlegen wäre; noch ein Menschenalter verging, bis ein geordnetes Kirchenthum sich wieder erhob und christliche Ordnungen tiefer in das Leben des Volkes eindrangen. Ein unklares und halbes Christenthum, wie wir es gleichzeitig in den slawischen und ungarischen Gegenden finden, trat bei den Dänen an die Stelle des alten Götterglaubens.

In derselben Zeit ging auch in Schweden das Heidenthum seinem Verfall entgegen. Olaf der Schooßkönig, Erichs Sohn, neigte sich, obwohl er erst später sich taufen ließ, doch dem Christenthum zu und vertrug sich mit Sven; mit ihm und Jarl Hakons Söhnen verband er sich dann, um Olaf Tryggves Sohn aus Norwegen zu verjagen. Es zog eine gewaltige Flotte gegen den Norwegerkönig aus; in ihr noch einmal Schiffe mit dem Bilde des Thor, denn Viele im Heere waren noch Heiden. Am Ausgang des Oeresunds kam es am 9. September des Jahres 1000 zur Schlacht. So hart bedrängt der Norweger wurde, verzweifelte er nicht, so lange er das Thorbild auf den feindlichen Schiffen sah; als aber Jarl Erich, Hakons Sohn, im Kampfe das Gelübde that sich taufen zu lassen und statt des Thorbildes das Zeichen

des Kreuzes aufrichtete, gab Olaf seine Sache verloren und stürzte sich in die Wogen. Die Sieger theilten sein Reich. Seit jenem Tage sind die Nordlandssöhne unter dem Zeichen des Thor nicht mehr in die Schlacht gezogen, doch auch unter dem Zeichen des Kreuzes setzten sie die Vikingerfahrten fort. Wenn sie damals die deutschen Küsten weniger als die englischen heimsuchten, so geschah dies besonders deshalb, weil die Sachsen und Friesen sich besser schützten, als ihre Stammesgenossen jenseits der See. Freilich leiteten nicht Kaiser und Reich die Vertheidigung, sondern jeder mußte sich mit eigener Kraft wehren, so gut er vermochte. So legte Bischof Bernward von Hildesheim an den Grenzen seines Bisthums, am Zusammenfluß der Ocker und Aller, eine Burg an, die Mundburg genannt: die Besatzung derselben schlug tapfer einen Angriff der Aschmänner ab, und seitdem war von dieser Seite Ruhe. So sicherte Bernward eine andere Stelle — Wirinholt wird der Platz genannt —, wo die räuberischen Schaaren öfters zu landen pflegten, durch eine Feste und verscheuchte sie dadurch auch hier für immer. Der Erzbischof von Bremen flüchtete damals den Schatz und die Kostbarkeiten seiner Kirche landeinwärts nach Bücken unweit Hoya und umgab seine Stadt mit einer Mauer.

In ähnlicher Weise mußten sich auch die Friesen vor den Angriffen der Vikinger auf eigene Hand schützen. Vom Reiche verlassen, trennten sie sich aber mehr und mehr von der Verbindung desselben; noch Kaiser Otto II. hatten sie Heeresfolge geleistet, dann finden wir sie nicht mehr in den Heeren der Kaiser genannt. Zugleich verfiel bei ihnen das Regiment der königlichen Grafen, denen sie schon offen den Gehorsam verweigerten. Als während der Regierung der Theophano dem Grafen Dietrich, dem Vater des Erzbischofs Ekbert von Trier, in den westfriesischen Gegenden große Lehngüter zu Eigenthum geschenkt wurden, entspann sich zwischen dem Grafen und den friesischen Bauern ein andauernder Kampf, in dem Dietrichs Sohn und Nachfolger Arnulf das Leben verlor; nur durch einen Heereszug des Kaisers konnte in der Folge das Ansehen der Grafen hier wieder einigermaßen gesichert werden. In den ostfriesischen Ländern sank die Autorität der Grafen und des Reichs noch tiefer; eine eigenthümliche Gemeindeverfassung bildete sich aus, in der die altgermanische Freiheit auf wunderbare Weise noch einmal auflebte und sich fast unberührt von den Bewegungen des inneren Deutschlands Jahrhunderte lang erhielt.

Vom Osten und Norden zugleich bedrängt, war es dem Reichsregiment unmöglich, tief in die Entwicklung der französischen Angelegenheiten einzugreifen, aber es ließ sie dennoch nicht unbeachtet. Willigis und die deutschen Bischöfe waren es, welche Rom auf die große Gefahr aufmerksam machten, die ihm aus Beschlüssen, wie sie zu Reims gefaßt waren, erwachsen mußte, und noch im Jahre 992 erschien in Deutschland als päpstlicher Legat der römische Abt Leo. In derselben Weise, wie Otto I. einst in der Sache des Erzbischofs Artold von Reims entschieden hatte, gedachte man auch diesmal zu verfahren, und Leo berief eine allgemeine Synode der deutschen und französischen Bischöfe nach Aachen, um in der Reimser Angelegenheit ein Urtheil zu fällen. Aber es waren nicht mehr die Tage des großen Otto, wo die französischen Bischöfe willig auf sein Gebot auf deutschem Boden erschienen; sie leisteten der Berufung des Legaten keine Folge, sondern versammelten sich vielmehr unter dem Vorsitz des jungen Königs Robert in der königlichen Pfalz zu Chelles (7. Mai 992). Hier beschlossen sie wie ein Herz und eine Seele gegen alle ihre Widersacher zusammenzuhalten, nur gemeinschaftlich die Excommunication zu verhängen und von ihr zu lösen; sie erklärten, die Beschlüsse ihrer Synode sollten unantastbare Gültigkeit haben und Alles, was der Papst gegen dieselben unternehmen werde, als null und nichtig erachtet werden; endlich vereinigten sie sich, auch ferner an den Reimser Beschlüssen unverbrüchlich festzuhalten. Man war auf einem Wege, der zu einem vollständigen Bruche mit Rom und zur Gründung einer französischen Landeskirche zu führen drohte.

Man hat häufig, und nicht ganz mit Unrecht in dem damaligen Auftreten der französischen Bischöfe ein Vorspiel der Ereignisse gesehen, die Jahrhunderte später zu der pragmatischen Sanction und zu den gallicanischen Kirchenfreiheiten führten; denn hier waren es, wie dort, politisch-nationale Momente, auf denen die Spaltung mit Rom beruhte. Aber ohne allen Grund hat man die Reimser Beschlüsse auch wohl mit der deutschen Kirchenreformation in Vergleichung gestellt, die vor Allem aus einem religiösen Bedürfniß erwuchs, das uns nirgends in jenen französischen Bischöfen entgegentritt. Gerbert, die geistige Triebfeder der Beschlüsse zu Reims und Chelles, war nicht von fern, wie hoch man auch seine wissenschaftlichen Verdienste anschlagen mag, ein Mann von unerschütterlicher Ueberzeugungstreue; er legte selbst später Hand daran, sein eigenes Werk zu zerstören. Seine Beweggründe und die

seiner Mitbischöfe waren nichts weniger als rein; die Verhandlungen der Reimser Synode und Richers Darstellung dieser Ereignisse lassen uns vielmehr tiefe Blicke in das arge Verderbniß des französischen Episcopats werfen. Man kann es nur als ein Glück ansehen, daß dem in der abendländischen Kirche ausbrechenden Schisma noch zur rechten Stunde vorgebeugt wurde.

Es konnte nicht anders sein, als daß Rom jenen trotzigen Bischöfen Hugo Capets endlich mit allem Ernst entgegentrat. Als der Abt Leo unverrichteter Sache nach Rom zurückkehrte, beschied der Papst die französischen Bischöfe nach Rom. Aber sie weigerten sich dort zu erscheinen; auch Hugo Capet selbst lehnte eine Einladung des Papstes nach Rom ab und forderte diesen vielmehr zu einer Zusammenkunft in Grenoble auf, begreiflicher Weise ohne allen Erfolg. Als aber im Jahre 995 Abt Leo wiederum nach Deutschland gesandt wurde, fand er die Verhältnisse schon um Vieles günstiger als bei seiner ersten Reise. Hugo Capets Glücksstern leuchtete nicht mehr im ersten Glanze; nicht nur daß Hugo im südlichen Frankreich an den meisten Orten nicht die gewünschte Anerkennung fand, daß sich die spanische Mark, da sie umsonst von ihm Unterstützung gegen die Araber beansprucht hatte, von Frankreich losriß, auch in seiner nächsten Nähe erhoben sich Feinde gegen ihn, die er kaum zu bewältigen vermochte. Der Graf Odo von Chartres, Blois und Tours gerieth wegen der Bretagne mit dem Grafen Fulko in blutige Fehde. Fulko, ein treuer Anhänger Hugo Capets, suchte bei diesem Beistand nach, und erhielt ihn: dadurch wurde Odo aus einem Feinde Fulkos zugleich ein verderblicher Gegner des neuen Königthums. Der Kampf nahm bald eine sehr bedenkliche Wendung, und besonders litten unter ihm die Bischöfe, die Hugos Sache zu der ihrigen gemacht hatten. Die Kirche Galliens war Gerberts eigener Aussage nach dem Untergange nahe, und Gerbert selbst fühlte sich in seinem Erzbisthum keinen Augenblick sicher; er fand Feinde aller Orten, und die Furcht vor dem üblen Ausgang einer mit übermäßigen Hoffnungen unter anderen Verhältnissen begonnenen Sache ließ dem ohnehin nicht sonderlich standhaften Manne keine Ruhe. Als daher Abt Leo eine Synode nach Mouzon bei Reims auf den Anfang Juni des Jahres 995 ausschrieb, versprach nicht nur Gerbert sich zu stellen, sondern auch Hugo Capet erklärte sich bereit sowohl selbst auf jener Synode zu erscheinen, wie auch seine Bischöfe zu derselben zu senden.

Eine Ausgleichung schien angebahnt, aber noch einmal änderte sich plötzlich Alles. Es wurde König Hugo hinterbracht, der Bischof Adalbero von Laon sinne abermals auf argen Verrath; er habe nicht nur Odos ganzes Unternehmen gelenkt, sondern zugleich mit dem Hofe in Deutschland hochverrätherische Verbindungen angeknüpft; nichts Geringeres werde beabsichtigt, als Frankreich an den jungen König Otto zu verrathen, Hugo aus dem Wege zu räumen, Odo zum Herzogthum Franzien und Adalbero selbst zum Erzbisthum Reims zu verhelfen; ginge Hugo mit seinem Sohne jetzt nach Mouzon, so werde dort ein deutsches Heer ihn überfallen, mit dem Otto schon gerüstet an der Grenze bei Metz stände. Wahrscheinlich waren diese Nachrichten erfunden oder mindestens sehr übertrieben, aber man brachte es wirklich dahin, daß Hugo und sein Sohn nicht nach Mouzon gingen und ihren Bischöfen verboten das Concil zu besuchen. Adalbero wurde gefangen genommen und die Burg von Laon von Hugo besetzt, der Adalberos Vasallen sich schwören ließ; zu derselben Zeit starb Graf Odo während eines Waffenstillstandes, den er mit dem Könige geschlossen hatte. Hugos Lage nahm wieder eine günstigere Wendung, so daß er um so weniger zur Nachgiebigkeit gegen seine Feinde geneigt war.

Als am 2. Juni 995 der Legat das Concil zu Mouzon eröffnete, waren nur einige deutsche Bischöfe und mehrere Aebte erschienen; dem Befehle Hugos folgsam, hatten sich weder die französischen Bischöfe eingefunden, noch wurde Arnulf seines Kerkers entlassen, um vor die Versammlung zu treten. Dennoch stellte sich Gerbert hier vor das Gericht der deutschen Bischöfe. Er konnte hoffen, daß ihm nichts Uebles begegnen würde; denn schon hatte er sich an den Papst, an die Kaiserin Adelheid, an den Erzbischof Willigis und andere deutsche Bischöfe schriftlich gewendet und sich bemüht sein Benehmen vor ihnen zu rechtfertigen. Gleiches versuchte er jetzt in glänzender und kunstvoller Rede vor der Versammlung und glaubte seines Sieges sicher zu sein. Aber wie war er erstaunt, als ihm der Legat jede gottesdienstliche Handlung bis zu einer neuen Synode verbot, die im Juli zu Reims zur weiteren Untersuchung der Sache abgehalten werden sollte! Nicht zu Reims trat die angekündigte Synode zusammen, sondern zu Coucy zwischen Laon und Noyon, und schon hatten sich hier auch mehrere französische Bischöfe eingestellt. Aufs Neue versuchte Gerbert sich zu rechtfertigen: aber so klar das Verlangen nach einer Aussöhnung mit Rom aus

seinen Worten hervortrat, er machte damit doch, wie es scheint, wenig Eindruck auf den Legaten und die Bischöfe, die in der Sache selbst Nichts entschieden, da noch immer der gefangene Arnulf nicht vor die Synode gestellt war. Erst auf einer neuen Synode, die noch in demselben Jahre zu Senlis abgehalten wurde, verfochten Gerbert und Arnulf persönlich vor dem Legaten und einem zahlreichen Kreise von Bischöfen ihre Sache. Wir kennen die Beschlüsse der Synode nicht, doch ist gewiß, daß Arnulf in seinen Kerker auf Befehl des Königs zurückkehrte, daß auch Gerbert vom Legaten keine befriedigende Entscheidung erlangte. Gerbert verließ darauf im Anfange des Jahres 996 Reims und begab sich nach Rom, theils um dort beim Papste seine Sache in einem günstigeren Lichte darzustellen, theils um mit König Otto zusammenzutreffen, um den er sich einst, wie er meinte und wie es in der That der Fall war, große Verdienste erworben hatte. Je unsicherer seine Verhältnisse in Frankreich wurden, je mehr trieb es ihn zu dem Sohne Ottos II. zurück, dem er einst seinen Eid geschworen hatte.

Der Einfluß, den das deutsche Reich im Norden und Osten unter Otto I. und II. geübt hatte, war offenbar geschmälert, während sich im Westen neben ihm ein neues Königthum erhob, damals nicht eben gefährlich, weil es nur mit Mühe sich selbst behaupten konnte, aber doch schon um seiner Selbsterhaltung willen genöthigt, sich selbstständiger gegen das deutsche Reich zu stellen, als es die letzten Karolinger gethan hatten. Es sank das Ansehen des Reichs nach Außen, während gleichzeitig auch im Inneren weder die Theile so fest zusammenhielten, wie vordem, noch der Landfriede stets mit Erfolg geschützt werden konnte. Wir haben gesehen, wie sich die Friesen vom Reiche so gut wie trennten und die thüringischen Großen in Eckard einen eigenen Herzog wählten. Wahlherzoge treten wieder hervor, die seit mehr als einem Menschenalter verschwunden waren. Auch als Herzog Heinrich von Baiern am 28. August 995 starb, wurde sein Sohn, der damals im dreiundzwanzigsten Jahre stand und urkundlich bereits im Jahre 993 als Mitherzog bezeichnet wird, von den Baiern zum Herzog gewählt und empfing erst als erwählter Herzog die Belehnung des Königs. Doch erhielt Heinrich nicht das ganze Gebiet seines Vaters, der nach dem Tode Heinrichs des Jüngeren im Jahre 989 Kärnthen und die Mark Verona wieder mit Baiern vereinigt hatte; von Neuem wurden diese Länder jetzt von

Baiern getrennt und an den fränkischen Otto, den Sohn Herzog Konrads und der Liutgarde, einem Enkel Ottos des Großen, verliehen. Kärnthen und die Mark Verona blieben damals freilich noch in einer gewissen Abhängigkeit von dem baierischen Herzogthum, das wieder eine mehr nationale Bedeutung gewonnen hatte; auch die österreichische Mark stand zu jener Zeit noch nicht so selbstständig zu Baiern, wie die wendischen Marken zu Sachsen.

Fast mit Nothwendigkeit hatte sich das Regiment der Herzoge während der vormundschaftlichen Regierung freier bewegt und an Umfang gewonnen. Es konnte wenig fruchten, wenn man den Bischöfen Privilegien verlieh, um in ihnen ein Gegengewicht gegen die Uebermacht der Herzoge zu haben, so lange diese Privilegien nur auf dem Pergament standen. Wie Heinrich in Baiern fast ohne Schranke regierte, so waltete der treffliche Konrad mit freier Hand in seinem schwäbischen Herzogthume, das sich auch über den Elsaß erstreckte und nach des Herzogs Tode (20. August 997) auf Hermann II. — wir wissen nicht, ob er Konrads Sohn oder Neffe war, — gleichsam vererbte. Wie mächtig sich aber das Herzogthum auch erhob, wie wenig es jetzt von der Krone behindert wurde, konnte es doch die Fehdelust des Adels und der Geistlichkeit nie ganz unterdrücken. Man sagt, daß in Baiern der Landfriede am besten gewahrt wurde, und doch lebte dort Herzog Heinrich in einer andauernden Fehde mit dem Bischof Gebhard von Regensburg, während zugleich die Babenberger mit dem Würzburger Bischof die schlimmsten Händel hatten. Markgraf Liutpold von Oestreich fand seinen Tod durch einen Pfeilschuß, der die Blendung eines Würzburger Vasallen rächte (10. Juli 994).

Aber war das Ansehen des Königs auch nicht unerschüttert geblieben, im Ganzen hielt das Reich doch zusammen. Und schon waren die Jahre der vormundschaftlichen Regierung vorüber, denn nach der Sitte war der König im fünfzehnten Jahre mit den Waffen bekleidet worden und hatte damit die Regierung selbst übernommen. Man hegte von ihm nicht ohne Grund große Hoffnungen. Gelang ihm eine glänzende That, die ihn an die Seite seines gewaltigen Großvaters stellte, so lag die Welt wieder zu seinen Füßen, und das Reich erstand in seiner vollen Kraft.

14.

Der erste Römerzug Ottos III.

Der junge Otto war zu einem anmuthigen Jüngling erwachsen, des schönen Vaters und der schönen Mutter schöner Sohn; schon sproßte ihm der erste Flaum ums Kinn, und Niemand sah den feinen Jüngling ohne Entzücken. In ritterlicher Sitte war er vom sächsischen Grafen Hoiko erzogen; den ersten Unterricht in den Wissenschaften empfing er von dem Calabresen Johannes, einem gelehrten und vielgewandten Manne, den die Gunst der Theophano in die Kanzlei Ottos II. gebracht und ihm dann die reiche Abtei Nonantula verschafft hatte. Johannes Muttersprache war die griechische, und von ihm und seiner Mutter wird Otto früh neben dem Lateinischen auch das Griechische erlernt haben. Im Jahre 988 hatte Johannes den Hof verlassen und das Bisthum Piacenza erhalten, das um seinetwillen von Ravenna getrennt und zum Erzbisthum erhoben wurde; die Erziehung des Königs wurde darauf einem jungen Geistlichen, Bernward mit Namen, anvertraut, der einem vornehmen sächsischen Hause entstammte und sich in der königlichen Kanzlei das besondere Vertrauen des Erzbischofs Willigis erworben hatte. Bernward wohnte ein vielseitiger, leichtbeweglicher Geist bei; Alles wußte er anzugreifen, Alles gelang ihm; besonders das Fremde und Neue zog ihn an, so daß er Kunstfertigkeiten nach Sachsen verpflanzte, die man dort vorher kaum gekannt hatte; auch in den Wissenschaften drang er überall leicht bis in eine gewisse Tiefe. So wurde Bernward trotz seiner Jugend ein außerordentlicher Lehrer für den geistreichen Knaben, der sich ihm mit ganzer Seele hingab und in seiner Unterweisung überall Nahrung für seinen lebhaften, überaus empfänglichen Geist fand. Schon in früher Jugend zeigte Otto nicht nur eine nicht zu stillende Wißbegierde, sondern besaß auch eine so ungewöhnliche Summe von Kenntnissen, daß man ihn für ein Wunder der Welt hielt und später so nannte. Bernward wurde im Anfange des Jahres 993 zum Bischof von Hildesheim erhoben, und die wissenschaftliche Erziehung des Königs mochte nun als beendigt gelten; die weitere Bildung für die Herrschaft und besonders für den Krieg sollten ihm wohl die Züge gegen die Wenden geben, an denen er sich unausgesetzt betheiligen mußte.

So wuchs Otto heran in ernsten Beschäftigungen, aber zugleich sich immer mehr erfüllend mit den überschwänglichsten Ideen von der Stellung, die er in der Welt einnehmen sollte. Der Sohn Ottos II. und der Theophano, der Enkel der Kaiser des Morgen- und Abendlandes, konnte nur mit den höchsten Vorstellungen von der ihm übertragenen Gewalt, mit der Hoffnung großer Thaten, mit weltbewegenden Gedanken seine Seele nähren und seine Phantasie beleben: es lag eine andere Lebensbahn vor ihm, als sich beim Eintritt in das Leben vor den Blicken anderer Menschen eröffnet. Weder Theophano, noch Adelheid und Willigis konnten ihm vorenthalten, zu wie großen Dingen er bestimmt sei; war dieser Knabe doch ihrer Aller Hoffnung, glaubten sie doch, daß er vollenden würde, was Vater und Großvater so rühmlich begonnen hatten. Wer mag sich da verwundern, wenn auch Hoffahrt und Uebermuth sich in Otto regten, als er zum Jünglinge heranwuchs, und wenn er sich oft lieber seinen Launen überließ als dem weisen Rathe Aelterer folgte; zuletzt soll sogar die Kaiserin Adelheid den Uebermuth ihres Enkels nicht mehr haben ertragen können und sich deshalb vom Hofe entfernt haben. Die schon betagte Frau, die seit geraumer Zeit mit den Mönchen von Cluny in ununterbrochener Verbindung stand und erst das Kloster Peterlingen im burgundischen Reiche, dann das St. Salvatorskloster zu Pavia für sie begründet hatte, zog sich auf ihr Witthum nach dem Elsaß zurück und betrieb zu Selz den Bau eines neuen Klosters, das sie mit besonderer Pracht ausstattete und unmittelbar unter den Schutz des Stuhls Petri stellte.

Willigis, in dessen Hand seitdem vornehmlich die Reichsgeschäfte ruhten, sah ein, es sei hohe Zeit, daß das Kaiserthum, so lange gleichsam hinter Wolken verhüllt, seine Strahlen weithin wieder über die Welt ergieße und der junge König glänzend die ihm bestimmte Bahn betrete. Besonders die geistlichen Fürsten schlossen sich eifrig der Meinung des Erzbischofs an und rüsteten mit aller Sorgfalt, um dem Römerzuge Ottos den hellsten Glanz zu geben, während gleichzeitig der Erzbischof Johannes von Piacenza und der Bischof Bernward von Würzburg nach Constantinopel gesandt wurden, um für den Sohn der Theophano um die Hand einer griechischen Kaisertochter zu werben. Nachdem der König im October 995 den Feierlichkeiten beigewohnt hatte, unter denen seine Schwester Adelheid im Kloster zu Quedlinburg den Schleier nahm, dann einen großen Zug gegen die Wenden begleitet

hatte, dem im Anfange des Jahres 996 der erwähnte Friedensschluß folgte, richtete er seine Gedanken ganz auf den Römerzug, zu dem ihn überdies Papst Johann, von Crescentius Tyrannei immer schwerer bedrängt, dringend aufforderte. Auch traurige Vorgänge in Capua mußten zum Zuge mahnen. Dort war im Jahre 993 der Fürst Landenulf im Aufstande erschlagen worden, und das Fürstenthum schien sich der deutschen Herrschaft völlig entziehen zu wollen. Aber Hugo von Tuscien und Trasemund, Markgraf zu Spoleto und Fermo, brachten die Capuaner wieder zum Gehorsam zurück und setzten Landenulfs Bruder Laidulf, der sich noch im Jahre zuvor am königlichen Hofe in Deutschland eingestellt hatte, zum Fürsten von Capua ein, obwohl er an Landenulfs Tode, wie man wenigstens später behauptete, nicht ohne Schuld war. So wurde Capua wieder für den Augenblick gesichert, doch flößte der Zustand Unteritaliens nichtsdestoweniger mannigfache Besorgnisse ein.

Im Februar 996 sammelte sich um Regensburg ein stattliches Heer, um den jungen König über die Alpen zu begleiten. Die geistlichen Fürsten hatten nicht nur ein großes Vasallengefolge aufgebracht, sondern sich meist auch in Person bei dem Heere gestellt, vor Allen Willigis selbst, die Seele des ganzen Unternehmens, bei dem es kaum weniger die Herstellung des Papstthums als des Kaiserthums galt. Der junge König selbst traf um die Mitte des Februar in Regensburg ein, freudestrahlend, mit Begeisterung der Zukunft entgegengehend. Nicht ohne Herrschertrotz trat er auf, aber mit demselben mischten sich mystischer Tiefsinn und der Hang zu ascetischen Bußübungen. Weltmacht und Weltentsagung begannen schon damals in seiner Seele den schweren Kampf, in dem sie selten Frieden finden sollte. Es wird erzählt, daß er beim Besuch des Klosters St. Emmeram zu Regensburg dem dortigen Abt Romuald, von dem ihm Schmähworte auf seine Person hinterbracht waren, stolz und hochfahrend begegnete. Aber der alte Abt rechtfertigte sich mit leichter Mühe, und sofort war der König völlig verändert; er saß auf niedrigem Schemel zu den Füßen Romualds, hörte dessen ernste Ermahnungen unter Thränen der Buße, beichtete ihm seine Sünden, und sprach, da er aus dem Kloster trat, zu seinen Begleitern: „Wahrlich, der Geist Gottes hat durch dieses Mannes Mund zu mir geredet!“ Gegen Ende des Februar verließ er mit dem Heere die Stadt; die heilige Lanze wurde ihm vorgetragen, unter Psalmen und Lobgesängen trat man den Zug an.

Noch bedeckte tiefer Schnee die Alpen, die man am Brenner nicht ohne Beschwerde überstieg. Kaum hatte man die Grenze italischer Zunge erreicht, so erschienen Gesandte des Dogen von Venedig — es war der zweite Peter Orseolo, ein junger, kräftiger und überaus kluger Fürst, — um den König zu bewillkommnen; sie hatten zugleich Beschwerden gegen den Bischof von Belluno vorzutragen, bei denen der König sich durchaus auf die Seite des Dogen stellte. Der Zug Ottos ging das Etschthal hinab nach Verona, und hier trafen abermals Gesandte von Venedig ein, die den Sohn des Dogen dem Könige zuführten, damit er in dessen Gegenwart gefirmelt werde und zum Zeichen des engen Bundes zwischen dem König und der Republik den Namen Otto empfange. Unerwartet brachen zu Verona Händel zwischen den Deutschen und den Einwohnern der Stadt aus, in denen nicht wenige Deutsche, und unter ihnen ein dem Könige sehr befreundeter Jüngling, auf den Straßen erschlagen wurden. Aber man wußte den Streit auszugleichen und setzte ungehindert den Marsch nach Pavia fort, wo der König das Osterfest feierlich beging und wo sich alle Fürsten des italischen Reichs um ihn sammelten, ihm auf das Evangelium den Eid der Treue erneuerten und ihm abermals huldigten. Zu Pavia erhielt Otto die Nachricht, daß Papst Johann XV. einem hitzigen Fieber erlegen sei, und als er sich gleich darauf nach Ravenna begab, erschienen auch bereits Gesandte des römischen Adels und verlangten aus seiner Hand den neuen Papst zu empfangen. So groß war der Eindruck, den das erste Auftreten des Königs in Italien hervorrief!

Auf den Rath seiner Fürsten und gewiß vornehmlich auf Willigis Betrieb bestimmte der König einen seiner nächsten Verwandten, den jungen Brun, zum römischen Papste. Brun, ein Sohn des Herzogs Otto von Kärnthen, war dem geistlichen Stande bestimmt, wissenschaftlich auf das Sorgsamste ausgebildet und früh in die königliche Kapelle aufgenommen worden, wo Willigis die ausgezeichneten Gaben dieses jungen Fürsten erkannt hatte. Sofort sandte Otto, der noch vor seiner Kaiserkrönung über den Stuhl Petri verfügte, seinen Vetter in der Begleitung des Erzbischofs Willigis von Mainz und des Bischofs Hildibald von Worms, des Erzkanzlers und des Kanzlers des deutschen Reichs, nach Rom, wo seine Wahl von der römischen Geistlichkeit und dem römischen Volke einstimmig anerkannt wurde und am 3. Mai 996 die feierliche Erhebung Bruns auf den Stuhl Petri erfolgte. Der junge Papst, der erste

Deutsche, der zum Nachfolger Petri eingesetzt wurde, nahm zur Erinnerung an Gregor den Großen den Namen Gregor V. an.

Otto verweilte einige Zeit in Ravenna, wo er ohne noch den kaiserlichen Namen zu führen alle kaiserlichen Rechte übte, dann brach er nach Rom auf. Jubelnd und in festlichem Glanze zog ihm das Volk entgegen und holte ihn feierlich in die Stadt ein. Am 21. Mai, dem Himmelfahrtstage, wurde Otto III. von Gregor V., der Enkel Ottos I. von einem Urenkel des großen Kaisers, im Beisein einer zahllosen Menge, die aus allen Ländern des Abendlandes herbeigeeilt war, zum Kaiser, Patricius und Schirmvogt der römischen Kirche gesalbt und gekrönt. Sogleich nach seiner Krönung ließ der neue Kaiser das frohe Ereigniß seiner Großmutter melden und dankte ihr für alle Sorgen, deren sie sich zur Erhaltung des Reichs unterzogen hatte. So heißt es in dem uns noch erhaltenen Briefe: „Daß uns nach Eurem Wunsch und Verlangen die Gottheit die Rechte des Kaiserthums glücklich übertragen hat, darin verehren wir ebenso sehr den göttlichen Willen, wie wir Euch dafür Dank wissen. Denn es sind uns Eure mütterliche Zärtlichkeit und Eure Liebeswerke wohl bekannt, für die wir ewig Euer Diener sein und bleiben müssen. Demnach da unsere Erhebung Eure Ehre erhöht, wünschen und bitten wir Euch dringend, daß der Staat auch ferner durch Euch gefördert und glücklich geleitet werde.“ Der überaus ergebene Brief sollte wohl manche Wunden heilen, die der jugendliche Trotz des Kaisers der Großmutter geschlagen hatte.

Kraftvoll walteten der neue Kaiser und der neue Papst jetzt in Rom, wo man ein geordnetes Regiment seit mehr als zehn Jahren nicht gekannt hatte. Vereint hielten sie zuerst eine Synode ab, dann saßen sie zu Gericht. „Die bekümmerten Wittwen und die bedrängte Armuth frohlockten,“ sagt Johannes Canaparius, ein Römer jener Zeit, „denn der neue Kaiser und der neue Papst sprachen nun wieder dem Volke Recht.“ Auch Johannes Crescentius, der bis dahin mit tyrannischer Gewalt Rom beherrscht hatte, wurde zur Rechenschaft gezogen und nach dem Spruche der Fürsten zur Verbannung verurtheilt; aber auf die Fürbitte des Papstes verzieh Otto dem harten und gewaltthätigen Manne, der ihm jedoch aufs Neue den Eid der Treue leisten mußte. Nach kurzer Zeit verließ der Kaiser Rom, das er der Obhut des Papstes vertraute. Im Monat Juni trat er durch Tuscien den Rückweg nach Pavia an, überschritt im August die Alpen am Splügen oder am Julier,

zog das Rheinthal hinab und verweilte im Monat September in Mainz und in seiner Pfalz zu Ingelheim. Am 18. November verherrlichte er die Einweihung des Klosters Selz zur Freude Adelheids durch seine Gegenwart.

Glanzvoll war das Kaiserthum hergestellt; das Papstthum war ihm nicht allein unterthan, sondern durch die engsten Bande der Natur verbunden. Fast ohne alle Schwierigkeit war man zu Erfolgen gekommen, welche dem Abendlande eine glückliche Zukunft zu verbürgen schienen.

15.

Geistige Richtungen der Zeit und des Kaisers.

So schnell der erste Römerzug Ottos beendigt war, blieb er nicht ohne nachhaltigere Wirkungen und machte namentlich auf das lebhafte Gemüth des Kaisers den tiefsten Eindruck. Die raschen Erfolge, die ihm jenseits der Alpen zu Theil geworden waren, rissen seine Einbildungskraft fort und gaben ihm ein nicht geringes Bewußtsein der eigenen Kraft, die sich daheim in den unglücklichen Wendenkriegen nur nicht auf einem ihrer würdigen Schauplatze habe zeigen können. Und kaum ließ es sich anders erwarten, als daß einen jungen so geistig angeregten und ehrgeizigen Fürsten alle Erinnerungen an die alte römische Kaiserwelt, die ihm in Italien entgegengetreten waren, auf das Lebhafteste erfaßten, zumal er sich als den glücklichen Nachfolger jener gewaltigen Imperatoren vom Abendlande verehrt sah.

Während so weltlicher Ehrgeiz Ottos Herz mit immer festeren Banden umstrickte, ergriff aber zugleich seine Seele mit noch größerer Gewalt auch jener schwärmerische Zug zu ascetischen Bußübungen und mystischen Meditationen, dessen erste Regungen sich bereits gezeigt hatten, ehe er den Fuß über die Alpen setzte. Der Funke glimmte in ihm schon früher, aber erst die Eindrücke Italiens fachten ihn zu hellen Flammen an. Indem er jetzt die ganze Bedeutung der Macht begreifen lernte, warf er sich wunderbarer Weise zugleich in eine geistige Richtung, die ihn alles Irdische als nichtig verachten hieß. Die widerstrebendsten Re-

gungen ergriffen die Seele des reichbegabten Jünglings und entwickelten in ihm eine phantastische Lebensansicht, die für jeden Menschen bedenklich, für einen Fürsten seiner Stellung überaus gefährlich werden mußte. Um aber die Einflüsse, unter denen sich diese Entwicklung vollzog, richtig zu würdigen, ist es nothwendig auf die reformatorischen Bestrebungen, welche sich damals in der Kirche Frankreichs und Italiens Bahn zu brechen begannen, den Blick zu richten.

Wenn in den deutschen Ländern, als die Schrecken einer grauenvollen Zeit die Menschen beten lehrten, die tiefere religiöse Bewegung auch außerhalb des Episcopats entstanden war und sich zuerst mehr in dem Einsiedler- und Mönchthum als in der höheren Geistlichkeit kundgegeben hatte, so hatte sie hier doch bald auch die Führer der Kirche selbst ergriffen und durchdrungen. Konnte es eine Zeit lang scheinen, als würde sich ein schroffer Gegensatz zwischen der Kloster- und Weltgeistlichkeit entwickeln, so war dieser längst überwunden; es hatte in Deutschland in gewissem Sinne eine Reformation der ganzen Kirche stattgefunden, und zwar nicht im Widerspruche mit der königlichen Gewalt, sondern vielmehr im nächsten Anschluß an dieselbe. Wir wissen, wie eng sich dann das Kaiserthum mit der deutschen Geistlichkeit verbündete, wie es ihr einen weiten Kreis zu freier Missionsthätigkeit eröffnete, zu neuen Organisationen in der Kirche ihre Kräfte in Anspruch nahm, ja ihr sogar auf die rein weltlichen Dinge einen sehr bedeutenden Einfluß einräumte, indem es die Bischöfe und Aebte zu den wichtigsten Staatsgeschäften benutzte. So hatte die Reformation des kirchlichen Lebens bald geradezu auch den Staat selbst erfaßt, und ein fester, ungemein folgenreicher Bund war zwischen dem deutschen Reich und der deutschen Kirche geschlossen worden. Es konnte nicht anders sein, als daß sich in diesem Bunde die ascetische Richtung, welche das neuerwachte geistliche Leben im Anfange bezeichnet hatte, mehr und mehr verlor; waren es doch durchweg praktische Aufgaben, welche die Verhältnisse der Zeit der deutschen Geistlichkeit stellten und die sie zum guten Theil mit wunderbarer Geschicklichkeit löste. Mit Begeisterung warfen sich alle lebhaften Geister innerhalb dieses Standes in jenen großen Kampf um die höchsten irdischen und himmlischen Güter, in dem das Kaiserthum seinen Beruf zu erfüllen meinte, und es kümmerte sie nicht viel, ob sie dabei mit den alten Satzungen der Kirche mannigfach in Widerspruch geriethen. Wenn nun auch, so tief in weltliche Bestre-

bungen verwickelt, einzelne auf Abwege geriethen, wie der herrschsüchtige Dietrich von Metz und der habsüchtige Gisiler von Magdeburg, so waren doch in der Mehrzahl die deutschen Bischöfe jener Zeit fromme Männer, mit wahrhaft christlichen Tugenden geschmückt, fest in Glaube und Hoffnung begründet; nach dem übereinstimmenden Urtheil der Zeitgenossen waren sie am wenigsten von der sittlichen Fäulniß angesteckt, welche den hohen Klerus in fast allen Ländern des Abendlandes ergriffen hatte. Auch die deutsche Klostergeistlichkeit nahm an den Bestrebungen des Reichs den lebendigsten Antheil und wurde dabei vielfach in weltliches Treiben hineingezogen; man könnte nicht sagen, daß es gerade vorherrschend die klösterlichen Tugenden gewesen seien, die unter diesen Mönchen blühten, noch daß sie vor Allem die Regel des h. Benedict, obwohl sie bei ihnen in hohen Ehren stand, zur Richtschnur ihres Lebens gemacht hätten, aber nichtsdestoweniger zeigte sich auch in ihnen eine aufrichtige Frömmigkeit mit ihren Früchten. Wer die Zustände der deutschen Klöster am Ende dieses Jahrhunderts mit denen im Anfange desselben vergleicht, nimmt die gewaltige geistige Umwälzung, die stattgefunden hatte, überall wahr.

Auch in Frankreich und Burgund war fast gleichzeitig eine Reformation des kirchlichen Lebens eingetreten, aber auf sehr verschiedene Weise. Die reformatorischen Bestrebungen wandernder irischer Mönche waren hier ohne erhebliche Erfolge geblieben, auch mehrere von lothringischen Geistlichen ausgehende und von Otto dem Großen und Erzbischof Brun begünstigte Versuche, das kanonische und klösterliche Leben unter der Geistlichkeit neu zu regeln, wirkten nicht nachhaltig; bei weitem tiefer griffen die Reformationsversuche des Klosters Cluny ein. Berno, der Sohn eines burgundischen Grafen, begründete dieses Kloster im Jahre 910 auf französischem Boden, hart an der Grenze des burgundischen Reichs. Der Herzog Wilhelm von Aquitanien, der den Mönchen den Grund geschenkt, entzog schon im Stiftungsbrief sie ausdrücklich der Abhängigkeit jeder anderen geistlichen oder weltlichen Aufsichtsbehörde und stellte sie unmittelbar unter Rom; das Kloster wurde dem Stuhle des heiligen Petrus gewissermaßen zum Eigenthum geschenkt und sollte ihm zur Anerkennung dessen jährlich einen Zins von zehn Schillingen zahlen. Berno suchte zunächst in seinem Kloster die fast vergessene Regel des heiligen Benedict in ihrer ganzen Strenge zur Anwendung zu bringen; sein Streben hatte den besten Erfolg und fand solche Aner-

kennung, daß sich auch andere Klöster ihm freiwillig unterordneten und er bei seinem Tode bereits an der Spitze von sieben Klöstern stand, die zu einander in eine enge Gemeinschaft traten. Das begonnene Werk führte dann Odo, der zweite Abt, auf das Glänzendste fort. Er war es, der die besonderen Ordnungen für Cluny feststellte, welche die Strenge der alten Benedictinerregel schon weit überboten und wie sie einerseits durch außergewöhnliche Entbehrungen und Kasteiungen, namentlich auch durch anhaltendes Stillschweigen, das innere Leben zu wecken suchten, so andererseits auch das äußere Leben nach allen Seiten hin auf das Genaueste regelten. Ein unglaubliches Ansehen gewann Odo als Reformator des abendländischen Mönchthums; nicht allein in Frankreich traten viele Klöster seiner Regel bei, vor Allem die altberühmte Abtei Fleury im Sprengel von Orleans, sondern auch über Italien erstreckte er seine Wirksamkeit. Alberich stellte ihn an die Spitze aller römischen Klöster, König Hugo suchte durch ihn die Geistlichkeit der Lombardei auf einen heilsameren Weg zu bringen, selbst Monte Cassino, das Mutterkloster des ganzen Abendlandes, wurde von ihm reformirt, was die Cassinesen entweder bald vergaßen oder absichtlich verbargen. Odo war es, der den geistlichen Ruhm Clunys für alle Folge begründete, wie sein Nachfolger Aymardus dann die äußere Zukunft des Klosters durch Ansammlung eines bedeutenden Vermögens und die Gewinnung großer Schenkungen sicherte.

Im blühendsten Zustande war das Kloster, als Majolus, der vierte Abt, die Leitung desselben übernahm und fast durch funfzig Jahre fortführte (948—994). Während dieser langen Amtsführung hat er mit dem größten Glück die von seinen Vorgängern eingeschlagene Bahn verfolgt. Die Zahl der Mönche zu Cluny stieg unter ihm auf 177; 37 Klöster, theils im östlichen Frankreich, theils in Burgund, verehrten in ihm ihr gemeinsames Oberhaupt und wurden durch von ihm gesetzte Mitäbte regiert; schon standen auch manche Klöster in Italien und Deutschland, wenn sie sich gleich selbstständiger verwalteten, in nahen Beziehungen zu ihm, so daß sie seinen Anordnungen willig Folge zu leisten pflegten. Die Congregation von Cluny konnte bereits als Ziel eine monarchische Organisation des gesammten Mönchthums unter ihrem Abte ins Auge fassen und schien diesem Ziel mit starken Schritten entgegenzugehen. Majolus besaß das besondere Vertrauen des burgundischen Königshauses und wurde durch Adelheid auch den sächsischen Kai-

fern bekannt und von ihnen hochgeehrt. Otto I. berief ihn nach Italien, um dort die verfallene Klosterzucht herzustellen; Otto II. soll ihm sogar den Stuhl Petri angeboten, aber Majolus, der schon als Jüngling den erzbischöflichen Stuhl von Besançon verschmäht hatte, sich geweigert haben das Kloster zu verlassen. Als Majolus dem von ihm selbst bezeichneten Nachfolger Odilo die Regierung Clunys übergab, beherrschte dasselbe bereits fast die ganze Klostergeistlichkeit Frankreichs und Burgunds und hatte auf den meisten Thronen einflußreiche Beschützer gewonnen. Die Bestrebungen der Cluniacenser begannen schon weit über die ursprünglichen Zwecke der Congregation hinauszugehen; es war ihnen nicht mehr genug, das Mönchsthum in seinem ganzen Umfange zu reformiren, sie richteten ihr Augenmerk zugleich darauf, das kanonische Leben in der gesammten Weltgeistlichkeit zur Anerkennung zu bringen und in dieser eine ähnliche Hierarchie aufzurichten, wie in ihrem Orden bestand, indem sie alle Kirchen dem Bischof zu Rom unmittelbar und unbedingt unterwarfen. Man kann sagen, daß ihr Streben dahin ging, die pseudoisidorischen Decretalien durchzuführen, welche die Päpste selbst zwar niemals verleugnet hatten, aber die doch seit geraumer Zeit kaum recht zur Geltung gebracht waren. Die Congregation von Cluny gewann für jene und die nächstfolgende Zeit etwa dieselbe Bedeutung, wie in der neueren Zeit die Gesellschaft Jesu, mit welcher sie in ihren Grundsätzen und ihrer Verfassung mannigfache Vergleichungspunkte darbietet.

Obschon keinem Zweifel unterliegt, daß die Cluniacenser einen mächtigen Einfluß auf die Neubelebung des kirchlichen Lebens namentlich in Frankreich und Burgund geübt hatten, war doch die von ihnen ausgehende Reformation noch nicht so tiefgreifend, wie die gleichzeitige in Deutschland; vor Allem nicht aus dem Grunde, weil es ihnen nicht gelang die Bischöfe Frankreichs für sich zu gewinnen, sie vielmehr mit diesen in die heftigsten Streitigkeiten geriethen. Die französischen Bischöfe, meist aus den ersten Familien des Landes gewählt, standen an Gelehrsamkeit dem deutschen Klerus in keiner Weise nach, vielmehr erhielten sich gerade unter ihnen die letzten Reste der eigenthümlichen Kultur der Karolingischen Zeit; um so weiter aber traten sie an geistlicher Weihe und Würdigkeit hinter den deutschen Bischöfen zurück. Ihre theokratisch-hierarchischen Tendenzen hatten sie nothgedrungen aufgegeben, aber um so mehr suchten sie sich in dem reichen Besitzthum ihrer Kirchen, das ihnen von

allen Seiten angefochten wurde, zu sichern. Den offenen Gewaltthaten der mächtigen Laien gegenüber nicht durch ein kraftvolles Königthum geschützt, mußten sie zu Listen und Intriguen der schlimmsten Art ihre Zuflucht nehmen und verfielen so in jene tiefe Verderbtheit, die wir in der Geschichte Hugo Capets hinreichend haben kennen lernen. Weniger der Wollust und Sinnenlust hingegeben als die italischen Bischöfe, waren sie doch nicht minder verweltlicht, ja wo möglich noch tiefer sittlich gesunken und hatten sich zuletzt zu gehorsamen Dienern der Despotie erniedrigt. Schonungslos rügte Cluny dieses weltliche und niedrige Treiben der Bischöfe, während es zugleich sich und seine Genossenschaft jeder bischöflichen Aufsicht zu entziehen suchte und eine Ausnahmestellung beanspruchte, der mit Recht, da sie den alten kirchlichen Ordnungen durchaus widersprach, von den Bischöfen die Anerkennung verweigert wurde. So stand Cluny nicht allein mit dem Bischof von Macon, in dessen Sprengel es lag, in stätem Hader, sondern trat überall dem gesammten Episcopat Frankreichs feindlich entgegen; auf der Reimser Synode hatten sich die französischen Aebte allein gegen die Schritte der Bischöfe auf die Seite des römischen Stuhls gestellt.

Wenn die Reformation, welche von den Cluniacensern ausging, bis dahin nicht einmal in Frankreich den religiösen Zustand völlig umgestalten konnte, so gelang ihnen dies noch viel weniger in Italien, so viele Versuche sie auch zu Reformen gemacht und so mächtige Gönner sie gefunden hatten, noch zuletzt in der Kaiserin Adelheid, deren Vertrauter und Gewissensrath Abt Odilo war. Die Reformen der Cluniacenser in den italischen Klöstern gingen meist schnell wieder unter, und noch weniger als die Klostergeistlichkeit achteten die schwelgerischen Bischöfe Italiens auf die Mahnungen der französischen Mönche.

Spät erst und auf eigenthümliche Weise brach in Italien wieder ein tieferes religiöses Leben hervor. Wie es seine Befriedigung weniger in äußeren Ordnungen, als in mystischer Vertiefung des Geistes fand, so war es auch nicht sowohl eine Genossenschaft, die hier Bahn brach, als einzelne besonders begabte Persönlichkeiten. Zuerst tritt uns da der heilige Nilus entgegen. Zu Rossano im griechischen Calabrien bald nach dem Anfange des Jahrhunderts geboren, war er im dreißigsten Jahre in ein Kloster seiner Heimath getreten und hatte die bei den Griechen gebräuchliche Regel des heiligen Basilius angenommen. Die Strenge seiner Lebensweise, die Bedeutsamkeit seines ganzen Wesens

und vornehmlich die übernatürlichen Kräfte, die ihm beizuwohnen schienen, gaben ihm eben so viel Ansehen bei den Mächtigen der Welt, wie Achtung und Einfluß bei der Masse des Volkes. Man wollte ihm das Bisthum Rossano ertheilen, er aber entzog sich dieser Stellung, die ihn tief in die Sorgen und Gefahren des weltlichen Lebens verstrickt hätte, und obwohl der Sprache und Sitte nach Grieche, begab er sich mit einigen Gefährten in das lateinische Italien. Der Abt von Monte Cassino zog ihm mit allen seinen Mönchen feierlich in Procession entgegen und ehrte ihn wie einen Gesandten Gottes. Nilus billigte die Sittenstrenge, die damals im Kloster herrschte, und bat den Abt, er möge ihm und seinen Gefährten einen Wohnsitz in den umliegenden Bergen einräumen, um dort unter der Gerichtsbarkeit des Klosters ein Einsiedlerleben zu führen. Das kleine Michaelskloster zu Valleluce wurde ihm gegeben, und hier lebte er nahe an fünfzehn Jahre. Da dann das Leben der Mönche in Monte Cassino sich verweltlichte, sagte er zu seinen Gefährten: „Laßt uns diesen Ort verlassen, denn der Zorn Gottes wird ihn nicht lange verschonen!“ und begab sich in das Gebiet von Gaeta, wo er sich dauernd ansiedelte und von diesem neutralen Boden zwischen dem abend- und morgenländischen Reiche seine Mahnungen und Weckrufe an die Gewaltigen der Erde ergehen ließ. Den Beruf und die Kraft zu denselben schöpfte er mehr aus der Versenkung des Geistes in das göttliche Wesen, als aus äußeren Büßungen, obwohl er auch auf diese nicht geringes Gewicht legte.

Nilus geistesverwandt war der Ravennate Romuald, der zu derselben Zeit Norditalien mit seinem Rufe erfüllte. Er war einem vornehmen Geschlecht entsprossen und hatte lange ein üppiges und lasterhaftes Leben geführt. Eine Blutschuld, die sein Vater auf sich lud, indem er einen seiner Verwandten erschlug, erweckte zuerst in ihm ernstere Gedanken und brachte ihn dazu der Welt abzusagen und das klösterliche Leben zu wählen. Er trat in das Kloster des heiligen Apollinaris zu Ravenna, wurde hier aber durch Bußpredigten seinen Genossen mit der Zeit so verhaßt, daß er sich vor ihnen flüchten mußte. Bei einem Einsiedler im Venetianischen, mit Namen Marino, fand er Aufnahme und lebte mit ihm unter großen Entbehrungen mehrere Jahre. Den Dogen von Venedig Peter Orseolo I., der durch den Tod seines Vorgängers schwere Schuld auf sich geladen hatte, suchten Marino und Romuald zur Erkenntniß seiner Sünden zu bringen und bewogen ihn endlich dem

weltlichen Leben zu entsagen; sie verließen mit ihm heimlich das Gebiet Venedigs und begaben sich nach Catalonien, wo sie lange ein Eremitenleben führten. Romuald kehrte später nach Italien zurück und suchte nun hier eine durchgreifende Reformation des Klosterlebens herbeizuführen, wobei er vom Markgrafen Hugo, damals dem mächtigsten Manne im Lande, auf alle Weise unterstützt wurde. Otto III. übertrug ihm einige Jahre nachher die Abtei Classe zu Ravenna; aber die Strenge Romualds fand in dem Kloster so heftigen Widerspruch, daß er bald sehnlichst seines Amtes wieder enthoben zu werden wünschte. Dies geschah, doch feierte deshalb Romuald nicht, und nahe und fern übte er noch immer eine fast unwiderstehliche Gewalt auf Alle, die den verderbten Zustand der Kirche beklagten.

Ein großartiger Aufschwung war in diesen Männern, welche der Religion in Italien neues Leben gaben; wie nahe sie sich auch mit den Cluniacensern berührten, ihr innerstes Wesen wurzelte doch keineswegs in demselben Boden, wie das äußere Kirchenthum der französischen Mönche. Dieses neuerwachte Religionsleben hatte nun auch bereits Rom berührt, wenn auch nicht die Päpste und den hohen Klerus, doch einzelne der dortigen Klöster. Das Paulskloster vor der Stadt stand seit geraumer Zeit in naher Verbindung mit Cluny, ebenso das von Alberich begründete Marienkloster auf dem Aventin, wo Odilo oft verweilte. Dagegen war das benachbarte den alten römischen Märtyrern Alexius und Bonifacius geweihte Kloster auf derselben Höhe, wo einige griechische Mönche nach der Regel des h. Basilius friedlich neben abendländischen Benedictinern lebten, von dem Geiste des Nilus ergriffen, und dessen Abt Leo — derselbe, den wir als päpstlichen Legaten in Deutschland und Frankreich haben kennen lernen, — stand mit dem Heiligen von Gaeta in vertrauter Freundschaft. Ein Mönch dieses Klosters, der Böhme Adalbert, war es, der zuerst das Gemüth des jungen Kaisers in seiner tiefsten Tiefe zu erfassen wußte.

Der Böhme Adalbert und Kaiser Otto III.

Adalbert oder Woytiech, d. i. Heerestrost, entstammte einer der ersten Familien Böhmens; sein Vater Slawnik war den böhmischen Herzogen und durch diese der baierischen Fürstenfamilie, ja dem Kaiserhause selbst verwandt. Slawnik war Christ, aber die neuangenommene

Religion hatte nur obenhin sein Herz berührt, desto tiefer das seiner Gemahlin Strziezislawa. Unter vielen Brüdern zeichnete sich Woytiech besonders durch körperliche Schönheit aus. Die Eltern glaubten, daß ihm viel Freude in der Welt erblühen werde, und bestimmten ihn dem weltlichen Leben. Aber in frühester Jugend schon erkrankte der schöne Knabe. In der Angst ihres Herzens legten ihn die Eltern auf den Altar der heiligen Jungfrau und gelobten ihn dem Dienste Gottes und der Kirche, wenn er genesen sollte, — und er genas.

Als die Jahre gekommen waren, wo der Unterricht des Knaben beginnen konnte, wurde er der Zucht christlicher Priester übergeben. Sobald er den Psalter inne hatte, schickte ihn der Vater in die neubegründete Stiftsschule zu Magdeburg, wo Otrik, der sächsische Cicero, sein Lehrer war. Neun Jahre verlebte Woytiech zu Magdeburg und wurde bei seiner Firmelung nach dem ersten Bischof Adalbert genannt; so vertauschte er den böhmischen Namen mit einem deutschen. Dann kehrte er nach Böhmen zurück und wurde hier zum Priester geweiht. Aber trotz der Weihe blieb er ein Weltkind, und später noch gedachten Viele gern des lebenslustigen Jünglings. Doch die Stunde der Umwandlung kam bald. Adalbert war Zeuge der letzten Augenblicke des ersten Prager Bischofs, des Sachsen Thietmar, der mit großem Eifer geistliches und kirchliches Leben unter den Böhmen zu wecken gesucht hatte, aber sich dennoch sterbend wegen der Fruchtlosigkeit seiner Amtsführung anklagte und es seinen Sünden beimaß, wenn die Nacht des Heidenthums noch so weit über dem Lande ruhe. Die Angst des frommen Mannes ergriff die Seele des jungen Priesters mit fürchterlicher Gewalt; noch in derselben Nacht legte er das Bußkleid an, bestreute sein Haupt mit Asche und eilte von Kirche zu Kirche, um im Gebet sein Herz zu erleichtern. Er wurde plötzlich inwendig ein neuer Mensch, obwohl seine Umgebung kaum noch die Veränderung seines Herzens bemerkte.

Herzog Boleslaw und die böhmischen Großen erwählten Adalbert zu Thietmars Nachfolger, da Adel, Reichthum, wissenschaftliche Bildung und ein versöhnlicher Sinn ihn vor Allen zu empfehlen schienen, und Adalbert entzog sich der Wahl seiner Landsleute nicht. Mit böhmischen Gesandten, die Boleslaw zum Reichstag nach Verona sandte, ging Adalbert im Frühjahr 983 über die Alpen und wurde zu Verona vom Erzbischof Willigis von Mainz, unter dem sein Bisthum stand, zum Bischof geweiht. Es war der 29. Juni 983, derselbe Tag, an dem

der Friede im Wendenlande endete und das Heidenthum sich dort von Neuem erhob; auch Herzog Boleslaw wankte bald, wie wir sahen, in seiner Treue gegen das Reich und in seinem Eifer für den christlichen Glauben. Als Adalbert nach Prag zurückkehrte, sah man ihn verwundert barfuß und in schlichtem Kleide in seinen Bischofssitz einziehen; noch mehr staunte man, als er neben seinen bischöflichen Geschäften nur Handarbeiten, Fasten, Nachtwachen, dem Gebet und der Betrachtung göttlicher Dinge oblag und die Strenge, die er gegen sich selbst zeigte, auch gegen Andere übte. Die Vielweiberei, die Ehen der Priester, die heidnischen Gebräuche an christlichen Festen, den Verkauf christlicher Gefangenen an Juden wollte er nicht mehr dulden und gerieth deshalb bald in erbitterte Streitigkeiten mit den Mächtigen im Lande. Er verzweifelte endlich daran, hier an Gottes Reich bauen und selbst ein frommes Leben führen zu können, seine bischöfliche Würde wurde ihm zur Last, und er beschloß heimlich das Land zu verlassen und als Pilger nach Jerusalem zu ziehen (989).

Abermals zog Adalbert über die Alpen und wandte sich zuerst nach Rom, um beim Papste sein Verfahren zu rechtfertigen. Der Papst billigte die Reise nach dem gelobten Lande, und Theophano, die sich damals zu Rom befand, drang Adalbert eine bedeutende Summe Geldes auf, damit er am heiligen Grabe für das Seelenheil Ottos II. bete; denn schon lange quälte die Kaiserin der Gedanke, daß ihr Gemahl durch die Aufhebung Merseburgs eine schwere Schuld auf sich geladen habe. Adalbert nahm das Geld, aber vertheilte Alles sofort unter die Armen; ihm war irdisches Gut nur eine Bürde. So verließ er Rom und richtete seinen Weg nach Monte Cassino. Hier machte man ihm klar, daß nicht ein umherschweifendes Leben, sondern ein frommer Wandel dem Herrn gefalle, und rieth ihm, nicht ohne eigennützige Absichten, im Kloster zu bleiben. Dem widerstrebte Adalbert, gab jedoch seine Pilgerfahrt auf und begab sich nach dem Michaelskloster in Valleluce, wo damals noch Nilus weilte. Aus Rücksicht auf Monte Cassino versagte ihm dieser hier die gewünschte Aufnahme, wies ihn aber nach Rom zurück, wo er in dem Kloster seines Bruders Leo willkommen sein würde; Leo würde ihn in den Kämpfen leiten, die der Mensch auf dem Wege zum Himmel bestehen müsse; er würde die Flammen der himmlischen Liebe zu heller Gluth in ihm schüren, so daß sein Herz immerdar als ein Opferaltar Gottes rauche. Adalbert kehrte nach Rom zurück und fand hier die er-

sehnte Ruhe in dem Kloster der heiligen Bonifacius und Alexius, in das Leo ihn und seinen Halbbruder Radim oder Gaudentius, seinen unzertrennlichen Begleiter, aufnahm. Am Ostersonnabend 990 legten Beide das Mönchsgelübde ab.

Selige Tage begannen jetzt für Adalbert. Mit Freude unterzog er sich den niedrigen Knechtsdiensten, die man ihm zur Demüthigung auferlegte. Willig unterwarf er sich dem Ersten, wie dem Letzten im Kloster, denn er glaubte durch solchen Gehorsam am inneren Menschen zu wachsen; mit unablässigem Eifer lag er dem Gebet und dem Lesen der heiligen Schrift ob, am liebsten aber verweilte er im geistlichen Gespräch mit dem Abt und den erweckteren Brüdern. Da war es, als ob das Wort Gottes vom Himmel herabthaue, ein heiliges Feuer brannte in den Seelen der Brüder, und die Entzückung, die sich von Herz zu Herz ergoß, bezeugte ihnen, Gott sei in ihrer Mitte. Adalbert dachte kaum noch seiner Gemeinde, aber Willigis und die Böhmen dachten seiner.

Das kirchliche Leben war indessen in Böhmen mehr und mehr in Verfall gerathen, während Boleslaw, mit den heidnischen Liutizen verbündet, das deutsche Reich bekriegte. Der Bund mit den Heiden löste sich endlich wieder, und man dachte endlich daran, auch die kirchlichen Ordnungen im Lande von Neuem zu befestigen. Jetzt bedurfte man Adalberts: Willigis und der Böhmenherzog schickten deshalb Radla, einen Jugendfreund Adalberts, der ihm als Muster in der Schule vorgeleuchtet hatte und den er deshalb halb scherzend seinen Erzieher zu nennen pflegte, und Christian, des Herzogs eigenen Bruder, der als Mönch im Kloster St. Emmeram zu Regensburg lebte, nach Rom, um den Bischof zur Rückkehr in seinen Sprengel zu bewegen. Adalbert wollte den dringlichen Bitten der Gesandten nicht Gehör schenken, aber dem Befehl des Papstes und dem Willen seines Abts mußte er weichen.

Nach einer Abwesenheit von drei Jahren kehrte Adalbert nach Prag zurück (992). Seine erste Sorge war ein Benedictinerkloster zu Brewnow bei Prag einzurichten; es war den heiligen Bonifacius und Alexius geweiht, die ersten Mönche kamen vom Aventin. Aber nur widerwillig und voll Mißtrauen gegen sein Volk verweilte Adalbert in der Heimath: möglichst bald wollte er sich der unbequemen Würde wieder entledigen, und die Gelegenheit ließ nicht lange warten. Als er einer vornehmen Böhmin, die im Ehebruch ertappt war, Zuflucht in der Kirche gewährte und man den Schutz des Altars nicht achtete, sondern

sie von der heiligen Stätte zur Todesstrafe schleppte, glaubte er, das Recht der Kirche sei durch einen unsühnbaren Frevel angetastet, und verließ abermals das Land. Ein Mann, wie er, konnte unter halben und lauen Christen nicht mehr leben, und als er damals seine Schritte nach Ungarn wandte und auch hier, wie dort, ein halbes Christenthum fand, stand er von dem Gedanken ab, hier als Heidenbote zu wirken, und ging nach seinem Kloster auf dem Aventin zurück. Mit Freuden wurde er von den Brüdern begrüßt, besonders vom Abte Leo, der bald darauf, als er als Gesandter des Papstes nach Deutschland und Frankreich ging, ihn zu seinem Stellvertreter und Prior des Klosters bestellte. Wiederum schwelgte Adalbert in der seligen Einsamkeit dieses gotterfüllten Lebens, aber wiederum mußte er den Aventin verlassen.

Ein Gesicht hatte ihm vorhergesagt, daß sein Leben eine neue Wendung nehmen würde. Er sah nämlich im Traume zwei Reihen Seliger im Himmel; die eine Schaar, mit purpurnen Kleidern angethan, waren die Blutzeugen, die anderen in schneeweißen Gewanden die heiligen Männer, die von der Welt getrennt ihr Leben Gott zum Dienste weihten; Beider Speise und Trank bestand in dem stäten Lobe des Schöpfers. Da vernahm er eine Stimme: „Inmitten Beider ist der Platz für dich; da wirst auch du deine Speise mit ihnen und deine Ehre finden."

Als Willigis nun im Jahre 996 nach Rom kam, drang er mit aller Gewalt darauf, daß Adalbert nach Prag zurückkehren sollte. Adalbert weigerte sich sein Kloster abermals zu verlassen, zumal er nicht darauf rechnen konnte, jetzt bei Herzog Boleslaw eine geneigte Aufnahme zu finden. Adalbert hatte in Böhmen fünf Brüder zurückgelassen; diese hatten vielfach die Mißgunst Boleslaws erfahren, so daß der älteste sich endlich deshalb bei König Otto beschwert hatte und überdies besondere Verpflichtungen gegen den Polenherzog*) eingegangen war, mit dem er im Heere des Königs zusammentraf. Boleslaw rächte dies an den anderen Brüdern, die er in ihrer Burg überfiel und ermorden ließ. So sehr aber Adalbert sich auch sträuben mochte, der neue Papst Gregor V. und die erste von ihm versammelte Synode geboten dem Bischof zu seiner Gemeinde zurückzukehren; nur wurde ihm nach seinem Wunsche erlaubt, wenn die Böhmen ihn nicht aufnehmen wollten, zu den Heiden zu gehen, um diesen das Evangelium zu predigen.

*) Es war Boleslaw I., der 992 seinem Vater Mesco gefolgt war.

So verließ Adalbert abermals das Kloster auf dem Aventin, in welches gerade zu derselben Zeit ein anderer Schüler der Magdeburger Stiftsschule eintrat. Es war Brun, bei seiner Firmelung Bonifacius umgenannt, aus Querfurt gebürtig und einem gräflichen, dem Königshause verwandten Geschlechte entsprossen. Früh schon dem Himmel zugewandt, war er für den geistlichen Stand bestimmt worden und als Domherr zu Magdeburg in den Dienst der Kirche getreten. Er hatte sich das Wohlwollen des Königs, seines Blutsverwandten, gewonnen und war in dessen Kanzlei aufgenommen, wodurch ihm der Weg zu den höchsten geistlichen Ehren offen stand. Auf dem Römerzuge begleitete er den Hof und besuchte zu Rom Adalberts Kloster. Der Anblick des Ortes ergriff den Jüngling so gewaltig, daß er ausrief: „Bonifacius ist auch mein Name, warum soll ich nicht auch Christi Zeuge sein?" Er wurde Mönch in demselben Kloster, das Adalbert damals verließ.

Adalbert zog mit dem Heere des jungen Kaisers und in dessen nächster Umgebung heimwärts über die Alpen; er lernte so den geistreichen kaiserlichen Jüngling näher kennen und lieben, während auch dieser bald die größte Verehrung gegen den gottbegeisterten Mönch gewann und sein Herz ihm erschloß. Nachdem das Heer entlassen war, verweilte Otto längere Zeit zu Mainz; Adalbert unternahm von hier eine Wallfahrt nach mehreren heiligen Stätten in Frankreich und kehrte dann an das kaiserliche Hoflager zurück. Immer inniger wurde das Verhältniß zwischen dem heiligen Manne und dem Kaiser, der jenem sogar das Lager an seiner Seite bereiten ließ und oft die Nächte in vertrautem Gespräch mit ihm zubrachte. Adalbert wurde nicht müde ihm von der Hinfälligkeit des Irdischen und von der unvergänglichen Herrlichkeit der himmlischen Dinge zu reden, um sein Herz zur Demuth zu stimmen und ganz mit der Liebe Gottes zu erfüllen. Damit er aber nicht selbst durch die Gunst des Kaisers und die Ehre, die er vor der Welt genoß, hoffährtig werde, that er unbemerkt Knechtsdienste; häufig schlich er sich Nachts aus des Kaisers Schlafkammer und reinigte die Kleider und Schuhe des Hofgesindes.

Zu Mainz hatte Adalbert abermals einen merkwürdigen Traum. Es war ihm als ob er auf dem Gute seines einzigen noch lebenden Bruders sei; er sah dort ein stattliches Haus, dessen Dach und Wände schneeweiß waren; in dem Hause waren zwei Lagerstätten bereitet, die eine für ihn, die andere für seinen Bruder; die erstere aber war über-

aus prächtig, strahlte von Purpur und Seide und zu Häupten stand mit goldenen Buchstaben geschrieben:

„Diesen so herrlichen Lohn gewährt dir die Tochter des Königs."

Man sagte ihm, der Lohn sei der Märtyrertod, die Tochter des Königs die Himmelskönigin Maria. Da neigte er sein Haupt und sprach: „Heil dir, heilige Jungfrau, Stern des Meeres, daß du als liebreiche Herrin nicht verschmäht hast deinen niedrigsten Diener anzusehen." Dieses Gesicht mahnte ihn nicht länger zu zögern, sondern sein Geschick zu erfüllen. Noch einmal hatte er mit dem Kaiser ein langes, vertrauliches Gespräch, wo er ihm seine Absichten für die Zukunft enthüllte, dann trennten sie sich unter Umarmungen und Küssen, um sich nie wiederzusehen. Es war ein bewegliches Scheiden, wie wenn Vater und Sohn sich auf ewig Lebewohl sagen. Das Bild des wunderbaren Mönchs hat die Seele des jungen Kaisers nie wieder verlassen.

Adalbert begab sich nach Polen zum Herzog Boleslaw, dem Freunde seiner Familie und Bundesgenossen Kaiser Ottos, wo schon sein Bruder Beistand gegen den Böhmenherzog gesucht und gefunden hatte. Er wurde freudig empfangen, doch schickte er, um seiner Pflicht zu genügen, noch einmal Gesandte zu den Böhmen mit der Anfrage, ob sie ihn aufnehmen wollten. Mit Hohn wies man die Anfrage ab; da frohlockte Adalbert laut, er rief: „Gott du hast meine Bande gebrochen!" und dachte von nun an nur auf die Mission unter den Heiden. Er zweifelte eine Zeitlang, ob er sich nicht zu den Liutizen wenden sollte, welche vor Kurzem die Herrschaft der Deutschen und der christlichen Kirche von sich abgeworfen hatten; aber es schien unter den damaligen Umständen unmöglich, anders als mit gewaffneter Hand in ihr Land einzudringen. Auch fiel ihm bei abermals zu den Ungarn zu ziehen, nur schreckte ihn das halbe Christenthum, das er dort kannte. Daher entschloß er sich endlich zu jenen noch völlig unbekehrten Stämmen am Meere, die Boleslaw theils kürzlich unterworfen hatte, theils noch unter seiner Herrschaft zu bringen gedachte, den Weg zu nehmen, zu den Pommern und Preußen.

Der Polenfürst, der Kirche aufrichtig zugethan und zugleich ein Mittel in ihr sehend, seine Herrschaft zu befestigen und zu erweitern, beförderte Adalberts Vorhaben; er gab ihm ein Schiff mit dreißig Kriegern bemannt, und auf diesem fuhr Adalbert, von seinem Halbbruder Gaudentius und einem Priester, Namens Benedict, begleitet, die Weichsel

hinab bis Danzig. Hier empfingen ihn große Haufen des Volkes, er taufte Viele, las die Messe und schiffte am folgenden Tage weiter in die See, ostwärts nach der preußischen Küste sich wendend. Nach wenigen Tagen schneller Fahrt landete das Schiff, setzte den Bischof mit seinen Begleitern an der Mündung eines Flusses auf einem inselartigen Werder aus und segelte dann eiligst heimwärts. Adalbert und seine beiden Gefährten fanden den Ort, wo sie gelandet waren, menschenleer, doch kamen nach einiger Zeit die Besitzer des Bodens herbei, redeten die Fremdlinge in einer ihnen unverständlichen Sprache an und vertrieben sie endlich mit Gewalt. Die Priester machten sich auf und wanderten den Fluß aufwärts, bis sie an ein Gehöft gelangten. Der Herr desselben beherbergte sie und brachte sie an einen zahlreich besuchten Handelsplatz, wo sie Menschen fanden, die ihre Sprache verstanden; es werden Kaufleute aus slavischen Ländern gewesen sein, die nach Preußen handelten. Das Volk umdrängte die fremden Priester; man fragte, wer sie seien, woher sie kämen und was der Zweck ihrer Reise. Adalbert antwortete, er sei ein Böhme und käme als ihr Apostel, um sie zum Glauben an den einigen Gott zu führen und ihnen den Weg zur Seligkeit zu weisen. Sogleich brach ein gewaltiger Sturm los, man befahl Adalbert und seinen Gefährten das Land zu verlassen, setzte sie auf ein Schiff und brachte sie an die Seeküste zurück, wo sie in einem einzelnstehenden Gehöft Aufnahme fanden. Fünf Tage weilten sie hier, dann faßten sie den Entschluß, den Rückweg anzutreten. Adalbert, der sein Vorhaben vereitelt sah, wollte sich nun zu anderen heidnischen Stämmen wenden. Er dachte daran, zu Otto umzukehren und sich dann zu den Liutizen zu begeben; zunächst aber mußte er den Heimweg nach Polen zu gewinnen suchen.

In der letzten Nacht vor dem Aufbruch träumte Gaudentius, er sähe auf einem Altar halb mit Wein gefüllt einen goldenen Kelch stehen, und als er ihn ergreifen und leeren wollte, verbot es ihm der Diener des Altars, indem er hinzufügte, der Becher sei für Adalbert auf morgen bestimmt. Adalbert hörte von Gaudentius den Traum erzählen. „Möge Gott Alles zum Guten wenden," sagte er, „man soll den trügerischen Träumen nicht glauben."

In der Frühe brachen sie auf; Psalmen singend, wanderten sie fort; erst ging ihr Weg durch Wald und Dickicht, dann durch offenes Feld. Hier las gegen die Mittagszeit Gaudentius im frischen Grase

die Messe, und Adalbert nahm das Abendmahl. Dann hielten sie ein kärgliches Mahl und wollten die Reise von Neuem antreten. Aber schon nach wenigen Schritten übermannte sie die Mattigkeit; sie legten sich auf den Rasen und versanken in einen tiefen Schlaf. Indessen war ein preußischer Götzenpriester, dessen Bruder von den Polen getödtet war, voll Rachsucht mit einigen Genossen bewaffnet den Mönchen gefolgt und hatte sie endlich erreicht. Durch das Waffengeklirr erweckt, wurde Adalbert mit seinen Gefährten gebunden und fortgeschleppt. Er war bleich und sprach kein Wort. Erst als ihn die Heiden gebunden auf eine Anhöhe führten und sich dort sieben Speere auf seine Brust richteten, sagte er zu dem, der den ersten Stoß führen wollte, mit schwacher Stimme: „Was willst du?“ Sofort bohrte ihm jener die Waffe in das Herz, und sechs andere Lanzenstiche machten darauf Adalberts Leben ein schnelles Ende. Das Haupt wurde der Leiche vom Rumpfe geschlagen und der Leib als Beute fortgeschleppt. Auch Gaudentius und Benedict mußten den Mördern folgen, wurden aber später aus den Banden befreit.

Am 23. April 997 fand Adalbert so den Märtyrertod. Die Stelle, wo er geendet hat, läßt sich aus den alten Nachrichten nicht genau erkennen; als später die deutschen Ritter sich Preußens bemächtigten, glaubte man an der samländischen Küste bei Tenkitten den Platz zu entdecken und errichtete dort zu Ehren des böhmischen Heiligen eine Kapelle.

Während Adalbert im fernen Preußenlande blutete, sah im Bonifaciuskloster zu Rom sein Freund Johannes Canaparius ein Gesicht, das ihm dessen Tod verkündete, und zu derselben Zeit wurde das Ende des theuren Mannes dem heiligen Nilus zu Gaeta offenbart. „Lieber Sohn,“ — schrieb er an Johannes — „unser Freund Adalbert wandelt im heiligen Geiste und steht im Begriff dies zeitliche Leben durch den seligsten Tod zu beschließen.“

Der Franzose Gerbert und Otto III.

Die Nachricht von Adalberts Tode bewegte das Gemüth des Kaisers in tiefster Seele, und doch waren auf sein Gemüth inzwischen ganz andere Eindrücke geübt worden. Auf seinem Römerzuge hatte er auch Gerbert kennen gelernt, der an der Behauptung seines Erzbisthums

verzweifelnd nach Rom geeilt war. Gerbert hatte hier für seine nächsten Zwecke wenig oder nichts erreicht, doch durch seinen glänzenden Geist und seine alle Zeitgenossen überragende Bildung war es ihm gelungen, die Gunst des jungen Kaisers zu gewinnen, der ihn, wie Adalbert, in seine Nähe zog und bald dauernd an sich zu fesseln suchte. Gerbert kehrte von Rom zwar noch einmal nach Frankreich zurück, als aber nicht lange nachher Hugo Capet starb (24. October 996), verließ er Reims und Frankreich auf immer. Robert, der jetzt als ein Jüngling von vierundzwanzig Jahren die Regierung übernahm, war freilich Gerberts dankbarer Schüler, aber doch konnte dieser in seiner Angelegenheit keinen Beistand von ihm erwarten. Denn einerseits suchten Robert und dessen vielvermögende Mutter Adelheid den nachhaltigen Widerstand der Karolingischen Partei durch Nachgiebigkeit zu beseitigen, andererseits schloß der König gleich nach seiner Thronbesteigung eine Ehe, die Gerbert nachdrücklich mißbilligte und ihn dadurch in hohem Maße erbitterte. Gerbert war rathlos, zumal auch der junge Papst sich unverhohlen immer entschiedener gegen ihn erklärte; seine Lage in Reims war unhaltbar, und er wußte nicht, wo er eine Stellung finden sollte, die seinem Ehrgeiz und seinen Ansprüchen an das Leben entsprach. Da erreichte ihn ein Brief erwünschtesten Inhalts, der seinen Sorgen ein schnelles Ziel setzte.

Der Brief kam von dem Kaiser und war die dringendste und ehrenvollste Einladung an dessen Hof. „Wir möchten gern," — so schrieb Otto — „Euch, verehrungswürdiger und ausgezeichneter Mann, in unserer Nähe sehen, um dauernd den Umgang eines so trefflichen Führers genießen zu können, zumal Eure erhabene Weisheit gegen unsere Einfalt stets Nachsicht geübt hat. Um es gerade heraus zu sagen, wir haben den Entschluß gefaßt Euch zu bitten, Ihr möchtet uns, da wir bisher nur ungenügend unterwiesen sind, in Wort und Schrift unterrichten und zugleich in den Staatsgeschäften mit treuem Rath unterstützen. Mit dieser Bitte, die Ihr uns nicht abschlagen dürft, verbinden wir den Wunsch, daß Ihr gegen die Rohheit unserer sächsischen Natur schonungslos verfahrt, was uns dagegen von griechischer Feinheit beiwohnen möchte, belebt und ausbildet. Denn es dürfte sich ein Fünkchen des wissenschaftlichen Strebens der Griechen in uns entdecken lassen, wenn sich der rechte Mann findet es anzufachen. Fachet also mit der gewaltigen Flamme Eurer Wissenschaft dieses Fünkchen an, erwecket

unter Gottes Beistand in uns den Griechengeist zu kräftigem Leben und unterweiset uns zunächst in der Zahlenlehre, damit wir durch dieselbe in die Philosophie der Alten eingeführt werden! Das ist es, was wir demüthig von Euch erbitten. Was Ihr beschlossen habt, meldet uns so bald als möglich." In scherzhaftem Tone fügte der Kaiser folgende Zeilen hinzu:

Verse hab' ich nie gedichtet,
Nie den Geist darauf gerichtet,
Doch sollt' ich es so weit bringen,
Daß auch Lieder mir gelingen,
Soviel Lieder send' ich gleich,
Als an Männern Gallien reich.

Ein so rühmliches Zeugniß für den Wissensdurst und Bildungsdrang des Kaisers der Brief ablegen mag, läßt er doch zugleich einen tiefen, nicht eben erfreulichen Blick in die Gemüthsart desselben werfen. Es stand dem Nachkommen Heinrichs und der Ottonen sehr übel an, von der sächsischen Rohheit zu reden und sich vorzugsweise griechischen Bluts zu rühmen.

Gerberts Antwort ließ nicht lange auf sich warten. „Die übergroße Güte," antwortete der gewandte Philosoph, „daß Ihr mich in Euren Dienst ziehen wollt, vermag ich vielleicht durch meine Wünsche für Euer Wohl, aber nicht durch meine Verdienste zu vergelten. Wenn ein schwacher Funke der Wissenschaft in mir glüht, so hat ihn allein Euer Ruhm angefacht, Euer trefflicher Vater ihn genährt, Euer erhabener Großvater ihn zuerst entzündet. Wir können Euch daher nicht Schätze bringen, die unser Besitzthum wären, sondern nur das uns anvertraute Gut Euch zurückstellen; auch vermögen wir Euch Nichts zu bieten, was Ihr nicht schon besäßet oder doch ohnehin bald erlangen würdet, wie dies gerade Euer edles, treffliches und einer solchen Stellung so würdiges Verlangen zeigt. Denn wäret Ihr nicht schon zu der Erkenntniß gelangt, daß die Zahlenlehre in sich die Elemente aller Dinge enthalte und sie daraus abzuleiten seien, so würdet Ihr nicht mit solchem Eifer nach einer wissenschaftlichen Einsicht in dieselbe verlangen; wäre Euer Charakter nicht bereits durch die Moralphilosophie befestigt, so prägte sich nicht in Euren Worten so deutlich jene Demuth aus, die gleichsam aller Tugenden Hüterin ist, ohne daß sich deshalb das Selbstbewußtsein eines Genies verleugnete, welches seine rednerische Fülle, wie Ihr so beredt zu

erkennen gegeben habt, aus sich selbst und aus dem Born der Griechen schöpft. Wahrlich es ist eine göttliche Erscheinung, wenn ein Mann, Grieche von Geburt und Römer nach der ihm übertragenen Herrschermacht, die Schätze der griechischen und römischen Weisheit gleichsam wie sein Erbgut wieder in Anspruch nimmt. Wir gehorchen also Eurem kaiserlichen Gebot hierin, wie in Allem, was Eure göttliche Majestät sonst uns befehlen möchte. Eurem Dienst werden wir uns nimmer entziehen, da wir in der ganzen Welt keinen schöneren Anblick kennen, als den Eurer Herrschermacht."

So begab sich Gerbert im Frühjahr 997 nach Sachsen an den kaiserlichen Hof, wo er bei Otto, der eben damals mit Zurüstungen zu einem neuen Wendenkriege beschäftigt war, die ehrenvollste Aufnahme fand; der Kaiser befestigte gerade die Arneburg an der Elbe, ließ sie aber sofort unter der Obhut des Erzbischofs Gisiler und eilte nach Magdeburg. Hier beschäftigten ihn wissenschaftliche Verhandlungen mit Gerbert; in der Kaiserburg sammelten sich die berühmtesten Gelehrten der Zeit, von ihren Disputationen hallte der Hof wieder; Otto selbst fand ein besonderes Gefallen daran, spitzfindige Fragen den Männern der Wissenschaft vorzulegen. Damals verfertigte Gerbert zu Magdeburg eine kunstreiche Sonnenuhr, zu der er besondere astronomische Beobachtungen anstellte und die noch lange nachher bewundert wurde; damals erhielt er den Anstoß zu einer gelehrten logischen Schrift, die ihn nachher dauernd beschäftigt hat und die er dem jungen Kaiser widmete, der selbst den Gegenstand angeregt hatte. Damals mögen auch die ersten Pläne zu Herstellung des alten Römerreichs entstanden sein, in dessen Erinnerungen der Kaiser und sein Hofphilosoph in gleicher Weise lebten. Vergebens kamen Gerbert Winke von Frankreich her, daß seine Gegenwart dort dringend nöthig sei, daß Arnulf werde hergestellt werden, wenn er länger ausbleibe, daß die Bischöfe, die jenen verurtheilt hätten, mit dem Bann belegt seien: Nichts machte einen Eindruck auf ihn, und obwohl er sich nicht entschließen konnte das Erzbisthum aufzugeben, lehnte er doch jede Aufforderung zur Rückkehr ab. Der französische Mönch schwelgte in dem Bewußtsein, in dem ihm ganz ergebenen Kaiser ein williges Werkzeug seiner Pläne zu haben, und sonnte sich in der Bewunderung seiner Umgebung und in der Gunst des Kaisers. Schon zeigte sich diese auch in reichen Gaben der Huld. „Stattlich habt Ihr

mich ausgestattet mit dem stattlichen Sasbach,"*) schreibt Gerbert mit witzelnder Phrase dem Kaiser, „und Eurer ewigen Herrschaft werde ich ewig meine Dienste widmen."

Der gelehrte Kreis in Magdeburg trennte sich bald. Der Kaiser zog in den Krieg, da die Arneburg von den Wenden überfallen und Gisiler nach Verlust fast seiner ganzen Mannschaft in die Flucht gejagt war; der Markgraf Lothar, zu spät zur Hülfe geeilt, hatte den Brand der Stadt mit eigenen Augen sehen und den Platz den Wenden überlassen müssen. Otto ging deshalb im August selbst über die Elbe, drang in das Havelland ein, verheerte dasselbe weit und breit und meldete den glücklichen Fortgang des Krieges an Gerbert, der durch körperliche Beschwerden behindert in Magdeburg zurückgeblieben war. „Ihr könnt denen," schrieb ihm Gerbert zurück, „die um Euch Sorge tragen, nichts Erfreulicheres melden als Euren Ruhm. Und welcher Ruhm ist größer für einen Fürsten und schöner für einen Herrscher, als Kriegsschaaren sammeln, in das Land der Feinde einbrechen, ihrem Ansturme wehren, indem er sich selbst ihnen entgegenwirft und sich so für das Vaterland, den Glauben, für das Wohl der Seinigen und für die gemeine Sache allen Gefahren preisgiebt! Das habt Ihr gethan, und welche Erfolge habt Ihr so errungen!" Die Erfolge waren indessen gering. Schon im September kehrte Otto nach Magdeburg zurück, und das Wendenland blieb unbezwungen. An einer anderen Stelle hatten die Wenden inzwischen die Elbe wieder überschritten und verheerten den Bardengau, die Gegend um Lüneburg. Hier hatte der Kaiser zum Schutze des Landes westfälische Schaaren zurückgelassen, während er sein eigenes Heer aus den östlichen Gegenden Sachsens und Thüringens aufgeboten hatte. Am 6. November kam es zwischen diesen Westfalen und den Wenden zu einem hitzigen Kampfe. Der Bischof Ramward von Minden führte das deutsche Heer, mit dem Kreuze in der Hand, in die Schlacht; die Wenden erlitten eine schmähliche Niederlage, die jedoch keinen weiteren Erfolg hatte, als daß sie das linke Elbufer räumten.

Zu der Zeit dieses Kampfes hatte der Kaiser Sachsen bereits verlassen und sich nach den Rheingegenden gewendet. Seine Gedanken

*) Sasbach war eine Pfalz im Elsaß, östlich von Straßburg, wo häufig die Karolinger Hof gehalten hatten; Otto III. verweilte dort noch im Jahre 994.

waren schon auf einen neuen Römerzug gerichtet, an den er und Gerbert die weitaussehendsten Pläne knüpften; zugleich rief Papst Gregor, der längst hatte Rom flüchtig verlassen müssen, den Kaiser über die Alpen. Nicht auf einen flüchtigen Aufenthalt in Italien war es abgesehen: daher wurde Alles mit ungewöhnlicher Sorgfalt vorbereitet. Der neue Baiernherzog und der neue Schwabenherzog mußten hier zum ersten Male dem Kaiser Heeresfolge leisten; selbst die Markgrafen von Meißen und der Lausitz, der tapfere Eckard und der junge Gero, des im Jahre 993 verstorbenen Markgrafen Hodo Nachfolger, wurden aufgeboten, während der Schutz Sachsens gegen die Wenden Herzog Bernhard und dem Markgrafen Lothar von der Nordmark verblieb; endlich sollte auch Herzog Otto von Kärnthen, der Vater Papst Gregors, dem kaiserlichen Heere zuziehen. Die Verwaltung des deutschen Reichs während seiner Abwesenheit übertrug Otto der klugen und gewandten Schwester seines Vaters, der Aebtissin Mathilde von Quedlinburg. Im Anfang November verließ er die alte Kaiserburg Karls des Großen zu Aachen, wo er während des ganzen October Hof gehalten hatte, und wandte sich nach dem Süden. Auf der Brennerstraße überstieg er die Alpen; am 13. December war er zu Trient und eilte dann nach Pavia, wo er das Weihnachtsfest feierte und den Anfang des neuen Jahres erwartete. Hier traf er auf seinen Vetter Papst Gregor, der freudig die langersehnte Hülfe begrüßte.

16.

Die Reform des Papstthums im Keime.

Der deutsche Papst Gregor V.

Die Erhebung Gregors V. war die Antwort der deutschen Bischöfe auf die Reimser Beschlüsse gewesen. Sie wollten an die Spitze der Kirche einen Mann stellen, der durch Sittenstrenge und wissenschaftliche Bildung nicht zu ähnlichen Ausstellungen Anlaß gäbe, wie sie von den französischen Bischöfen gegen jene Römer erhoben, die zuletzt unter dem Einfluß der Ottonen den Stuhl Petri bestiegen hatten; sie wollten

zugleich das Papstthum den kleinlichen Interessen der römischen Adelsparteien entreißen und wieder auf die Höhe seiner wahren Bedeutung erheben; sie wollten ihm endlich alle Hülfsmittel des Kaiserreichs zu Gebote stellen, um heilsame Maßregeln für die Kirche kraftvoll durchzuführen. Deshalb lenkten sie die Wahl auf einen Geistlichen der strengsten Richtung, den aber zugleich eine außergewöhnliche Bildung empfahl, auf einen deutschen Kleriker, der allen Parteien des römischen Adels gleich fern stand, auf einen nahen Verwandten des Kaisers, der durch Freundschaft ihm nicht minder verbunden war als durch Bande des Bluts; man erhob überdies in ihm auf den Stuhl Petri einen thatkräftigen jungen Mann, dem ein langes Leben an der Seite seines kaiserlichen Vetters gegönnt schien, um weitgreifende Reformen durchzuführen. Indem Papstthum und Kaiserthum so enger verbunden waren, als es noch jemals der Fall gewesen, hoffte man der von Frankreich her noch immer drohenden Kirchenspaltung vorzubeugen, man erwartete zugleich aber von dem einträchtigen Wirken dieses Kaisers und dieses Papstes eine Heilung der mannigfachen Schäden, die sich in die Kirche eingefressen, wie nicht minder den wohlthätigsten Einfluß auf die staatlichen Verhältnisse des Abendlandes.

Nicht allein die deutschen Bischöfe dachten so; allgemein fühlte man, was die Erhebung Gregors sagen wollte. „Wir haben dem Herrn zu danken," schrieben einmal die Bischöfe Oberitaliens an Gregor, „daß das weltliche Regiment und die Kirche Gottes jetzt gegenseitig durch ihr glückliches Gedeihen gekräftigt werden. Ihr seid mit des Kaisers Majestät durch unauflösliche Bande verknüpft, Eure Absichten und Eure Handlungen können nicht auseinander gehen; denn wie Euch Verwandtschaft verbindet und die treueste Anhänglichkeit dieses Band befestigt, so müßt Ihr auch stets dasselbe wollen, dasselbe denken und beabsichtigen und könnt nie schließlich zu verschiedenen Zielen gelangen." Vor Allen jubelten in Frankreich die Cluniacenser. Als der Abt Abbo von Fleury, eine der wichtigsten Stützen der Congregation, die Wahl Gregors vernahm, schrieb er: „Ich habe eine Nachricht erhalten, die mich mehr erfreut hat als Gold und Edelstein; ein Mann kaiserlichen Geblüts, voll Tugend und Weisheit, ist auf den Stuhl Petri erhoben worden."

Die Bedeutung der großen Aufgabe, die ihm gestellt war, erfaßte Gregor vollkommen, aber indem er sich ganz mit derselben durchdrang, mußte ihm auch sogleich der Unterschied zwischen seiner Stellung und

der seines kaiserlichen Vetters bewußt werden. Es fehlte so viel daran, daß er sich in eine sklavische Abhängigkeit von einer zeitlichen Gewalt versetzt hätte, daß er vielmehr alsbald mit der größten Rücksichtslosigkeit die geistlichen Waffen schwang und selbst die höchsten weltlichen Mächte nicht schonte, wenn sie sich ihm widersetzten. Gregor fühlte sich als der Träger einer lediglich von Gott selbst eingesetzten, hoch über jeder anderen Gewalt erhabenen Macht; die unumschränkte Herrschaft der Kirche nahm er in Anspruch und brachte die pseudoisidorischen Decretalien, freilich im guten Glauben an ihre Echtheit, die schon Niemand bezweifelte, ungescheut in Anwendung. Richterlichen Aussprüchen der Provinzialsynoden über Bischöfe verstattete er keine Bedeutung mehr, es sei denn daß sie im Auftrage Roms handelten; selbst das Aufsichtsrecht der Bischöfe innerhalb ihrer Sprengel beschränkte er, indem er die Klöster demselben zu entziehen und unmittelbar unter Roms Herrschaft zu bringen suchte. Nur durch die absolute Freiheit des Papstthums von jeder hemmenden Schranke glaubte er der Entsittlichung des Klerus wirksam entgegentreten, wie Ordnung und Einheit in die Kirche zurückführen zu können. So begegneten sich seine Absichten genau mit denen der Cluniacenser, und mit diesen Mönchen ist er auch vom Anfange seines Pontificats an in die genaueste Verbindung getreten; er war es, der das Kloster und die Congregation von Cluny in seinen besonderen Schutz nahm, sie in allen ihren Besitzungen und Rechten bestätigte, von der bischöflichen Aufsicht befreite und ihr Freiheiten ertheilte, die noch lange nachher von den französischen Bischöfen nicht anerkannt wurden.

Der höchste Triumph der deutschen Nation schien errungen, als ein deutscher Papst und ein deutscher Kaiser zugleich an die Spitze des Abendlandes traten; man mochte glauben, daß sie die Herrschaft der Deutschen für alle Zeit sichern und die Welt mit deutscher Lebenselementen auf das Tiefste durchdringen würden. Aber es zeigte sich allzu bald, daß man sich hierin geirrt hatte. Wie der Slawe Adalbert und der Franzose Gerbert das Gemüth des jungen Kaisers gewonnen hatten, so wurde der deutsche Papst sofort der treueste Bundesgenosse der französischen Mönche. Wie Otto den Sachsen vergessen machen und vor Allem ein römischer Kaiser sein wollte, so fühlte sich Gregor V. vornehmlich als römischer Papst; nicht als der erste deutsche Bischof auf dem Stuhl Petri sah er sich an, sondern als der Letzte in jener langen Reihe römischer Oberpriester, die diesen Stuhl vor ihm ein-

genommen hatten. Die universellen Anschauungen der späteren Römerzeit gewannen gerade jetzt augenblicklich wieder einen vollständigen Sieg über die eigenthümlichen Richtungen des deutschen Geistes; die Welt mußte noch einmal den Versuch sehen, Papstthum und Kaiserthum ganz in römischem Sinne zu erneuern. Zwei junge deutsche Fürsten waren es, die zu derselben Zeit diesen Versuch wagten.

Der Papst, etwa zehn Jahre älter als sein kaiserlicher Vetter, trat, unmittelbar auf den Schauplatz Roms gestellt, zuerst mit seinen Absichten hervor. Es lebte in ihm etwas von dem muthigen, leidenschaftlichen und ehrgeizigen Sinne seines Großvaters, jenes Herzogs Konrad, der auf dem Lechfelde gefallen war; mit Hitze ging er auf sein Ziel los, und selbst jene strengen Mönche, die in dem Kloster des h. Bonifacius auf dem Aventin lebten, urtheilten, daß er zu ungestüm aufträte. Der Geist jenes streitfertigen Nicolaus I. schien in ihm aufgelebt; mehr diesem seinem Vorgänger glich der neue Papst, als Gregor dem Großen, von dem er den Namen geliehen hatte.

Die vielfachen Schwierigkeiten, die Gregor auf seinem Wege finden mußte, konnten ihm nicht entgehen; wenn er dennoch durchzudringen hoffte, so baute er dabei allerdings wohl zunächst auf den Schutz seines kaiserlichen Verwandten, noch mehr aber gewiß auf die Gerechtigkeit seiner Sache und das Ansehen, welches trotz aller Gräuel, die seit einem Jahrhundert den Stuhl Petri befleckt hatten, im ganzen Abendlande und selbst über die Grenzen desselben hinaus die römische Kirche genoß. Denn was auch die Bischöfe zu Reims gesagt haben mochten, die Autorität des Stuhls Petri war mit Nichten in ihrem Grunde erschüttert; sie hatte sich vielmehr trotz des kläglichen Zustandes, in dem sich so lange die römische Kirche befand, auf fast wunderbare Weise erhalten. So waren noch unter Johann XII. vom Erzbischofe von Cordova Gesandte in Rom erschienen, um eine Entscheidung des Papstes in Angelegenheiten der spanischen Kirche zu fordern; England zahlte den Peterspfennig regelmäßiger als je, da Erzbischof Dunstan von Canterbury, ein gewaltiger Eiferer, die englische Kirche aufs Neue mit den festesten Banden an Rom gekettet hatte; unter Benedict VII. hatte die Kirche von Karthago einen Priester nach Rom geschickt und dort weihen lassen, und bald darauf kam zu Gregor aus Afrika Blinwarmund, Bischof von Hippo, seiner Abkunft nach unzweifelhaft ein Vandale. Wenige Jahre vorher hatten sogar die Erzbischöfe Theodor von Aegypten und Honestus

von Jerusalem Gesandte geschickt und in kirchlichen Angelegenheiten des Papstes Entscheidung in Anspruch genommen.

Wie die Sachen lagen, mußte die Angelegenheit des Reimser Erzbisthums die Aufmerksamkeit des neuen Papstes vor Allem beschäftigen; gleich in den ersten Tagen trat sie ihm nahe genug. Mit dem Heere des Kaisers war der neugewählte Bischof Herluin von Cambray über die Alpen gekommen und beschwerte sich die bischöfliche Weihe in Reims nicht erhalten zu können, weil weder Arnulf noch Gerbert dieselbe vorzunehmen im Stande seien. In versammelter Synode weihte nun der Papst selbst den Bischof und gab dessen Kirche einen Freibrief, in dem mit ausdrücklichen Worten Gerbert als ein Eindringling bezeichnet ist, obwohl derselbe sich damals zu Rom und in der nächsten Umgebung des Kaisers aufhielt. Bald darauf erschien der Abt Abbo vor Gregor und fand die beste Aufnahme: Beide besprachen den Zustand der Kirche Frankreichs, und Gregor beauftragte den Abt von König Robert die sofortige Freilassung Arnulfs zu verlangen, indem er zugleich das Pallium dem mißhandelten und gefangenen Erzbischof übersandte. Zu derselben Zeit beschied er alle Bischöfe, welche in die Absetzung Arnulfs gewilligt hatten, zu einem Concil, das er im Anfange des Jahres 997 zu Pavia halten wollte. Nicht lange danach konnte Abbo melden, daß König Robert dem Wunsche des Papstes gewillfahrt habe und Arnulf auf freiem Fuß sich befände. Gregor begab sich dann nach Pavia; er hatte hier sein Richteramt über die französischen Bischöfe üben zu können gehofft, aber sie stellten sich nicht ein und ließen durch Boten aus dem Laienstand ihr Ausbleiben entschuldigen. Wegen dieses Ungehorsams wurden sie sämmtlich bis auf Weiteres ihres Amts enthoben, dieselbe Strafe traf Adalbero von Laon, weil er Arnulf gefangen genommen hatte. Obgleich in der Sache des Erzbischofs selbst noch kein endgültiger Beschluß gefaßt werden konnte, wurde ihm doch wenig später die Ausübung aller bischöflichen Verrichtungen ausdrücklich wieder gestattet.

Wenn König Robert sich in Arnulfs Sache nachgiebig gezeigt hatte, so war es vornehmlich in Rücksicht auf seine zweite Ehe geschehen, die mit Recht der Kirche den größten Anstoß erregte. Ohne gerechte Beweggründe von seiner ersten Gemahlin Susanna, einer reichen Italienerin, geschieden, hatte er sich gleich nach seines Vaters Tode mit Bertha, der Wittwe jenes Grafen Odo, der im Kampfe gegen Hugo Capet gefallen war, abermals vermählt. Er schloß diese Verbindung, der wegen naher Ver-

wandtschaft auch kirchliche Hindernisse entgegenstanden, um des Reichthums und der wichtigen Verbindungen Berthas willen und scheute sich sogar nicht jenen Fulko, der Hugo Capets Sache gegen Odo vertreten hatte, gleichsam als Odos Rächer mit Krieg zu überziehen. Wenn er aber meinte, daß seine Nachgiebigkeit den Papst bewegen werde eine Ehe zu genehmigen, die selbst Gerbert mißbilligte, so irrte er sich gewaltig; auf der Synode von Pavia gebot Gregor vielmehr dem Könige und allen Bischöfen, die diese Ehe begünstigt hatten, Buße zu thun und bedrohte sie, wenn sie ihm Gehorsam verweigerten, mit dem Banne. So entschieden trat Gregor auf, und doch war Bertha dem kaiserlichen Hause nahe verwandt, die Tochter König Konrads von Burgund und Nichte der Kaiserin Adelheid. Zur Trennung von Bertha konnte der Papst den König nicht bewegen, aber das erreichte er doch, daß bald darauf Arnulf wieder völlig in sein Amt eingesetzt wurde; auch leisteten, wie es scheint, die französischen Bischöfe die ihnen auferlegte Buße. Gerbert, obwohl nicht zu vermögen dem erzbischöflichen Titel zu entsagen, hatte sich bereits von Reims entfernt und beugte sich, wie er sagte, vor einem höheren Willen. Die drohende Kirchenspaltung war beseitigt; die Kirche Frankreichs unterwarf sich wieder Rom.

Nicht minder entschieden griff Gregor in die Verhältnisse der deutschen Kirche ein. Die Aufhebung des Merseburger Bisthums durch den Vater des Kaisers galt noch immer allen Strenggläubigen als ein großes Aergerniß; man hielt den Zorn Gottes und des heiligen Laurentius für ungesühnt und maß demselben alle Verluste des Reichs, namentlich in den wendischen Marken, bei. Den Erzbischof Gisiler klagte die öffentliche Meinung hauptsächlich der Mitschuld an diesem Frevel an, obwohl Niemand wagte den klugen und mächtigen Mann anzugreifen, der trotz des offenkundigen Verraths an dem Sohne Ottos II. wieder eine sehr bedeutende Stellung an dem kaiserlichen Hofe einnahm. Auf der Synode zu Pavia trat Gregor indessen auch mit dieser Sache hervor; er beschied Gisiler, der widerrechtlich seinen Bischofsstuhl verlassen und einen fremden an sich gerissen, auf Weihnachten vor seinen Richterstuhl nach Rom und bedrohte ihn, wenn er nicht erscheine, mit Entfernung vom Amte. Diesen Beschluß mit den anderen des Concils meldete Gregor dem Erzbischof Willigis als seinem Vikar in Deutschland, damit er für die Ausführung desselben Sorge trage. So verfuhr dieser deutsche Papst gegen einen deutschen Erzbischof, der in der unmit-

telbaren Umgebung des Kaisers lebte, und in einer Sache, die sogar das Andenken des Vaters dieses Fürsten auf das Empfindlichste berührte.

Es muß um so mehr befremden, daß Gregor mit den Erzbischöfen von Mailand und Ravenna und zehn Bischöfen der Lombardei — denn diese allein waren auf dem Concil erschienen — so durchgreifende Beschlüsse faßte, da er inzwischen selbst aus seinem Bisthum verdrängt war und die Hülfe seines kaiserlichen Verwandten in Anspruch nehmen mußte. Kaum hatte der Papst nämlich Rom verlassen, so hatte sich Crescentius wieder der Herrschaft der Stadt bemächtigt und sogar die Einkünfte der römischen Kirche mit Beschlag belegt. Deshalb wurde Crescentius jetzt auf dem Concil als Räuber und Verderber der römischen Kirche mit dem Bannfluch belegt und allen Bischöfen aufgetragen diesen Beschluß in ihren Sprengeln zu verkünden. Da aber vorauszusehen war, daß Crescentius dazu schreiten würde, einen Gegenpapst einzusetzen, ließ Gregor zugleich beschließen, jeder Bischof, Priester oder andere Kleriker, der bei Lebzeiten des Papstes in Bezug auf eine neue Wahl Verbindlichkeiten eingehen würde, sollte seines Amtes entsetzt und verflucht sein. Nach diesen Beschlüssen trennte sich das Concil; Gregor aber zog in den Städten der Lombardei umher, die Hülfe des Kaisers erwartend.

Was er gefürchtet hatte, trat ein. Schon im Mai 997 erhob Crescentius einen Gegenpapst auf den Stuhl Petri, und zwar einen Mann, der dem Kaiser bisher nahe genug gestanden hatte. Gerade damals war der Erzbischof Johannes von Piacenza von seiner Gesandtschaftsreise aus Constantinopel zurückgekehrt, während Bischof Bernward von Würzburg auf der Reise gestorben war. Es begleiteten Johannes griechische Gesandten; seine Bewerbung scheint also nach langen Verhandlungen doch endlich Gehör gefunden zu haben. Johannes berührte auf der Rückreise Rom, und dieser von Otto II. aus der Niedrigkeit erhobene Kleriker, der Günstling der Theophano und Lehrer des jungen Kaisers, ließ sich vom Ehrgeiz so weit verblenden, daß er den Anerbietungen des Crescentius, ihn auf den ersten Bischofsstuhl der Christenheit zu erheben, ein williges Ohr lieh; er bestieg gegen den Willen des Kaisers bei Lebzeiten des rechtmäßigen Papstes den Stuhl Petri, obwohl er Beiden überdies durch ein besonderes heiliges Band als ihr Taufzeuge verbunden war. Vergebens waren die brieflichen Ermahnungen des heiligen Nilus an den ihm befreundeten Landsmann, diesem thörichten Beginnen zu entsagen und sich aus den Wirren der Welt in ein Kloster

zurückzuziehen; der ehrgeizige Mann verfolgte den eingeschlagenen Weg, indem er dabei, wie man erzählte, hauptsächlich auf Unterstützung von Constantinopel rechnete. Unausbleiblich war nun, daß Johannes von Gregor seines Bisthums entsetzt und gebannt wurde; Piacenza, nur um seinetwillen zum Erzbisthum erhoben, wurde wieder unter den Erzbischof von Ravenna gestellt, zu dessen Kirchenprovinz es früher gehört hatte.

Kaiser Otto, theils durch den Wendenkrieg, theils durch die gelehrten Disputationen zu Magdeburg an den Nordostgrenzen seines Reichs aufgehalten, nahte endlich mit einem stattlichen Heere, und Gregor konnte ihn, wie wir sahen, am Weihnachtsfest 997 zu Pavia begrüßen. Alsbald brach man auf und fuhr den Po hinab; zu Ferrara kam dem Kaiser sein Pathe, der Sohn des Dogen von Venedig, auf schöngeschmückten Schiffen entgegen, und auf dem stattlichsten derselben fuhr der Kaiser bis nach Ravenna. Ein lombardisches Aufgebot hatte sich inzwischen dem Heere angeschlossen, und eilends zog man nun gegen Rom. Schon in den letzten Tagen des Februar erschien der Papst mit dem Kaiser vor der Stadt, die willig ihre Thore öffnete.

Der Gegenpapst hatte sich geflüchtet und hielt sich in einem festen Thurm, weit von der Stadt belegen, verborgen. Hier nahm ihn eine kaiserliche Heerschaar, von dem Grafen Birthilo im Breisgau geführt, gefangen, verstümmelte ihn grausam an Ohren, Augen, Nase und Zunge und brachte ihn nach Rom zurück. Als Nilus das traurige Schicksal seines Freundes und Landsmanns erfuhr, eilte er von seiner Einsiedelei bei Gaeta herbei. Kaum überstand der fast neunzigjährige Greis, dessen Leib überdies durch die Osterfasten geschwächt war, die Leiden der Reise. Ehrfurchtsvoll empfingen ihn Papst und Kaiser, küßten ihm die Hände und räumten ihm einen erhöhten Sitz ein; als Nilus dann um die Person des unglücklichen Johannes bat, die er in die Stille eines Klosters verbergen wollte, zeigte sich auch der Kaiser geneigt diese Bitte zu erfüllen, wenn der heilige Mann selbst nach Rom übersiedeln und dort die Leitung eines Klosters übernehmen wolle. Nilus glaubte seine Absicht erreicht zu haben und verließ den Kaiser. Aber Gregor war nicht so weichen Herzens als Otto; er wollte volle Vergeltung für das größte Vergehen, das es in seinen Augen gab. Deshalb versammelte er ein Concil, ließ Johannes seiner angemaßten päpstlichen Gewalt schimpflich entkleiden und zerriß ihm das Bischofskleid; dann wurde der Verstümmelte rücklings auf einen Esel gesetzt und den Schweif als Zaum in

der Hand unter öffentlichem Ausruf und schmählichen Verunglimpfungen durch die Straßen der Stadt geführt. Nilus versank, als er dies hörte, in finsteres Schweigen. Der Kaiser, welcher dem Willen des Papstes sich nicht hatte widersetzen können, sandte einen seiner Erzbischöfe zu Nilus, um sich zu entschuldigen und den heiligen Mann zu begütigen, aber Nilus sprach zu dem Boten: „Melde dem Kaiser und dem Papst, das sage ihnen der faselnde Alte: „Nicht aus Furcht, nicht um meiner Macht willen habt ihr mir jenen blinden Mann geschenkt, sondern um Gotteswillen; habt ihr jenem nun Leides gethan, so habt ihr nicht sowohl gegen ihn und mich, wie gegen Gott selbst gefrevelt, und wie ihr euch jenes nicht erbarmt habt, den Gott in eure Hände gab, so wird sich der himmlische Vater auch eurer Sünden nicht erbarmen."" Als der Bote noch etwas erwiederte, antwortete Nilus nicht mehr, sondern that, als ob er schliefe; alsbald stieg er mit seinen Begleitern zu Pferde und eilte nach Gaeta zurück.

Crescentius hatte sich inzwischen in die Engelsburg geworfen. Gleich nach der Osterwoche fingen die Deutschen an die Burg zu berennen. Markgraf Eckard von Meißen leitete die Belagerung, und weder bei Tage noch bei Nacht ließ er Crescentius Ruhe. Mit gewaltigen Maschinen und auf Leitern wurde die Burg angegriffen und mußte sich schon nach einigen Tagen ergeben. Kläglich flehte Crescentius um Gnade, aber auf dem Dache der Engelsburg ließ ihn Otto enthaupten, den Leichnam von der Höhe auf das Plaster werfen, nach dem Monte Mario hinter der Peterskirche schleifen und dort mit den Füßen an den Galgen hängen. Neben ihm wurden zwölf seiner Genossen an das Kreuz geschlagen. Dieses geschah am 29. April des Jahres 998; der Kaiser bezeichnete den Tag durch reiche Schenkungen an Klöster und seine Getreuen. In Trastevere in der Kirche des heiligen Pancratius am Janiculum, unmittelbar vor dem nach dieser Kirche genannten Thore, wurde der Leichnam des Crescentius beigesetzt, und hier las man noch bis in die neuere Zeit im Fußboden folgende Grabschrift des verwegenen Römers:

Staub bist Mensch du und Asche; du spähst nach gewaltigen Dingen,
Aber es schließen dich bald wenige Spannen nur ein.
Siehe, der Rom einst beherrschte, als hold ihm das Glück noch gewogen,
Liegt in der Höhle des Grabs hier wie so klein und gering!
Glänzend Crescentius prangte als Herr und Herzog der Römer,
Und von gerühmtem Geschlecht stammte der edele Sproß.

Kraftvoll blüthe das Land, das der Tiber bespült, und dem Papste
Beugte das römische Volk willig und ruhig das Haupt:
Doch ihm zerstörte das Glück voll Launen die Blüthe der Tage,
Und durch ein finsteres Loos führt' es sein Leben zum Ziel.
Wer du auch seist, der heut sich noch freut des himmlischen Lichtes,
Seufzend sprich: Fahr wohl! Wisse du theilst sein Geschick!

Mit ungewohnter Strenge wurden nun in Rom vom Kaiser und Papste die Schuldigen bestraft; auch die der römischen Kirche entfremdeten Besitzungen und Gerechtsame wurden unnachsichtig beigebracht, nicht in der Stadt allein, sondern auch in der Umgegend. So hatte der Graf Benedict im Sabinerlande, des Crescentius Schwiegersohn, eine dem Papste gehörige Burg an sich gerissen: als nun ein Sohn dieses Benedict in die Gefangenschaft des Papstes gerieth, erklärte dieser, denselben nicht eher auszuliefern, als bis die römische Kirche wieder zu ihrem Besitzthum gelangt sei. Benedict versprach sich Anfangs zu fügen, machte aber nichtsdestoweniger Anstalt die Burg zu behaupten. Sofort brachen Papst und Kaiser gegen ihn auf, rückten mit Heeresmacht ihm entgegen und ließen als Benedict ihrer ansichtig wurde, dessen Sohn mit gebundenen Händen zum Galgen führen: da gab der Graf nach und löste seinen Sohn durch die Burg aus. Auf solche Weise wurde der Uebermuth des römischen Adels gebrochen und die Herrschaft des Papstes und Kaisers im römischen Gebiet wieder zur Geltung gebracht.

Im Anfang des Mai saß Gregor darauf einer feierlichen Synode in der Peterskirche vor. Italische, deutsche und spanische Bischöfe und Aebte waren zugegen, auch der Kaiser selbst erschien mit einem zahlreichen Gefolge von Fürsten und Herren. Es galt die Entscheidung über einen Streit, der in der Mark von Barcelona über das Bisthum Auch ausgebrochen war. Arnulf und Guadald haderten um dieses Bisthum und waren Beide mit dem Grafen Ermingaud, dem Sohne des Markgrafen Borrell, nach Rom gekommen, um die Entscheidung des Papstes anzurufen. Nach dem Wunsche des Grafen wurde die Sache zu Gunsten Arnulfs vom Papste entschieden, der dann in seinem und des Kaisers Namen den neuen Bischof mit den Besitzungen seiner Kirche investirte. Man sieht, die spanische Mark schloß sich enger, als es bisher der Fall gewesen war, an das römische Papstthum an und ordnete sich zugleich dem Kaiserthum unter.

In der heißen Jahreszeit verließ der Kaiser Rom und begab sich in die Berggegenden Toscanas; gegen den Herbst durchzog er dann die

Städte der Lombardei und ließ in seinem Beisein eine Synode zu Pavia abhalten, auf der er mit Gerbert wieder zusammentraf, der mit ihm über die Alpen gekommen war, ihn bis Rom begleitet, sich aber später von ihm getrennt hatte. Gregor V. hatte nämlich nach dem Wunsche des Kaisers das Erzbisthum Ravenna an Gerbert verleihen müssen, obwohl Erzbischof Johann, der selbst einst die Königskrone dem Kinde zu Aachen aufgesetzt und in bedenklichen Zeiten treu zum Kaiser und Papste gehalten hatte, noch lebte; freiwillig oder gezwungen war dieser von dem Bisthum zurückgetreten, um dem Günstling des Kaisers Platz zu machen. Unwillig gewiß beugte Gregor sich dem Willen Ottos, aber die Verhältnisse zwangen den sonst so hartnäckigen Mann; am Tage vor der Enthauptung des Crescentius ertheilte er Gerbert das Pallium. In der darüber ausgestellten Urkunde fehlte es nicht an empfindlichen Ermahnungen, die der jüngere dem älteren Manne ertheilte. „Nach dem Wohlwollen des apostolischen Stuhls," heißt es, „und nach unserer alten freundschaftlichen Verbindung haben wir Dich, o Bruder, der Kirche von Ravenna vorgesetzt und uns bewogen gefunden, Dir die Abzeichen der früheren Bischöfe und den Gebrauch des Palliums nach der in dieser Kirche hergebrachten Weise zu ertheilen. Aber nichtsdestoweniger ermahnen wir Dich, daß Du, wie Du Dich der Erlangung dieses Schmucks und des priesterlichen Amts durch unsere Person erfreust, so nun auch Dich bemühst, durch Rechtlichkeit des Sinns und der Handlungen dem in Christo übernommenen bischöflichen Amte Ehre zu machen. Dann wirst Du, wenn mit dem leiblichen Schmuck auch die Tugenden des Herzens übereinstimmen, mit dem Propheten in Wahrheit sprechen können: „Ich schaue Gott allezeit vor meinem Angesicht, daß er zu meiner Rechten sei und ich nicht strauchele."" Gerbert erhielt überdies von Kaiser und Papst große Gerechtsame für seine Kirche nebst noch größeren Versprechungen, indem er nach dem Tode der Kaiserin Adelheid den Bann, Zoll, die Münze und das Marktrecht in Ravenna und bis an das Meer, wie auch die Grafschaft von Comacchio überkommen sollte.

Jetzt endlich, nachdem ihm schon zuvor das reiche Kloster Bobbio zurückgegeben war, nachdem er überdies die Abtei Nonantula erhalten hatte, konnte Gerbert sich für Reims entschädigt halten und gab seine Ansprüche auf das französische Erzbisthum auf. Jetzt mochten auch endlich die Forderungen schweigen, die er unablässig an seinen kaiserlichen Zögling richtete, dem er es, wenn er nicht gleich zum Genuß der

reichen Schenkungen gelangte, unsanft genug vorhielt, wie wenig seine Dienste anerkannt würden. „Ich weiß," schrieb er ihm einst, „daß ich gegen Gott in Vielem gesündigt habe und sündige, aber worin ich Euch und die Eurigen jemals verletzt habe, weiß ich nicht. O! hätte ich doch, was mir Eure Freigebigkeit so rühmlich verehrt, niemals angenommen, oder nun ich es angenommen, nicht so schimpflich verloren. Was soll ich sagen? Was Ihr mir gabt, konntet Ihr mir entweder geben oder konntet nicht. Im letzteren Falle, warum gabt Ihr vor es zu können? Konntet Ihr es aber, wo ist dann der erbärmliche Wicht, der unserem Kaiser, dem der Erdkreis sich beugt, gebieten will? In welchem Dunkel verbirgt sich der Schurke? Er trete hervor, und man kreuzige ihn, daß unser Kaiser frei seine Herrschaft übe! Viele haben gemeint, ich vermöchte Etwas bei Euch, aber nun wäre es von Nöthen, daß ich deren Fürsprache gewänne, die ich einst bei Euch vertrat. Wohl muß ich jetzt mehr meinen Feinden als meinen Freunden glauben; denn diese sagten mir alles Liebe und Gute vorher, jene aber prophezeiten mir, alle Eure Gnadenbriefe und Gunstbeweise würden mir zu Nichts helfen und auf den guten Anfang würde ein schlimmes Ende folgen. Das ist traurig für mich und ungeziemend zugleich für Eure kaiserliche Person. In drei Epochen, so zu sagen, habe ich nun Euch, Eurem Vater und Großvater mitten unter feindlichen Waffen die unverbrüchlichste Treue bewährt; meine geringe Person habe ich Euch zu Liebe dem Zorn der Könige und der Empörung der Völker ausgesetzt. Durch Wildnisse und Einöden, durch räuberische Ueberfälle, durch Hunger und Durst, durch Hitze und Kälte, durch alle diese Widerwärtigkeiten habe ich mich nicht hindern lassen zu dem Sohn meines Kaisers zu dringen, als er in Banden war; lieber hätte ich dem Tode ins Auge gesehen, als seines Anblicks entbehrt; ich sah ihn, und mein Herz war getröstet und erfreut — o möchte mir diese Freude bis an mein Ende bleiben und ich bei Euch in Frieden meine Tage beschließen!" Dieser Brief wirft ein helles, aber nicht eben vortheilhaftes Licht auf den Charakter des Mönchs von Aurillac.

Uebrigens zeigte sich Gerbert, sobald er wieder zu einer einflußreichen Stellung in der Kirche gelangt, wie umgewandelt; allen schismatischen Bestrebungen sagte er nun auf immer ab und verfolgte die strenge Richtung, die vom Stuhl Petri ausging, mit allem Eifer. Schon wenige Tage nach seiner Erhebung versammelte er eine Synode

zu Ravenna, auf der er ernste Beschlüsse gegen eingewurzelte kirchliche Mißstände fassen ließ. Im Herbst begab er sich dann zu jener Synode, welche die oberitalischen Bischöfe zu Pavia in Gegenwart des Kaisers hielten. Auch hier war Gerbert die Seele der Versammlung, wie einst zu Reims, aber in völlig anderem Sinne machte er jetzt sein Ansehen geltend. Die Kirche des heiligen Ambrosius zu Mailand nahm bis dahin manche Ehrenrechte und Titel in Anspruch, die sie früher mit anderen Metropolen getheilt hatte, die man jetzt aber gewohnt war allein dem Stuhl Petri beizulegen: der so eben eingesetzte Erzbischof Arnulf, ein dem Kaiser sehr ergebener Mann, wurde zu Pavia genöthigt diesen Ansprüchen zu entsagen, und man verzeichnete in den Akten der Synode, dem Erzbischof von Mailand sei das Papstthum genommen worden.

Auf derselben Synode wurde ein anderer wichtiger Beschluß gefaßt und durch kaiserliches Edikt allen geistlichen und weltlichen Fürsten Italiens bekannt gemacht, der, wenn er zur Ausführung gekommen wäre, tief in alle Besitzverhältnisse des Landes eingegriffen hätte. Es ist bereits darauf hingewiesen worden, wie ein unermeßlicher Landbesitz den Bisthümern und Abteien Italiens allmählich zugewachsen war; derselbe hatte sich durch die Freigebigkeit der Ottonen noch erheblich vermehrt, und überdies waren vielen lombardischen Bischöfen die wichtigsten Hoheitsrechte ertheilt worden. Trotz dieses kolossalen Reichthums und ihrer durch kaiserliche Privilegien gesicherten Machtstellung waren aber doch die Kirchen Italiens in einer nichts weniger als beneidenswerthen Lage. Ein sehr großer Theil ihrer Besitzungen war auf Zeit- und Erbpacht gegen einen Geldzins ausgethan, meistentheils aber weniger zum Vortheil der Kirchen als nach dem Privatinteresse der Bischöfe oder dem Zwang der Verhältnisse. Der Zins, so gering er war, wurde häufig nicht gezahlt und konnte dann, wie die Sachen lagen, nicht einmal mit Gewalt beigetrieben werden, da die Kirchenpächter zu den mächtigsten Männern des Landes gehörten. In dem römischen Gebiet und der Romagna hatte in der That der Adel den größten Theil seiner Besitzungen nur in Erbpacht von der Kirche, und dieses Verhältniß war der Grund unablässiger Streitigkeiten zwischen dem Adel und der Geistlichkeit, da die Pächter den Zins unaufhörlich verweigerten, ja das Pachtverhältniß, wenn es irgend mit Aussicht auf Erfolg geschehen konnte, ganz in Abrede stellten. Auch in Tuscien waren die Verhält-

nisse ähnlich; aber hier hatte bereits Otto I. der Geistlichkeit ernstlich verboten Pachtverträge mit dem Adel einzugehen und solche nur mit Colonen erlaubt, die mit eigener Hand den Acker bestellten und einen bestimmten Theil des Ertrags den Kirchen als Zins entrichteten. In der Lombardei bestanden Pachtverträge der Regel nach wohl nur mit solchen Colonen, da der mit Kirchengut ausgestattete Adel im Lehnsverbande mit den Bischöfen und Aebten zu stehen pflegte, doch kamen gewiß auch hier, wie in Tuscien, noch bisweilen Erbpachtsverträge zwischen dem Adel und den Kirchen zum großen Nachtheile der letzteren vor.

Die Synode beschloß nun und der Kaiser veröffentlichte den Beschluß, daß fortan alle Pachtverträge in Italien über Kirchengut höchstens so lange Geltung haben sollten, als der Bischof oder Abt, der sie abgeschlossen habe, am Leben sei, sein Nachfolger aber mit vollkommener Freiheit über das Kircheneigenthum verfügen könne, indem jeder aus der Auflösung des Verhältnisses erwachsende Nachtheil lediglich dem Pächter zur Last falle. „Denn da selbst den Kaisern und Königen,“ sagt Otto in dem Edikt, „nur für ihre Lebenszeit erlaubt ist Reichsgut zu vergeben, es sei denn an Kirchen, wie kann den Bischöfen und Aebten das Recht zustehen, über Kircheneigenthum auch für die Zeit ihrer Nachfolger gültig zu verfügen? Vielmehr ist jedes Gesetz und Recht, jeder Vertrag und jedes Herkommen, das dem Nutzen der Kirche widerstreitet, für nichtig zu halten, und nimmer darf durch unsere Autorität bekräftigt werden, was klärlich gegen Gott, den Urheber und Mehrer unserer Herrschaft, gerichtet ist.“ Nur allein in dem Falle könne, bestimmt das Edikt, ein solcher Pachtvertrag Gültigkeit behalten, daß er einer Kirche unbestrittenen Vortheil gewähre, während bei dem bisherigen Verfahren der Klerus schweren Schaden erlitten habe und weder für die Instandhaltung der Gotteshäuser habe sorgen, noch den Reichsdienst gehörig leisten können.

Die lombardischen Bischöfe, obwohl sie von diesen Pachtverhältnissen mit dem Adel weniger litten als die Bischöfe der Romagna und Tusciens, befanden sich doch auch nicht selten in sehr bedrängter Lage. Um den Reichs- und Hofdienst zu leisten, um sich selbst gegen mächtige Widersacher zu schützen und die weltlichen Gerechtsame, welche ihnen die Kaiser übertragen, auszuüben, hatten sie einen großen Theil des Adels gegen Belehnung mit Kirchengut in ihre Dienste genommen. Unter

diesem Vasallenstand unterschied man zwei Klassen: die höheren und die niederen Vasallen; die ersteren, unmittelbar von den Bischöfen und Aebten abhängend, meist das Vogteirecht übend und das Aufgebot des Stifts führend; die anderen, nur mit kleineren Gütern beliehen, dem Aufgebot der ersteren folgend und gewöhnlich deren Aftervasallen. Das Streben beider Klassen ging auf die Erblichkeit ihrer Lehngüter, und die höheren Vasallen brachten es bald dahin, daß ihnen die Erblichkeit, wenn nicht gesetzlich, doch thatsächlich zuerkannt wurde. Die Bischöfe hatten kein Mittel ihnen diese auf die Dauer zu verweigern, da ihnen gegenüber die überlegene Gewalt war und ihr gutes Recht während der Abwesenheit der Kaiser meist schutzlos dastand. Sobald sich aber die höheren Vasallen in dem erblichen Besitz ihrer Lehen befestigten, drängten die niederen Vasallen, die überdies die Lasten der Kriegs- und Hofdienste hauptsächlich tragen mußten, ebendahin, und es entstanden zwischen diesem Stande und den Lehnsherren endlose Streitigkeiten, die noch dadurch genährt wurden, daß die weltlichen Fürsten Italiens, die Markgrafen und Grafen, aus Unmuth über die ihnen entzogenen und den Bischöfen übertragenen Rechte die niederen Vasallen der Kirche gegen die geistlichen Herren und ihre großen Lehnsträger zu unterstützen geneigt waren. Viele Kirchen der Lombardei litten schwer unter diesen Streitigkeiten mit ihren Vasallen und dieser unter einander, so daß die reichsten Bisthümer und Abteien ungeachtet aller Gunstbeweise der Kaiser und alles äußeren Glanzes nur zu oft in der größten Bedrängniß waren. Auch diese Verhältnisse kamen in Pavia zur Sprache und traten dem Kaiser vor die Seele. Es erhob sich nämlich dort der Bischof Warmund von Ivrea als Ankläger gegen den Pfalzgrafen Arduin, welcher die Zwistigkeiten der niederen Vasallen mit ihren Lehnsherren benutzt hatte, um der Macht der Bischöfe entgegenzutreten.

Dieser Arduin, der Sohn des Grafen Dado, nahm unter den Großen Italiens eine der ersten Stellen ein und hatte durch verwandtschaftliche Verbindungen mit den angesehensten Häusern des Landes eine ungewöhnliche Macht gewonnen. Seinen ältesten Sohn Ardicin hatte er mit Willa, einer Tochter des Markgrafen Hugo, vermählt, seine Tochter Ichilde an Kuno, den Sohn König Berengars, der, wie es scheint, während der Minderjährigkeit Ottos in die Heimath zurückgekehrt war, zur Ehe gegeben. Wahrscheinlich durch Hugo der Gunst der Theophano empfohlen, war Arduin mit der Markgrafschaft Ivrea, aus der

einst Berengars königliche Macht erwachsen war, belehnt worden und hatte mit derselben bald auch die Pfalzgrafschaft in der Lombardei verbunden. Diese Macht suchte er aber, wie die Folge zeigte, nur dazu zu benutzen, sich eine dauernde Gewalt auf nationaler Grundlage in Italien zu gründen, und zwar waren seine Pläne zunächst gegen die Bischöfe der Lombardei gerichtet, in denen das sächsische Haus recht eigentlich seine Stütze fand. Um sie zu bekämpfen, verband er sich mit den niederen Vasallen der Kirche und verleitete sie die ihren Lehnsherren geschworene Treue zu brechen. Gleich nachdem der Kaiser im Jahre 996 Italien verlassen hatte, überfiel Arduin den Bischof Peter von Vercelli, plünderte dessen Kirche und steckte sie in Brand; der Bischof selbst fand seinen Tod in den Flammen. Da es Arduin gelang in Vercelli die Wahl des Archidiakonen Raginfred, eines ihm ergebenen Mannes, durchzusetzen, blieb sein Vergehen ungestraft. Ermuthigt durch die Straflosigkeit, griff er dann den Bischof Warmund von Ivrea an, verjagte ihn von seinem bischöflichen Sitze und plünderte die Güter seiner Kirche. Warmund sprach über Arduin den Bann aus; dasselbe thaten die vereinten lombardischen Bischöfe, die in Warmunds Sache schon ihre eigene sahen, aber der Bann blieb wirkungslos, so lange nicht Kaiser und Papst ihm Nachdruck gaben. Deshalb klagten die lombardischen Bischöfe zu Pavia Arduin vor dem Kaiser an, der jedoch in Abwesenheit des Papstes und wahrscheinlich auch aus Rücksicht auf Markgraf Hugo keinen Beschluß in dieser Sache fassen ließ, sondern die Entscheidung auf eine spätere Zeit verschob. Die Bischöfe wandten sich darauf an den Papst, und dieser ermahnte Arduin ernstlich von seinen Gewaltthaten gegen die Kirche abzustehen und Buße zu thun, indem er ihn im Falle der Weigerung ebenfalls mit der Strafe des Banns bedrohte.

Kaiser Otto kehrte, nachdem er die Verhältnisse der Lombardei geordnet hatte, im November nach Rom zurück, wo gegen Ende des Jahres 998 in seiner Gegenwart ein allgemeines Concil vom Papste abgehalten wurde. Besonders zog man die Angelegenheiten der französischen Kirche hier abermals in Betracht. Die Reimser Sache war zwar im Wesentlichen erledigt und Erzbischof Arnulf wieder vorläufig in seine Rechte eingesetzt, aber König Robert hatte, da er noch in der Ehe mit Bertha lebte, den Forderungen des Papstes nicht völlig entsprochen. Das königliche Paar wurde nun zu einer siebenjährigen Buße verurtheilt

und ihm, wofern es noch länger dem Gebote Roms widerstrebte, mit dem Banne gedroht; der Erzbischof von Tours, der die Ehe eingesegnet hatte, und alle Bischöfe, die der Trauung assistirt hatten, wurden ihres Amtes enthoben. Siebenundzwanzig Bischöfe unterschrieben die Verhandlungen des Concils, unter ihnen in erster Stelle Gerbert, der seinem Schüler, der überdies ihm lange ein gnädiger Herr gewesen war, so mit dem Banne drohte. Die Verhandlungen dieses Concils waren insofern auch für die deutsche Kirche von Wichtigkeit, als die Herstellung des Merseburger Bisthums definitiv ausgesprochen wurde. Gisiler, wurde bestimmt, solle das bischöfliche Amt verlieren, wenn er aus Ehrgeiz oder Habsucht die Merseburger Kirche verlassen habe; wäre dies nicht der Fall, so solle er in Magdeburg bleiben, wofern er auf kanonische Weise d. h. mit Genehmigung des Klerus und des Volkes zum dortigen Erzbisthum gelangt sei; könne er aber diese Genehmigung nicht nachweisen, so müsse er auf den bischöflichen Stuhl von Merseburg zurückkehren.

Die Wirkung, welche diese Beschlüsse übten, erlebte Gregor nicht mehr. Nach nennenswerthen Erfolgen, mitten in größeren Entwürfen starb er in der Blüthe der Jugend — er scheint kaum das dreißigste Jahr erreicht zu haben — am 18. Februar 999 zu Rom eines unerwarteten Todes; wie Manche meinten, durch Gift. In dem Vorhofe der Peterskirche, nicht weit vom Grabe Ottos II., zur Seite des Grabmals Gregors I. wurden in einem Marmorsarge seine Gebeine beigesetzt. Folgende Inschrift gab man dem Grabe des ersten deutschen Papstes:

Papst Gregorius deckt, den Fünften des Namens, die Gruft hier,
Strahlenden Auges war er, stattlich und schön von Gestalt.
Einst hieß Brun er, entstammt dem Königsgeschlechte der Franken;
Judith gebar ihn der Welt, Otto erzeugete ihn.
Deutscher nach Sprach' und Geblüt, zu Worms gelehrt und erzogen,
Saß er in Jugendkraft auf apostolischem Stuhl
Fast zwei Jahr' und acht Monde; da dreimal sechs man der Tage
Zählte des Februar, ward er entrissen der Welt.
Reich, war mild er dem Volk und vertheilte an jeglichem Sabbath
An der Apostel Zahl Kleider mit sorglichem Fleiß.
Fränkisch war ihm vertraut, Romanisch und Latiums Zunge;
In drei Sprachen beredt, lehrte er eifrig das Volk.
Otto der Dritte verlieh ihm zu weiden die Heerde des Petrus,
Ward von des Blutsfreunds Hand selbst dann zum Kaiser gesalbt,

Und als die Bande gelöst des sterblichen Fleisches, zur Rechten
Jenes ersten Gregor wählte er hier ihm die Gruft.

Wie das Grab des deutschen Kaisers, ist auch das des deutschen Papstes längst zerstört; der Marmorsarg, der seine Gebeine umfing, hat in der unterirdischen Kirche von St. Peter seine Stelle gefunden.

So kurz der Pontificat Gregors war, ist er doch überaus merkwürdig und nicht ohne nachhaltige Folgen geblieben. Dieser junge deutsche Kleriker ist der Erste gewesen, der nach einer langen Zeit tiefen Verfalls dem Papstthum wieder ein Gefühl seiner Bedeutung zu geben wußte; er war es, der die schismatische Kirche Frankreichs durch Strenge Rom von Neuem unterwarf. Das Meiste von dem, was er angebahnt, ging freilich nach ihm unter oder wurde doch erst durch einen größeren Gregor fast hundert Jahre später in die Erinnerung gerufen, aber nichtsdestoweniger blieben manche Nachwirkungen seiner Thätigkeit, und selbst sein nächster Nachfolger suchte, obwohl er einst sein Gegner gewesen war, nun seinen Fußstapfen zu folgen.

Gerbert als Silvester II.

Es war Gerbert, den nach Gregors Tode der Kaiser auf den Stuhl Petri berief und der willig dem Rufe folgte. Es bezeichnet die universellen Tendenzen Ottos, daß er nach einem Deutschen einen Franzosen auf den apostolischen Stuhl erhob. Aber doch waren es wohl persönliche Beweggründe, welche die Wahl des Kaisers hauptsächlich bestimmten; Gerbert war der Vertraute seiner geheimsten Pläne, und von den vorgerückteren Jahren seines Lehrers mochte er mehr Besonnenheit erwarten, als man dem jungen Gregor nachgerühmt hatte. Im Anfange des Monats April 999 wurde Gerbert in Rom als Silvester II., ohne daß auch nur die Form der Wahl beobachtet zu sein scheint, zum Papst geweiht und eingesetzt. So war denn sein Weg von Reims über Ravenna nach Rom gegangen; das wunderbare Spiel des Buchstaben R in seinen Lebensschicksalen war schon den Zeitgenossen auffällig.

Gerbert hatte sich trotz der Auszeichnungen und Gaben seines Zöglings in der letzten Zeit zu Ravenna übel genug befunden. Er war der erste Fremde, der den alten und ehrwürdigen Bischofsstuhl einnahm; man kann sich denken, daß er nicht die beste Aufnahme fand, zumal es nicht seine Art war allzu rücksichtsvoll aufzutreten. So brachen bald in

der Stadt und Umgegend Unruhen aus, die er nicht zu unterdrücken vermochte. Ueberdies war er körperlich leidend; in einem Briefe an die Kaiserin Adelheid aus jener Zeit schildert er seine Lage auf das Kläglichste. „Meine Tage sind dahin," schreibt er, damals ein Mann von etwa funfzig Jahren, „der Tod steht mir vor Augen, Seitenstechen peinigt mich, die Ohren sausen, die Augen triefen, am ganzen Leibe fühle ich Schmerzen; das letzte Jahr hindurch habe ich das Bett gehütet, und nun ich mich kaum erholt habe, kehren die Schmerzen zurück und werfen mich wieder danieder." Sobald er aber zur höchsten geistlichen Würde der Christenheit emporgestiegen und damit zu einem Ziele gelangt war, das er wohl nie zu erreichen gehofft hatte, fühlte er neue Kräfte in sich. Mit fast jugendlicher Lebendigkeit ergriff er die Herrschaft, und bald sah man ihn eifrig beschäftigt die Besitzungen der römischen Kirche zu ordnen, das Zerstreute zu sammeln, abgekommene Rechte zur Geltung zu bringen; selbst die Waffen ergriff er und belagerte ungehorsame Städte. Sehr merkwürdig ist, daß er unseres Wissens der Erste war, der das Lehnswesen in das römische Gebiet einzuführen suchte; er gab einem Grafen Dauferius mit der Verpflichtung zu Hof- und Kriegsdiensten die Stadt und das Gebiet von Terracina zu Lehen, wobei er zugleich einen jährlichen Zins von drei Goldgulden festsetzte. In der darüber ausgestellten Urkunde hebt er ausdrücklich die Nachtheile der bisher üblichen Pachtverträge hervor und stellt die Vortheile des neuen Verfahrens für die Kirche Petri in ein günstiges Licht; durch eine sonderbare Vermischung von Pacht- und Lehnsverhältniß sucht er die Nachtheile beider zu umgehen und aus beiden Vortheil zu ziehen. Wo es Eigenthum der römischen Kirche galt, gerieth der Papst selbst mit dem Kaiser nicht selten in Streit und wohl mochten diesem die Anforderungen des alten nimmer befriedigten Lehrers oft lästig genug sein. Bald haderte der Papst mit ihm um Besitzungen im Sabinerlande, bald um acht Grafschaften in der Romagna, und der überaus freigebige Schüler war zuletzt meist doch zur Nachgiebigkeit zu bestimmen.

In den rein kirchlichen Sachen blieb Silvester durchaus auf dem Wege, den Gregor eingeschlagen hatte; in Nichts ließ er von der strengen Anwendung der kanonischen Bestimmungen unter seinem Vorgänger nach. Die Sache, die er einst selbst zu Reims in das Leben gerufen hatte, verurtheilte er jetzt, indem er Erzbischof Arnulf, seinen erbittertsten Feind, in dem erzbischöflichen Amte bestätigte und seine Investitur mit Ring

und Stab auf eigenthümliche Weise erneute. Es geschähe, sagte er, daß sich Roms Allmacht nicht allein im Binden, sondern auch im Lösen zeige, und damit klar würde, daß dem heiligen Petrus erlaubt sei, was keine menschliche Macht vermöge. Noch im ersten Jahre der Amtsführung Silvesters erschien dann Arnulf persönlich in Rom und fand die ehrenvollste Aufnahme. Auch König Robert mußte sich jetzt dem Gebote Roms fügen und sich von Bertha trennen. Nicht minder entschieden trat Silvester in den deutschen Sachen auf. Erzbischof Gisiler von Magdeburg wurde, da er immer noch nicht die verlangte Rechenschaft geleistet hatte, vorläufig seines Amtes enthoben und nach Rom citirt; als er hier angeblich wegen einer schweren Krankheit nicht erschien und einen seiner Kleriker sandte, um seine Rechtfertigung zu führen, brachte dieser es nur dahin, daß das Urtheil über ihn verschoben und einem deutschen Nationalconcil übertragen wurde.

Mit besonderer Strenge aber verfuhr Silvester gegen Arduin, gegen den sich ein gewaltiges Unwetter zusammenzog, als das Bisthum Vercelli einem dem Papste und Kaiser gleich vertrauten Manne übergeben wurde. Es war Leo, ein Mann von ausgezeichneten Fähigkeiten und Kenntnissen, ein Klosterbruder, der aber längere Zeit am kaiserlichen Hofe gelebt hatte und den Titel eines „Hofbischofs" führte, ehe er zu dem Bisthum Vercelli befördert wurde. Er, der Mitwisser der Absichten des Kaisers, eben so thätig und verschlagen, als herrisch und gewinnsüchtig, war nicht der Mann, der Arduins Treiben in der Stille ansah; er brachte sogleich alle Gräuel, die der verwegene Feind der Bischöfe gegen seinen Vorgänger und die Kirche von Vercelli verübt hatte, vor Kaiser und Papst zur Sprache. Arduin wurde vor eine römische Synode beschieden und, obwohl sich ergab, daß er keinen unmittelbaren Antheil an dem Tode des Bischofs von Ivrea gehabt hatte, mit den furchtbarsten Strafen des Banns belegt. Er solle, hieß es, seine Waffen ablegen, kein Fleisch essen, weder Mann noch Weib küssen, kein leinenes Kleid tragen, niemals länger als zwei Nächte an einem Orte weilen, den Leib des Herrn nicht empfangen, es sei denn im Todeskampfe; entweder fern von der Welt, wo er Niemand durch seinen Anblick verletze, solle er Buße thun oder als Mönch in ein Kloster treten. Der Kaiser sprach überdies die Acht über Arduin aus, entsetzte ihn seiner Aemter und zog seine Güter ein, die er der Kirche von Vercelli schenkte. Ardicin, Arduins Sohn, wurde ebenfalls vor das Gericht des Papstes

und Kaisers beschieden und kam nach Rom, entzog sich aber durch nächtliche Flucht dem Urtheilsspruch; auch seine Güter fielen der Kirche von Vercelli zu, wie die eingezogenen Besitzungen anderer Anhänger Arduins.

Augenscheinlich wandelte Papst Silvester II. auf ganz anderen Wegen, als die waren, die Gerbert einst zu Reims eingeschlagen hatte. In Allem suchte er zu vollenden, was Gregor V. begonnen hatte. Es war keine leere Form, wenn er den Cluniacensern schrieb, so lange er in der Macht stände, solle ihre Congregation keinen Abbruch irgend einer Art erleiden.

Unverkennbar waren die hierarchischen Ideen, welche der Verfall des Karolingischen Kaiserthums hervorgerufen hatte, wieder aufgelebt, und es stand in Frage, ob sie sich jetzt nicht mit leichterer Mühe durchkämpfen würden. Obgleich zum Theil durch das Kaiserthum selbst wiedererweckt und von demselben mannigfach unterstützt, mußten sie doch nothwendig in ihrer Entwicklung der kaiserlichen Macht über kurz oder lang abermals gefährlich werden, und zwar um so eher, wenn sich diese in eine schwächliche Abhängigkeit von den geistlichen Gewalten zu setzen geneigt war. Und allerdings lag damals die Besorgniß nicht fern, daß es der Geistlichkeit gelingen könnte, das erregbare Gemüth des jungen Kaisers völlig für sich zu gewinnen und jene andächtigen Stimmungen, denen er sich mit Vorliebe hingab, für ihre Zwecke zu nutzen; das deutsche Kaiserthum hätte dann schnell ein ähnliches Ende nehmen müssen, wie die kaiserliche Macht der Karolinger.

Die Eindrücke, welche der Böhme Adalbert auf das Gemüth des Kaisers gemacht hatte, waren nicht flüchtiger Art gewesen, sondern hatten, wie ihnen die innerste Natur Ottos entgegenkam, dauernd das Gemüth desselben ergriffen. Die Erinnerungen an Adalbert und sein Märtyrertod standen unablässig vor der Seele des Jünglings und beherrschten sein Denken und Thun. Sie ohne Frage mehr, als die Furcht vor dem nahen Weltende, die ohnehin in Deutschland und Italien weniger verbreitet gewesen zu sein scheint als in Frankreich, mehr auch als die Drohungen des alten Nilus und die Ermahnungen des heiligen Ro-

muald, riefen jene merkwürdigen Bußübungen hervor, denen sich der Kaiser im Jahre 999 hingab.

Im Februar, als Papst Gregor starb, war Otto nicht in Rom anwesend, sondern auf einer Wallfahrt nach dem Süden begriffen; er pilgerte zu den heiligen Stätten, die einst Adalberts Fuß betreten hatte, erst nach Monte Cassino, dann über Capua und Benevent nach dem gefeierten Kloster des heiligen Michael am Monte Gargano. Barfuß nahte er sich dem Kloster und verlebte hier mehrere Tage in frommen Uebungen. Auf dem Rückwege kam er im März abermals nach Benevent, wo nach dem Glauben der Zeit die Reliquien des heiligen Apostels Bartholomäus ruhten; nach ihnen stand der Sinn des Kaisers, denn er wünschte durch diesen Schatz der Kirche zu Rom, die er zu Ehren Adalberts auf der Tiberinsel erbauen ließ, eine besondere Auszeichnung zu geben. Der Kaiser bat die Beneventaner um dieses ihr kostbarstes Heiligthum, und sie wagten die Bitte ihm nicht offen abzuschlagen, spielten ihm aber einen frommen Betrug, indem sie ihm statt der Gebeine des Apostels die Reliquien des heiligen Paulinus, eines Bischofs von Nola, übergaben.

Auf der Rückkehr nach Rom berührte der Kaiser Gaeta, um den heiligen Nilus aufzusuchen, der mit seinen Brüdern nahe bei der Stadt in ärmlichen Hütten wohnte. Als der Kaiser diese Klausnerzellen erblickte, rief er aus: „Das sind die Hütten Israels in der Wüste; diese Menschen weilen wie Pilgrimme hienieden und wissen, daß sie hier keine bleibende Stätte haben.“ Der alte Nilus zog mit seinen Mönchen dem Kaiser entgegen und unterließ kein Zeichen der Ehrerbietung gegen ihn, aber der Jüngling beugte sich demüthig vor dem heiligen Manne, führte ihn stützend in seine Einsiedelei zurück und betete dort mit ihm am Altare. Dringend bat er Nilus sich mit den Mönchen auf sein Gebiet überzusiedeln und versprach dem Kloster, das er begründen würde, die reichste Ausstattung, aber zu großem Verdruß der Brüder wies Nilus dies Anerbieten zurück. Noch einmal, als er schied, wiederholte der Kaiser sein Verlangen und sprach: „Begehre von mir, wie von einem Sohne, was du willst, und ich werde es dir gewähren.“ „Um Nichts bitte ich dich,“ erwiederte Nilus, „als um das Heil deiner Seele, denn auch du mußt sterben und Rechenschaft geben von deinem Thun.“ Der Kaiser brach in Thränen aus, nahm seine Krone vom Haupte und legte sie in die Hände des Alten, dessen Segen er scheidend empfing.

So zog er nach Rom zurück, wo er in den letzten Tagen des März eintraf.

Auch in Rom setzte Otto seine Bußübungen fort. Mit einem ihm vertrauten jungen Manne, dem Bischof Franko von Worm, zog er sich im Geheimen in eine Höhle neben der Kirche des heiligen Clemens zurück und blieb hier vierzehn Tage unter unablässigem Beten und Fasten. Im Sommer begab er sich dann mit dem Papste in das Gebirge; er verweilte im Juli abermals einige Tage in Benevent, dann ließ er sich auf längere Zeit in jenen Gegenden von Subiaco nieder, wo der heilige Benedict zuerst sich in einer Höhle von der Welt abgesondert und in Dornsträuchen die Lüste des Fleisches ertödtet hatte, um ganz seine Gedanken den göttlichen Dingen zuzuwenden. In dem merkwürdigen Kloster, über jener Höhle in und auf dem Felsen erbaut, unter dem unten die tosenden Wogen des Teverone sich Bahn brechen, nahm der Kaiser seine Wohnung, und diese wilde und doch zugleich überaus reizende Gegend fesselte ihn so, daß er sein Andenken hier durch den Bau einer Kirche zu verewigen beschloß; sie sollte dem Erzengel Michael und neben ihm abermals dem heiligen Adalbert geweiht werden.

In dieser Zeit begann Otto seinem kaiserlichen Titel den Zusatz „Knecht der Apostel“ und dann „Knecht Jesu Christi“ beizusetzen. Auch in der Folge stellte er die Wallfahrten und Bußübungen nicht ein und es sind uns einige Urkunden aus dem Jahre 1000 erhalten, ausgestellt in der „Kloster-Pfalz“; sie vergegenwärtigen recht deutlich das eigenthümliche Treiben dieses phantastischen Jünglings, der Mönch und Kaiser in *einer* Person war.

Schien nun ein solcher Fürst nicht wie geschaffen, um der aufstrebenden Hierarchie als Werkzeug zu dienen? Die Sache derselben schien so gut wie gewonnen, zumal sie an Silvester einen Führer hatte, dem an Geist, Kenntnissen und Umsicht kein anderer Sterblicher damals von fern zu vergleichen war. Aber es *schien* doch nur so. Denn in der That wurzelten jene religiösen Erregungen des Kaisers weit mehr in der mystischen Richtung des Nilus, Romuald und der Mönche des Bonifaciusklosters, als in den hierarchischen Bestrebungen der Cluniacenser. Und daneben erfüllten die Seele Ottos Ideen ganz anderer Art, welche der Entwicklung einer starken hierarchischen Gewalt nichts weniger als günstig waren. Sein Auge war den irdischen Dingen mehr zugewandt,

als man nach diesen Andachtsübungen glauben sollte. Wir haben Beweise genug, daß Otto sich gerade damals mit den größten Plänen zur Ausdehnung seiner Herrschaft und Erhöhung seines kaiserlichen Ansehens trug, daß er mit leidenschaftlichem Eifer dahin trachtete, eine Universal-Monarchie im Sinne der späteren Römerzeit herzustellen.

17.

Ottos III. phantastische Pläne.

Wir wissen, wie lose bisher der Verband der abendländischen Welt im Kaiserreiche war, wie selbst die unmittelbar vom Kaiser beherrschten Reiche kaum einen anderen Zusammenhalt hatten, als in seiner Person. Die Absichten Ottos II., die ihm hinterlassenen Reiche diesseits und jenseits der Alpen enger zu verbinden, waren durch seinen frühen Tod vereitelt worden. Daß ein junger ehrliebender Fürst gern das Werk des Vaters aufnimmt, liegt in der Natur der Dinge, und in der That sehen wir nach jener Richtung hin Otto III. während seines zweiten Aufenthalts in Italien unablässig streben. Noch immer war Italien gespalten, die langobardischen Gegenden von den römischen geschieden: in dem Edikt von Pavia wird zuerst ganz Italien als ein einiges Reich behandelt. Es entspricht dann weiter dieser Richtung, daß Otto Heribert, einen ihm nahe befreundeten Kleriker, aus einer vornehmen fränkischen Familie geboren, zu seinem Kanzler in Italien ernannte und demselben nach dem Tode des Bischofs Hildibald von Worms im Jahre 998 auch die Geschäfte der deutschen Kanzlei übertrug. Bei der Bedeutung der Kanzleien, in denen die ganze regelmäßige Geschäftsführung der Reiche zusammenlief, mußte es von erheblichen Folgen sein, daß beide jetzt in die Hand *eines* Mannes gegeben wurden. Es kam dies fast einer Vereinigung des italischen und deutschen Reiches gleich, und es begreift sich, weshalb Heribert, selbst als er im Jahre 999 zum Erzbischof von Köln erhoben war, gegen die Sitte in seiner Stellung als Kanzler verblieb. Auch das lag in der naturgemäßen Entwicklung der Dinge, daß der Sproß der Ottonen neben der Befestigung der Reichseinheit nach einer namhaften Erhöhung seiner kaiserlichen Stellung

trachtete, daß er, der Sohn einer griechischen Kaisertochter, einen größeren Glanz um seinen Thron zu verbreiten suchte, als sich seine Ahnen erlaubt hatten.

Nach dieser Seite hin trieben Otto die Natur seiner Stellung und die in den Dingen selbst liegende Entwicklung, aber ein eigenthümliches Unglück war es für das deutsche Volk, daß dieser reichbegabte Fürst, sobald er zum Bewußtsein erwachte, sich mehr als Grieche und Römer denn als Deutscher fühlte, daß er auf die sächsische Rohheit herabsah und auf die entwickeltere, aber absterbende Kultur von Byzanz als sein Ideal hinblickte. Alle seine Pläne lösten sich damit von dem nationalen Boden, auf dem das Werk seiner Väter erwachsen war; er meinte als Kaiser vor Allem ein römischer Fürst zu sein, wie er denn auch gegen den Brauch seiner Vorfahren in den Urkunden statt des schlichten Kaisertitels ausdrücklich den volleren: „Kaiser der Römer" zu gebrauchen pflegte. „Grieche von Geburt, Römer nach der ihm übertragenen Herrschermacht," erhob er sich zu den universellsten Anschauungen über die Natur seines Reichs und seiner kaiserlichen Stellung. Nicht einmal bei der Monarchie Karls des Großen blieben seine Gedanken stehen; in phantastischem Fluge über weite Zeiträume hinwegschwebend, weilten sie nur bei dem Weltreich der alten Imperatoren Roms und bei dem großen Fragment ihrer Herrschaft, das sich in dem byzantinischen Reich erhalten hatte. „Herstellung des Römerreichs im Abendlande": in diesem einen Gedanken faßten sich bald alle Absichten des Kaisers als in ihrer letzten Spitze zusammen.

Wer vermag in die Seele eines Menschen so tief einzudringen, daß er die Entwicklung der Gedanken dort von ihren ersten Keimen verfolgen könnte? Aber keinem Zweifel unterliegt, daß der Franzose Gerbert wesentlich dazu beitrug, jene Idee einer Herstellung des alten Römerreichs in Otto zu nähren und zu zeitigen. Niemand hat lange vor Gerbert und lange nach seiner Zeit gelebt, der sich in gleicher Weise mit den Ideen des römischen Alterthums erfüllt hätte; es giebt Briefe von ihm, dessen Schreiber man eher in der Toga der alten Römer als in der Kutte eines Mönchs vermuthete. Daß sich trotzdem die Ideen der klassischen Zeit mit christlichen Anschauungen, die Vorstellungen von dem Imperium der heidnischen Kaiser mit den Traditionen der fränkischen Theokratie Karls des Großen bei dem Mönche von Aurillac vermischten, liegt in der Natur des Jahrhunderts. Mit dem, was seine

Seele erfüllte, nährte Gerbert das Gemüth seines kaiserlichen Zöglings, das sich so willig ihm hingab. Wie oft mag er sich als der Aristoteles dieses neuen Alexander erschienen sein! Und nicht minder gewiß ist, daß Otto am liebsten mit diesem selbstgewählten Lehrer seiner Jünglingsjahre seine Gedanken über die Zukunft des Reichs austauschte. Hier liegt das Geheimniß ihrer innigen Verbindung, die selbst entgegengesetzte Interessen in der Folge nicht zu lösen vermochten.

Schon im Sommer 997, als Gerbert zuerst in Sachsen einen dauernden Aufenthalt in der Nähe des Kaisers nahm, schrieb er ihm, der im Wendenkriege lag, von Dingen, „die von großen Geistern erdacht, große Entschlüsse nöthig machten." Wohin das zielte, zeigte der längere Aufenthalt Ottos im Herbst desselben Jahres zu Aachen; der junge Kaiser nahm von der Kaiserpfalz Karls des Großen dauernd Besitz und richtete sich gleichsam häuslich dort ein. Dann brach Otto im Winter gegen Rom auf, und als er die Stadt einnahm und Crescentius Haupt fiel, wurde die Herstellung des Römerreichs laut der Welt verkündet. Wir besitzen noch Urkunden mit Bleibullen aus jenen Tagen, die das Brustbild des Kaisers mit der Umschrift: „Herstellung des Römerreichs" zeigen, und gleiche Bullen mit derselben Umschrift finden sich von Karl dem Großen.

Gerbert war auf diesem Zuge der unzertrennliche Begleiter des Kaisers gewesen. Mit welchen Gedanken er seinen Geist erfüllte, sehen wir aus der Widmung einer damals ihm überreichten Schrift. „Ich habe dies geschrieben," sagte er, „damit Italien nicht meine, die Kaiserburg sei ausgestorben und daß Griechenland sich nicht allein mit kaiserlicher Bildung und römischer Macht brüste. Unser, unser ist das römische Reich; wir haben das reiche und fruchtbare Italien, wir besitzen das kriegerische Gallien und Germanien, uns dienen die streitbaren Reiche der Scythen, und wir haben vor Allem dich, erhabener Kaiser, der du, von griechischem Blut entsprossen, die Macht der Griechen überragst, der du nach Erbrecht Rom beherrschest und Römern und Griechen an Geist und Beredsamkeit überlegen bist."

Das Streben, den Siegesruhm Roms zu erneuern, mit der feierlichen Pracht des griechischen Kaiserthums seinen Thron zu umgeben, zugleich ein christliches Weltreich nach der Weise Karls des Großen herzustellen, erfüllte seitdem vor Allem die Seele des Kaisers; es waren

ebenso großartige als unklare und phantastische Anschauungen, in denen er lebte. Der Senat des alten Rom mit seiner Weisheit, die Triumphe und das Siegesgepränge eines Trajan und Mark Aurel, der Hof von Constantinopel mit seinem halb antiken, halb orientalischen Prunk — das waren die Zauberkreise, in welche die Gedanken des schwärmenden Jünglings gebannt waren und aus denen er wohl selbst inmitten seiner Bußübungen kaum einen Ausweg fand. Auch glaube man nicht, daß jene Wallfahrten allein um der Andacht willen unternommen wurden; sobald man etwas näher zusieht, findet man bei ihnen zugleich naheliegende politische Zwecke. Jene Pilgerreise nach dem Monte Gargano führte den Kaiser nach Capua und Benevent, den wichtigsten Städten seiner Herrschaft im Süden, die sein Fuß vordem niemals betreten hatte; sie führte ihn unmittelbar an die Grenze des griechischen Reichs, und es war an der Zeit in der Nähe zu beobachten, was in Apulien vorging.

Von Neuem hatten die Araber ihren Blick auf Italien gerichtet. Der Emirat Siciliens war in dem Geschlechte Dschafars gleichsam erblich geworden; Abulfotuh Jusuf, dessen Oheim Hasan beim Chalifen Hakem Biamrillah das größte Ansehen genoß, war wieder über die Meerenge gezogen und hatte das Gebiet der Griechen angegriffen. Obwohl von den Langobarden unterstützt, hatten die Griechen bei Tarent im Jahre 991 eine große Niederlage erlitten. Seitdem kehrten die Angriffe der Araber regelmäßig wieder, und als Jusuf im Jahre 998 schwer erkrankt den Emirat seinem Sohne Dschafar überließ, ging auch dieser sogleich nach Italien hinüber. Noch in demselben Jahre griffen die Araber Bari an, von einem Griechen herbeigerufen, der ihnen die Stadt zu überliefern versprach. Der Hof zu Constantinopel sah die drohende Gefahr, alle seine Besitzungen in Italien zu verlieren, endlich ein und sandte nach Bari einen Befehlshaber mit den ausgedehntesten Vollmachten unter dem neuen Namen eines Katapan. Dieser Beamte, der mit einer fast diktatorischen Gewalt bekleidet war und dem die ganze Verwaltung der griechischen Besitzungen in Italien untergeben wurde, wandte sofort alle ihm zu Gebote stehenden Hülfskräfte gegen die Araber, während der Chalif zu Kairo dem Dschafar unter dem Titel eines 'Aid-ed-Daulet d. h. eines Oberfeldherrn ebenfalls ungewöhnliche Vollmachten ertheilte und ihn zu neuen Eroberungen aufforderte. So rüsteten sich Griechen und Araber hier zu einem entscheidenden Kampfe, dem

auch Otto nicht theilnahmlos zusehen konnte. Wollte er, durch das Beispiel seines Vaters belehrt, sich vielleicht auch nicht selbst an dem Kriege betheiligen, so mußte ihm doch Alles daran liegen, seinem Reiche die langobardischen Fürstenthümer zu erhalten.

Unter diesen Umständen erschien Otto in den südlichsten Gegenden seiner Herrschaft, und die Folgen seiner Reise machten sich bald genug bemerklich. Der Fürst Laidulf von Capua hatte zwar ihn ehrenvoll aufgenommen, aber doch kein rechtes Vertrauen zu seiner Gesinnung erweckt. Kaum hatte Otto nun Capua verlassen, so sandte er einen gewissen Ademar, den Sohn eines capuanischen Klerikers, der am deutschen Hofe erzogen und dem Kaiser durch Freundschaft verbunden war, mit einem Heere nach Campanien. Ademar ließ in Capua Otto aufs Neue huldigen und Geiseln stellen; dann wandte er sich gegen Neapel und auch diese Stadt, die einst Otto II. gehuldigt, nach dessen Tode aber die Hoheit des griechischen Kaisers anerkannt hatte, mußte jetzt abermals dem Kaiser des Westens sich unterwerfen und Geiseln geben. Als Otto bald darauf neue Zweifel an der Treue Capuas und Neapels aufstiegen, sandte er zum zweiten Mal Ademar in jene Gegenden; mit Unterstützung von Capua nahm dieser Neapel und schleppte den griechischen Beamten der Stadt als Gefangenen fort. Dann begab er sich nach Capua, nahm Laidulf, der ihm so eben noch hülfreiche Hand geleistet hatte, mit List gefangen und schickte ihn nach Rom zum Kaiser, der ihn seines Fürstenthums entkleidete, angeblich weil er einst an der Ermordung seines Bruders Landenulf Antheil gehabt haben sollte. Ademar selbst wurde zum Fürsten von Capua eingesetzt; Laidulf, seine Gemahlin, mehrere vornehme Capuaner, jener griechische Beamte in Neapel mußten nach Deutschland in das Exil gehen. Und inzwischen war der Kaiser selbst zweimal nach Benevent gezogen und hatte wohl dadurch hauptsächlich den Fürsten Pandulf II. in der Treue erhalten; auch Waimar III. von Salerno, der bisher als ein selbstständiger Fürst aufgetreten war, erkannte für den Augenblick die Oberherrschaft des Westreichs an. Es ist erzählt worden, wie der Kaiser den heiligen Nilus bei Gaeta aufsuchte; diese Stadt hatte sich damals von der Hoheit des abendländischen Reichs losgesagt, aber schon wenige Wochen nach dem Besuche Ottos hielt der Bischof Notker von Lüttich als dessen Sendbote in Gaeta Gericht. Gewiß, es war Plan und Absicht in den Bußfahrten des Kaisers.

Und gerade im Sommer des Jahres 999, während Otto theils in

der Höhle bei S. Clemente in Rom, theils zu Subiaco wie ein Einsiedler lebte, beschäftigte er sich viel und anhaltend mit seinen politischen Entwürfen, ja seine frommen Uebungen selbst standen in nahen Beziehungen zu ihnen. Er spricht es damals selbst in den Urkunden aus, wie er hoffe, daß seine kirchlichen Werke dazu beitragen würden, „daß sein Reich blühe, sein Heer triumphire, die Macht des römischen Volkes ausgebreitet und die Republik hergestellt werde, auf daß er ruhmvoll in dieser fremden Welt leben, ruhmvoller sich aus den Banden dieses Fleisches zum Himmel aufschwingen und im höchsten Ruhm jenseits mit dem Herrn einst herrschen könne." Gleich nach den Bußübungen in Subiaco begab sich der Kaiser mit dem Papste nach dem Kloster Farfa, wo sie eine merkwürdige Zusammenkunft mit dem Markgrafen Hugo von Tuscien hielten; ihre Besprechungen betrafen, wie der Kaiser selbst in einer Urkunde sagt, „die Herstellung der Republik". Wir kennen die dort gefaßten Beschlüsse nicht, aber wir vermögen doch in den Grundzügen zu erkennen, was Otto unter der Herstellung der römischen Republik verstand und wie er sein Kaiserreich einzurichten gedachte.

Vor Allem sollte das „goldene Rom" wieder die erste Stadt des Reichs, der Sitz des Kaisers, der Mittelpunkt der Welt werden. Nicht in den Trümmern des alten Kaiserpalastes auf dem Palatin, obwohl er bei festlichen Gelegenheiten noch benutzt wurde, nahm der Kaiser seinen Herrschersitz, sondern auf dem Aventin, der, sich steil über dem Tiber erhebend, einen freien Blick über die Stadt gewährt, wie sie sich weit an beiden Seiten des Flusses ausbreitet. Jetzt bildet der Aventin das Bild der traurigsten Oede, nur einige Klöster, weite Ruinen und ausgedehnte Gärten bedecken seine Anhöhe, auf dessen Straßen man selten einem menschlichen Antlitz begegnet. Aber im zehnten Jahrhundert lag hier der bewohnteste Theil der Stadt; feste Burgen standen hier neben geweihten Kloster- und Kirchengebäuden; hier hatte Alberich seine Burg gehabt; hier war das Bonifaciuskloster, und neben demselben erwählte sich Otto die Residenz.

So groß gewiß der Abstand zwischen der alten Kaiserburg am Bosporus und dem verfallenen und in der Eile eingerichteten Palast auf dem Aventin war, so umgab sich der Kaiser doch hier mit demselben steifen Prunk und demselben althergebrachten Ceremoniel, das am Hofe der morgenländischen Kaiser herrschte. In wunderbarer und auffälliger

Tracht trat er auf: bald umfing ihn ein weiter Mantel, den bildliche Darstellungen aus der Apokalypse zierten, bald ein Gewand, auf welches die Bilder des Thierkreises gestickt waren, bis zu den Handschuhen hinab war Alles fest bestimmt und geordnet. Er speiste, abgesondert von seinen Hofleuten, an einer erhöhten Tafel. Der Empfang bei ihm erfolgte in feierlicher Weise; er beanspruchte die tiefste Devotion von seinen Völkern und wurde mit solennen Worten begrüßt, die fast aller Bedeutung entbehrten. „Kaiser aller Kaiser" ließ er sich anreden und legte sich nach der Sitte der alten Imperatoren volltönende Beinamen von den seinem Scepter unterworfenen Völkern bei; Saronicus, Romanus und Italicus wurde er genannt und nannte sich selbst so. Eine endlose Schaar von Hof-, Staats- und Heerbeamten umgab ihn. Die leeren Schattenbilder der römischen Consuln und des römischen Senats wurden aus der Nacht der Vergessenheit wieder an das Tageslicht beschworen. Die militärische Rangordnung, welche zu Constantinopel herrschte, ward auch zu Rom eingeführt. Magistri und comites imperialis militiae und palatii imperialis (Generale des kaiserlichen Kriegsvolkes und der kaiserlichen Leibwache), protospatharii (kaiserliche Obersten), ein praefectus navalis (der Admiral einer Flotte, die es in Wahrheit nicht gab) werden am Hofe des Kaisers genannt. Daneben wurden altherkömmliche Bezeichnungen vom Hofe der fränkischen Könige mit neuen, von Constantinopel entlehnten vertauscht: die kaiserlichen Kämmerer erscheinen als Vestiarier und Protovestiarier, die Kapellane als Logotheten, der Kanzler als Archilogothet. Der sächsische Hof ist wie zu einem Maskenfest aufgeputzt, und schnell gleich der Fastnachtslust verrauschte die ganze Herrlichkeit wieder.

Dauernder war, was Otto für die Ordnung der städtischen Verhältnisse Roms that, die ihm bei der für die Weltstadt jetzt beanspruchten Bedeutung von besonderer Wichtigkeit sein mußten. Zuerst stellte er hier den Patriciat wieder her, doch sollte der Patricius nichts Anderes sein, als der Gehülfe und Stellvertreter des Kaisers. Der Patricius wurde der erste kaiserliche Beamte in der Stadt und deren Gebiete; die Insignien seiner Würde waren ein goldener Reif um das Haupt, Fingerring und Mantel. Neben dem Patricius blieb der Präfect bestehen, der vom Kaiser mit dem gezogenen Schwert seine Gewalt empfing. Er hatte den Landfrieden im römischen Gebiete zu erhalten, in dem alle Burgen und Festen unter seiner Aufsicht standen; er übte hier den Blutbann,

wie überhaupt eine sehr ausgedehnte Gerichtsbarkeit aus. Obgleich des Kaisers Mann, war er doch zugleich der Vogt der römischen Kirche und huldigte als solcher dem Papste; es lag ihm ob alle Gerechtsame der römischen Kirche zu wahren und dieselbe in ihren Rechtsansprüchen zu schützen, wie er auch im Namen des Papstes über dessen Leute zu Gericht saß. Sehr angesehene Beamte waren schon seit geraumer Zeit zu Rom die sieben sogenannten Pfalzrichter, ursprünglich Hofbeamte des Papstes, mit denen er sich nach dem Muster des Hofes von Constantinopel umgeben hatte. Kleriker niederen Grades, denen die Ehe erlaubt war, wußten sie meist auch ihre Nachkommen in diese Stellen zu bringen, die so eine Art von Erbämtern wurden. Mit der weltlichen Macht des Papstes war auch der Umfang ihrer Geschäfte und ihr Einfluß ungemein gewachsen. In allen bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten — denn vom Blutgericht waren sie als Kleriker ausgeschlossen — galten sie als die ordentlichen Richter; unter ihnen standen die niederen Richter und der sehr ausgedehnte Schreiberstand, auch die Finanzen des Papstes und die Armenpflege der Stadt waren ihrer Obhut anvertraut. Diese Pfalzrichter wurden jetzt ebenfalls neben päpstlichen kaiserliche Beamte; sie bildeten gewissermaßen einen Staatsrath des Kaisers und urtheilten als Schöffen in den kaiserlichen Gerichten.

Die Schöffenverfassung hatte sich in Rom bereits völlig eingebürgert. In den Gerichten, die vom Patricius, Präfecten, oder wem sonst Papst oder Kaiser den Vorsitz übertragen hatte, abgehalten wurden, fanden rechtskundige Männer, gewöhnlich sieben an der Zahl, das Urtheil, für dessen Vollstreckung dann der Präfect Sorge trug. Die Urtheiler waren neben den erwähnten Pfalzrichtern, die man auch schlechthin als die ordentlichen Richter bezeichnete, Wahlrichter, die von dem ersten Pfalzrichter erwählt und vom Kaiser eingesetzt wurden, indem er sie mit dem Richtermantel umhüllte und ihnen das Gesetzbuch Kaiser Justinians überreichte. Die Gerichte wurden bald im Namen des Kaisers, bald des Papstes, bald in Beider Namen abgehalten; die Berufung von der Entscheidung des Papstes an den Kaiser war zulässig.

Obwohl so das germanische Rechtsverfahren in Rom selbst und dem römischen Gebiet, wo jetzt überall Grafen hervortreten, vollständig die Oberhand gewann, obwohl zugleich mit Nothwendigkeit auch einzelne germanische Rechtsideen zur Geltung kamen, war doch die Herrschaft des römischen Reichs selbst mit Nichten gebrochen. Noch folgten

die Römer den Gesetzen des Justinian, und es galt als Ausnahme und besonderes Privilegium, nach germanischem, vornehmlich nach langobardischem Recht leben zu dürfen. Hatte man in dieser Ausnahmsstellung bisher einen Vorzug gesehen, so suchte im Gegensatz Otto III. das römische Recht über das germanische zu erheben; er nahm unter bestimmten Feierlichkeiten durch besondere Vergünstigung solche, die nach fremdem Rechte lebten in das römische Bürgerrecht auf, und indem er sich selbst mit römischen Richtern umgab, dachte er sogar daran, dem römischen Rechte abermals eine allgemeine Bedeutung als Kaiserrecht zu gewinnen. Wenn er das Gesetzbuch des Justinian den römischen Richtern bei ihrer Einsetzung übergab, that er es mit der Formel: „Nach diesem Buche richte Rom, die Leostadt und den gesammten Erdkreis!"

Wäre es Otto gelungen seine Absichten durchzuführen, so wäre in der That aus dem deutschen Kaiserthum ein römisches nach dem Muster des byzantinischen geworden; die Stadt Rom wäre noch einmal der Herrschersitz für die abendländische Welt, das römische Recht Kaiserrecht geworden und so in Erfüllung gegangen, was ein Vers ausspricht, der damals in Umlauf gekommen zu sein scheint und später als Umschrift auf den Majestätsbullen der deutschen Kaiser diente:

Roma, des Weltalls Haupt, führt lenkend die Zügel des Erdrunds.

Ottos Pläne bedrohten das deutsche Volk mit der Gefahr in eine abhängige Stellung von Italien zu gerathen und von den Römern, mit denen sich der Kaiser umgab, regiert zu werden.

Die Männer, auf welche der Kaiser vorzugsweise bei der Durchführung seiner Absichten zählte und mit denen er seine Pläne erwog, waren der Markgraf Hugo von Tuscien, die Grafen von Tusculum, die sich vom alten julischen Geschlecht abzustammen rühmten und denen der Kaiser die geehrtesten Stellen an seinem Hofe übertrug, sein Kanzler und „Archilogothet" Heribert, den er zum Erzbischof von Köln erhoben hatte, sein Lehrer und „Primiscrinius" Bischof Bernward von Hildesheim, der Bischof Leo von Vercelli und vor Allen Papst Silvester, der jetzt wohl widerwillig genug die Hand bieten mußte, um hochfahrende Gedanken, die er einst selbst in der Seele des Kaisers genährt hatte, in das Leben zu führen.

Denn indem Otto seine kaiserliche Gewalt so hoch wie möglich faßte, indem er sie zugleich vorzüglich auf Rom und Italien zu begründen suchte, konnte nicht fehlen, daß er mit dem Stuhle Petri in mannig-

fache Streitigkeiten gerieth. Es liegen Beweise vor, daß schon mit seinem zum Papstthum erhobenen Vetter der junge Kaiser keineswegs immer eines Sinnes war; noch stärker wurden die Reibungen mit seinem alten Lehrer, wie wir unter Anderem aus einer merkwürdigen, dem päpstlichen Archive entnommenen Urkunde sehen, deren Echtheit vielfach angezweifelt ist, doch unseres Erachtens nicht mit stichhaltigen Gründen. Acht Grafschaften in der Romagna waren seit längerer Zeit zwischen dem Stuhle Petri und dem Reiche streitig; schon Gregor hatte auf sie Ansprüche erhoben, der Kaiser aber die Verwaltung derselben vorläufig seinem Beamten in Spoleto und Camerino übertragen. Als Silvester diese Grafschaften aufs Neue verlangte, ließ sich der Kaiser zur Schenkung derselben herbei, welche er durch die in Rede stehende Urkunde beglaubigt. Er tadelt in ihr zuerst mit den härtesten Worten die Sorglosigkeit und Unwissenheit der früheren Päpste, durch die fast das ganze alte Besitzthum des Stuhls Petri verschleudert sei; dann aber, heißt es, hätten die Päpste, um sich zu entschädigen, fremdes Gut und namentlich Reichsgut an sich zu reißen und ihren Raub durch lügenhafte Fiktionen zu verhüllen gesucht; so sei die Schenkungsurkunde Constantins, die ein römischer Diakon Namens Johannes angefertigt habe, entstanden, so eine andere von Karl dem Kahlen; auf diese untergeschobenen Urkunden lege er, der Kaiser, durchaus kein Gewicht, sondern einzig und allein aus freiem Antrieb schenke er, was ihm selbst und nicht dem heiligen Petrus angehöre, und zwar zunächst als dankbarer Schüler seinem Lehrer, den er selbst zum Papst eingesetzt habe, auf daß dieser etwas habe, was er im Namen seines Schülers dem heiligen Petrus darbringen könne. Es herrscht die keckste Sprache, die jemals ein Kaiser den Päpsten gegenüber geführt hat, in dieser Urkunde; man sieht aus ihr, wie sich Otto völlig als Herr des Papstthums ansah.

Welche Spannungen aber auch immer zwischen dem Kaiser und Papst eintreten mochten, sie waren doch nimmermehr im Stande ihre Verbindung zu lösen. Silvester bedurfte des kaiserlichen Schutzes; der Kaiser dagegen konnte der Kenntnisse und der Umsicht des Papstes bei seinen Plänen in keinem Augenblick entrathen. Ueberdies begegneten sich ihre Bestrebungen trotz ihres inneren Gegensatzes doch auf die mannigfachste Weise. Die Herrschaft Roms über alle Welt zu erhöhen, blieb ihr gemeinsames Ziel, mochten ihre Ansichten über die Wege, die dahin führ-

ten, noch so sehr abweichen. Dazu kam, daß damals Kirche und Reich keineswegs in jenem ausgesprochenen Gegensatz standen, wie ihn die zweite Hälfte des neunten Jahrhunderts gekannt hatte und ihn spätere Zeiten noch schärfen sollten; vielmehr galten die Eroberungen des Reichs damals für eben so viele Eroberungen der christlichen Kirche und des Stuhls Petri, wie andererseits jeder Zuwachs an Macht für den römischen Oberpriester zugleich eine Erhöhung der kaiserlichen Gewalt in sich schloß, vor der sich Rom und der Papst beugten. So arbeiteten denn doch in der That zuletzt Otto und Silvester Hand in Hand an einem Werk, und dieses Werk nahm, wie sie zu den allgemeinsten Vorstellungen einer Weltherrschaft sich aufgeschwungen hatten, im Entwurfe die kolossalsten Dimensionen an.

Es ist gewiß, daß der Gedanke durch einen Kreuzzug das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, wie er hundert Jahre später in das Leben trat, schon in Gerberts Seele aufgetaucht ist. Ein solcher Plan, der tief in alle Verhältnisse des Morgenlandes eingreifen mußte, konnte nur vorübergehend die Phantasie dieser Männer beschäftigen; an eine wirkliche Ausführung desselben war nicht von fern zu denken. Aber im Abendlande hoffte man es allerdings zu einer Herrschaft zu bringen, wie sie die Welt kaum jemals gesehen hatte. Schon hatte man im südlichen Italien das Ansehen des abendländischen Reichs hergestellt; der Graf von Barcelona hatte Roms geistliche und weltliche Obermacht anerkannt; dem neuerrichteten Capetingischen Königthum war seine Auflehnung gegen Rom übel gerathen. Und zugleich brach im Nordosten Europas das Heidenthum mehr und mehr zusammen, so daß es ein Leichtes schien, hier die Herrschaft des Kaiserthums und des Stuhls Petri dauernd zu befestigen. Auf diese Gegenden richteten jetzt Otto und Silvester vor Allem den Blick und verfolgten hier ihre Pläne mit lebhaftem Eifer. Zuerst faßten sie Polen in das Auge, wohin Adalbert durch seinen Märtyrertod ihnen gleichsam den Weg gewiesen hatte und wo der heldenmüthige Herzog Boleslaw ganz der Mann schien, um Roms kühnste Wünsche zu verwirklichen.

Gaudentius, der Halbbruder Adalberts, und der Priester Benedict, die einzigen Zeugen vom Tode Adalberts, waren nach Rom zurückgekehrt und wurden nun zu Werkzeugen ersehen, um Polen in eine römische Provinz zu verwandeln. Gaudentius wurde vom Papste zum Erzbischof geweiht; sein Bisthum sollte die Mutterkirche für Polen und dem hei-

ligen Adalbert geweiht werden. Zu derselben Zeit wurde im Kloster des heiligen Bonifacius von Johannes Canaparius, einem Freunde Adalberts, dessen Lebensbeschreibung nach dem Willen des Kaisers aufgeschrieben und dieser Schrift durch den Papst kirchliches Ansehen verliehen. Erst damals fing Rom an Heiligsprechungen vorzunehmen, die Geltung für die gesammte Kirche beanspruchten. Der deutsche Bischof Ulrich von Augsburg ist so zuerst im Jahre 993 kanonisirt worden, der zweite war der Böhme Adalbert. Zugleich betrieb der Kaiser eifrig den Bau der Adalbertskirche auf der Tiberinsel, und schon rüstete er sich selbst über die Alpen zu ziehen, um zum Grabe Adalberts zu wallfahren und das neue Erzbisthum für Polen aufzurichten.

Gegen die Mitte des December 999 verließ Otto Rom und begab sich zunächst nach Ravenna. Von dem römischen Patricius Ziazo, vielen anderen Großen Roms, dem Archidiakonus des Papstes und mehreren Cardinälen begleitet, betrat er um Weihnachten wieder den deutschen Boden.

Die letzte Reise Ottos III. nach Deutschland.

Es war nicht allein die Devotion vor dem neuen Heiligen der römischen Kirche, seinem Freunde Adalbert, die den Kaiser zur Rückkehr nach Deutschland vermochte: seine Reise war nicht minder bedingt durch wichtige Todesfälle, die in der letzten Zeit die kaiserliche Familie betroffen hatten.

Schon am 7. Februar 999 war die Aebtissin Mathilde von Quedlinburg plötzlich am Fieber gestorben. Wir wissen, welches Vertrauen der Kaiser auf diese Fürstin, die einzige rechte Schwester seines Vaters, gesetzt und wie er ihr die Reichsgeschäfte in Deutschland für die Zeit seiner Abwesenheit übertragen hatte. Mit der von ihrem großen Vater ererbten Umsicht und Entschiedenheit hatte Mathilde die Verwaltung des Reichs geführt, und namentlich war ihr gelungen die Wenden mehr zu beruhigen und dadurch einen friedlicheren Zustand an den Ostgrenzen des Reichs herbeizuführen; noch in ihren letzten Tagen hatte sie einen großen Hoftag zu Magdeburg gehalten und durch die Sicherheit und Würde, mit der sie die schwierigsten Geschäfte leitete, alle Welt in Verwunderung gesetzt. Ihre Nichte Adelheid, des Kaisers älteste Schwester, folgte ihr, wie sie es sterbend gewünscht hatte, als Aebtissin zu

Quedlinburg, aber Mathildens Tod ließ zugleich eine große Lücke in den Reichsgeschäften, die nicht wieder ausgefüllt wurde.

Am tiefsten mußte Mathildens frühes Abscheiden das Herz ihrer Mutter bewegen, die ihr auch schnell in das Grab folgte. Bald nach dem Tode ihrer Tochter unternahm die Kaiserin Adelheid ihre letzte Reise nach ihrem Heimathslande Burgund, um Streitigkeiten zwischen König Rudolf, ihrem Neffen, und dessen Vasallen zu schlichten. Auf dieser Reise erreichte sie die Nachricht, daß der Bischof Franko von Worms, jener Freund des Kaisers, mit dem er sich in die Grotte bei S. Clemente eingeschlossen hatte, zu Rom gestorben sei. Franko war der Kaiserin lieb gewesen, und da kurz vorher auch ein anderer ihr sehr vertrauter Bischof, Widerold von Straßburg, zu Benevent in der Nähe des Kaisers ein plötzliches Ende gefunden hatte, erfüllten diese Todesnachrichten ihre Phantasie mit den schwärzesten Bildern. Sie gerieth in die heftigste Aufregung und rief wie von Sinnen aus: „So werden noch Viele in Italien um meinen Enkel sterben, und zuletzt er selbst! Schutzlos und verlassen werde ich sein! Herr des Himmels, laß mich das nicht erleben!" Das Wort schien prophetisch. Der Kaiser ernannte einen ihm befreundeten jungen Kleriker zu Frankos Nachfolger, aber schon am vierten Tage starb auch dieser zu Rom; ein anderer wurde in seine Stelle gewählt, und auch er verschied, ehe er noch die Alpen erreicht hatte. So wüthete in der nächsten Umgebung des jungen Kaisers unaufhaltsam das Verderben. Dennoch erreichte Adelheid ihren Wunsch, sie starb vor ihrem Enkel. Am 17. December 999 endete sie ihr Leben zu Selz im Elsaß und wurde in dem dort von ihr gestifteten Kloster begraben.

In den letzten Jahren ihres Lebens hatte Adelheid mit den Cluniacensern in ununterbrochener Verbindung gestanden, und der Abt Odilo selbst sorgte für das Gedächtniß der frommen Kaiserin durch eine Lebensbeschreibung, in der er vornehmlich ihre kirchlichen Werke hervorgehoben hat. Aber es hatte eine Zeit gegeben, wo Adelheids Herz für die Dinge der Welt nichts weniger als unempfänglich war und wo sie nicht verschmähte mit ihrer zarten Hand das Gewirr der menschlichen Verhältnisse zu ordnen. Deutschlands Geschick ist auf lange Zeit hin durch die Lebensschicksale dieser merkwürdigen Fürstin bestimmt worden: sie hat die Deutschen nach Italien geführt und die Länder diesseits und jenseits der Alpen auf Jahrhunderte verbunden; sie hat unter der Re-

gierung dreier Kaiser einen großen, ja oft den größten Einfluß auf die Leitung aller Geschäfte gehabt. Es gab eine Zeit, wo ihr einer Enkel Deutschland und Italien, der andere Frankreich beherrschte: da nannte man sie „die Mutter der Könige." Im Palast der burgundischen Herrscher geboren, in zarter Jugend nach Italien geführt und dort auf den Thron erhoben, dann in das tiefste Elend hinabgeschleudert, aber nur um bald desto glänzender aufzusteigen und Deutschlands Krone mit der italischen zu verbinden, endlich als Kaiserin Roms auf die Spitze menschlicher Herrlichkeit gestellt, fand sie als eine christliche Büßerin in einem deutschen Kloster ihr Ende, nachdem sie ihr Leben bis nahe an siebenzig Jahre gebracht hatte.

Wenige Wochen nach dem Tode seiner Großmutter erschien der junge Kaiser nach zweijähriger Abwesenheit wieder in Deutschland und wurde mit der größten Freude und ungemeinem Glanze empfangen. Seine Schwestern Adelheid und Sophie, die eine jetzt Aebtissin von Quedlinburg, die andere Nonne im Kloster Gandersheim, eilten ihm entgegen, mit ihnen die Fürsten und Herren aus Sachsen und Thüringen; auch die Lothringer, Schwaben und Franken zogen herbei, ihn zu bewillkommnen. Zu Regensburg fand die Begrüßung Statt, wo der Kaiser in den letzten Tagen des Januar vom Bischof Gebhard prachtvoll empfangen wurde. Auch Erzbischof Gisiler war erschienen, noch immer seines Amtes enthoben und eifrig bemüht sich der Gunst des Kaisers zu versichern.

Nach einem längeren Aufenthalt zu Regensburg brach der Kaiser auf, um das Grab Adalberts zu besuchen. Durch den Nordgau nahm er, von Gisiler begleitet, seinen Weg nach Thüringen, dann über Zeitz und Meißen durch die Mark des tapferen Eckard bis nach Eilau am Bober, wo die Grenze der Polen war. Hier wartete Herzog Boleslaw schon des Kaisers und geleitete ihn mit großen Ehrenbezeugungen nach der Kirche zu Gnesen, wo der den Preußen mit Gold aufgewogene Leichnam des heiligen Adalbert beigesetzt war.

Als der Kaiser Gnesen sich nahte — es war in der Mitte des März — stieg er vom Pferde und betrat barfuß als Pilger die Stadt. Dort empfing ihn der Bischof Unger von Posen und geleitete ihn zur Kirche; unter einem Strom von Thränen betete hier Otto am Grabe des Märtyrers. Dann betrieb er sofort die Gründung des neuen Erzstifts für Polen, welches sich an Adalberts Grabe erheben sollte und zu

dessen Erzbischof bereits Gaudentius geweiht war. Eine Synode wurde schleunigst gehalten, und hier nach dem Willen des Kaisers und dem Wunsche Herzog Boleslaws Polen und die ihm unterworfenen Länder kirchlich abgegrenzt. Sieben Bisthümer sollten unter dem Erzbisthum Gnesen stehen, und von ihnen Polen und die von Boleslaw eroberten Länder kirchliche Gesetze und christliche Ordnungen erhalten. Für Pommern, das bereits von Boleslaw abhängig war, wurde Kolberg zum Bischofssitz erwählt und Reinbern zum ersten Bischof ernannt. Chrobatien hatte der Pole den Böhmen abgenommen; es erhielt jetzt in Krakau sein eigenes Bisthum und den ersten Bischof in Poppo. Für Schlesien, erst kurz vorher nach dem Tode Boleslaws II. den Böhmen entrissen, wurde eine bischöfliche Kirche in Breslau errichtet und fiel dem Johannes zu. Die vier anderen Bisthümer, deren Sprengel wohl in den östlichen Theilen Polens lagen, werden uns nicht näher bezeichnet. Durch diese Einrichtungen wurden die Rechte der früher schon bestehenden Bisthümer vielfach angetastet und ihre Sprengel beschränkt. Vor Allem wurde Magdeburgs Bedeutung herabgedrückt, und wenn Gisiler nicht entschiedener den Plänen des jungen Kaisers entgegentrat, geschah es wohl nur aus Besorgniß für seine ohnehin so gefährdete Stellung. Auch der Bischof Thieddag von Prag schwieg zu dem Beginnen des Kaisers, da er schutzlos auf seinem Bischofsstuhle sich kaum zu erhalten wußte. Nur der Bischof Unger von Posen, der mit seinem verkürzten Sprengel unter dem Magdeburger Erzstift verblieb und nicht von Gnesen abhängig wurde, versagte seine Zustimmung zu der Gründung der neuen Bisthümer. Unwillig sah man in Deutschland, was hier geschah, und zweifelte laut an dem Rechte Ottos zu solchen Anordnungen.

Mit staunenswerther Pracht feierte Herzog Boleslaw die Anwesenheit des Kaisers, der sich, wie es scheint, dafür äußerst dankbar bewies und ihm wesentliche Herrschaftsrechte einräumte. „Gott mag es dem Kaiser vergeben," schrieb wenig später Thietmar von Merseburg, „daß er den Polenherzog, der bisher ein zinspflichtiger Mann war, zum Herrn machte und so hoch erhob, daß er bald die, welche ihm einst vorgesetzt, unter seine Herrschaft zu bringen und zu Knechten herabzudrücken suchte." Es scheint hiernach kaum zu bezweifeln, daß Otto dem Polenherzog den dem deutschen Reiche gezahlten Tribut erließ. Glaublich erscheint auch, was spätere Quellen berichten, daß Otto dem Herzog die Ehrennamen „eines Bruders und Mitarbeiters am Reiche, eines Freundes und

Bundesgenossen des römischen Volkes“ gegeben habe, da dies durchaus der Denkungsart und Ausdrucksweise des phantastischen Kaisers entspricht. Wenn aber in jenen Quellen weiter berichtet wird, daß Otto dem Herzog seine Krone auf das Haupt gesetzt, ihm königliche Rechte ertheilt und damit aus der Abhängigkeit vom Kaiserthum völlig entlassen habe, so sind dies Fabeln und Märchen. Otto nahm als römischer Kaiser die Oberherrschaft über Polen und alle von Boleslaw eroberten Länder unfraglich in Anspruch, und dieser sah sich, welches auch sein Verhältniß zu Deutschland fortan sein mochte, nach wie vor als einen Vasall des Kaisers an. Er stellte ihm damals dreihundert geharnischte Ritter und folgte ihm selbst nach Magdeburg, wo er am Palmsonntage (am 24. März) am Hofe des Kaisers nicht anders auftrat, als vordem sein Vater Mesco vor Otto I. und II.

Zu Magdeburg betrieb der Kaiser, den Wünschen des Papstes folgend, die Herstellung des Bisthums Merseburg. Schon am Tage nach dem Palmsonntag wurde Gisiler befragt, ob er freiwillig Magdeburg entsagen und nach Merseburg zurückkehren wolle. Aber der schlaue Mann wußte es dahin zu bringen, daß ihm während der Leidenswoche Bedenkzeit gewährt wurde; zu Ostern versprach er eine bestimmte Erklärung zu geben. Die heiligen Tage verlebte Otto in strenger Abgeschiedenheit mit seiner Schwester Adelheid an den Gräbern ihrer Ahnen auf der Höhe des Klosterberges zu Quedlinburg; erst am Ostermontage kam er nach der kaiserlichen Pfalz am Fuße des Berges herab. Ein glänzender Hofstaat hatte sich um ihn versammelt; die deutschen Fürsten waren vor dem Kaiser erschienen, und wichtige Reichsangelegenheiten wurden hier ohne Frage verhandelt; zugleich berieth eine Synode die Angelegenheit Gisilers und die Herstellung des Bisthums Merseburg. Gisiler war, angeblich schwer erkrankt, auch diesmal nicht erschienen, doch führten seine Abgeordneten Manches zu seiner Vertheidigung an und erwirkten ihm einen neuen Aufschub. Bald nach Ostern trennte sich die Versammlung. Der Kaiser begab sich, von seiner Lieblingsschwester Adelheid und Herzog Boleslaw geleitet, über Mainz und Köln nach Aachen, wo er sich bis nach dem Pfingstfeste aufhielt.

Aachen, die Pfalz Karls des Großen, schon von Otto dem Großen als erster Sitz des Reichs ausdrücklich anerkannt, suchte der junge Kaiser auf alle Weise zu heben. Auf seine Veranlassung hatte Papst Gregor V. dem dortigen Münster große Ehrenrechte ertheilt: sieben Cardinal-Dia-

konen und Cardinal-Priester waren zum Dienst dieser Kirche bestimmt, der mit gleicher Pracht wie in Sanct Peter zu Rom abgehalten werden sollte. Zur Herstellung und Erweiterung des alten Baues machte er selbst dann große Schenkungen, die aber meist nicht von langem Bestand waren; die Wände des Münsters ließ er durch einen Italiener, mit Namen Johannes, ausmalen. Auch eine Adalbertskirche durfte nun hier nicht fehlen; er begann den Bau, den erst sein Nachfolger im Jahre 1005 vollendete. Dies Stift besteht noch heute und hat den Namen des Heiligen bewahrt, während die Adalbertskirche auf der Tiberinsel zu Rom längst nach dem heiligen Bartholomäus umgetauft ist. Herzog Boleslaw schenkte für die neuen Adalbertskirchen Reliquien des böhmischen Märtyrers, für welche er reiche Gegengeschenke empfing.

Wie sehr die Erinnerungen an Karl den Großen den Kaiser beschäftigten, zeigt ein merkwürdiger Vorgang, der in diese Zeit gehört. Es gelüstete ihn die Gebeine des großen Weltherrschers zu sehen, dessen Zeiten er in jugendlicher Eitelkeit heraufzuführen gedachte. Er ließ die Gruft im Münster öffnen und stieg mit dem Grafen Otto von Lomello, seinem Protospatharius, in dieselbe hinab. „Kaiser Karl lag nicht" — so erzählte Graf Otto — „im Grabe, sondern er saß aufrecht, wie ein Lebender, auf einem Stuhle. Eine goldene Krone trug er auf dem Haupt, ein Scepter in der Hand. Die Hände waren mit Handschuhen bekleidet, durch welche die Nägel durchgewachsen waren. Ueber dem Grabe war eine Decke von Marmor und Kalk. Da wir an dieselbe kamen, durchbrachen wir sie. Ein starker Geruch verbreitete sich, als wir eintraten, und wir warfen uns sofort vor dem Kaiser auf die Knie zum Gebet. Kaiser Otto nahm dann den Leichnam in Augenschein, und ließ ihm neue weiße Kleider anlegen, die Nägel abschneiden und das Fehlende ergänzen. Von den Gliedern selbst war keines durch Verwesung zerstört mit Ausnahme der Nasenspitze, die Otto von Gold herstellen ließ. Nachdem er einen Zahn aus dem Munde Karls an sich genommen hatte, entfernte er sich und ließ die Gruft wieder schließen." Die Deutschen mißbilligten, daß der junge Kaiser so die Ruhe Karls gestört habe, und es ging die Sage, Karl sei Otto im Traume erschienen, habe ihm sein nahes Ende vorhergesagt und verkündet, daß er keine Nachkommen hinterlassen werde.

Inzwischen versammelte sich zu Aachen, um in Gisilers Sache zu richten, abermals ein Concil der deutschen Bischöfe, auf dem der Archi-

diakonus des Papstes den Vorsitz führte. Gisiler stellte sich diesmal persönlich, berief sich aber auf ein allgemeines Concil und wußte es in der That dahin zu bringen, daß die Entscheidung von Neuem aufgeschoben wurde. So trat das Merseburger Bisthum trotz aller Beschlüsse zu Rom doch nicht in das Leben. Der Fluch des heiligen Laurentius blieb ungelöst, und die wendischen Bisthümer, die Stiftungen Ottos des Großen, gediehen nicht wieder zu frischem Leben. Was war doch in den letzten beiden Jahrzehenden aus diesen Stiftungen geworden? Magdeburg war zerstückt und beschnitten; die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg weilten außerhalb ihrer Sprengel; in Oldenburg fristete die Kirche ein kümmerliches Dasein. Nur in Meißen schaltete Bischof Eid mit Eifer, da ihn die tapfere Faust des Markgrafen Eckard schützte. Predigend, taufend, firmelnd zog er mit den Seinen unter den Wenden umher, häufig barfuß; Mühen und Entbehrungen, selbst die strenge Kälte des Winters hinderten ihn nicht in seinem schweren Berufe; Kirchen zu weihen war seine Freude, Heiden bekehren seine Lust. Doch auch er lebte in beständiger Furcht, sein Bisthum werde alsbald verwüstet werden, und bat ihn dereinst nicht in Meißen zu bestatten, damit sein Leib nicht von den wilden Heiden in seiner Ruhe gestört werde. Und wie in den wendischen Bisthümern war es in den dänischen; die deutschen Bischöfe waren dort vertrieben und weilten auf sächsischem Boden.

Aber um diese Dinge scheint Otto damals wenig bekümmert gewesen zu sein; er begnügte sich dem deutschen Klerus seine Theilnahme durch reiche Schenkungen zu bezeugen, wie sie namentlich die bischöflichen Kirchen von Worms und Würzburg erhielten. Auch Heribert, der neue Erzbischof von Köln, erfuhr in hohem Maße die kaiserliche Gunst. Mit besonderer Freude hatte es der Kaiser gesehen, als im Jahre zuvor der Klerus und die Gemeinde von Köln diesen seinen Kanzler und vertrauten Rath zum Erzbischof erwählten. Otto hatte die Nachricht erhalten, als er gerade zu Benevent mit dem Papste verweilte, und sie sofort durch ein eigenhändiges Schreiben an Heribert gemeldet, der sich zu Ravenna aufhielt, um die dortigen Unruhen zu stillen. Der Brief trug die humoristische Aufschrift: „Otto, allein durch Gottes Gnade Kaiser, an den Archilogotheten Heribert seinen Gruß und Köln und ein Stück Pallium.“ Heribert eilte nach Benevent und wurde hier vom Kaiser in Gegenwart des Papstes mit dem Bischofsstabe des heiligen Petrus investirt. Erst nach Monaten ging er mit dem Pallium über die

Alpen und trat sein Erzbisthum an, indem er die Kanzlei niemals aus den Händen gab und stets einer der vertrautesten Rathgeber des Kaisers blieb.

In Aachen sah Otto auch seine Schwester Mathilde wieder, die sich wider seinen Willen an Ehrenfried, den Sohn des Pfalzgrafen Hermann von Lothringen, vermählt hatte. Er verzieh nicht allein der Schwester, welche das Klosterleben verschmäht hatte, dem alle Kaiserstöchter bestimmt schienen, sondern machte ihr auch die reichsten Geschenke, damit sie ihrer hohen Abkunft würdig leben könne. Bald nach Pfingsten trennte er sich von ihr und Adelheid: schon verlangte es ihn nach dem italischen Boden zurück. Er verweilte kurze Zeit in den Maingegenden, zog dann den Rhein hinauf und stieg, wahrscheinlich seinen Weg über den Julier nehmend, von den Alpen zum See von Como hinab. Zu Como empfingen ihn die lombardischen Fürsten (Ende Juni). Nur ein halbes Jahr hatte der Kaiser in den deutschen Gegenden ausgedauert, nur im Fluge die Länder diesseits der Alpen durchzogen.

Der Papst ließ nicht ab in den Kaiser zu dringen, seine Rückkehr nach Rom zu beschleunigen. Bald sandte er den Grafen Gregorius von Tusculum an ihn ab, um ihm besorgliche Gerüchte zu melden und zur Vorsicht aufzufordern; bald meldete er brieflich, wie er jüngst nach Orta gekommen und dort ein Aufstand ausgebrochen sei, so daß er nur durch eilige Flucht seinen Feinden habe entrinnen können. Trotz dieser Mahnungen hielt sich der Kaiser während des Sommers und Herbstes in der Lombardei auf, meist zu Pavia, wahrscheinlich aus Rücksicht auf seine Gesundheit; erst zum Winter kehrte er nach Rom zurück und nahm wieder seinen Sitz im Palast auf dem Aventin. Deutsche Kriegsschaaren hatten ihn über die Alpen begleitet, andere waren ihm nachgefolgt. Die Herzoge Heinrich von Baiern und Otto von Niederlothringen, die Bischöfe von Lüttich, Augsburg, Würzburg und Zeitz waren zu Rom um den Kaiser; mit ihnen beging er hier das Weihnachtsfest. In den ersten Tagen des Jahres 1001 gesellte sich zu ihnen der Bischof Bernward von Hildesheim, und so hoch ehrte der Kaiser seinen früheren Lehrer, daß er ihm vom Aventin bis zur Peterskirche entgegenkam. Als er am folgenden Tage den Besuch Bernwards erwartete, beschied er den Papst zu sich, und Kaiser und Papst empfingen den Bischof schon in dem Vorhof des Palastes. Bernward erhielt dann

in der Nähe des Kaiserpalastes eine glänzende Wohnung, damit Otto in jedem Augenblick seines Umgangs genießen könne.

Die Erhebung des polnischen und ungarischen Reichs.

Die letzte Reise Ottos über die Alpen ist nicht ohne nachhaltige Wirkungen geblieben, aber sie sind den Völkern des Ostens, nicht den Deutschen zu gut gekommen.

So groß die Macht des kriegerischen Polenfürsten auch war, der von Anfang seines Regiments an im Kampfe gegen die Russen, Böhmen, Preußen und Pommern seine Herrschaft nach allen Seiten ausgedehnt hatte, so blieb sie doch unselbstständig, so lange er den Deutschen zinspflichtig war, so lange die Geistlichkeit seines Landes von einem deutschen Erzbischof in Abhängigkeit stand. Von der Zinspflicht entbunden und Herr seines Klerus, der jetzt in dem Erzbischof von Gnesen sein eigenes Haupt erhielt, trat er bald genug als ein entschiedener Widersacher des deutschen Reichs auf, dem er bis dahin willig gedient und dem sich beugend er seine fürstliche Macht begründet hatte. Schon vorher hatte er seine deutsche Gemahlin, eine Tochter des Markgrafen Rikdag, verstoßen und erst ein ungarisches Weib, dann eine Tochter seines Landes zur Ehe genommen: fortan suchte er sich auch der deutschen Missionare zu entledigen, zog böhmische und italische Priester in sein Reich und sandte einen seiner Söhne nach Italien in die Schule des heiligen Romuald. Es unterliegt zwar keinem Zweifel, daß er die Einrichtungen des deutschen Reichs bei den neuen Institutionen, die er seinem Lande gab, zum Muster nahm, und namentlich hatte er die Verfassung, welche Heinrich I. den wendischen Marken gab, in weitem Umfang nachgebildet: aber doch wußte er in eigenthümlicher Weise seine Gewalt auf die ursprünglichen Institutionen der Polen zu gründen. Eine freie monarchische Gewalt, auf nationaler Grundlage ruhend, erhob sich jetzt unter den Polen; es gestaltete sich ein polnisches Reich, das in seinen staatlichen und kirchlichen Einrichtungen mit den römisch-germanischen Staaten der Zeit deutliche Züge der Verwandtschaft trug, aber doch keine Provinz Deutschlands oder Roms war, sondern der Entwicklung der Nationalität Raum ließ. Es hat in der Folge nicht an Reaktionen gegen das Werk des Boleslaw gefehlt: bald trat ein Rückfall in das Heidenthum ein, bald regte sich wieder die alte Volks-

freiheit; zeitweise wußte die deutsche Oberherrschaft sich auch wieder geltend zu machen. Aber auf die Länge konnten solche Bestrebungen doch nichts mehr erreichen, und Boleslaws Werk überdauerte Jahrhunderte. Das polnische Reich war der erste große und selbstständige Staat, in dem slawische Stämme dauernd in die Gemeinschaft der abendländischen Welt eintraten.

Mit ungemeiner Schnelligkeit wirkte, was in Polen geschah, auf Ungarn zurück. Gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts war die Macht der Magyaren in der bedenklichsten Auflösung. Im Abendlande, wie dann auch im Morgenlande, hatten sie überall empfindliche Niederlagen erlitten, so daß sie endlich von ihren Plünderungszügen abstanden. Aber das wilde Volk, an das Kriegsleben gewöhnt, konnte sich in friedliche Zustände nicht sogleich finden, und ihr Reich, noch nicht durch ein starkes Königthum zusammengehalten, lief Gefahr in inneren Kämpfen der Volkshäuptlinge unter einander mit eilenden Schritten dem Verfall entgegenzugehen, zumal es gleichzeitig von den umwohnenden Völkern mannigfache Angriffe zu erfahren hatte. Da versuchte es zuerst Geisa und mit ihm seine Gemahlin — Sarolth nennen sie spätere Quellen — durch Aufrichtung einer umfassenden fürstlichen Gewalt die Herrschaft der Magyaren zu sichern. Die Demüthigung der Häuptlinge unter ihre Macht, zugleich die Anknüpfung freundschaftlicher Verbindungen mit den abendländischen Staaten durch Begünstigung des Christenthums waren die nächsten Zielpunkte Geisas und der Sarolth, die ihren Gemahl und mit ihm das Land beherrscht haben soll. So ergriffen sie denn entschlossen die Waffen gegen die inneren Feinde und riefen christliche Priester aus Baiern und Böhmen in das Land, indem sie zugleich friedliche Verbindungen mit dem deutschen Reich anknüpften. Aber sie konnten nicht zu dem Ziel ihres Strebens gelangen, da sie selbst noch von barbarischer Rohheit erfüllt waren. Das spärlich angepflanzte, laue Christenthum blieb ohne Wirkung unter dem wilden Volke.

Auf Geisa folgte in der Herrschaft sein Sohn Waik (995), ein junger Mann, den die Natur mit den ausgezeichnetsten Gaben ausgestattet hatte. Er nahm das Werk seiner Eltern auf und wußte es durch Ernst und Beharrlichkeit durchzuführen. Es gelang ihm in den ersten Jahren seiner Regierung die letzten unabhängigen Häuptlinge in Ungarn zu überwinden und so die monarchische Gewalt für alle Zeit festzustellen; zugleich aber setzte er seine ganze Kraft daran, der christlichen Kirche

unter den Magyaren eine bleibende Stätte zu bereiten, und auch diese Bemühungen wurden mit dem besten Erfolge gekrönt. Nicht von der abendländischen Kirche allein, sondern auch von der morgenländischen waren bereits mehrfache Versuche zur Bekehrung Ungarns gemacht worden; Waik wandte sich, obgleich er fern davon war die Bekenner der griechischen Kirche zu verfolgen, Rom und nicht Constantinopel zu. Nicht ohne Einfluß hierauf wird gewesen sein, daß Waik sich mit Gisela, der Schwester des Herzogs Heinrich von Baiern, vermählte; erst damals scheint er selbst sich völlig dem Christenthum hingegeben und den christlichen Namen Stephan angenommen zu haben. Obwohl er durch Deutsche erweckt scheint, waren es doch nicht vorzugsweise Deutsche, welche die römisch-katholische Kirche in seinem Reiche begründen halfen, sondern Böhmen. Schon der heilige Adalbert hatte unter den Magyaren gepredigt und als er seinem Märtyrertode entgegenging, trat ihm der Gedanke noch einmal entgegen, zu dem wilden Volke seine Schritte zu lenken, wo damals sein vertrauter Jugendfreund, der Mönch Radla, wirkte, aber nicht mit dem heiligen Eifer, der ihn selbst beseelte. Erst Adalberts Tod erweckte Radla; erst jetzt fing er an seiner selbst zu vergessen und Alles für das Haus des Herrn zu leiden und zu wagen; „wie der Durstige nach einem kalten Trunk," sagt die jüngere Lebensbeschreibung des heiligen Adalbert, „so sehnte sich jetzt in inbrünstiger Liebe Radla nach Adalbert." Zu ihm gesellte sich Askrik*), ein anderer Adalbert befreundeter Kleriker und Mönch, und theilte mit ihm die Arbeit. Radla und Askrik wurden nun die Werkzeuge Stephans, um geordnete kirchliche Zustände in Ungarn einzuführen. Noch gab es kein Bisthum daselbst, und nur ein einziges Kloster soll auf dem Martinsberge bestanden haben. Kaum aber war das polnische Erzbisthum mit seinen Suffraganen geordnet worden, so legte auch Stephan Hand an das Werk: Bisthümer und Abteien wurden begründet, die Kirche von Gran zum Erzbisthum für das ganze ungarische Reich ersehen. Stephan schickte dann sofort Askrik nach Rom an den Kaiser und Papst, damit sie das begonnene Werk in ihren Schutz nähmen und förderten. Stephan bat, der Papst möchte die Gründung der bereits bestehenden Bisthümer ge-

*) Er wird auch Anastasius genannt, was nur die Uebersetzung des böhmischen Namens sein soll. Adalbert hatte ihn zum Abt des neugestifteten Klosters Meseritz in Polen bestellt.

nehmigen, ihm die Vollmacht ertheilen neue Bisthümer und Abteien zu begründen, Gran als Erzbisthum anerkennen und ihm die Königskrone verleihen. Otto, hocherfreut über diese erfolgreiche Ausdehnung der christlichen Kirche, die ihm als ein Verdienst Adalberts erscheinen mochte, unterstützte die Bitten Stephans auf das Wärmste, obwohl dadurch schöne Hoffnungen, die lange der deutsche Klerus gehegt und für deren Erfüllung er Mühe und Arbeit nicht gescheut hatte, für immer vereitelt wurden. Silvester soll in die Worte ausgebrochen sein: „Ich bin der apostolische Vater, aber ein Apostel verdient der mit Recht genannt zu werden, der ein so großes Volk bekehrt hat!" Er gewährte Stephans Bitten und übersandte ihm eine Krone*), mit der der Ungarnfürst sich dann feierlich zum Könige krönen ließ. Das geschah im Jahre 1001, nicht lange nachdem Otto zum Grabe des heiligen Adalbert gewallfahrt war und das Erzbisthum Gnesen errichtet hatte.

Wie Polen, hatte jetzt auch Ungarn seine eigene Metropole; wie dem Erzbisthum Magdeburg sein ausgedehnter Missionssprengel genommen war, so verlor Passau sein bestes Arbeitsfeld. Wie Boleslaw nicht deutsche Prediger in sein Land rief, sondern seinen Blick nach Italien richtete, so auch Stephan, der sich in ununterbrochener Verbindung mit diesem Lande erhielt. Er gründete ein Pilgerhaus und eine Kirche zu Rom, mit der eine Schule für ungarische Kleriker verbunden war, ein zweites Pilgerhaus zu Ravenna; seine Schwester vermählte er nach Venedig. Nicht als gewaltiger Eroberer gleich Boleslaw hat sich Stephan einen Namen gewonnen, durch Thaten des Friedens hat er sich einen bleibenderen Ruhm gesichert. Das Christenthum diente ihm zum Mittel, den Zustand seines Volkes von Grund aus umzubilden und über der alten Stammesverfassung neue staatliche Ordnungen zu erheben, in denen sich erst ein ungarisches Reich entwickeln konnte, das als vollberechtigt in den Kreis der abendländischen Staaten aufzunehmen war. Wie in Polen, waren es auch hier die Einrichtungen des deutschen Reichs, die als Vorbild dienten, ja noch in weit höherem Maße. Die ganze staatliche und kirchliche Organisation, wie sie damals in Deutschland bestand, ist auf Ungarn übertragen wor-

*) Die vielberufene ungarische Königskrone besteht aus zwei Stücken; der Obersatz ist wahrscheinlich die damals von Silvester II. an Stephan geschickte Krone; der Untersatz ist byzantinischen Ursprungs und scheint im Jahre 1075 vom Kaiser Michael Ducas an König Geisa gesandt zu sein.

den; die Bestimmungen fränkischer Capitularien und die Beschlüsse Mainzer Synoden lassen sich in den Gesetzen verfolgen, die Stephans Namen tragen. Das ungarische Reich wurde von vorn herein auf den Lehnsverband begründet. Bemerkenswerth ist auch die bevorzugte Stellung, die Stephan dem Klerus gab; Grundsätze des Pseudoisidor wurden von Anfang an der ungarischen Kirche eingepflanzt. Aber wie abhängig so auch Stephan von den Ideen seiner Zeit erscheint, er erhob sich zu einer Freiheit der Anschauung, wie sie damals selten genug war. Nicht allein mit dem abendländischen Reich stand er in freundschaftlicher Beziehung, sondern nicht minder mit dem griechischen Hofe. Zu Constantinopel ließ er eine Kirche bauen, wie in Rom; selbst zu Jerusalem begründete er eine Kirche, was auf ein gutes Vernehmen mit dem Fatimidischen Chalifen schließen läßt. Zu Stuhl-Weißenburg, in seiner Königsstadt, errichtete er einen prächtigen Münster zu Ehren der Jungfrau Maria; es werden griechische Bauleute gewesen sein, die das Werk ausführten. Stephan zog neben italischen Mönchen deutsche Kolonisten in das Land; er sah, wie man sagt, das Wesen des Königthums darin, über Menschen verschiedenen Stammes zu herrschen. In keinem Reiche der Welt wohnten damals Bekenner des römisch-katholischen Glaubens gleichberechtigt neben Christen, die der morgenländischen Kirche angehörten, als in dem noch vor Kurzem ganz barbarischen Ungarn.

Als das deutsche Volk dem jungen Kaiser bei seiner Rückkehr von Rom jubelnd entgegengezogen war, da hatte es erwartet, daß er die Kriege gegen die Dänen und Wenden aufnehmen und die erschütterte Herrschaft der Deutschen im Norden und Osten befestigen würde. Aber dieser Kaiser, der sich gern „den Friedfertigen" nennen ließ, zeigte keine Neigung, gegen die alten Feinde seines Volkes das Schwert zu zücken; statt dessen wallfahrtete er zu den Gebeinen der Todten und suchte mit dem Gedächtniß eines böhmischen Mannes die Welt zu erfüllen. Indem er den Wirkungskreis, den sein Großvater der deutschen Kirche eröffnet hatte, für alle Folgezeit einschränkte, legte er zugleich zu der freien politischen Entwickelung der Völker des Ostens den Grund. Wohl mochte er von der luftigen Höhe seines Kaiserthums auf den Polenherzog und

den Ungarnkönig als unterworfene Fürsten herabsehen, sie als „Freunde und Bundesgenossen“ seiner neuen römischen Republik betrachten: aber was sahen diese Fürsten selbst Anderes in Rom als die Kirche des heiligen Petrus? Während der Kaiser durch sein Ideal einer römischen Republik die Völker des Abendlandes zu verbinden meinte, löste er die realen Grundlagen der deutschen Herrschaft, so viel an ihm war, auf. Kein deutscher König hat mehr Gewicht darauf gelegt ein römischer Kaiser zu sein als dieser Otto, aber keiner hat weniger begriffen, auf welcher Grundlage sich die Macht der alten Imperatoren erhob. Die Herstellung der römischen Republik, wie er sie herbeizuführen suchte, war und blieb eine ideale Fiktion; in der That diente sein Regiment nur dazu, die Entwicklung der Nationen, die sich dem Reiche unterworfen hatten, zu kirchlicher und staatlicher Selbstständigkeit mächtig zu fördern und diese Nationen aus Unterworfenen zu gefährlichen Feinden des deutschen Volkes zu machen. Ottos Nachfolger hat die Saat aufgehen sehen, die damals ausgestreut ist.

Man findet noch jetzt in Hildesheim eine in Erz gegossene Säule, die damals Bischof Bernward anfertigen ließ und die später in der Michaeliskirche aufgestellt wurde, ein Nachbild der Trajanssäule zu Rom im Kleinen und, wie kaum zu bezweifeln ist, unmittelbar nach diesem klassischen Muster gearbeitet. Auf einem spiralförmig um den Säulenschaft herumlaufenden Bande sind hier, wie dort, figurenreiche Reliefs, die dort den römischen Kaiser in seinen Siegen und seinem Triumphe, hier Begebenheiten aus der Geschichte des Heilands in ähnlicher Anordnung darstellen. Der Gedanke ist der Trajanssäule entnommen, aber die Ausführung im Einzelnen entspricht ihr nicht von fern: der Stil ist naturalistisch, die Zeichnung der Figuren roh, die Bewegung plump, die kurzen, stämmigen und derben Gestalten scheinen eher sächsischen Bauern anzugehören, als dem Vorbild der Antike entlehnt zu sein, und auch die Tracht erinnert an Bernwards Umgebung. Diese Säule ist ein Gleichniß jener römischen Republik, die Otto herzustellen gedachte. So verschieden das Werk seines Lehrers von der Trajanssäule, so verschieden war Ottos Herrschaft von der des Trajan.

18.

Die letzten Zeiten Ottos III.

Allgemeiner Abfall.

Kein Sterblicher, der sich von dem heimischen Boden losreißt und in dünkelvollem Eigensinn über die Art seines Volkes erhebt, vermag Dauerndes zu schaffen; am wenigsten der Herrscher, dessen Werk nur gedeiht, indem er die eigenthümlichen Kräfte seines Volkes erkennt und fördert, sie zusammenfaßt und gesammelt zu bestimmt in das Auge gefaßten großen Zielen leitet, dessen eigene Macht lediglich auf der Kraft seiner Nation beruht. Wie traurig das Ende eines Fürsten ist, der sein Volk verläßt — sei er selbst der wohlmeinendste und mit den seltensten Anlagen ausgestattet — hat Niemand unter bittereren Schmerzen erfahren als Otto III. Während er sich hoch über sein Volk aufzuschwingen und von einer Höhe der Macht zur anderen zu erheben glaubte, entschwand ihm der Boden unter den Füßen, und er stürzte jählings in die Tiefe hinab; während er alle Welt zu beherrschen wähnte, verließ ihn alle Welt; das weite Reich seiner Väter war ihm zu eng gewesen, und in einem abgelegenen, ausgehungerten Felsennest beschloß er seine Tage. Wohl mochte er den Irrthum seiner hoffährtigen Jugend erkennen, aber Körper und Geist brachen hinfällig in frühen Jahren zusammen, und es blieb ihm nicht Raum, den großen Fehl zu verbessern. So unglücklich das Ende des zweiten Otto war, viel trauriger waren die letzten Tage seines Sohnes.

Als der Kaiser nach Rom zurückkehrte, stand das südliche Italien schon in offener Empörung. Es ist erzählt worden, wie er seine Macht in den langobardischen Fürstenthümern, wie in Neapel und Gaeta zu sichern suchte, wie er namentlich seinen Freund Ademar in Capua zum Fürsten einsetzte. Aber nur vier Monate konnte sich Ademar in seinem Fürstenthum behaupten, da vertrieben die Einwohner ihn mit der deutschen Besatzung der Stadt und erwählten Landulf, den Bruder des Fürsten Pandulf von Benevent, einen Sprößling des alten langobardischen Fürstenhauses zu ihrem Herrn. Damit hatte Ottos Herrschaft über Capua und Benevent ihr Ende erreicht, und gleichzeitig entzogen sich auch Salerno, Neapel und Gaeta wieder seiner Hoheit. Schon zeigte

sich selbst in den römischen Gegenden gegen Otto und seinen Papst der Geist der Empörung. Wie trieb nicht Silvester den Kaiser zur Rückkehr nach Rom, und kaum war dieser angelangt, so mußte er schon ein Heer absenden, um das empörte Tibur zu belagern. Die kleine Stadt, das jetzige Tivoli, trotzte im Vertrauen auf ihre feste Lage am Fuße des Sabinergebirges der Macht des Kaisers, der sie vergeblich längere Zeit umschließen ließ. Endlich versucht man es, sie durch Güte zur Unterwerfung zu bringen. Der Papst, der Bischof Bernward von Hildesheim und der heilige Romuald, der eben damals die Leitung der Abtei Classe in die Hände des Kaisers zurückgab, traten als Vermittler auf und ihre vereinten Bemühungen brachten die Einwohner der Stadt zur Unterwerfung. Gnade flehend erschienen die ersten Männer der Stadt in kläglichem Aufzug vor dem kaiserlichen Palast und erhielten Verzeihung.

Schon lange sahen die Römer voll Mißgunst auf die kleineren Städte, die sich neben ihnen erhoben. Mit Unwillen vernahmen sie daher, daß Tibur dem Zorn des Kaisers entgangen sei, und im Februar 1001 erhob sich in Rom selbst der Aufstand. An die Spitze desselben stellte sich ein vornehmer Römer, mit Namen Gregorius, dem der Kaiser früher große Ehren hatte zu Theil werden lassen; mit ihm wird als Rädelsführer ein gewisser Benilo genannt. Der Aufstand ergriff schnell die ganze Stadt, und man sperrte die Thore derselben, damit Herzog Heinrich von Baiern und Hugo von Tuscien, die mit einem Heere in der Nähe lagerten, dem Kaiser nicht zur Hülfe eilen könnten; zugleich umschloß man den Aventin und den kaiserlichen Palast. Drei Tage wird Otto hier mit den Seinen belagert, endlich beschließt er einen Ausfall zu machen und sich durchzuschlagen. Er selbst und die Seinen empfangen aus den Händen Bischofs Bernward das Sacrament; dann ergreift der Bischof die heilige Lanze, um die Mannen des Kaisers in den Kampf zu führen. Aber schon waren Heinrich und Hugo, von den Vorgängen in der Stadt unterrichtet, aus dem Lager herbeigeeilt und suchten durch friedliche Anerbietungen den Aufstand zu bewältigen. Ihre Bemühungen hatten Erfolg. Man öffnete ihnen die Thore der Stadt, und sie gelangten ungehemmt zum Kaiser. So unterblieb der drohende Kampf; die Waffen sanken in dem Augenblick, als man sie erheben wollte.

Die Römer versprachen von den Waffen zu lassen und am folgen-

den Tage dem Kaiser aufs Neue zu huldigen. In der That erschienen sie vor dem Papste und erneuerten ihren Eid. Der Kaiser aber bestieg einen Thurm seiner Hofburg und redete von hier zu dem Volke. „Höret auf die Worte eures Vaters“ — so soll er nach dem Biographen des heiligen Bernward gesprochen haben — „und bewahret sie in euren Herzen. Seid ihr meine Römer, um derenwillen ich mein Vaterland und mein Geschlecht verlassen, denen zu Liebe ich meine Sachsen und die Deutschen allzumal, mein Blut, hintenan gesetzt habe? In die fernsten Länder meiner Herrschaft, wohin eure Väter niemals, als sie sich den Erdkreis unterworfen hatten, ihren Fuß setzten, habe ich euch geführt und um euretwillen, weil ihr die Ersten in meiner Gunst waret, den allgemeinen Haß auf mich geladen. Und nun zum Dank für das Alles wollt ihr mich nicht mehr als euren Vater anerkennen: grausam erschluget ihr meine theuersten Freunde und wehret mir den Zugang zu euch. Ach, ihr vermögt es nicht; denn die mein Herz umfaßt, lasse ich nicht von mir. Ich kenne die Urheber der Empörung und bezeichne sie mit dem Wink meiner Augen; Aller Blicke richten sich auf sie, und doch zagen sie nicht. Aber fürwahr, ich werde nicht dulden, daß meine Getreuen, über deren Unschuld ich froh bin, länger durch die Berührung mit diesen Frevlern befleckt werden und sich nicht von ihnen zu sondern vermögen.“ Die Worte des Kaisers wirkten. Die Menge wurde bis zu Thränen gerührt. Man ergriff Benilo und einen anderen Rädelsführer; nackend, an den Beinen schleifte man sie die Treppen des Thurms hinauf und warf sie hier halbtodt zu den Füßen des Kaisers nieder.

Die Eintracht zwischen Otto und den Römern schien hergestellt; dennoch riethen Heinrich und Hugo dem Kaiser dem wetterwendischen Volke nicht zu trauen, sondern so bald wie möglich Rom zu verlassen. Am 16. Februar entfernte sich Otto, vom Papste und Bernward begleitet, aus Rom und ist niemals in die Mauern der Stadt zurückgekehrt. Er verweilte noch einige Zeit in der Nähe derselben und entsandte Bernward mit Aufträgen an die Bischöfe und Grafen der Lombardei, die diese zu Pavia entgegennahmen. Bernward, den Leo von Vercelli über die Alpen geleiten ließ, kehrte darauf nach Deutschland zurück. Otto ging mit dem Papste erst nach Tuscien, dann gegen Ende des März nach Ravenna, wo er nun dauernd seine Residenz aufschlug. In dem Kloster Classe nahm er mit dem Papste Wohnung und feierte

hier das Osterfest (13. April). Herzog Heinrich von Baiern kehrte über die Alpen nach seinem Herzogthum zurück.

Die Fastenzeit hatte der Kaiser in strengen Bußübungen zugebracht. In seiner Nähe befanden sich der Abt Odilo von Cluny und der heilige Romuald, der so eben von einer Wallfahrt nach Monte Cassino zurückgekehrt war; diese beiden Heroen des mönchisch-ascetischen Lebens waren wohl geeignet, das Auge des jungen Kaisers ganz den himmlischen Dingen zuzuwenden. Aber die weltlichen Sorgen kehrten doch bald zurück, denn mit Nichten hatte Otto seine Pläne für Roms Weltherrschaft aufgegeben. Seine Absichten waren zunächst darauf gerichtet, seine erschütterte Herrschaft in den langobardischen Fürstenthümern und in Rom mit Waffengewalt herzustellen, und schon sammelte er zu dem Ende ein Heer aus Italien und Deutschland; zugleich aber ging er damit um, die verwandtschaftlichen Verbindungen mit dem Hofe von Constantinopel herzustellen und sich um die Hand einer kaiserlichen Prinzessin aufs Neue zu bewerben. In beiden Beziehungen konnte ihm die Unterstützung des Dogen Peter Orseolo von dem größten Nutzen sein, und gleich nach dem Osterfeste machte er diesem einen denkwürdigen Besuch in dessen eigener Stadt.

Mit Recht hegte der Kaiser gegen den Dogen von Venedig große Verehrung. Denn mit ungemeiner Klugheit hatte dieser Fürst, vielleicht das größte Herrschtalent seiner Zeit, das Wohl seines kleinen Inselstaates zu fördern gewußt; wie ein kluger Seemann hatte er das Fahrzeug zwischen den drohenden Klippen rechts und links hindurchgesteuert. Mit dem Hofe von Constantinopel in gleich gutem Vernehmen, wie mit dem Kaiser des Abendlandes, hatte er nicht nur Venedigs Freiheit gesichert, sondern auch dem Handel der Venetianer überall offene Straßen und die größten Vergünstigungen gewonnen. Er war der einzige Fürst jener Zeit, der aus seinem Vermögen eine bedeutende Stiftung zu gemeinnützigen Zwecken begründete, deren Verwaltung er nicht der Kirche, sondern rechtschaffenen Bürgern der Republik übertrug. Als an den croatischen und dalmatischen Küsten Seeräuber die Schiffe der Venetianer überfielen, brach er mit einer Flotte auf und brachte es durch einen glänzenden Kriegszug im Jahre 1000 dahin, daß die Dalmatier ihn als ihren Herrn und Herzog anerkannten und die Croaten gedemüthigt Frieden schlossen: es war die erste große Eroberung der Venetianer. So oft Otto III. nach Italien kam, hatte ihm der Doge Gesandte mit

seinem Sohne entgegengeschickt und keine Gelegenheit unterlassen ihn zu ehren: daher war längst in dem Kaiser der Wunsch erregt, den merkwürdigen Mann inmitten seiner Bürger zu sehen, und dieser Wunsch sollte jetzt in Erfüllung gehen.

Die Reise des Kaisers wurde ganz im Geheimen betrieben; wie es scheint, weil der Doge vor den auf ihre Freiheit eifersüchtigen Venetianern Besorgniß hegte. Der Kaiser verließ daher Ravenna unter dem Vorwande, daß er um seiner Gesundheit willen einige Tage in dem Kloster S. Maria di Pomposia zubringen wolle, welches auf einer Insel an der Pomündung an der Grenze des venetianischen Gebietes lag. Er begab sich auch hierhin, bestieg aber sogleich bei Einbruch der Nacht, vom Grafen Hezelin, dem Schwager Herzog Heinrichs von Baiern, dem Grafen Reimbald von Treviso, einem seiner Vasallen, Teupern mit Namen, seinen beiden Kämmerern Rainard und Tammo, einem Kapellan und dem Cardinal Friedrich begleitet, ein heimlich von Venedig herübergesandtes Schiff. Das Meer war unruhig, und erst in der folgenden Nacht konnte der Kaiser bei S. Servolo landen, wo ihn der Doge im Geheimen bewillkommnete. Der Kaiser begab sich zunächst nach dem Kloster S. Zaccaria in der Nähe des Dogenpalastes, dann in unscheinbarer Tracht nur mit geringer Begleitung nach diesem selbst. Er nahm das damals schon merkwürdige Bauwerk in Augenschein und ließ sich darauf in einen Thurm des Palastes einschließen. Inzwischen brach der Morgen an, und als der Doge nach dem Morgengebet aus S. Marco trat, begrüßte ihn öffentlich der Graf Hezelin als Gesandter des Kaisers, dessen Anwesenheit in der Stadt man hierdurch verbergen wollte. Der Doge erkundigte sich nach dem Ergehen des Kaisers; Hezelin gab zur Antwort, der Kaiser befinde sich wohl und sei zu Pomposia. Darauf wurde Hezelin in der Nähe des Palastes gastlich bewirthet, der Doge aber begab sich im Geheimen abermals zum Kaiser und verweilte lange bei ihm, kehrte auch zum Mittagsmahle zurück und speiste mit dem Kaiser und seiner Umgebung.

Am Abende fanden sich die beiden Herrscher wiederum zu vertrauter Unterhaltung zusammen. Vieles von Wichtigkeit wurde hier unter ihnen verhandelt. Wir wissen, daß bei dieser Gelegenheit der Kaiser Venedig die Uebersendung des Mantels erließ, in der man ein Anerkenntniß der deutschen Oberhoheit über die Stadt sah: vermuthen läßt sich, daß er dagegen die Unterstützung des Dogen beim Kriege in Unter-

italien und bei den Verhandlungen mit Constantinopel beansprucht haben wird. Der Kaiser hob damals auch eine Tochter des Dogen aus der Taufe, wie er früher der Firmelung des zweiten herzoglichen Sohnes beigewohnt hatte. Nur eine Nacht verweilte er in Venedig; in der zweiten Nacht verließ er, reich vom Dogen beschenkt, heimlich, wie er gekommen war, wieder die Stadt; nur zwei seiner Begleiter traten mit ihm die Rückreise an, die anderen reisten am folgenden Tage mit Hezelin öffentlich von Venedig ab. Als Otto in Ravenna wieder eintraf, enthüllte er das Geheimniß seiner Reise. Da versammelte auch der Doge das Volk von Venedig und erklärte öffentlich, welchen hohen Gast die Stadt beherbergt habe; auch die Vortheile, welche ihr daraus erwachsen seien, ließ er nicht unbemerkt, und das Volk pries die Klugheit seines Fürsten und die Güte des Kaisers.

Bis tief in den Monat Mai hinein hielt sich Otto zu Ravenna auf, während sich inzwischen sein Heer sammelte. Vorzüglich scheinen ihm Lombarden zugezogen zu sein, doch waren auch Schwaben und Sachsen erschienen. Der Kaiser brach dann mit dem Heere gegen Rom auf, und stand um die Pfingstzeit vor den Thoren der Stadt bei der alten Paulskirche (4. Juni). Die Römer entließen die bis dahin noch in der Stadt eingeschlossene Mannschaft des Kaisers und suchten durch mancherlei Versprechungen den Zorn desselben zu begütigen. Aber Otto traute ihren Worten nicht mehr und scheint ihnen so harte Bedingungen gestellt zu haben, daß sie darauf nicht eingehen konnten. Da die Thore Roms ihm geschlossen blieben, wurde die Campagna von seinem Heere schonungslos verwüstet. Während des Juni und Juli verweilte der Kaiser in der Nähe der Stadt, ohne jedoch einen ernsten Angriff auf die Mauern zu wagen; seinen Sitz nahm er gewöhnlich in der kleinen Burg Paterno am Fuß des Soracte, von dessen hochragendem Kegel man nach allen Seiten eines freien Umblicks genießt und Rom zu Füßen liegen sieht. Endlich brach der Kaiser mit dem Heere gegen Benevent auf und ließ Paterno mit einer starken Besatzung in der Hand des tapferen Grafen Tammo, des Bruders des Bischofs Bernward von Hildesheim. Benevent wurde vom Kaiser belagert; es ergab sich schnell, wie es scheint, so daß das kaiserliche Heer nach kurzer Frist abziehen konnte. In der Mitte des September war der Kaiser bereits nach Ravenna zurückgekehrt. Als er im October zu Pavia residirte, beschäftigte ihn bereits ein neues Unternehmen, um seine kaiserliche

Hauptstadt wiederzugewinnen. Von hier sandte er den Patricius Ziazo mit einem Heere gegen Rom; er selbst fuhr den Po hinab und begab sich nach Ravenna, neue Streitkräfte erwartend, welche er aus Deutschland entboten hatte.

Mehr als je wandte sich der Kaiser jetzt anhaltenden Bußübungen zu. Oefters fastete er ganze Wochen mit Ausnahme des Donnerstags; die Nächte brachte er wachend und unter Gebet hin und beweinte in heißen Thränenströmen seine Sünden. Niemals hat ihm Romuald näher gestanden; besonders legte er für eine neue Stiftung des heiligen Mannes die lebhafteste Theilnahme an den Tag. Einige Mönche des Bonifaciusklosters hatten sich Romuald auf seiner Wallfahrt nach Monte Cassino angeschlossen und wollten auch ferner, um durch den Umgang mit ihm in der Heiligkeit zu wachsen, in seiner Nähe bleiben. Als er daher nach einer kleinen einsamen Insel unweit Ravenna, Pereum genannt, wo er früher schon einmal ein Eremitenleben geführt, sich begab, begleiteten sie ihn auch hierin. Es waren unter Anderen Brun, der aus Liebe zu Romuald sein Kloster auf dem Aventin verlassen hatte, und zwei andere Mönche desselben Klosters, Benedict und Johannes, auch ein Sohn des Polenherzogs schloß sich ihnen an: sie Alle ein Herz und eine Seele in der Verehrung Romualds und des heiligen Adalbert, dessen Sterben ihnen Vorbild und Leuchte war. Dem Andenken Adalberts wurde deshalb auch auf Pereum ein Kloster errichtet, zu dem der Kaiser die Mittel hergab und dem Romuald einen Abt setzte. Der heilige Mann selbst aber und seine nächsten Gefährten lebten nicht in klösterlicher Gemeinschaft, sondern in abgesonderten Klausen, außer den Andachtsübungen emsig mit Handarbeiten beschäftigt; denn obschon sie meist von vornehmem Geschlecht und reich begütert waren, wollten sie doch nur selbsterarbeitetes Brot essen.

Der Gedanke, gleich Adalbert hinauszuziehen unter die Heiden, erfüllte in Pereum manches Herz und bald zeigte sich hierzu die erwünschte Gelegenheit. Polen und Ungarn verlangten dringend Prediger des göttlichen Worts, und das Pereum schien recht eigentlich dazu ersehen, das Werk Adalberts fortzusetzen und eine Pflanzschule für die Mission des östlichen Europa zu werden. Als die ersten Mahnungen des Polenfürsten Boleslaw an den Kaiser ergingen, ihm Heidenboten zu senden, wandte sich Otto daher sogleich an die Männer auf Pereum. Romuald wollte keinem der Brüder gebieten, was nach seiner Meinung aus freiem

Drange des Herzens hervorgehen mußte, aber freiwillig erboten sich Benedict und Johannes sogleich nach Polen zu gehen, um zunächst die Sprache zu erlernen, in der sie das Evangelium vom Gottessohn predigen sollten, Brun wollte ihnen später folgen. Auch Romuald selbst ergriff einmal der Gedanke zu den Heiden hinauszuziehen; er brach mit vierundzwanzig Brüdern auf, um sich nach Ungarn zu begeben, aber ein Wink des Herrn hielt ihn von der Fortsetzung der Reise ab.

Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr das eigenthümliche Streben im Pereum dem schwärmerischen Geist des jungen Kaisers zusagte, und Romuald soll ernstlich daran gedacht haben, ihn für dieses einsiedlerische Leben zu gewinnen. Es schmerzte ihn tief, wenn er den Jüngling, der sich den himmlischen Dingen mit solcher Inbrust hingab, immer von Neuem in das wirre Treiben der Welt gezogen sah. Früher schon, wird erzählt, hatte Otto an Romuald einmal das Versprechen gegeben der Welt zu entsagen; heftiger drang jetzt der alte Eremit in ihn, und Otto, der wohl jenes Versprechen nie ernstlich gemeint hatte und der zu derselben Zeit für sich den Erzbischof Arnulf von Mailand um die Hand einer Kaisertochter zu Constantinopel werben ließ, entzog sich nur mit Mühe dem Drängen des gewaltigen Mannes. „Erst will ich nach Rom ziehen,“ soll er zu Romuald gesagt haben, „und im Triumphe nach Ravenna heimkehren.“ „Wenn du nach Rom ziehst,“ erwiederte Romuald, „dann siehst du Ravenna nie wieder.“ Ein prophetisches Wort, dem ähnlich, das einst der heilige Majolus an den Vater des Kaisers gerichtet hatte.

In der Mitte des December verließ der Kaiser Ravenna; zu derselben Zeit stiegen deutsche Kriegsschaaren auf verschiedenen Wegen von den Alpen herab und eilten dem Süden zu. Die Reihen der Kämpfer waren aber nicht so dicht, als sie der Kaiser erwartete, der alle verfügbaren Streitkräfte ihm zuzuführen befohlen und namentlich sämmtliche deutsche Bischöfe mit ihren Vasallen zu sich entboten hatte, so gerüstet, daß sie überall ihm folgen könnten. Ottos Gebot hatte jedoch in Deutschland nicht dieselbe Aufnahme gefunden, wie einst der Waffenruf seines Vaters nach der Unglücksschlacht in Calabrien. Schmerzlicher Unmuth über das undeutsche Auftreten des Kaisers, über die offenkundige Zurücksetzung des eigenen Volkes, über die Schwächung des Reichs, die trotz alles äußeren Schimmers klar an den Tag trat, griff immer mehr um sich und machte sich in bitteren Worten Luft. Aufrührerische

Reden führten zu hochverrätherischen Plänen. Schon war ein großer Theil der Herzoge und Grafen in eine Verschwörung gegen den Kaiser verwickelt; selbst Heinrich von Baiern, den nächsten Verwandten des Kaisers, suchte man in dieselbe zu ziehen, aber eingedenk der letzten Ermahnungen seines Vaters wies er alle Zumuthungen mit Entschiedenheit zurück.

Die kaiserliche Macht ruhte zum guten Theil auf der Ergebenheit der deutschen Bischöfe, aber auch von ihnen liehen trotz der großen Freigebigkeit des Kaisers gegen die Kirche manche den Worten der Verführung ihr Ohr, und selbst Erzbischof Willigis, der Mann, dem Otto vornehmlich seine königliche und kaiserliche Gewalt dankte, war in seinen Gesinnungen gegen ihn keineswegs der alte. Zuverlässig hatten schon früher die neuen hierarchischen Bestrebungen Roms und die Stiftung des Erzbisthums Gnesen seinen Unmuth erweckt, doch trat der Zwiespalt zwischen ihm und dem neuen Römerthum erst in einem an sich geringfügigen Handel hervor, der aber durch die Bedeutung des Mannes in der ganzen abendländischen Christenheit das größte Aufsehen erregte und eine ungewöhnliche Bedeutsamkeit gewann. Es war der Gandersheimer Streit, der, nachdem kaum die von Seiten der gallischen Kirche drohende Spaltung beseitigt war, aufs Neue Besorgnisse wegen eines Schisma hervorrief. Wie der Hergang der Sache uns berichtet wird, erscheint allerdings Willigis nicht in dem allergünstigsten Lichte, aber man hat nicht zu vergessen, daß der einzige uns erhaltene ausführlichere Bericht von Thankmar, dem Lehrer und Biographen des Bischofs Bernward, des Hauptwidersachers des Erzbischofs, herrührt und daß dieser Thankmar selbst mehrfach als Advokat Bernwards in diesem Streite diente.

Der Gandersheimer Streit.

Das Frauenkloster Gandersheim war von dem Großvater Ottos I. gestiftet und als Familienstiftung von dem sächsischen Herrscherhause immer besonders geehrt, sogar die Aebtissin meist aus diesem Hause selbst bestellt worden. Es lag auf der Grenze des Mainzer und Hildesheimer Sprengels; aber die Bischöfe von Hildesheim hatten, wie es scheint, seit geraumer Zeit unbestritten die geistliche Gerichtsbarkeit über das Kloster geübt, mindestens hatte die Aebtissin Gerberge, die Tochter Herzog Hein-

richs I. von Baiern, die seit dem Jahre 960 dem Kloster vorstand, willig das Aufsichtsrecht des Hildesheimer Bischofs anerkannt. Willigis, der nicht der Mann war, irgend einen Anspruch dem Mainzer Erzstift zu vergeben, glaubte indessen ein Recht auf die geistliche Jurisdiction über Gandersheim zu haben, und als Sophie, die Schwester Ottos III., hier als Nonne eingekleidet werden sollte, beanspruchte er die Einweihung der jungen Fürstin. Der Bischof Osdag von Hildesheim erhob jedoch Einspruch, und durch Vermittelung der Kaiserin Theophano wurde der Streit damals so ausgeglichen, daß Willigis und Osdag zusammen die Weihe vornahmen.

Auf Osdag folgte im Bisthum Hildesheim Bernward, der Lehrer Ottos III., und zwar hauptsächlich auf Betrieb des Willigis selbst, dem Bernward überhaupt seine Laufbahn zu danken hatte. Die ersten Jahre lebten Beide in gutem Vernehmen; Bernward blieb unangefochten in seinen Rechten über Gandersheim, obwohl sich Sophie, welche für die altersschwache Aebtissin schon bei deren Lebzeiten das Regiment führte, offenkundig mehr an Willigis anschloß. Zum Ausbruch kamen die Streitigkeiten erst wieder, als die neugebaute Kirche des Klosters im Spätsommer des Jahres 1000 eingeweiht werden sollte. Sophie forderte Willigis dazu auf; dieser sträubte sich zwar Anfangs, gab aber endlich doch ihren dringenden Bitten nach. Seit dem letzten Aufenthalt ihres kaiserlichen Bruders in Deutschland, wo sich Sophie, ohnehin nicht ohne Scheelsucht gegen ihre Schwester Adelheid, die Aebtissin von Quedlinburg, hinter dieselbe bei Hofe zurückgesetzt glaubte, hatte sie gegen Bischof Bernward, in dem sie einen entschiedenen Günstling des Kaisers sah, eine tiefe Abneigung gewonnen; nicht minder war Willigis gereizt worden, der seine großen Verdienste um das kaiserliche Haus wenig anerkannt fand und sich vernachlässigt sah gegen Männer, wie Bernward und Heribert, die in die weitaussehenden Ideen des Kaisers und Papstes bereitwillig eingingen. Schon die hitzigen Bestrebungen für Hebung der päpstlichen Gewalt von Seiten Gregors V. hatten, obschon Willigis zur Wahl dieses deutschen Nachfolgers Petri doch hauptsächlich mitgewirkt hatte, bei ihm nur geringe Unterstützung gefunden: zum päpstlichen Vikar ernannt und aufgefordert gegen Gisiler einzuschreiten, hatte er wenig oder nichts in dieser Sache gethan. Noch viel weniger war er Silvester II., dessen Charakter ihm wenig Vertrauen einflößen mochte, geneigt; mehr und mehr trat er vielmehr

jenen römischen Ideen von Papstthum und Reich gegenüber als der Vertreter der deutschen Interessen hervor, während Bernward die überschwänglichen Entwürfe seines Zöglings und die ehrgeizigen Pläne Silvesters auf alle Weise zu fördern suchte. Als nun der Rechtsstreit über Gandersheim von Neuem ausbrach, nahm er hierdurch sofort einen äußerst gereizten persönlichen Charakter an.

Die Kirchweihe war auf den 14. September anberaumt und Bernward von der Aebtissin eingeladen worden bei derselben zu erscheinen, während die Weihe selbst der Erzbischof vollziehen sollte. Willigis aber änderte den bestimmten Termin ab — wir kennen nicht den Grund — und verlegte die Kirchweihe auf den 21. September; er unterließ nicht hiervon Bernward zu benachrichtigen, der indessen Behinderungen vorgab und sein Erscheinen ablehnte. Unerwarteter Weise erschien jedoch Bernward am 14. als dem zuerst angesetzten Termin zu Gandersheim und wollte nun selbst die Kirche weihen; er fand aber nicht nur keine Vorbereitungen zum Feste getroffen, sondern die Nonnen vielmehr auf das Entschiedenste zum Widerstande gegen jedes Vorschreiten von seiner Seite gerüstet. Dennoch hielt Bernward in dem Kloster Gottesdienst ab, beschwerte sich in einer Anrede an die Gemeinde über das ihm angethane Unrecht und untersagte kraft seines bischöflichen Amtes jedem Andern die Ausübung des ihm zustehenden Rechts der Kirchweihe. Nach ärgerlichen Streitigkeiten verließ er alsdann das Kloster. Am 20. September erschien Willigis, wie er verheißen hatte, in Gandersheim; mit ihm kamen der Herzog Bernhard von Sachsen und die Bischöfe von Paderborn und Verden; am folgenden Tage stellte sich auch für Bernward der Bischof Eckard von Schleswig mit mehreren Domherren von Hildesheim ein. Eckard, aus seinem Sprengel vertrieben, hielt sich damals in Hildesheim auf und betrachtete sich als diesem Stifte zugehörig; er ergriff jetzt das Wort für Bernward, entschuldigte dessen Ausbleiben mit kaiserlichem Dienst und protestirte zugleich feierlich gegen die Kirchweihe, zu der Bernward allein befugt sei: vermeine Willigis durch irgend ein Privilegium ein Recht darauf zu haben, so möge er dies zuvor ordnungsmäßig vor einer Synode darthun. Der Erzbischof erklärte zornig, er werde am folgenden Tage die Kirche weihen, ob Bernward erschiene oder nicht. Bernward erschien auch am anderen Tage nicht, wohl aber trat abermals Bischof Eckard mit den Hildesheimer Domherren auf und widersetzte sich der Weihung der

Kirche. Willigis stand nun zwar von seinem Vorhaben ab, hielt aber im Kloster Gottesdienst ab und kündigte bei demselben an, daß er am 28. November an Ort und Stelle diese Sache vor eine Synode zur Entscheidung bringen würde; zugleich verlas er, um das Kloster vor Bernward zu schützen, einen Freibrief für dasselbe, der vorher unbekannt gewesen sein soll und der Jeden, der die Zehnten, Güter und Gerechtsame des Klosters angreifen würde, mit dem Bann bedrohte.

Bernward begab sich, ohne die Synode abzuwarten, nach Rom, wo er, wie erzählt ist, auf das Ehrenvollste von Kaiser und Papst empfangen wurde; Willigis aber kam am 28. November nach Gandersheim, wo sich zu der Synode die meisten Bischöfe seiner Kirchenprovinz eingefunden hatten. Für Bernward war abermals Eckard erschienen, jedoch nur um Einsprache dagegen zu erheben, daß Willigis im Hildesheimer Sprengel ohne des Bischofs Genehmigung und in dessen Abwesenheit eine Synode abhielte. Willigis brauste heftig auf, gebot Eckard zu schweigen: diese Sache gehe ihn nicht an, er solle nach seinem dänischen Bischofssitz gehen, wohin er gehöre. Eckard erwiederte, seine bischöfliche Kirche sei zerstört, er diene jetzt dem Bisthum Hildesheim und werde dessen Vortheil aus allen Kräften wahrnehmen. Trotz der Einsprache Eckards wollte Willigis zu den Synodalverhandlungen vorschreiten und Zeugen darüber vernehmen, daß das Kloster in früheren Zeiten unter Mainz gestanden habe; da verließ Eckard die Versammlung und forderte Alle, die zu Hildesheim und Gandersheim gehörten, auf ihm zu folgen, damit er mit ihnen im Auftrage Bernwards die Sache verhandle. So wurden zwei Synoden neben einander gehalten; die eine that, was Willigis verlangte, die andere folgte den Hildesheimern. Nachdem Willigis unter Androhung des Bannes jeden Eingriff in seine Rechte auf das Kloster untersagt hatte, verließ er Gandersheim. Die Hildesheimer meldeten an Bernward nach Rom, was geschehen war, und beschwerten sich zugleich nachdrücklich bei Kaiser und Papst über Willigis Verfahren.

Diese Vorgänge waren zu Rom schon bekannt, als dort um den 1. Februar 1001 Bernwards Angelegenheit auf einer Synode von zwanzig Bischöfen in Gegenwart des Papstes, des Kaisers und des Herzogs von Baiern in der Kirche des heiligen Sebastian zur Sprache kam. Der Papst legte den versammelten Bischöfen zuerst die Frage vor, ob jene Versammlung, die Willigis gegen den Willen des recht-

mäßigen Bischofs gehalten habe, eine Synode zu nennen sei. Nur die Bischöfe, die unmittelbar unter Rom standen, ließen sich auf die Frage ein, und verneinten sie. Darauf vernichtete Silvester die Beschlüsse der Synode, sprach auf Bernwards Verlangen noch einmal diesem feierlich Gandersheim zu und gab ihm die Investitur mit seinem eigenen Stabe. Zugleich wurde beschlossen, Kaiser und Papst sollten Willigis ernstliche Vorhaltungen über sein verwegenes Auftreten machen und ihn von weiteren unbesonnenen Schritten abmahnen, überdies sollte eine Synode der sächsischen Bischöfe zum 22. Juni nach Pöhlde ausgeschrieben und der römische Cardinalpriester Friedrich als Vikar des Papstes abgesandt werden, um den Vorsitz in der Synode zu führen. Dieser Cardinal war ein junger sächsischer Kleriker, der sich schnell die Gunst des Papstes und Kaisers gewonnen hatte. Indem Rom gerade ihn zum Richter eines Mannes, wie Willigis, bestellte, schien es geflissentlich ihm und seiner Kirche den Fehdehandschuh hinzuwerfen und es auf eine tiefe Demüthigung des ersten deutschen Erzstifts abgesehen zu haben. In einen Kampf der gefährlichsten Art stürzten sich Kaiser und Papst in Deutschland, während schon der Boden in Rom selbst unter ihren Füßen zu schwanken anfing; zwei Wochen nachher verließen sie flüchtig die Stadt.

Bald nach Ostern begab sich der Cardinal Friedrich nach den deutschen Gegenden, wo er mit allen päpstlichen Insignien als Abgeordneter des Papstes auftrat. Auf einem prächtig aufgezäumten Zelter mit purpurnem Sattel reitend, erschien er zu Pöhlde, wo sich in der That Erzbischof Willigis und die sächsischen Bischöfe zu der bestimmten Zeit einfanden. Von ihnen verlangte jetzt dieser junge Kleriker, jedem so wohl bekannt, für seine Person ungewöhnliche Ehren und Auszeichnungen, aber nur Erzbischof Libentius von Bremen, von Geburt ein Italiener, Bischof Bernward und einige ihrer Freunde erwiesen ihm die Achtung, die ein päpstlicher Legat und Vikar beanspruchen konnte. Als am 22. Juni die Synode eröffnet wurde, kam es sogleich zu den ärgerlichsten Auftritten. Tumult und Verwünschungen empfingen den Vertreter des Papstes; nicht einmal einen Ehrensitz wollte man ihm einräumen, so daß ihn Libentius und Bernward endlich in ihre Mitte nehmen mußten. Der Cardinal erklärte, er komme im Auftrage des Papstes, man möge ihm mindestens so viel Ruhe gönnen, daß er seinen Auftrag ausrichten könne. So stillte sich das Getümmel. Mit milden Worten sprach dar-

auf der Cardinal zum Frieden und wollte Willigis ein päpstliches Schreiben überreichen, aber der Erzbischof weigerte sich dasselbe anzunehmen oder es verlesen zu lassen. Dennoch erlangte der Legat die Mittheilung des Schreibens an die Versammlung; es enthielt neben deutlichen Zurechtweisungen die Ermahnung zum Frieden und zum Gehorsam. Der Cardinal suchte nun Willigis zu bestimmen, sich der Entscheidung der von ihm als Legaten des Papstes geleiteten Synode zu fügen. Willigis wollte die Meinung seiner Amtsbrüder hierüber befragen; aber kaum hatte sich Erzbischof Libentius im Sinne des Legaten ausgesprochen, so wurden die Thüren der Kirche, wo die Berathung stattfand, unter wildem Getümmel erbrochen. Laien stürzen herein; die entsetzlichsten Verwünschungen gegen den Legaten und Bernward werden ausgestoßen; man hört den Ruf nach Waffen. Zum guten Glück bewahren die Angegriffenen die größte Ruhe; weit entfernt der Gewalt mit Gewalt zu begegnen, wissen sie mit Güte das Getümmel zu beschwichtigen. Nach diesem Auftritte wollen mehrere Bischöfe die weitere Verhandlung auf den folgenden Tag verschieben, aber Willigis verläßt wuthentflammt die Kirche, während der Legat ihm entgegentritt und ihm im Namen des Papstes sich am folgenden Tage vor der Synode zu stellen gebietet. Willigis achtete das Gebot des Legaten nicht; schon in der Frühe des folgenden Tages reiste er mit seinen Anhängern ab. Als der Legat dies erfuhr, versammelte er noch einmal die zurückgebliebenen Bischöfe und erklärte in ihrer Mitte den Erzbischof, bis er sich dem Richterspruche des Papstes stelle, seines Amtes für enthoben; zugleich beschied er ihn und alle sächsischen Bischöfe auf Weihnachten nach Italien zu einem vom Papste abzuhaltenden Concil. Nachdem er schriftlich noch Willigis die Amtsenthebung und Vorladung mitgetheilt hatte, begab er sich nach Hildesheim und trat dann die Rückreise an. Kaiser und Papst waren über die Vorgänge in Pöhlde auf das Höchste erzürnt und ließen sofort nicht allein die sächsischen, sondern alle Bischöfe Deutschlands zu dem angekündigten Concil entbieten.

Doch wohin meinte man mit solchen Dingen zu kommen? Wollten Willigis und die deutschen Bischöfe sich wirklich jetzt in dieselbe Stellung gegen Rom begeben, welche noch kurz zuvor die französischen Bischöfe mit so geringem Erfolge einzunehmen gewagt hatten? Nichts lag gewiß Willigis ferner, wie er denn selbst bald genug zum Frieden geneigt war. Auf seine Veranstaltung trat am 20. August eine Synode der deutschen

Bischöfe zusammen, auf der außer vielen sächsischen und rheinischen Bischöfen auch die Erzbischöfe von Trier und Köln erschienen. Bernward hatte sich nicht in Person eingestellt, aber wiederum den Bischof Eckard und seinen Lehrer Thankmar zu seiner Vertretung abgesendet. Allerdings zeigte sich nun Willigis über das Ausbleiben des Bischofs sehr entrüstet und wollte der Versicherung seiner Gesandten, daß ihn schwere Krankheit vom Erscheinen abgehalten habe, keinen Glauben schenken, aber sonst fand man Willigis unerwarteter Weise ziemlich nachgiebig. Auch die Gesandten Bernwards spannten mildere Saiten auf, obschon sie nicht unterließen darauf hinzuweisen, daß die Beschlüsse dieser Synode, nachdem man sich einmal an den Papst gewendet, in der Sache Nichts entscheiden könnten. In der That kam man auch zu keiner Entscheidung, sondern vertagte dieselbe bis auf einen Tag zu Fritzlar, der erst acht Tage nach Pfingsten des nächsten Jahres abgehalten werden sollte; es ist klar, daß man die Beschlüsse des päpstlichen Concils abzuwarten gedachte.

Indessen kam die Zeit heran, zu der die Bischöfe mit ihren Vasallen zum Concil und zum Heere des Kaisers entboten waren. Nicht Alle leisteten dem Gebote Folge; es wußten Manche um jene hochverrätherischen Pläne, die damals von deutschen Fürsten gegen das Regiment des Kaisers geschmiedet wurden, aber im Ganzen zeigten sich die Bischöfe doch immer noch williger als die weltlichen Herren. So machte sich Heribert von Köln auf, wie auch sein Bruder Heinrich von Würzburg, obwohl Letzterer vor Kurzem erst über die Alpen gekommen war, so Burchard von Worms und Lambert von Konstanz; auch der Abt von Fulda brach auf. Selbst Willigis schickte seine Vasallen über die Alpen; der Dienstpflicht gegen den Kaiser wollte er sich nicht entziehen, obschon er nicht gesonnen war sich vor dem römischen Concil zu stellen. Auch Bernward begab sich, durch Krankheit zurückgehalten, nicht selbst nach Italien, aber er schickte Thankmar mit Briefen an den Kaiser und Papst ab.

Thankmar eilte mit seiner Botschaft den Bischöfen voraus, die durch mancherlei Noth auf der Reise aufgehalten wurden. Er fand Kaiser und Papst auf dem Wege nach Rom im Gebiet von Spoleto; das Weihnachtsfest wollten sie in Todi feiern, und dort sollte auch das anberaumte Concil abgehalten werden. Aber zur festgesetzten Zeit konnten die erwarteten Bischöfe nicht erscheinen. Als man dennoch am 27. December das Concil zu Todi eröffnete, waren nur einige Bischöfe aus

der Romagna, aus Tuscien und der Lombardei zugegen; außer ihnen drei deutsche Bischöfe, die von Lüttich, Augsburg und Zeitz. Thankmar erhob in der Versammlung die bittersten Klagen über Willigis Ungehorsam und Trotz; Friedrich, seit Kurzem zum Erzbischof von Ravenna erhoben, unterstützte diese Beschwerden und erzählte alle Unbill, die ihm auf seiner Legation in Deutschland widerfahren. Dennoch wagten der Kaiser und Papst nicht durchgreifende Beschlüsse fassen zu lassen; man entschloß sich vielmehr die Ankunft der übrigen deutschen Bischöfe, die auf den 6. Januar verkündigt war, abzuwarten. Als auch diese Frist verstrich, ohne daß die Bischöfe ankamen, ging das Concil auseinander. Das war das klägliche Ende einer Versammlung, die mit solchem Pomp angekündigt war. Der Tag zu Fritzlar trat nicht zusammen; als die Zeit kam, zu der er anberaumt war, ruhte Otto III. schon in der Gruft zu Aachen. Willigis setzte seinen Streit mit Bernward über dem Grabe des unglücklichen Kaisers nicht mehr mit gleicher Hartnäckigkeit fort, obwohl er erst im Jahre 1007 öffentlich seinen Rechten über Gandersheim entsagte.

Ottos III. Tod.

Der Kaiser vernahm von den Anschlägen, die seine Gegner in Deutschland gegen ihn schmiedeten; er sah, wie wenig man seinen dringenden Aufforderungen und beweglichen Bitten, ihn in der Noth nicht zu verlassen, entsprochen hatte. Aber mit großer Fassung trug er sein Geschick, wie tief es ihn auch im innersten Herzen beugen mochte. Schon verließen ihn auch die körperlichen Kräfte; ein Siechthum, durch die verderbliche Luft Italiens seit geraumer Zeit in ihm genährt, nahm immer mehr überhand und drohte seinem jungen Leben Gefahr.

Otto begab sich gleich nach Auflösung des Concils von Todi nach Paterno, jener Burg am Soracte, die der Graf Tammo das ganze Jahr hindurch tapfer behauptet hatte. Otto war hier Rom nahe, er sah es vor seinen Augen liegen: aber die Stadt und die ganze Umgegend verharrte noch immer im Aufstand. Gleichsam von seinen Feinden eingeschlossen lag er in Paterno, und schon fingen den Seinen an die Lebensmittel zu fehlen. Thankmar hatte Otto nach Paterno begleitet, doch der Mangel in der Burg zwang ihn sie alsbald zu verlassen. Als er am 13. Januar sich von dem Kaiser verabschiedete, gestand ihm dieser, er leide am Fieber, doch ahnte Thankmar noch nicht, eine wie schlimme Wen-

dung die Krankheit in kürzester Frist nehmen werde. Ein Hautausschlag brach aus, und das Fieber wurde hitziger. Erzbischof Heribert, der langersehnte, traf endlich mit einem zahlreichen Gefolge ein; der Kaiser sah ihn noch, es war seine letzte Freude. Wenige Tage nachher, am 23. Januar des Jahres 1002, hauchte Otto, im Glauben ausharrend und in sein Schicksal ergeben, nachdem er das Abendmahl empfangen hatte, den letzten Athem aus. Die Reichsinsignien hatte er sterbend dem Erzbischof Heribert übergeben. Er hatte sein Alter noch nicht auf zweiundzwanzig Jahre gebracht; er starb unvermählt, nachdem eben Erzbischof Arnulf seinen Bewerbungen um die Hand einer Kaisertochter in Constantinopel Gehör verschafft hatte. Mit ihm erlosch der Mannsstamm Ottos des Großen.

Die Nachricht von dem Tode des jungen Kaisers erschütterte die Welt und bewegte alle Gemüther. Niemand wurde zunächst schwerer durch den Tod des Kaisers betroffen als Papst Silvester; noch einmal schien er von der Höhe des Glücks in die Tiefe des Elends hinabgeschleudert. Aber der gewandte Mann machte alsbald seinen Frieden mit den Römern und kehrte unbehindert nach dem Lateran zurück. Er starb am 12. Mai 1003, nachdem er um ein thaten- und freudenloses Jahr den Kaiser überlebt hatte, und wurde in dem Vorhofe der Kirche des Laterans begraben. Das Grab Silvesters ist jetzt zerstört; die alte Inschrift, die ihm Papst Sergius IV. setzte, sieht man im Inneren der Kirche. Das Grab und das ganze Leben des wunderbaren Mannes umspielen Sagen mannigfacher Art; als ein Zauberer erschien er dem späteren Mittelalter, der mit Hülfe böser Geister Kenntnisse und Kräfte gewann die sonst den Sterblichen versagt sind. Uns erscheint er in einem anderen Lichte: wir erkennen in ihm nur die Macht eines hellen glänzenden Geistes und einer durch vielfachen Schicksalswechsel gewonnenen reichen Erfahrung; aber mit magischer Gewalt umstrickte er das Gemüth unseres jungen Kaisers und war nicht die letzte Ursache seines Verderbens.

Heribert, Bernward und ihre Gesinnungsgenossen hatten gleich dem Papst den Tod eines Fürsten, mit dessen Plänen alle ihre Absichten und Wünsche zusammenhingen und von dem sie so reiche Beweise der Gunst erfahren hatten, auf das Tiefste zu beklagen. Doch nicht sie allein trauerten, das ganze Deutschland durchzog die Klage. Man vergaß die Schwächen Ottos schnell und gedachte nur seiner liebenswürdigen Eigen-

schaften: seiner anmuthigen Erscheinung, seines feingebildeten und hochstrebenden Geistes, seiner Gerechtigkeitsliebe, seiner Frömmigkeit, seiner Milde und Güte. Unsere Vorfahren ertheilten diesem Kaiser, der an Wissen es allen seinen Landsleuten zuvorthat, der trotz seiner Jugend an geistiger Bildung weit seiner Zeit vorauseilte, den Beinamen „das Wunder der Welt.“ Anders war es in Italien, in dem Lande, das der Kaiser Deutschland mit so großer Unbilligkeit vorgezogen hatte. Auf die Nachricht von seinem Tode erhob sich hier sofort der Aufstand, der um so leichter um sich griff, als auch Hugo von Tuscien, die mächtigste Stütze hier der kaiserlichen Gewalt, kurz zuvor gestorben war (21. December 1001). Der Kaiser soll in der letzten Zeit auch von ihm Verrath gefürchtet haben und, als er seinen Tod vernahm, in die Worte des Psalmisten ausgebrochen sein: „Der Strick ist zerrissen, und wir sind los!“ Der geächtete Arduin erschien sofort wieder auf dem Schauplatz und trachtete nun offen nach der Königskrone. Sein Anhang wuchs mit jedem Tage; nur die lombardischen Bischöfe, Arduins alte Widersacher, schlossen sich ihm nicht an.

Otto hatte sterbend den Wunsch ausgesprochen, zu Aachen neben den Gebeinen Karls des Großen sein Grab zu finden. Heribert von Köln, Notker von Lüttich, die Bischöfe von Augsburg und Konstanz, Herzog Otto von Niederlothringen, die Grafen Heinrich und Wichmann und die anderen deutschen Herren, die beim Tode des Kaisers zugegen gewesen waren, nahmen es über sich seinen letzten Wunsch zu erfüllen. Sie sammelten die um Paterno zerstreuten deutschen Heereshaufen und traten mit den Kaiserlichen den Rückweg nach der Heimath an. Aber schon stand das Land ringsum unter Waffen. Man griff den Leichenzug an; mit dem Schwert in der Faust mußten sie ihm Bahn brechen. Sieben Tage vergingen in unausgesetzten Kämpfen; nicht eher fühlte man sich völlig sicher, als bis man nach Verona gekommen war. Auf einem anderen Wege, doch unter nicht geringeren Schwierigkeiten kehrten die Schaaren zurück, die mit den Bischöfen von Worms und Würzburg und mit dem Abte von Fulda gekommen waren und in Tuscien den Tod des Kaisers vernommen hatten; erst zu Verona scheinen sie sich mit dem Trauergeleite vereinigt zu haben. Der Leichenzug ging alsdann über den Brenner; zu Polling unweit des Ammersees kam ihm Herzog Heinrich, der nächste Verwandte des Kaisers, entgegen und geleitete die Leiche bis nach Augsburg, wo die Eingeweide in dem Kloster

der heiligen Afra beigesetzt wurden. Heinrich folgte dem Zuge bis nach Neuburg an der Donau; dann trennte er sich von Heribert, der mit der Leiche dem Rhein zueilte. Am Montag nach Palmsonntag kam man nach Köln, hier wurde die Leiche in den Hauptkirchen herumgetragen und ausgestellt; am Tage vor Ostern brachte man sie endlich nach Aachen, wo sie am Ostertage selbst — es war der 5. April — mitten im Chor der Münsterkirche beigesetzt wurde. Das Grab wurde später verlegt und Churfürst Friedrich der Weise bezeichnete es im Jahre 1513 durch ein Marmordenkmal; im Jahre 1803, als die alte Kaiserstadt unter französischer Herrschaft stand, wurde dieses Denkmal beseitigt, und Nichts erinnert jetzt an die Stelle, wo die Gebeine des dritten Otto ihre Ruhestätte gefunden haben.

Das Andenken an einen jungen Kaiser von so wunderbar phantastischer Sinnesart und so unglücklichen Schicksalen konnte der Welt nicht leicht entschwinden; poetische Sagen stiegen aus Ottos frühem Grabe auf und bewahrten länger unter dem Volke sein Gedächtniß als die nüchterne Kunde der Geschichte. Man erzählte, daß Otto durch Verrath der Liebe den Untergang gefunden habe; man konnte sich dieses glühende Herz, für die Freundschaft so empfänglich, nicht unberührt von dem Zauber der Liebe denken. Stephania, eine schöne, aber stolze und herzlose Römerin, des Crescentius Wittwe, — so berichtet die verbreitetste Sage — fesselte mit ihren Reizen den Kaiser, und als er sich ganz ihr ergab, tödtete sie ihn, um den Tod ihres Gemahls zu rächen, durch Gift. Es liegt eine tiefe Wahrheit in dieser Sage, aber nicht eine Tochter Roms, sondern Roma selbst mit ihren unvergänglichen Reizen fesselte, verrieth, tödtete den mit der Kaiserkrone geschmückten Jüngling.

Rückblick.

Das wichtigste Ereigniß des zehnten Jahrhunderts ist die Herstellung des abendländischen Kaiserthums. Hier liegt der große Wendepunkt jener Zeit: vor demselben Auflösung, Zersplitterung, Verwilderung

aller Orten im Abendlande, die christliche Welt in unglücklichen oder mindestens zweifelhaften Kämpfen mit den heidnischen Völkern; nach demselben Herstellung staatlicher und kirchlicher Ordnungen, Zusammenschluß, Kräftigung der Sitte und frischaufkeimendes Geistesleben, der Sieg des Christenthums über das Heidenthum wird im Occident für alle Zeiten entschieden, und mit dem Christenthum zugleich beginnt die Kultur bei den Nationen des östlichen und des nordischen Europa.

Der Ruhm, diesen Umschwung der Dinge herbeigeführt zu haben, gebührte den deutschen Stämmen, die trotzdem, daß sie Karl der Große mit den romanischen Ländern auf längere Zeit verbunden, ihre Muttersprache, ihre Freiheitsliebe, ihre Tapferkeit und die Reinheit ihrer ursprünglichen Sitte bewahrt hatten oder doch von der Fäulniß der Zeit mindestens nicht im tiefsten Innern ihrer kräftigen Natur berührt waren. Den hochherzigen Sachsenkönigen gelang es diese Stämme zu einem großen und gewaltigen Kriegsvolke im Herzen Europas zu verbinden und mit der frischen Heereskraft dieses Volkes die Macht der erbittertsten Feinde der christlichen Welt — der Dänen, Slawen und Ungarn — niederzuwerfen. Nach solchen Siegen, die nicht allein Deutschlands, sondern des ganzen Abendlandes Zukunft sicherten, konnten die romanisirten Völker den Vorrang unter den Nationen Europas nicht mehr behaupten; mit innerer Nothwendigkeit traten die Deutschen in die erste Stelle und wußten sich in derselben zu halten.

Der erste Heinrich hatte den Deutschen zur Freiheit und Selbstständigkeit geholfen, Otto der Große führte sie zur Herrschaft. Mit dem Instinkt derselben, der ihm wie wenigen Menschen eigen war, schwang er sich zum höchsten Schiedsrichter in den Reichen der Westfranken und Burgunder auf, machte die Völker des Nordens und Ostens von sich abhängig, eroberte Italien, unterwarf Rom, gewann die Kaiserkrone und beugte den Papst, das einzige allgemein anerkannte Oberhaupt der romanischen Welt, seinem Willen. Seitdem herrschte er mit einer Macht, wie sie seit den Tagen Karls des Großen kein Fürst des Abendlandes nur von fern besessen hatte, und suchte die Aufgaben, welche der gewaltige Kaiser seinen Nachkommen hinterlassen, die sie aber nicht zu lösen vermocht hatten, auf seine Weise und nach den Forderungen seiner Zeit zu lösen. Das christliche Abendland durch feste Ordnungen in Kirche und Staat zu verbinden und die heidnischen Völker in dieses christliche Gemeinwesen hineinzuziehen: das war das Ziel, dem er zustrebte und

mit Riesenschritten entgegenging. „Stolz gleich Libanons Cedern,“ sagt Thietmar von Merseburg, „erhob sich das Reich, allen Völkern weit und breit furchtbar.“ Und ein Dichter jener Zeit sang:

„Hochbeglückt war die Welt, als Otto führte das Scepter.“

Das durch die glückreichsten Thaten hergestellte Kaiserthum des Abendlandes hinterließ Otto seinen Nachkommen und seinem Volke; beiden gleichsam nach natürlichem Erbrecht.

Hochherzigkeit und Empfänglichkeit für alles Edle und Große erstarben in Ottos Geschlecht nicht, aber es fehlte seinen Nachkommen die starre Kraft und die unwiderstehliche Energie des Alten; auch war das Glück, gleich als ob es seine Gaben an dem Liebling erschöpft habe, überaus karg gegen die Epigonen.

Mit jugendlicher Kraft warf der zweite Otto die Empörung im Inneren nieder, besiegte die Feinde überall an den Grenzen des Reichs und stürzte sich in den Kampf gegen die großen Weltmächte der Zeit, gegen das morgenländische Kaiserthum und den Islam: aber in diesem Kampf unterlag er und endete sein Leben, ehe er noch die Mannesjahre erreicht hatte. Wenn dann doch seinem Sohne, dem Knäblein, das Reich erhalten blieb und er wie nach Erbrecht Kaiser wurde, so dankte er es mehr den Thaten seines Großvaters als des Vaters. Zwölf Jahre haben Andere für den dritten Otto geherrscht und mit Umsicht das Reich in gefahrvollen Zeiten erhalten; dann ergriff er selbst mit jugendlicher Frische und weitaussehenden Plänen die Zügel der Regierung, und die Welt jubelte ihm entgegen. Fast noch ein Knabe an Jahren, war er an geistiger Bildung Männern vorangeeilt; Alles, was im Himmel und auf Erden ist, beschäftigte seinen Geist; sein Blick flog über die Weite der Welt hin und wandte sich zu der entferntesten Vergangenheit zurück. Dieses Wunder der Welt schien größer als der große Otto, und doch fehlte wenig daran, daß der dritte Otto in wenigen Jahren zerstörte, was der erste so fest in einem langen, reichgesegneten Leben begründet zu haben schien.

Wie unähnlich war der Enkel dem Großvater! Durch die Tapferkeit und ungebrochene Kraft der deutschen Stämme war, wie Otto I. wußte, das neue Kaiserreich gegründet worden; deshalb lebte er auch als römischer Kaiser unter und mit den Deutschen nach deutscher Sitte, er machte sie zu Herren der umwohnenden Völker und deren Fürsten ihnen zinspflichtig, die neugestifteten Kirchen unter den bekehrten Heiden stellte

er in Abhängigkeit von der deutschen Krone und den deutschen Erzstiften. Wenn Otto sein Herzogthum, aus dem vor Allem noch sein Vater die Quellen seiner Macht geschöpft hatte, zuletzt den Billingern überließ, so geschah es, weil er das Fundament seiner kaiserlichen Stellung in der königlichen Gewalt über das gesammte Deutschland besser begründet glaubte; obwohl er immer die treue Anhänglichkeit an sein Sachsenland bewahrte, gab er es doch in gewissem Sinne auf, um voll und ganz ein deutscher König zu sein. Otto III. dagegen schätzte die Sachsen und Deutschen zusammt gering und wollte vor Allem ein Römer heißen; er gab nicht allein Sachsen, er gab Deutschland auf, indem er den Sitz seiner Macht nach Rom verlegte. So viel an ihm war, löste er die Abhängigkeit der neubegründeten Bisthümer von den deutschen Metropolen, den zinspflichtigen Polenfürsten befreite er von dem Tribut, dem Ungarnfürsten schickte er die Königskrone, dem Dogen von Venedig erließ er mit der Uebersendung des Mantels das Anerkenntniß der Abhängigkeit: überall brach er die Herrschaft der Deutschen, um ein neues ideales Römerreich zu errichten, dessen Spitze wer weiß in welche luftige Höhe hineinragte, das jedoch nirgends auf Erden eine feste Basis hatte. Aber die Welt, die ihm jubelnd entgegengekommen war, wandte sich bald von ihm ab; das vielgeliebte Rom empörte sich, das mißachtete deutsche Volk verließ ihn, und in den ersten Jünglingsjahren starb er ohne Macht und ohne Erben.

Doch das Erbe Ottos war deshalb nicht herrenlos; das deutsche Volk trat in dasselbe ein und hat es, wie heiß es ihm bestritten wurde, Jahrhunderte lang mit tapferem Muthe und hohem Sinne behauptet. In welcher Zerrüttung sich auch das Reich befand, als Otto III. starb, es bedurfte nur, daß die deutschen Fürsten einen thätigen, wehrhaften und nüchternen Mann, wie Heinrich II. war, auf ihren Thron erhoben, um das Kaiserthum herzustellen und die Keime neuen Wachsthums in dasselbe zu legen. Das römische Reich deutscher Nation erhielt sich, die Herrschaft über Italien wurde behauptet, das deutsche Reich blieb Stern und Kern der abendländischen Welt; auch die Herrschaft über die Völker des Ostens wurde nach und nach wiedergewonnen, ja zeitweise selbst über die bisherigen Grenzen ausgedehnt. Das römische Reich deutscher Nation war eine vollendete Thatsache geworden; eine Macht war begründet, welche der flüchtige Wechsel vorübergehender Verhältnisse nicht leicht mehr in Frage zu stellen vermochte.

Und was hat unser Volk bei dem Kaiserthum, welches ihm reiche Ströme des edelsten Blutes gekostet, schließlich gewonnen? Diese Frage ist oft genug von solchen aufgeworfen worden, die Otto seine größte That höchlich verargt haben und überhaupt den gewaltigen Gang der Geschichte lieber nach vorgefaßten Ansichten meistern, als der Nothwendigkeit der Dinge nachdenken und sie begreifen wollen.

Vor Allem war das der Deutschen Gewinn aus der unvergleichlichen Stellung, welche ihre Könige erlangt, daß sich die verschiedenen Stämme, so uneins und voll Eifersucht sie seit jeher waren, dauernd nun einer einigen Königsherrschaft beugten und hierdurch unauflöslich zu einem Volke verwuchsen. Man kann sagen, das ganze Jahrhundert hat ununterbrochen im Stillen daran gearbeitet, ein gemeinsames Volksbewußtsein in den deutschen Stämmen zu wecken, ein deutsches Volk zu schaffen. Schon bei der Wahl Konrads I. zeigt sich freilich das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den deutschen Stämmen, aber gleich darauf traten sie doch wieder auseinander; nur an der Spitze eines Heeres konnte sich Heinrich I. die Anerkennung der Alemannen und Baiern gewinnen. Dem großen Vater folgte ein größerer Sohn: doch von Neuem trennten sich unter seiner Herrschaft die Stämme; zweimal hatte das Königthum gegen eine allgemeine Empörung zu kämpfen, die das kaum begründete Reich zu zerreißen drohte. Erst die ruhmreichen Kämpfe gegen die auswärtigen Feinde und der Glanz des kaiserlichen Namens sicherten endlich den Bestand des Reichs und mit ihm die Einheit des deutschen Volkes. Die Zeitgenossen haben es wohl gefühlt, daß nur der Thatenruhm Ottos I. Reich und Volk verband und beider Zukunft verbürgte. Das war es, weshalb die deutschen Fürsten Otto II., als ihn der Westfranke überfiel, „alle aus Treue gegen seinen Vater wie aus einem Munde“ Beistand gelobten; das war es, weshalb sie insgesammt nach der traurigen Niederlage in Calabrien Nichts sehnlicher wünschten als den Kaiser zu sehen und in seinen Leiden zu trösten; das endlich, was es während einer langen vormundschaftlichen Regierung trotz der fortlebenden Spaltung der Stämme doch nicht mehr zu einer Trennung des Reichs kommen ließ. „O Germanien!“ — heißt es in dem älteren Leben der Königin Mathilde — „früher unter das Joch fremder Völker gebeugt, erst vor Kurzem durch den Glanz des Kaiserthums erhöht, diene mit Treue deinem Könige, liebe und unterstütze ihn, wie du nur vermagst! Lasse nicht ab zu beten, daß niemals

ein Fürst aus diesem Stamme fehle, du möchtest sonst deiner Ehre beraubt werden und wieder der Knechtschaft verfallen, der du entrissen bist!"

Wie langsam das nationale Bewußtsein in unserem Volke erstarkte, zeigt sich deutlich an der sehr allmählichen Gewöhnung an den gemeinsamen Volksnamen. Von der deutschen Sprache, von deutschredenden Menschen sprach man freilich schon früher, aber von den Deutschen als einem Volke, von einem deutschen Lande und deutschen Reiche war noch im Anfange des zehnten Jahrhunderts nicht die Rede. Die ersten Urkunden, in denen die Gesammtheit der deutschredenden und nun in einem Reiche verbundenen Volksstämme als Deutsche bezeichnet werden, gehören der Kanzlei Ottos I. an und zwar der Zeit, da er auszog die Kaiserkrone zu gewinnen. Aber der Volksname „Deutsche" kam doch während des ganzen Jahrhunderts diesseits der Alpen kaum recht in Gebrauch; weder bei Widukind noch bei Roswitha findet er sich, ja es scheint fast, als ließe er sich überhaupt nicht bei deutschen Schriftstellern dieses Jahrhunderts nachweisen. Ehe sich die Deutschen als solche zu benennen pflegten, thaten dies die Italiener, denen sich die Unterschiede der einzelnen deutschredenden Stämme zuerst zu verwischen anfingen. Schon um das Jahr 1000 kennen die Schriftsteller Italiens nicht nur den Namen der Deutschen, sondern beginnen auch die Bezeichnungen: „Deutschland", „deutsches Reich", „deutscher König" zu gebrauchen, während erst nach der Mitte des elften Jahrhunderts bei uns der allgemeine Volksname neben den einzelnen Stammnamen vollständige Anerkennung gewinnt. Wie nur durch die stäte Verbindung mit den andersgearteten Italienern die Deutschen allmählich zu einer tieferen Einsicht in die Gleichartigkeit und Gemeinsamkeit ihrer Natur und ihres Wesens gelangt zu sein scheinen, so werden sie auch erst im Verkehr mit ihnen sich an ihren Volksnamen gewöhnt haben.

In wie hellem Licht leuchten die weltbewegenden Thaten Ottos des Großen, wenn wir sie als die im Verborgenen wirkende Macht erkennen, die das nationale Bewußtsein in unserem Volke zeitigte und dauernd befestigte! Aber mehr als das: die Wege, die Otto einschlug, wiesen dem deutschen Volke zugleich für alle Zeiten die Aufgabe zu, die es in der Weltgeschichte zu lösen berufen ist. Das aber ist seine Aufgabe, sich mit der gesammten Tradition der früheren Zeiten zu erfüllen, mit dem Hauch seines Geistes erstorbene Formen neu zu beleben, die

erstarrte Regel durch die ihm innewohnende individualisirende Kraft zu einem Gesetz der Freiheit zu erheben, welches sich für alle Verhältnisse, jeden Ort, jede Nationalität eignet. Die ganze Summe der überlieferten Bildung in sich aufzunehmen, sie nach der Natur seines Geistes durchzuarbeiten und von den Elementen seines Wesens durchdrungen als Gemeingut der Welt hinzugeben — das ist die Art unseres Volkes, wie sich in Kirche und Staat, in Kunst und Wissenschaft, in allen Gebieten des Lebens erwiesen hat. Nie hat es ein lernbegierigeres, nie ein lehrhafteres Volk gegeben, als wir Deutsche sind, und darin liegt zum guten Theil unsere welthistorische Mission. Es ist bemerkenswerth, daß unser Volk, sobald es sich nur als eine große Nation erkannte, diese seine Aufgabe begriff und angriff. Aber nur dadurch wurde die Lösung derselben ermöglicht, daß die Thaten Ottos I. die Deutschen in die nächsten und unmittelbarsten Beziehungen mit Italien und Rom selbst, dem Mittelpunkte der alten Kultur, versetzten. So ungebildet Rom damals war, es umschloß nichtsdestominder den Kern der gesammten Tradition, welche für jene Zeit Bedeutung hatte. Wenn der Mund der Weisheit schwieg, sprachen die Steine; das Grab des heiligen Petrus war beredter als die Männer, die sich die Nachfolger des Apostelfürsten nannten.

Es wäre eine schöne Aufgabe bis in das Kleinste hinein zu zeigen, wie sich die Verhältnisse des deutschen Lebens in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts umgestalteten, indem man alle Kulturelemente, welche sich aus dem Alterthum erhalten hatten, aufnahm und bei sich einbürgerte. Wir müssen es uns versagen hierauf näher einzugehen und können nur einzelne Punkte im Fluge berühren.

Erst in dieser Zeit entstanden in dem inneren Deutschland Ortschaften, die sich als Städte bezeichnen lassen; sie erwuchsen theils aus Burgen, die zur Vertheidigung des Landes errichtet waren, theils um Bischofssitze und Klöster, theils aus besuchten Handelsplätzen. Die Karolingische Zeit hatte nur bis zum Rhein und zur Donau hin städtisches Leben gekannt, und auch dort wurden in den Dänen- und Ungarnstürmen die Mauern gebrochen, die Städte zerstört und zu Einöden umgeschaffen; erst die Ottonenzeit hat sie von Neuem belebt. Im Anfang des elften Jahrhunderts waren dann Köln, Mainz, Frankfurt, Worms, Straßburg, Regensburg, Augsburg, Magdeburg schon dicht bevölkerte Plätze, in denen sich der ganze von dem städtischen Leben unzertrennliche

Verkehr entfaltete, obwohl sie noch von königlichen oder bischöflichen Beamten verwaltet wurden und sich erst später zu bürgerlicher Freiheit aufschwangen. In diesen Städten und vielen anderen von geringerer Bedeutung erhoben sich Kirchen und Klöster, meist nur aus Holz gebaut, doch begann man auch bereits mit dem Steinbau. Jenen eigenthümlichen Baustil, der in den folgenden Jahrhunderten Europa beherrschte und den man früher den byzantinischen, jetzt den romanischen zu nennen pflegt, verfolgt man zu seinen ersten Ursprüngen an den Abhängen des Harzes, und gerade in jenen Baudenkmalen, welche die Ottonen und ihre Zeitgenossen uns hinterlassen haben; bei aller Rohheit durchbricht doch in ihnen ein freierer Geist, ein mehr individuelles Gefühl die aus dem römischen Alterthum überlieferten Gesetze der Architektur. Wie geringfügig sind die Reste von Bauwerken, welche die Karolingische Zeit in Deutschland zurückgelassen hat; wie viel lebendiger spricht zu uns die Ottonenzeit aus diesen alten Mauerwerken, mit denen die Geschichte der deutschen Baukunst beginnt!

Gleich dem städtischen Leben hob sich, nachdem die inneren Kriege und die Einfälle der Ungarn, Dänen und Wenden Deutschland lange fast zu einer Wüstenei gemacht hatten, in staunenswerther Weise der Anbau des Landes; Heinrich II. nannte Sachsen wegen seiner Fruchtbarkeit einen Vorhof des Paradieses. Wie die Fortschritte in der Baukunst, ging auch die bessere Bodenkultur vor Allem von den Kirchen und Klöstern aus, die das ihnen von den Königen übertragene Gut trefflich zu nutzen wußten. Mit eigenthümlicher Befriedigung sieht man auf jene schönen Pergamenturkunden der Ottonen, wie sie fast noch überall in den deutschen Archiven sich finden; es sind meist Verleihungen von einzelnen Weilern und verödeten Feldmarken an Kirchen und Klöster, aber welches reiche Leben ist diesen todten Schenkungsbriefen erwachsen! Sie haben zahllose Ortschaften in das Leben gerufen, fruchtbare Landschaften geschaffen, Deutschland geradezu umgewandelt.

Zu derselben Zeit gewannen auch Wissenschaft und Kunst unter uns eine bleibende Stätte. Wie dürftig die Literatur vor Ottos Kaiserkrönung ist, so schnell entfaltet sie sich nachher zu einer bemerkenswerthen Höhe. Widukind, Ruotger und Roswitha schreiben unter dem ersten lebendigen Eindruck, daß ein sächsischer Fürst an die Spitze der Welt gestellt ist; ihre Werke sind ganz von dem Stolz auf ihren großen Fürsten und ihr mächtiges Volk durchdrungen. Von da an wurde der

kaiserliche Hof der Sammelplatz aller hervorragenden Geister des Abendlandes, und selbst ein Gerbert spricht es aus, daß sein Genie nur durch die Ottonen geweckt sei; die gelehrte Bildung der Zeit sammelte sich wie in einem Brennpunkt damals am deutschen Hofe und durchdrang von hier aus zuerst und zumeist die deutschen Länder. Es war diese Bildung nicht eine originale, frei aus dem Geiste des Volkes geboren; auch hier war es die Tradition, die man aufnahm und der man sich anschloß. Jene neulateinische Wissenschaft und Literatur, welche die Kirche auf Grundlage der altrömischen Bildung geschaffen hatte, ging auf das deutsche Volk über und mit ihr die klassische Literatur der alten Römer. Aber Allem, was die Deutschen empfingen, gaben sie doch das eigenthümliche Gepräge ihres eigenen Geistes. Sie schrieben in römischer Sprache, aber aus deutscher Anschauung, und sie schrieben von deutschen Dingen. Nicht vorzugsweise mit theologischen Werken, wie sie die Karolingerzeit hervorgebracht hatte, beschäftigten sie sich, sondern mit der Geschichte ihrer Zeit, ihres Landes und besangen die Thaten ihrer alten Helden in lateinischen Versen; zu keiner Zeit ist wohl weniger in deutscher Sprache und doch mehr in deutschem Geiste geschrieben worden. Und nicht anders war es mit den bildenden Künsten, die vornehmlich unter Otto II. und III. nach Deutschland verpflanzt wurden. Willigis von Mainz und Bernward von Hildesheim haben sich in der Kunstgeschichte nicht minder ein bleibendes Andenken gesichert als in der Reichsgeschichte. Die Eindrücke, die sie in Italien empfingen, sind von unendlicher Fruchtbarkeit gewesen; von diesen Eindrücken nahmen die bildenden Künste bei uns ihren Ursprung, erhielten sie Anstoß und Richtung.

Wie das Kulturleben unseres Volkes von den Traditionen der römischen Kirche ausging und durch sie befruchtet wurde, so sehen wir zugleich die ganze geistige Existenz desselben durch diese Traditionen bestimmt. Sie sind es, an denen sich das Glaubensleben des deutschen Volkes heranbildet, doch auch sie empfangen neues Leben durch den deutschen Geist und ihre verknöcherten Formen werden gebrochen. Ein lebendiges praktisches Christenthum ersteht wieder; eine freiere Weise des kirchlichen Lebens bricht sich Bahn; der Glaube zeigt sich von Neuem als die Kraft, welche die Welt überwindet. Die spätere Karolingerzeit gefiel sich in der Aufrichtung neuer kirchlicher Satzungen, suchte die schroffste Trennung zwischen Kirche und Staat Klerus und Laienwelt durchzuführen, ihr Werk sind die pseudoisidorischen Decretalien; die Otto-

nenzeit belebt die Mission, baut Kirchen und Klöster daheim und in den Ländern der Heiden, sie bestrebt sich Staat und Kirche wieder durch das Leben selbst zu verbinden. Die Bischöfe werden die einflußreichsten Beamten des Reichs, die Mönche dienen am Hofe der Könige: so mildert sich der schroffe Gegensatz zwischen Kirche und Staat, Kaiserthum und Papstthum, Geistlichkeit und Laienthum und tritt nur selten in ganzer Schärfe hervor. Es scheint da wohl, als sei die Kirche von dem weltlichen Leben unterdrückt, aber in der That ist sie die treibende, Alles bewegende Macht der Zeit, und wenn nicht die Kirche, doch der christliche Glaube. Otto I. war es, der sich das Papstthum unterwarf und ihm nicht ohne Härte seinen Willen aufzwang, aber die Kirche verkannte doch nicht, wie viel sie ihm dankte. „Mit Seufzen," sagt Brun von Querfurt, „gedenkt die Kirche der goldenen Zeiten jenes frommen, jenes starren Otto, der die unruhigen Elemente zu bannen wußte, während sie jetzt nirgends Frieden findet; sein Andenken lebt in ihr fort, aber der beiden anderen Ottonen hat sie vergessen." Das Kaiserthum, mit allen Ueberlieferungen der römisch-katholischen Kirche verwachsen, prägte diese so tief der deutschen Nation ein, daß sie auf Jahrhunderte hin das Leben derselben beherrschten; aber Roms Traditionen hielten deshalb den nationalen Geist keineswegs ganz gebunden, und der christliche Glaube, dem deutschen Freiheitssinn so entsprechend, war zuletzt doch mächtiger in unserem Volke als alle Formen der römischen Kirche. Waren auch die Menschen jener Zeit vielfach in äußerer Werkheiligkeit befangen, der Glaube in ihnen war kein todter, sondern Fülle persönlichen Lebens, Kraft und Zuversicht. Was die Deutschen damals gewirkt haben, in Allem hat der Glaube mitgewirkt.

Danken wir so der Erneuerung des Kaiserthums durch die Sachsenfürsten, daß unsere Nationalität erstarkte, daß sie mitten in das Kulturleben der Welt eintrat und die Aufgabe erfaßte, die ihr in demselben beschieden, so hat dieses Ereigniß zugleich auch über die gesammte abendländische Welt mannigfachen Segen verbreitet. Erst jetzt gewannen hier die christlichen Völker für immer den heidnischen Feinden den Vorrang ab; die Kirche erhielt neues Leben und breitete sich über die bisherigen Grenzen aus; die geistige Bildung lebte auf, wo sie erstorben schien, und drang allmählich weiter vor; die Völker hatten wieder einen Mittelpunkt gefunden, um den sie sich sammeln konnten, — welcher Gewinn! welcher Fortschritt in der Entwicklung der Menschheit!

Allerdings lag in der Errichtung dieses neuen Kaiserthums die Gefahr, daß das kaum erwachte nationale Leben der europäischen Völker gewaltsam unterdrückt werden könnte. Denn wer will leugnen, daß auch dieses Imperium Gewaltthaten übte und sein Joch oft hart war? „Rottet das Volk der Redarier aus!“ schrieb Otto der Große den sächsischen Fürsten. Auch hat es weder damals an Versuchen gefehlt ein geschlossenes und jede freie Entwicklung hemmendes Weltreich, dem römischen ähnlich, von Neuem zu gründen, noch in der Folge. Aber wir haben bereits gesehen, wohin solche Versuche führten, wie wenig Aussicht auf dauernden Erfolg sie hatten. Das deutsche Kaiserthum war nicht das römische, nicht das Karolingische, es konnte dauernd keinen Zwang üben, der dem deutschen Geiste zuwider ist; in Wahrheit förderte es die Entwicklung der Nationalitäten mehr, als es sie hemmte, wenn auch wider Absicht und Willen.

Denn wie wäre es sonst möglich gewesen, daß sich gerade zur Zeit der ersten Kraftentwicklung dieses Kaiserthums neben ihm und zum Theil unter seinem Schutze über das ganze Abendland hin neue Staaten auf nationaler Grundlage erhoben, daß die meisten Völker Europas die Anfänge ihres selbstständigen staatlichen Lebens gerade in demselben Jahrhundert finden, das die Erneuerung des Kaiserthums sah? In der Anlehnung an die Ottonische Macht gewannen Mesco und Boleslaw die Möglichkeit ein polnisches Reich zu errichten. In der Verbindung mit der baierischen Gisela sah Waik ein Mittel zur Aufrichtung des Königthums unter den Ungarn, und Otto III. war es, der ihm die Königskrone senden ließ. Harald Blauzahn, der Verbündete Ottos I., legte die Grundlage eines Reichs, welches zuerst das ganze Dänemark umschloß. Damals erst bildete sich in den Tagen Edwards des Aeltern, des wackeren Athelstan und Edgar des Glücklichen die Einheit des englischen Reichs durch, zu spät freilich, um dauernd das erschlaffte Geschlecht der Angelsachsen zu kräftigen. Damals ergriffen die Capetinger das Scepter, die erste Dynastie jenseits des Rheins, welche ihren Thron auf nationaler Grundlage errichtete, mit der eigentlich erst ein französisches Reich beginnt; der Begründer desselben war ein Neffe Ottos des Großen, ein Enkel des sächsischen Heinrich. Welches Land hat das Joch der deutschen Herrschaft schwerer empfunden als Italien! Und doch fangen jetzt die Italiener selbst an zu bekennen, daß die Entwicklung ihrer Nationalität durch die Macht der Ottonen weit mehr gehoben als

gehindert ist. Das deutsche Kaiserthum war kein Regiment, das die Freiheit der Völker in Banden schlug.

Und endlich noch eine Frage: Wie hat sich überhaupt das Gesammtleben Europas seit jener Zeit entwickelt? Unfehlbar giebt es eine große gemeinsame Grundlage in Kirche, Staat und Bildung, auf der alles Kulturleben der abendländischen Welt ruht und die sich schon in den frühesten Berührungen zwischen den Germanen und Römern bildete, dann im Karolingischen Reich erweitert und befestigt wurde. Auf dieser gemeinsamen Grundlage haben sich verschiedenartige, besondere Staaten erbaut, mehr oder minder alle durch die Eigenthümlichkeit der Nationalitäten bestimmt. Jedes kraftvolle Volk hat sich seine staatliche Existenz zum Theil frei nach seinen Bedürfnissen, zum Theil dem Zwange gebietender Umstände nachgebend, geschaffen und seine eigene Geschichte gewonnen. In bunter Mannigfaltigkeit laufen nun Interessen und Bestrebungen der verschiedensten Art in der historischen Bewegung neben und durch einander: aber die Bewegung wird doch immer geleitet von einem einzigen oder einigen wenigen Völkern, die sich durch große eigenthümliche Verdienste um die Welt den Principat errungen haben. Diese Entwicklung, die den Anfang einer neuen Zeit bezeichnet, die folgenreichste vielleicht, welche die Menschheit erfahren hat, beginnt mit der Zeit der Ottonen; das deutsche Volk war das erste, welches jenen Principat errang und ihn durch Jahrhunderte ruhmvoll allein zu behaupten wußte. In diesem Principat liegt die Bedeutung des deutschen Kaiserthums; die Continuität aller weiteren Entwicklung des europäischen Lebens ist von demselben ausgegangen, hat sich an dasselbe angeschlossen. Kaum war ein Jahrhundert nach dem Tode Karls des Großen verflossen, als alle staatlichen Verhältnisse im Abendlande aufgelöst wurden, die Zukunft der Kirche auf das Aeußerste bedroht war. Nie ist seit Ottos Kaiserkrönung eine ähnliche Zerstörung über Europa gekommen; die großen Dinge gewannen seit jener Zeit einen gleichmäßigen, stätigen, ununterbrochenen Gang; selbst die gewaltigsten geistigen Umwälzungen vermochten diesen im Ganzen nicht mehr zu hemmen.

So liegen im zehnten Jahrhundert die Anfänge unseres deutschen Volkslebens, wie jener großen europäischen Entwicklung, in der wir noch heutigen Tages stehen: aber es sind Anfänge, und man suche bei ihnen nicht, was der Mitte oder dem Ende angehört. Leicht ist zu zeigen, worin jene Zeit arm und dürftig war; nicht allein die moderne

Welt, sondern selbst die späteren Jahrhunderte des Mittelalters haben sie an Mannigfaltigkeit der Lebensgestaltungen, wie an tieferen Strömungen geistigen Lebens weit übertroffen. Aber Kraft und Saft, eine Fülle ursprünglicher Triebe durchdringen dieselbe, und deshalb wendet sich das Auge, das sich einmal in sie vertieft hat, nur ungern von ihr ab. Wir sehen nicht den Herbst mit seinen Früchten, nicht den Sommer mit seinen Blüthen, noch den Lenz mit seinem frischen Blätterschmuck; es ist gleichsam die Zeit, wo die erste Saat sprießt und der Wald dem fernen Beschauer noch die dürren Aeste zeigt, der spähende Blick aber in der Nähe schon die vollen Blattknospen wahrnimmt, die um aufzubrechen nur eines warmen Sonnenblicks harren.

Quellen und Beweise

zum

zweiten und dritten Buch.

I. Uebersicht der Quellen und Hülfsmittel [1]).

1. Gleichzeitige Annalen und Geschichtsschreiber.

Die Geschichtsschreibung des zehnten Jahrhunderts in den deutschen Ländern giebt ein treues Abbild der Zeitverhältnisse. Die Annalen, welche eine so reiche Quelle der Reichsgeschichte in der Karolingerzeit darbieten, hören mit dem Verfall derselben auf oder werden ganz dürftig. Die letzte Fortsetzung der Annalen von Fulda endet mit dem Jahre 901; ihr Verfasser ist ein Baier (M. G. I. 395—415 [2]). Die Chronik des Regino läuft mit dem Jahre 905 aus (M. G. I. 537—612. Uebersetzung von Dümmler in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit. IX. Jahrh. 14. Band). Für die nächste Zeit haben wir nur sehr aphoristische Aufzeichnungen in den Annalen einiger Klöster, die überdies fast ganz auf die Provinzial-Geschichte beschränkt sind. Am meisten verdanken wir Schwaben: eine Fortsetzung der Alamannischen Annalen, die im Kloster S. Gallen entstanden ist, führt bis zum Jahre 926 (M. G. I. 52—56), die kurzen Annalen von Weingarten bis zum Jahre 936 (M. G. I. 65—67). In Franken wurden unseres Wissens allein im Kloster Hersfeld damals annalistische Aufzeichnungen gemacht, sie sind in ihrer ursprünglichen Gestalt nicht mehr erhalten, doch ist ihr Inhalt dadurch aufbewahrt, daß sie mit geringen Aenderungen in spätere Annalen aufgenommen sind, namentlich in die Hildesheimer, Quedlinburger, Weißenburger, Ottobeuernschen und Altaicher Annalen, wie in das Geschichtswerk des Lambert von Hersfeld (M. G. III. 50—63 und V. 4). In Sachsen wurden nur die dürftigen Notizen der Korveier Annalen fortgeführt (M. G. III. 4). In ähnlicher Weise wurden in Baiern die älteren Salzburger Annalen fortgesetzt, doch sind auch ihre Nachrichten nur in späteren abgeleiteten Quellen erhalten, namentlich in den Annalen des Klosters Garsten und von S. Rubbert in Salzburg (M. G. IX. 565—567. 771. 772); andere kurze Aufzeichnungen sind in Regensburg gemacht, aber ebenfalls nicht in ursprünglicher Gestalt auf uns gekommen (Annales s. Emmerammi Ratisponensis minores

---

1) Die Uebersichten der Quellen und Hülfsmittel für den ersten und zweiten Band sind niedergeschrieben worden, ehe Wattenbach sein Werk „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter" veröffentlichte. Später würden sie eine andere Gestalt erhalten haben; sie jetzt im Wesentlichen zu ändern, wäre um so bedenklicher, als Wattenbach selbst vielfach auf sie Bezug genommen hat.

2) Die große Sammlung unserer Geschichtsquellen von Pertz: Monumenta Germaniae historica ist so citirt, daß mit M. G. stets der betreffende Band der Geschichtsschreiber gemeint ist; die Bände der Gesetzsammlung sind bezeichnet mit M. G. Legg.

in den M. G. I. 94). Auch in Lothringen müſſen einzelne Annalen noch unbedeutende Fortſetzungen erhalten haben, wie eine in den Annalen des Kloſters S. Maximin zu Trier vorliegt (M. G. IV. 6. 7); auf ſolchen älteren Aufzeichnungen beruhen zum Theil die ſpäteren lothringiſchen Annalen, beſonders die um 960 begonnenen des Kloſters Lobbes, die manche wichtige Notizen enthalten (M. G. II. 209–211), und eine um das Jahr 1000 gemachte Zuſammenſtellung, welche in die Lütticher Annalen (M. G. IV. 16) und ihnen verwandte Quellen übergegangen iſt. Waitz, Göttinger Nachrichten 1870. S. 302—309. Die ſpäteren Jahrbücher des Kloſters Lobbes (M. G. IV. 16) ſind nur eine Compilation von Lütticher und Weißenburger Annalen.

Die Geſchichtsſchreibung bleibt während der erſten Hälfte des zehnten Jahrhunderts in Deutſchland die dürftigſte, welche man ſich vorſtellen kann, aber gleich nach der Mitte deſſelben gewinnt ſie mehr Leben. Dies giebt ſich zuerſt zu erkennen in Reichenauer Annalen, welche die älteren Alamanniſchen Annalen fortführen, jedoch ſchon über das provinzielle Intereſſe hinausgehen und wieder das ganze Reich in das Auge faſſen. Wilhelm, der natürliche Sohn Ottos des Großen, hat ſie entweder ſelbſt aufgezeichnet oder aufzeichnen laſſen; ſie enden mit d. J. 954, wo Wilhelm zum Erzbiſchofe von Mainz erhoben wurde (M. G. I. 68. 69 u. Jaffé Bibl. III. 702–706). Etwa um dieſelbe Zeit wurden in ähnlicher Weiſe die ſogenannten größeren Annalen von S. Gallen angelegt, die ſich ebenfalls an die Alamanniſchen anſchließen und über ein Jahrhundert von verſchiedenen Verfaſſern fortgeſetzt ſind (M. G. I. 78–85); auch entſtanden die kurzen Annalen von Köln (M. G. I. 97—99).

Die Reichenauer und S. Galler Annalen überbietet dann weit der Fortſetzer des Regino, der erſt um das Jahr 960 ſeine Jahrbücher begann, aber die frühere Zeit vom Jahre 907 nachholte (M. G. I. 614—629. VI. 620. Ueberſetzung von Büdinger in den Geſchichtsſchreibern der deutſchen Vorzeit. X. Jahrh. 1. Band). Die Perſon des Verfaſſers iſt nicht bekannt, doch muß er Mönch im Kloſter S. Maximin zu Trier geweſen ſein; er ſtand dem nachherigen Erzbiſchof Adalbert von Magdeburg ſehr nahe und durch dieſen auch dem Erzbiſchof Wilhelm. Das Werk wurde nur bis zum Ende des Jahres 967 fortgeführt; da im Jahre 968 Adalbert auf den erzbiſchöflichen Stuhl von Magdeburg erhoben wurde und auch ſonſt manche Zeichen auf ihn hinweiſen, wäre es nicht unmöglich, daß er ſelbſt unmittelbar an dem Werke betheiligt iſt[1]). Bis zum Jahre 938 beruhen die Aufzeichnungen faſt allein auf den Reichenauer und Hersfelder Annalen, wie auf den älteren Jahrbüchern von S. Maximin. Auch ſpäter noch kann man dieſe Quellen verfolgen, aber die Erzählung wird ausführlicher und eingehender, beſonders vom Jahre 961 an, wo ſie bereits ganz original iſt. Der Verfaſſer iſt über die gleichzeitigen Vorgänge vortrefflich unterrichtet, ſelbſt über die italiſchen Angelegenheiten, und erzählt wohl Vieles als Augenzeuge; die Sprache iſt einfach und würdig. Ueber die beſonders werthvolle Münchener Handſchrift ſiehe Waitz, Göttinger Nachrichten 1871 S. 367–373.

Gleichzeitig entſtanden in den außerdeutſchen Ländern einige bemerkenswerthe hiſtoriſche Werke, die auch für die Geſchichte des deutſchen Reichs nicht geringes In-

1) „Machinatione et consilio Wilhelmi archiepiscopi, licet meliora in eum confisus fuerit et nihil unquam in eum deliquerit“ zum Jahre 961. Vergl. zum Jahre 962. Wer konnte leicht ſo in Adalberts Herz ſehen? Dazu kommt die häufige Erwähnung der Abtei Weißenburg, der Adalbert eine Zeit lang als Abt vorſtand, obgleich er eigentlich dem Kloſter S. Maximin angehörte.

teresse darbieten. Der Domherr **Flodoard** von Reims schrieb seine **Annalen**, die vom Jahre 919 bis zum Jahre 966 reichen; sie verbreiten sich vielfach über die Verhältnisse des Westfrankenreichs zu der Herrschaft der Sachsen und sind besonders für die lothringischen Angelegenheiten eine ergiebige Quelle (M. G. III. 368—407). Flodoard giebt eine große Menge von Notizen, aber ohne den Zusammenhang der Dinge zu erklären: deshalb bleibt er oft dunkel und unverständlich; er ist jedoch ein zuverlässiger Gewährsmann und für die Chronologie jener Zeiten unentbehrlich. Schon vor den Annalen hatte Flodoard eine **Geschichte des Erzbisthums Reims** geschrieben, die an manchen Stellen die Geschichte des deutschen Reichs berührt; sie ist gedruckt bei Bouquet, Recueil des historiens des Gaules et de la France. VIII. 154—175.

Wie die Bücher dieses gelehrten Franzosen der deutschen Geschichte zu Gute kamen, so das bald nachher entstandene Hauptwerk des gebildeten Italieners **Liudprand**, dem Otto an seinem Hofe eine Zufluchtsstätte eröffnete und den er dann im Jahre 962 auf den Bischofsstuhl von Cremona erhob. Liudprand nannte sein Werk, das zum Theil in Frankfurt und in stätem Hinblick auf die eben sich glanzvoll erhebende Macht Ottos geschrieben ist, **Buch der Vergeltung** (Antapodosis), denn er wollte mit demselben für alles Leid, das ihm König Berengar und dessen Gemahlin zugefügt hatten, eine bittere Rache üben; abgefaßt ist es zwischen den Jahren 958—962. Liudprands Erzählungen berühren besonders die Geschichte Italiens, geben aber zugleich allgemeine Zeitgeschichte: sie bieten auch manche wichtige Nachrichten zur deutschen Geschichte dar, doch sind gerade diese mit besonderer Vorsicht zu benutzen, da Liudprand von den deutschen Dingen nur nach dem berichtet, was er zufällig an Ottos Hofe erzählen hörte, ohne näher mit den Verhältnissen vertraut zu sein. In sechs Büchern stellt Liudprand die Zustände vom Jahre 887 bis zum Jahre 950 dar, in den späteren Büchern meist seine eigenen Erlebnisse. Das Werk ist anziehend geschrieben, durchaus original und trotz der Leidenschaftlichkeit und Eitelkeit des Verfassers doch in dem rein Thatsächlichen meist zuverlässig. Es bleibt bei allen seinen Fehlern eine der bedeutendsten Geschichtsquellen des zehnten Jahrhunderts. Eine vortreffliche Ausgabe nach Liudprands eigener Handschrift besitzen wir von Pertz in seiner großen Sammlung (M. G. III. 273—339), nach der auch eine Handausgabe veranstaltet ist. Uebersetzt ist die Antapodosis im Auszuge in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit (X. Jahrh. 2. Band) vom Freiherrn K. v. d. Osten-Sacken; die Einleitung zur Uebersetzung rührt von Wattenbach her, der sich auch an der Bearbeitung betheiligt hat. Für die Kritik ist besonders wichtig: R. A. Köpke, de vita et scriptis Liudprandi episcopi Cremonensis (Berolini 1842). Eingehende kritische Untersuchungen geben E. Dändliker und J. J. Müller in Büdingers Untersuchungen zur mittleren Geschichte Bd. I. (Leipzig 1871). Die Glaubwürdigkeit Liudprands ist besonders von Jos. Düret in den Geschichtsblättern aus der Schweiz I. 214 ff. 290 ff. und Fr. Liverani, Giovanni da Tossignano (Macerata 1859) angefochten werden.

Unter den frischen Eindrücken der Herstellung des abendländischen Kaiserthums nahm dann die Geschichtsschreibung in Deutschland den erfreulichsten Aufschwung. Gleichzeitig schrieben Widukind von Korvei, Hrotsvitha von Gandersheim und Ruotger von Köln; um das Jahr 968 sind Widukinds Sächsische Geschichten, Hrotsvithas Heldenlied von den Thaten Ottos, Ruotgers Lebensbeschreibung des Erzbischofs Brun beendigt worden.

Widukinds Werk, betitelt Res gestae Saxonicae, ist für die deutsche Ge-

schichte des zehnten Jahrhunderts ohne alle Frage die vorzüglichste Quellenschrift. Nicht allein daß Widukind in den meisten Fällen sich wohlunterrichtet zeigt, er versteht es auch seine Zeit im Ganzen und Großen aufzufassen und stellt den christlich-heroischen Charakter derselben am treuesten dar. Seine Hauptaufgabe sieht er in den Erzählungen von Ottos I. Thaten, denen das ganze zweite und dritte Buch seines Werkes gewidmet ist, wie ein Anhang zum dritten Buche, den er bald nach dem Tode des Kaisers hinzufügte. Aber er geht zugleich in die früheren Zeiten zurück, und wie er in Otto besonders den Landsmann erblickt, der das Sachsenvolk auf den höchsten Gipfel der Ehre erhob, schickt er im ersten Buche die ältere Geschichte der Sachsen und die Geschichte König Heinrichs I. voran. Was er da erzählt, gehört, obwohl er mit älteren Geschichtsquellen nicht unbekannt ist, doch zum großen Theil der Sage an; erst im zweiten Buch gewinnt die Darstellung mehr und mehr einen streng historischen Charakter; im dritten Buch ist Widukind ein durchaus zuverlässiger Gewährsmann. Obgleich er als Mönch in seinem Kloster lebte, stand er den Dingen, die er erzählte, doch nicht ganz fern; er sah zeitweise den Hof der Ottonen und widmete Mathilde, der Tochter Ottos des Großen, sein Buch. Seine Darstellung ist anschaulich, lebendig und warm, ohne daß er sich jemals zu leidenschaftlichen Urtheilen hinreißen ließe; sein Vorbild ist Sallust, dem auch die Sprache mehr als dem Ausdruck der Vulgata nachgebildet ist. Die Kürze, der er nachstrebt, macht die Diktion oft dunkel, oder erschwert mindestens die Uebertragung des Werks in eine andere Sprache. Leider besitzen wir keine gleichzeitigen Handschriften des Buchs, und der Text desselben erregt noch hier und da Anstoß. Nach allen bekannten Hülfsmitteln hat Waitz Widukinds Werk in den M. G. III. 416—467 herausgegeben; von diesem Text ist auch eine Handausgabe veranstaltet. Eine Uebersetzung hat R. Schottin geliefert in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit. X. Jahrh. 6. Band; die Einleitung zu derselben ist von Wattenbach. Seine langjährigen Forschungen über Widukind hat R. Köpke im ersten Bande seiner Ottonischen Studien (Berlin 1867) veröffentlicht.

Hrotsvitha dichtete, nachdem sie sich schon durch lateinische Kirchenlieder und ihre christlichen Komödien einen Namen gemacht hatte, von dem jungen Otto II. aufgefordert, ihr Heldengedicht über die Thaten Kaiser Ottos I. (Carmen de gestis Oddonis I. imperatoris). Den Stoff gaben ihr Erzbischof Wilhelm, ihre Aebtissin Gerberge, die Tochter Heinrichs von Baiern und Nichte Ottos des Großen, nebst anderen wohlunterrichteten Personen; die Form bildete sie dem lateinischen Epos, besonders den Werken des Virgil, jedoch in ziemlich freier Weise nach. Die poetische Form hat dem historischen Gehalt des Gedichts wenig geschadet, mehr der Einfluß des Hofes. Hrotsvitha sagt nicht Alles, was sie weiß, und läßt absichtlich Manches im Dunkeln. Aber nichtsdestoweniger ist ihr Gedicht von großem Nutzen für die Geschichte jener Zeit, und es muß sehr bedauert werden, daß durch zwei große Lücken in der einzigen Handschrift fast die Hälfte des Werks untergegangen ist. Das Erhaltene umfaßt die Geschichte bis zum Anfange des Jahres 953; zwei Bruchstücke beziehen sich dann noch auf einzelne Begebenheiten der Jahre 957 und 962 und berühren summarisch die Geschichte bis zum Schluß des Jahres 967, d. h. bis zur Kaiserkrönung Ottos II. Ein etwas späteres Gedicht der Hrotsvitha über die Anfänge des Klosters Gandersheim (Carmen de primordiis coenobii Gandersheimensis) hat dadurch eine allgemeine Bedeutung, daß es sich über die frühere Familiengeschichte des Ottonischen Hauses beiläufig verbreitet. Beide Gedichte hat Pertz in den M. G. IV. 306—335 herausgegeben und nach diesem Text Th. G.

Pfund übersetzt in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit. X. Jahrh. 5. Band; eine neue Ausgabe sämmtlicher Werke der Hrotsvitha ist von K. A. Barak (Nürnberg 1858) veranstaltet. Man vergl. Franz Löher, Hrotsvitha und ihre Zeit in den Wissenschaftlichen Vorträgen, gehalten zu München im Winter 1858. S. 467 ff. und R. Köpkes vortreffliche Arbeiten über Hrotsvitha in dem zweiten Band der Ottonischen Studien (Berlin 1869). Gegen Köpkes Ansicht, daß Widukind bereits das Gedicht der Gandersheimer Nonne auf Otto I. benutzt habe, trat Waitz auf in den Forschungen zur deutschen Geschichte Bd. IX. 335—342.

Ruotger betrat gleichzeitig die schon zur Karolingerzeit eröffnete Bahn biographischer Darstellungen in seinem Leben des Erzbischofs Brun von Köln. Er schrieb auf den Wunsch von Bruns Nachfolger Folkmar, der seinem ausgezeichneten Vorgänger keinen besseren Biographen wählen konnte. Denn Ruotger hatte in vertrauter Freundschaft mit Brun gestanden und die ganze Bedeutung des Mannes erfaßt. Zugleich besaß er die nothwendige Bildung, um in würdiger Weise seinem großen Freunde ein Denkmal zu errichten. Ruotger kennt die Alten, aber er schließt sich mehr an die kirchliche Sprache an, ohne jedoch dabei in eine salbungsvolle Breite zu verfallen; man möchte vielmehr seinem Ausdruck oft größere Deutlichkeit und Ausführlichkeit wünschen. Das Werk ist für die Kirchen- und Reichsgeschichte, wie für die Sittengeschichte Deutschlands gleich wichtig. Man vergleiche J. Dierauer, Ruotger und der Aufstand von 963 in Büdingers Untersuchungen zur mittleren Geschichte Bd. II. (Leipzig 1871) S. 1—50. Leider besitzen wir keine gleichzeitige Handschrift, und der Text ist an manchen Stellen verderbt. Pertz hat Ruotgers Werk in den M. G. III. 254—275[1]) herausgegeben und auch eine Handausgabe veranstaltet; übersetzt ist dasselbe von J. v. Jasmund in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit. X. Jahrh. 3. Band.

Indessen hatte auch Liudprand ganz seine Feder dem großen Kaiser gewidmet und sein Buch von den Thaten Kaiser Ottos des Großen abgefaßt (Liber de rebus gestis Ottonis Magni imperatoris). Es umfaßt die Geschichte vom Jahre 960 bis zum Juni 964 und ist unmittelbar nach den erzählten Begebenheiten, in die Liudprand selbst handelnd eingriff, geschrieben; vollendet ist es nicht, mitten im Satze bricht die Darstellung ab in der eigenen Handschrift des Verfassers, die wir noch in München besitzen. Die Höhe des Gegenstandes erhebt hier Liudprand fast über sich selbst; dieses Buch ist leidenschaftsloser und würdiger abgefaßt, als Alles, was sonst aus seiner Feder geflossen ist. Die letzte Schrift Liudprands, der Bericht über seine Gesandtschaft nach Constantinopel an den Kaiser (Relatio de legatione Constantinopolitana), wurde noch auf der Rückreise im Anfange des Jahres 970 niedergeschrieben; sie ist voll von den anziehendsten Einzelnheiten, aber zeigt den alten Liudprand noch eben so jähzornig und schmähsüchtig, als er vordem war. Leider liegt auch diese Schrift, von der wir keine Handschrift haben, uns nicht ganz vollendet vor, und der Text ist sehr verderbt. Beide Bücher Liudprands sind für die deutsche Geschichte von dem höchsten Werthe; herausgegeben sind sie von Pertz in den M. G. III. 340—363, auch in die Handausgabe aufgenommen

1) Varianten mitgetheilt von B. Simson im Archiv für Geschichte des Niederrheins VII. 167—172. Entlehnungen Ruotgers aus alten Dichtern weist Dümmler nach in den Forschungen zur deutschen Geschichte XII. S. 445. 446. Man vergleiche noch J. P. Peiffer, historisch-kritische Beiträge zur Geschichte Bruns I (Cöln 1870) S. 8—13.

und vollſtändig überſetzt vom Freiherrn K. v. d. Oſten-Sacken in den Geſchichtsſchreibern der deutſchen Vorzeit. X. Jahrh. 2. Band.

An Liudprand ſchließen ſich zunächſt zwei italiſche Chroniken an, die mittelbar die Geſchichte Ottos des Großen berühren. Es iſt die zuerſt von Pertz entdeckte und herausgegebene Chronik des Benedict, eines Mönchs aus dem Andreaskloſter auf dem Soracte bei Rom, und die Chronik von Salerno. Die Chronik des Benedict (M. G. III. 695—722) giebt die wichtigſten Aufſchlüſſe über die Stadtgeſchichte Roms im zehnten Jahrhundert; was über die früheren Zeiten anderen Quellen nacherzählt wird, iſt im Ganzen werthlos. Benutzt iſt bereits eine ſehr wichtige kleine Schrift über die Kaiſerrechte in Rom, die um das Jahr 950 geſchrieben iſt (De imperatoria potestate in urbe Roma libellus. M. G. III. 719—722; über die Zeit der Abfaſſung vergl. Wilmans in Rankes Jahrbüchern II. 2. S. 238), wie eine zu Rom damals angelegte Fortſetzung jener Sammlung von Papſtleben, die man dem Bibliothekar Anaſtaſius zuzuſchreiben pflegt[1]). Was Benedict aus eigener Kenntniß hinzufügt, verdient im Allgemeinen Glauben, wie die Vergleichung mit Liudprand erweiſt. Die Form der Schrift verräth eine unglaubliche geiſtige Rohheit und zeigt zugleich den Kampf des Lateiniſchen mit der ſich ausbildenden italiſchen Vulgärſprache. Benedict ſchrieb um das Jahr 970; wenige Jahre ſpäter der uns unbekannte Verfaſſer der Chronik von Salerno, der ſein Werk bis zum Jahre 974 führte. Wir verdanken dem Salernitaner viele nützliche Nachrichten, beſonders über die unteritaliſchen Kriege Ottos I.; ſeine Darſtellungskunſt erhebt ſich allerdings über die des Benedict, doch nicht allzu hoch. Die Chronik von Salerno iſt von Pertz herausgegeben in den M. G. III. 467—571; überſetzt ſind einzelne Bruchſtücke aus ihr und dem Benedict von Otto Abel in den Geſchichtsſchreibern der deutſchen Vorzeit. VIII. Jahrh.

Inzwiſchen wurden in Deutſchland die begonnenen Korveier, S. Galler und Hersfelder Annalen fortgeſetzt, von denen namentlich die letzten reichhaltiger werden. Am ausführlichſten geben den Text der Hersfeldenses von 972—983 die Altaicher Annalen wieder (G. M. XX. 787—789). Auch einige neue Annalen entſtanden damals, wie die Annalen von Kloſter Einſiedeln, deren erſter originaler Theil um das Jahr 966 geſchrieben iſt (M. G. III. 142. 143). Eine Fortſetzung der Annalen des Floboard iſt für die lothringiſche Geſchichte der Jahre 976—978 wichtig (M. G. III. 407. 408).

Die Thaten Ottos II. waren zu wenig von dauernden Erfolgen begleitet, als daß ſie der Geſchichtsſchreibung hätten erheblichen Stoff bieten können; ſie lebte noch in den Tagen Ottos des Großen und wandte ſich jetzt mit Vorliebe der Biographie zu. Es ſind die Lebensbeſchreibungen der Königin Mathilde, des Abts Johann von Gorze und des Biſchofs Ulrich von Augsburg, die hier vorzugsweiſe Aufmerkſamkeit verdienen.

Die ältere Lebensbeſchreibung der Königin Mathilde, welche Köpke

1) Die allmähliche Entſtehung der Fortſetzung des Liber pontificalis, die ſich im Codex Vaticanus Nr. 3762 findet, iſt durch eine florentiniſche Handſchrift, die ſchon mit Johann XIII. endet, dann durch den Papſtkatalog bei Eckhart (Corp. hist. II. 1639. 1640) und den Codex Estensis (Muratori Script. rer. Ital. III, 2. p. 528. 529) erwieſen. Eine Zuſammenſtellung des Materials findet ſich bei Watterich, Pontificum Romanorum Vitae (Lipsiae 1862) T. I. p. 27 seq.

in einer Göttinger Handschrift des vorigen Jahrhunderts entdeckt und in den M. G. X. 575—582 herausgegeben hat, weist er selbst der Zeit Ottos III. zu, doch sprechen überwiegende Gründe dafür, daß sie bereits im Jahre 974 unter Otto II. geschrieben ist. Köpke stützt sich vornehmlich darauf, daß die an einen Kaiser Otto gerichtete Dedikation des Werks diesem eine ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung nachrühmt und daß in einer Stelle (cap. 4) der Wunsch ausgedrückt wird, der Kaiser möchte nicht ohne einen männlichen Erben bleiben. Aber dieser Wunsch findet in gleicher Weise, wenn man die Schrift in das Jahr 974 setzt, bei Otto II. seine naheliegende Erklärung, dem erst nach längerer Ehe im Jahre 980 ein Sohn geboren wurde; ingleichen wird Ottos II. wissenschaftliche Bildung von allen Zeitgenossen gepriesen, vor Allem von Hrotsvitha und Gerbert. Nun gewinnt aber die schöne Stelle im vierten Kapitel erst in Beziehung auf die Streitigkeiten zwischen Otto II. und seinem Vetter Heinrich von Baiern ihr volles Licht. Ferner findet sich im zehnten Kapitel eine Weissagung der Mathilde, die sich auf Otto II. bezieht und in der späteren Umarbeitung absichtlich unterdrückt ist. Endlich spricht die Dedikation eigentlich nicht sowohl von einem Leben der Mathilde, als von einer Geschichte der Vorfahren des Kaisers überhaupt: das Buch geht aber bis auf den Tod Ottos I. und die Thronbesteigung Ottos II. und schließt mit dem Ausdruck der Ueberzeugung, daß dieser Vater und Großvater nicht unähnlich sei (quem paternae avitaeque non imparem *credimus* virtutis). Hiernach scheint das Buch schon in der ersten Zeit Ottos II. entstanden zu sein, bis in welche es unmittelbar hinabreicht; offenbar gewinnt es nur an Bedeutung, wenn es schon sechs Jahre nach dem Tode der Königin geschrieben wurde. Obwohl Köpke seine Ansicht in den Forschungen zur deutschen Geschichte VI. 147—171 noch einmal zu begründen gesucht hat, wird das Buch doch meist jetzt in die Zeit Ottos II. versetzt. Daß es in Nordhausen entstanden ist, zeigt die Erzählung cap. 14—16 und die öftere Erwähnung der Aebtissin Rikburg, die das wichtigste Material dargeboten haben wird; es wäre auch nicht unmöglich, daß eine Nordhäuser Nonne die Schrift abgefaßt hätte. Sollte dies der Fall sein, so müßte die Verfasserin freilich ihrer Bildung nach tief unter einer Hrotsvitha gestanden haben; denn so interessant der Inhalt, so ungeschickt ist die Form des Buches. Jaffé hat nachgewiesen, daß es zum großen Theil ein Cento aus Virgil, Sulpicius Severus und Venantius Fortunatus und deshalb für die Geschichte nur mit großer Vorsicht zu benutzen ist. Aesthetische und vorzüglich höfische Rücksichten führten unter Heinrich II. um 1010 zu einer vollständigen Umarbeitung dieser Lebensbeschreibung. Denn daß die jüngere Biographie der Mathilde nicht unmittelbar aus der oben erwähnten, sondern beide gemeinsam aus älteren gereimten Berichten geflossen seien, wie Fr. v. Löher in den Gelehrten Anzeigen der K. baierischen Akademie der Wissenschaften 1857 Nr. 49. 50 zu zeigen versucht hat, ist schwerlich anzunehmen. Der unbekannte Verfasser der Umarbeitung hat nicht nur stilistisch das ältere Werk völlig umgestaltet, sondern auch manche neue anziehende Nachricht hinzugefügt. Er zeigt sich gut unterrichtet und muß mit dem Kloster in Nordhausen in naher Verbindung gestanden haben, doch erfüllt das sichtliche Bestreben, die Person Heinrichs von Baiern, die in der älteren Arbeit ganz zurücktritt, mehr in den Vordergrund zu stellen, mit Mißtrauen. Das literarische Verdienst dieser jüngeren Lebensbeschreibung ist nicht gering anzuschlagen. Herausgegeben ist sie von Pertz in den M. G. IV. 283—302. Eine Uebersetzung der älteren Biographie mit den wichtigsten Zusätzen der späteren hat Jaffé in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit. X. Jahrh. 4. Band geliefert und mit einer gehaltreichen Einleitung begleitet. Man

vergl. auch E. G. Förstemann, de vita Mathildis (1838) und Waitz in den Nachrichten von der G. A. Universität 1852. Nr. 13 [1]).

Das Leben des Abts Johann von Gorze ist die sehr ausführliche Arbeit eines seiner jüngeren Freunde, des Abts Johann vom Arnulfskloster zu Metz. Schon im Jahre 978 war ein erheblicher Theil der Arbeit vollendet, der Verfasser ließ sie aber dann liegen und nahm sie erst auf den Zuspruch des bekannten Bischofs Dietrich von Metz und des Bischofs Folkmar von Utrecht wieder auf. Der größte Theil ist um das Jahr 980, wie es scheint, geschrieben und das Ganze wahrscheinlich nie vollendet worden, wenigstens fehlt uns der Schluß des Buchs; das Erhaltene reicht nur bis zum Jahre 956. Für Kirchen- und Sittengeschichte der Zeit ist diese Arbeit eine noch nicht erschöpfte Fundgrube; für die Reichsgeschichte hat sie besonders Interesse durch den aufgenommenen Bericht über die Gesandtschaftsreise Johanns von Gorze nach Cordova. Die Darstellung ist der des Ruotger verwandt. Nach der einzigen sehr verletzten Handschrift hat Pertz die Ausgabe in den M. G. IV. 337—377 besorgt.

Das Leben des heiligen Ulrich von Augsburg ist von einem seiner Kleriker, dem Priester Gerhard, geschrieben, der dem trefflichen Manne ziemlich nahe gestanden zu haben scheint und sich überall gut unterrichtet zeigt. Gerhard schrieb bald nach dem Jahre 982 und hat auch das Leben von Ulrichs Nachfolger Heinrich in sein Werk hineingezogen, so daß die ganze Arbeit den Zeitraum von 890—982 umfaßt; sie ist reich an Beiträgen zur Kirchen- und Sittengeschichte, enthält aber auch für die Reichsgeschichte sehr brauchbares Material, z. B. manches sonst unbekannte Detail über den Krieg Ottos I. mit seinen Söhnen, die Ungarnschlacht im Jahre 955 und die inneren Kriege unter Otto II. Die Darstellung besitzt gerade nicht hervorstechende Vorzüge, ist aber doch klar und verständlich. Herausgegeben ist Gerhards Arbeit von Waitz in den M. G. IV. 381—419. Noch in demselben Jahrhundert schrieb Bischof Gebhard von Augsburg ein neues Leben Ulrichs und im folgenden Jahrhundert ein drittes der Reichenauer Abt Berno; Arbeiten, die nur aus Gerhards Buch geschöpft und historisch werthlos sind.

Mit der Regierungsgeschichte Ottos II. schlossen die Hersfelder Annalen ab, wurden aber in Hildesheim aufgenommen und fortgesetzt. Bis zum Jahre 993 sind die Hildesheimer Annalen von einer Hand geschrieben; eine andere Hand setzte sie fort bis zum Jahre 997, eine dritte b. z. J. 1000, eine vierte b. z. J. 1022. Dieses Werk benutzten bereits, mindestens bis zum Jahre 1000, die Quedlinburger Annalen, welche eine der ergiebigsten und zuverlässigsten Geschichtsquellen für die Regierung Ottos III. sind. Der Schreiber der Quedlinburger Annalen, — bis zum Jahre 1016 scheint das Werk von einer Hand herzurühren [2]) — spricht bereits im Jahre 993 als Zeitgenosse. Quedlinburg war damals so oft der Sitz des kaiserlichen Hofs, daß es nicht schwer fallen konnte ein reiches Material dort zu sammeln: das hat der Verfasser gethan und es zugleich verständig verarbeitet. Er schreibt lebendig und mit warmem Interesse für die kaiserliche Familie, doch ist der

---

1) Heerwagen hat in einem interessanten Aufsatz in den Forschungen zur d. Geschichte VIII. 379—384 zahlreiche Entlehnungen der beiden Biographen aus älteren Schriftwerken nachgewiesen und Emendationen zu der älteren Biographie gemacht; Nachträge bei Jaffé a. a. O. IX. 343—345. Varianten zur jüngeren Biographie theilt B. Simson im Archiv für Geschichte des Niederrheins VII. 159—162 mit.

2) Vergl. Usinger in den Forschungen zur deutschen Geschichte IX. 346—360.

Stil oft gesucht. Die Quedlinburger Annalen, von denen keine alte Handschrift erhalten ist, haben vom Jahre 961 b. z. J. 983 eine Lücke, die sich indessen größtentheils aus einer späteren Chronik, die wörtlich diese Annalen auszuschreiben pflegt, herstellen läßt. Es sind die gegen Ende des zwölften Jahrhunderts abgefaßten Magdeburger Annalen (M. G. XVI. 105—196), deren Verfasser ein Mönch im Kloster Bergen war und früher mit dem Namen des Chronographus Saxo bezeichnet wurde. Die Hildesheimer und Quedlinburger Annalen sind von Pertz herausgegeben in den M. G. III. 62—93, übersetzt von E. Winkelmann in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit. XI. Jahrh. Band 9. Etwa gleichzeitig mit den Quedlinburger Annalen entstand auch eine Gründungsgeschichte von Magdeburg, aus der wir größere Stücke in der späteren Magdeburger Chronik und den eben genannten Magdeburger Annalen besitzen.[1]) Vergl. L. Giesebrecht in den Wendischen Geschichten III. 304. van Houd, de chronico Magdeburgensi. Bonnae 1867. C. Günther, Chronik des Magdeburger Erzbisthums. Göttingen 1871.

Die sächsische Geschichtsschreibung des zehnten Jahrhunderts schloß gleichsam die Chronik des Thietmar ab. Thietmar, von väterlicher Seite dem Geschlechte der Grafen von Walbeck, durch seine Mutter dem Hause der Stader Grafen angehörend, durch beide der kaiserlichen Familie und den sächsischen Herzogen verwandt, wurde im Jahre 976 geboren und verlebte seine Jugend theils zu Quedlinburg, theils in Magdeburg, wo er unter die Domherren des Moritzstifts aufgenommen wurde. Im Jahre 1002 wurde er zum Probst in dem von seiner Familie gestifteten Kloster Walbeck eingesetzt, dann im Jahre 1009 von Heinrich II. zum Bischof von Merseburg erhoben und stand der dortigen Kirche bis zu seinem Tode im Jahre 1019 vor. Erst als Bischof begann er sein Geschichtswerk, dessen erste vier Bücher, die hier allein in Betracht kommen, vor dem Jahr 1012 beendigt sind. Heinrich I. und die drei Ottonen sind jeder in einem besonderen Buche behandelt. Die drei ersten Bücher beruhen großentheils auf noch jetzt zugänglichem Material, namentlich auf Widukind, Ruotger, den Hersfelder Annalen, dem Leben der Mathilde und des Bischofs Ulrich von Augsburg; Einiges hat Thietmar aus seiner reichen Familientradition und aus Urkunden hinzugefügt, aber der Gewinn ist doch im Ganzen nicht erheblich. Bei weitem wichtiger ist das vierte, der Regierung Ottos III. gewidmete Buch, wo Thietmar freilich auch zum Theil noch uns bekannten Quellen folgt, wie den Hildesheimer und Quedlinburger Annalen, aber doch auch viel Neues giebt, indem er theils nach den Erzählungen von Augenzeugen berichtet, theils eigene Jugenderlebnisse mittheilt. Thietmar war ein fleißiger Sammler, aber er verstand es nicht einmal den reichen Stoff chronologisch zu ordnen, geschweige denn ihn verständig zu bearbeiten; seine Darstellung, die auch nach Seiten der Diktion hin vielfachen Anstoß gewährt, empfiehlt sich allein durch die Wärme seines Gefühls für die vaterländische Geschichte und die Ehrenhaftigkeit der Gesinnung, die überall durchscheint. Thietmar hat nirgends absichtlich die Geschichte entstellt, aber sehr oft aus Unkenntniß und Flüchtigkeit gefehlt, so daß man ihm nur mit Vorsicht folgen darf. Dies gilt besonders von der ersten Hälfte seines Werks; von der zweiten, wo er die Ereignisse seiner Zeit als ein wohlunterrichteter und meist unbefangener Zeuge fast mit der Ausführlichkeit eines Tagebuchs berichtet, ist im zweiten Bande zu sprechen. Wir besitzen Thietmars Chronik in einer von ihm selbst corrigirten Handschrift, die aber leider mehrere Lücken hat; nach diesem Exemplar hat Lappenberg die Heraus-

1) Soviel scheint allgemein angenommen, darüber hinaus ist viel Widerspruch der Meinungen.

gabe in den M. G. III. 733—871 beſorgt und an den lückenhaften Stellen eine jüngere Handſchrift hinzugezogen. Ueberſetzt iſt die Chronik von Laurent in den Geſchichtsſchreibern der deutſchen Vorzeit. XI. Jahrh. Band 1 und dieſe Ueberſetzung von einem Vorwort Lappenbergs begleitet. Ueber die Quellen Thietmars handelt J. Strzebitzki: Thietmarus, quibus fontibus usus sit. Regimonti 1870.

Während die Geſchichtsſchreibung in den ſächſiſchen Klöſtern und Stiften ſelten bei den lokalen Ereigniſſen ſtehen bleibt, ſondern ſich meiſt unmittelbar auf Kaiſer und Reich wendet, tragen die gleichzeitigen Verſuche lothringiſcher Mönche in der Geſchichtsſchreibung überwiegend einen lokalen und provinziellen Charakter an ſich. Beſonders tritt das Kloſter Lobbes vor. Schon vor 980 begann hier der ſpätere Abt Heriger eine Geſchichte der Biſthümer Tongern, Maſtricht und Lüttich, die er aber nicht bis auf ſeine Zeit fortführen konnte und die erſt nach 1050 ihren Vollender in dem Mönch Anſelm fand (Gesta episcoporum Tungrensium, Traiectensium et Leodiensium. M. G. VII. 161—234). Um 980 entſtand daſelbſt die Geſchichte der Aebte des Kloſters Lobbes, von dem damaligen Abt Folkuin geſchrieben, eine vielfach intereſſante Schrift, obwohl ſie die Kaiſergeſchichte kaum berührt (Folcuini Gesta abbatum Lobiensium. M. G. IV. 54—74). Bis 982 wurden die alten Annales Lobienses fortgeſetzt (M. G. II. 209—211) und um d. J. 1000 in Lüttich aus älteren lothringiſchen Quellen Annalen zuſammengeſtellt [1]), die nicht mehr in ihrer urſprünglichen Geſtalt vorliegen, aber in ſpäteren Ableitungen vorhanden ſind. Vergl. oben S. 778. Dann tritt uns in dem Kloſter des h. Symphorian bei Metz eine verwandte Richtung auf hiſtoriſche Arbeiten entgegen. Um das Jahr 1015 ſchrieb der dortige Abt Conſtantin eine Lebensbeſchreibung des Biſchofs Adalbero II. von Metz, die manches Nützliche für die lothringiſche Geſchichte des zehnten Jahrhunderts enthält (M. G. IV. 659—672); in gleichem Sinne und ähnlicher Weiſe faßte Alpert, ein Mönch deſſelben Kloſters, im nächſten Jahrzehend zwei Geſchichtswerke ab. Das erſte, eine Geſchichte der Metzer Biſchöfe, widmete er dem Abte Conſtantin; von demſelben iſt indeſſen nur ein Bruchſtück erhalten, welches die Geſchichte des Biſchofs Dietrich betrifft und für die Ottoniſche Zeit von einigem Belang iſt (M. G. IV. 697—700). Das andere Werk Alperts, das er dem Biſchof Burchard von Worms widmete und „de diversitate temporum“ betitelte, hat faſt nur für die lothringiſche Geſchichte Bedeutung. Nach der Ausgabe in den M. G. IV. 700—723 iſt der Text dieſes Buchs abermals bearbeitet und mit einer Ueberſetzung und einem geſchichtlichen Commentar herausgegeben von A. Dederich (Münſter 1859).

Das letzte Decennium des zehnten Jahrhunderts und die beiden erſten des folgenden ſind arm an biographiſchen Darſtellungen, die von Deutſchen herrühren und auf deutſche Verhältniſſe Bezug haben. Erſt in der Zeit von 1020—1030 wurden wieder zwei Biographien geſchrieben, die an ſich von großer Bedeutung ſind und zugleich für die Geſchichte des zehnten Jahrhunderts noch wichtige Beiträge liefern. Es ſind die Biographien des Biſchofs Bernward von Hildesheim und des Biſchofs Burchard von Worms. Bernwards Leben rührt von deſſen Lehrer Thankmar her, der ihn von Jugend auf mit großer Aufmerkſamkeit und Treue begleitet und ihm in den wichtigſten Geſchäften gedient hatte. Thankmar iſt daher vortrefflich unterrichtet, und da er nun überdies ſeinen Stoff gut darzuſtellen weiß, hat er ein Werk geliefert, das man recht wohl dem des Ruotger an die Seite ſetzen kann. Der

1) Vergl. Annales Leodiensis zum Jahre 866 und 872 und Annales Laubienses z. J. 867.

sehr gut erhaltene Text ist von Pertz in den M. G. IV. 757—781 herausgegeben; eine Uebersetzung hat H. Hüffer in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit XI. Jahrh. Band 2 geliefert und eine unterrichtende Einleitung hinzugefügt. Das Leben des Bischofs Burchard von Worms ist etwas später entstanden; der Verfasser, dessen Name uns unbekannt geblieben ist, war ein Kleriker, der Burchard nahe gestanden hatte und mindestens von dessen späteren Jahren gute Kunde besaß. An die Bedeutung von Thankmars Werk reicht diese Biographie nicht hinan, aber sie enthält doch viele gute Nachrichten, und die neue Herausgabe derselben in den M. G. IV. 830—846 von Waitz ist um so dankenswerther, als es bis dahin nur einen sehr seltenen Druck gab; es ist zu bedauern, daß sich keine einzige Handschrift des nützlichen Buchs mehr hat auffinden lassen.

Bei den universellen Tendenzen, die Otto III. verfolgte, und dem gewaltigen Einfluß, den Ausländer auf ihn übten, muß die außerdeutsche Literatur auch für die Geschichte Deutschlands zu dieser Zeit ein besonderes Interesse gewinnen. Vor Allem sind es zwei Gruppen von literarischen Erzeugnissen, die hier bedeutsam hervortreten: 1) die Schriften, die von Gerbert ausgehen und sich an seine Person anschließen; 2) die Lebensbeschreibungen des h. Nilus und des von seinem Geiste berührten h. Adalbert.

Die Schriften Gerberts sind 1867 von A. Olleris in einer Gesammtausgabe[1]) publicirt worden (Clermont und Paris). Unter denselben bieten für die Geschichte der deutschen Kaiserzeit besonders die Briefe, etwa 220 an der Zahl, Interesse. Leider ist das zehnte Jahrhunderte arm an ähnlichen Briefsammlungen[2]), die für spätere Zeiten Hauptquellen werden; um so größer ist für uns Werth und Bedeutung dieser Gerbertschen Sammlung. Durch sie erlangen wir nicht allein für die Geschichte vom Jahre 980 an bis zum Jahre 1002 äußerst wichtige, meist ganz unbekannte Nachrichten, sondern es gelingt uns auch unmittelbar in das innere Treiben der handelnden Personen einen Blick zu werfen; wir treten dem Werden der Ereignisse hier näher, als es uns sonst meist vergönnt ist. Eine im Ganzen vollständige Ausgabe der Gerbertschen Briefe veranstaltete zuerst Du Chesne (Historiae Francorum scriptores II. 789—844); sie umfaßt die Hauptsammlung von 161 Stücken, der Mehrzahl nach aus der Zeit vor Gerberts Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl von Reims, und einem Anhang von 55 Briefen, meist der späteren Zeit angehörig. Den sehr wichtigen Brief an den Bischof Widerold von Straßburg hat dann Mansi (Collectio conciliorum XIX. 153—166) und zwei früher unbekannte Briefe Höfler (Die deutschen Päpste I. 330) aus der Bamberger Handschrift des Richer hinzugefügt. Olleris hat alle diese Stücke vereinigt[3]) und mit zwei neuen aus einer Leydener Handschrift vermehrt, deren Vergleichung auch manche Verbesserungen des

1) Olleris giebt auch die Gerbert beigelegte Schrift de informatione episcoporum, aber er erhebt mit gutem Grund Zweifel an der Echtheit derselben (p. CLXIV); ich habe mich deshalb nicht mehr, wie früher, auf diese Schrift berufen. Sie ist dem heiligen Ambrosius untergeschoben und scheint aus den Kreisen der Cluniacenser zu stammen; um die Mitte des zehnten Jahrhunderts wird sie entstanden sein.

2) Die Briefe des Bischofs Atto von Vercelli (Attonis opera ed. Burontios. Vercellis 1768) und die Briefe des Bischof Rather von Verona (Ratherii opera edd. fratres Ballerinii. Veronae 1765) haben überwiegend ein theologisches Interesse, doch geben auch sie einige wichtige Beiträge zur Geschichte der Zeit, namentlich in Bezug auf die lombardischen Angelegenheiten.

3) Nicht eingeordnet hat Olleris drei Briefe, welche Vignier in der Bibliothèque historiale (Paris 1687) publicirte, weil er dieselben, gewiß mit Unrecht, für apokryph hält; sie finden sich aber in seinen Noten p. 543, 546, 547.

früheren Textes ergab. Die Erklärung und chronologische Bestimmung der einzelnen Stücke der Sammlung bietet große Schwierigkeiten dar; viel ist dafür von Mabillon geschehen, bei weitem mehr von Wilmans in seinem ausgezeichneten Excurs in Rankes Jahrbüchern des deutschen Reichs II. 2. S. 141–175; Olleris hat eine neue chronologische Anordnung der Briefe unternommen, bei der er sich aber von willkürlichen Annahmen nicht frei erhalten hat. Ich citire deshalb nach der Ausgabe von Du Chesne, dessen Bezeichnungen der einzelnen Stücke auch bei Olleris p. 597 leicht aufzufinden sind. Von nicht geringer Bedeutung sind ferner die Geschichte der Reimser Synode im Jahre 991, aus Gerberts Feder geflossen, der durch das Auftreten der französischen Bischöfe veranlaßte Brief des päpstlichen Legaten Leo an König Hugo Capet und seinen Sohn Robert, die von Gerbert aufgezeichneten Verhandlungen der Synode von Mouzon im Jahre 995 und seine Vertheidigungsrede auf der Synode von Coucy; diese Schriften sind sämmtlich von Pertz in den M. G. III. 658–693 herausgegeben und auch bei Olleris aufgenommen. Gerbert zugeeignet und auf seine Veranlassung entstanden ist ferner das Geschichtswerk des Richer, das Pertz im Jahre 1833 in der Originalhandschrift zu Bamberg aufgefunden und in den M. G. III. 568–657 zuerst herausgegeben hat. Richer, ein Mönch von S. Remy und Schüler Gerberts, schrieb in der Zeit von 995–998 sein Buch, mit dem die nationale Geschichtsschreibung Frankreichs ihren Anfang nimmt. Er sieht nämlich in dem gallischen Lande und Volke bereits eine politisch und kirchlich in sich abgeschlossene Einheit, und die Richtung seines Buchs berührt sich wesentlich mit den Bestrebungen, welche das Königthum der Capetinger hervorriefen. Richer hat seine Arbeit nur bis zum Jahre 995 fortgeführt; wir besitzen aber am Schluß noch einige kurze Bemerkungen bis zum Jahre 998, die wahrscheinlich ihm als Material zu einer weiteren Fortsetzung dienen sollten. Das Werk knüpft an die Annalen des Hinkmar an, benutzt die Jahrbücher des Flodoard und die Schriften Gerberts über die französischen Kirchenversammlungen der Zeit; im Uebrigen ist es selbstständig und zum Theil von großem Werthe. Richer besaß einen scharfen und durchdringenden Blick in die allgemeinen Zeitverhältnisse, er war durch Gerbert mit den wichtigsten Dingen bekannt und hatte eine für jene Zeit nicht gewöhnliche Ausbildung für die historische Darstellung gewonnen. Den Werth seines Buchs verringern aber Ruhmredigkeit, Nationalstolz, Flüchtigkeit in der Benutzung seiner Quellen, ja selbst absichtliche Entstellung der Wahrheit; auch ist seine Darstellung nicht von Künstelei und Effekthascherei freizusprechen. Von dem Text der M. G. hat Pertz eine Handausgabe veranstaltet; übersetzt ist Richer vom Freiherrn K. v. d. Osten-Sacken in den Geschichtschreibern der deutschen Vorzeit. X. Jahrh. 10. Band und diese Uebersetzung von einer Einleitung Wattenbachs begleitet. Zur Kritik Richers findet sich gutes Material bei Reimann, de Richeri vita et scriptis (Olsnae 1845).

Die zweite Gruppe führt nach Italien. Das Leben des h. Nilus ist von einem seiner Schüler und Zeitgenossen in griechischer Sprache geschrieben; das Werk, für die Sitten- und Kirchengeschichte Italiens voll der anziehendsten Einzelnheiten, bietet auch zu der Charakteristik Ottos III. wichtige Beiträge. Vollständig und von einer lateinischen Uebersetzung begleitet enthalten es die Acta sanctorum. Sept. VII. 336; Auszüge finden sich in den M. G. IV. 616–618. Noch bedeutender für die Geschichte des zehnten Jahrhunderts sind die drei Lebensbeschreibungen des h. Adalbert, die bald nach seinem Märtyrertode entstanden. Die älteste und kür-

zeste, die nur den Tod Adalberts ausführlicher erzählt, ist von einem slawischen Verfasser, wahrscheinlich einem Mönch im Kloster Meseritz geschrieben; sie ist nach der einzigen Münchener Handschrift von mir 1860 in den Neuen Preußischen Provinzialblättern (3. Folge. Band V. Heft 1) herausgegeben und mit einer kritischen Einleitung begleitet worden. Nach meiner Ausgabe ist diese Lebensbeschreibung in der Scriptores rerum prussicarum T. I. 235–237 wieder abgedruckt; einige Verbesserungen des Textes nach der Handschrift II. 412. Unabhängig von jener Ausgabe ist dagegen die von A. Bielowski in der Monumenta Poloniae historica I. 153–156 veranstaltete; ihr liegt dieselbe Handschrift zu Grunde, welche Bielowski schon von mir benutzt hatte, ohne daß ich davon Kenntniß besaß. W. v. Ketrzynski hat darzuthun gesucht, daß die Passio in ihrer jetzigen Gestalt nur ein Auszug eines größeren Werkes sei (Altpreußische Monatsschrift Bd. VI. S. 46 ff.) und K. Lohmeyer hat ihm beigestimmt (Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskunde. 1872 Januarheft), aber es bleiben dabei doch manche Zweifel. Man vergleiche auch H. Zeißberg, Polnische Geschichtsschreibung des Mittelalters (Leipzig 1873) S. 19 ff. Wenig später als der Verfasser der Passio und ohne Kenntniß derselben schrieb Johannes Canaparius, Adalberts Freund im Alexiuskloster und später Abt desselben, eine andere Lebensbeschreibung, einen Aufsatz des Domprobsts Williko von Prag benutzend. Das Werk des Canaparius, schon dadurch interessant, daß es das einzige namhafte literarische Erzeugniß eines Römers jener Zeit ist, gehört zu den wichtigsten Quellen der Zeitgeschichte. Benutzt wurde es bereits von dem h. Brun von Querfurt, der ebenfalls ein Mönch dieses Klosters war und im Jahre 1004 während seines Aufenthalts in Ungarn eine neue Lebensbeschreibung Adalberts abfaßte, die er wenig später einer Umarbeitung unterwarf. Außer der Arbeit des Canaparius schöpfte Brun vornehmlich aus Erzählungen Radlas, des Landsmannes und vertrauten Freundes Adalberts, wie aus Mittheilungen des Gaudentius, des Bruders des Märtyrers, der Zeuge seines Todes gewesen war. Auch Bruns Lebensbeschreibung ist nach Stoff und Darstellung im höchsten Maße anziehend. Man vergl. meinen Vortrag: Erzbischof Brun Bonifacius, der erste deutsche Missionar in Preußen, abgedruckt in den Neuen Preußischen Provinzialblättern. 3. Folge. Bd. III. Heft 1 und in den Deutschen Reden (Leipzig 1871. 29 ff.). Herausgegeben sind die beiden jüngeren Lebensbeschreibungen in den M. G. IV. 581—612 und in den Mon. pol. hist. I. 157–222 mit Benutzung eines größeren handschriftlichen Apparats. Die Arbeit des Canaparius hat H. Hüffer in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit. X. Jahrh. Band 7 übersetzt und Auszüge aus Bruns Lebensbeschreibung hinzugefügt.

Außer den genannten Lebensbeschreibungen berühren gelegentlich auch die der Cluniacenseräbte Odo Majolus und Odilo die Kaisergeschichte, wie sie zugleich für die Kulturgeschichte von großem Interesse sind. Vollständig sind sie herausgegeben in den Acta ss. ord. s. Ben. V. VI.; einige Auszüge aus dem Leben des Majolus M. G. IV. 650–655. Unmittelbar auf die deutsche Geschichte bezieht sich von der Literatur der Cluniacenser nur die Schrift des Abts Odilo über die Kaiserin Adelheid, die er gleich nach ihrem Tode abfaßte. Odilo stand Adelheid nahe genug in ihren späteren Jahren und wußte wohl mehr, als er der Welt übergab; er zeigte ihr die mächtige Frau vor Allem als die fromme Büßerin und die eifrige Freundin seines Ordens. Wir erhalten durch Odilo einige nützliche Nachrichten, namentlich über die abenteuerreiche Jugend und die letzte Zeit der Kaiserin; im Ganzen ist die Schrift aber ziemlich unbedeutend. Herausgegeben ist das

Epitaphium Adalheidae in den M. G. IV. 633—645, überſetzt von H. Hüffer in den Geſchichtsſchreibern der deutſchen Vorzeit. X. Jahrh. Band 8.

In letzter Stelle haben wir noch eine überaus wichtige Quelle für die Geſchichte des zehnten Jahrhunderts aufzuführen: die älteſte Chronik von Venedig, um 1010 abgefaßt (Vergl. Kohlſchütter, Venedig unter dem Herzog Peter II. Orſeolo (Göttingen 1868) S. 62). Dieſe Chronik iſt das erſte Glied in der langen Kette ausgezeichneter Geſchichtsquellen, die wir den Venetianern verdanken. Der Verfaſſer iſt ohne Zweifel der Diakon Johannes, der wiederholentlich als Geſandter der Republik an die Kaiſer Otto III. und Heinrich II. geſchickt wurde und den Heinrich II. in einer Urkunde vom 16. November 1002 „ſeinen geliebten" Johannes nennt und als Kapellan des Dogen Peter Orſeolo II. bezeichnet. Den rühmlichen Thaten dieſes Dogen iſt vor Allem die Schrift gewidmet, in welcher der Verfaſſer vielleicht zugleich den Ruhm ſeines eigenen Geſchlechts feierte. Denn in einer Urkunde Ottos III. vom 19. Juli 992 werden als Geſandte der Republik der Diakon Marinus und Johannes Orſeolo erwähnt, und der Letztere möchte wohl eine Perſon mit dem Verfaſſer unſerer Chronik ſein, die auch dieſer Geſandtſchaft gedenkt. Das Werk zeichnet ſich durch einen Reichthum ſonſt völlig unbekannter Nachrichten aus, beruht auf einer klaren und ruhigen Anſicht der Zeitverhältniſſe und empfiehlt ſich durch angemeſſene Darſtellung; das Latein iſt durch Einmiſchung des Venetianiſchen Dialekts alterirt, ohne daß jedoch dadurch das Verſtändniß der Sprache weſentlich leidet. Die einzige zuverläſſige Ausgabe iſt die von Pertz in den M. G. VII. 4—38, durch welche die frühere von Zanetti völlig unbrauchbar gemacht wird; ich hatte die Freude, die Originalhandſchrift in der Vaticaniſchen Bibliothek zu Rom für die Ausgabe in den M. G. benutzen zu können. — Die Geſchichte Ottos III. berühren gelegentlich auch die beiden um das Jahr 1000 geſchriebenen Fortſetzungen der Chronica s. Benedicti (M. G. III. 206. 207), doch beziehen ſie ſich faſt allein auf capuaniſche Verhältniſſe.

---

2. Annalen und Geſchichtsſchreiber des elften und zwölften Jahrhunderts.

Die Geſchichtsſchreibung des elften und zwölften Jahrhunderts ſah ſich genöthigt vielfach auf die Zeit der Ottonen zurückzukehren, und obwohl ſie zum großen Theil nur das oben dargelegte Material auf ihre Weiſe verarbeitete, vermehrte ſie daſſelbe doch auch durch neue Nachrichten, die zum Theil von weſentlicher Bedeutung ſind. Deshalb können dieſe Quellen für die Geſchichte des zehnten Jahrhunderts von der Betrachtung nicht ganz ausgeſchloſſen werden, obwohl ſie nur mit Vorſicht zu benutzen ſind. Wir berühren ſie jetzt nur kurz, da wir auf die meiſten derſelben in den folgenden Bänden ausführlicher zurückkommen müſſen. So weit ſie hier in Betracht kommen, laſſen ſie ſich in vier Gruppen zuſammenfaſſen: es ſind 1) Heiligenleben, 2) Geſchichten von Bisthümern und Klöſtern, 3) die ſogenannten großen Annalen und 4) Nationalchroniken der öſtlichen Völker.

1) Der Strom der Biographien ergoß ſich in den folgenden Jahrhunderten breiter, aber darum nicht tiefer und anmuthiger. Auf die Zeit der Ottonen ging zurück Widerich, Abt von S. Evre (um 1040), in ſeinem Leben des h. Ger-

hard, Bischofs von Toul, das nur geringe Bedeutung hat (M. G. IV. 490–509). Bei weitem wichtiger ist das Leben des heiligen Romuald von Petrus Damiani (um 1040); es enthält reiches Material, das aber nur mit Vorsicht zu benutzen ist (Petri Damiani opera ed. Const. Caetanus II. 255; Auszüge in den M. G. IV. 848–854.) Von untergeordneterem Interesse sind die Lebensbeschreibungen des Bischofs Wolfgang von Regensburg, von Othlon abgefaßt, und des Erzbischofs Heribert von Köln, ein Werk des Mönchs Lantbert von Deutz, beide um das Jahr 1050 entstanden; Lantberts Arbeit dann noch von einem gewissen Rupert überarbeitet (M. G. IV. 525–542 und 720–753). Die Lebensbeschreibung des Bischofs Godehard von Hildesheim, vom Domherrn Wolfher verfaßt, besitzen wir in zwei Recensionen: die ältere ausführliche ist um 1040 entstanden, die jüngere abbreviirte um 1054; beide schöpfen für das zehnte Jahrhundert fast nur aus dem Leben des heiligen Bernward und den Hildesheimer Annalen (M. G. XI. 167–218). Dasselbe gilt vom Leben des Bischofs Meinwerk von Paderborn, das erst gegen das Jahr 1166 von einem Mönch des Klosters Abdinghofen verfaßt ist (M. G. XI. 105–161). Um 1050 schrieb Siegbert von Gembloux die nicht uninteressante Lebensbeschreibung des unter den Ottonen so einflußreichen Bischofs Dietrich von Metz, die zwar ihren Gegenstand in keiner Weise erschöpft, aber doch manche wichtige Notizen bietet (M. G. IV. 461–483). Endlich entstanden noch im zwölften Jahrhundert zwei für die Geschichte fast unbrauchbare Biographien Konstanzer Bischöfe des zehnten Jahrhunderts, die des Bischofs Konrad und des Bischofs Gebhard I. (M. G. IV. 430–436 und X. 583–594) [1].

2) Die Geschichten der Bisthümer und Klöster sind von sehr verschiedenartigem Werthe, je nach der Bedeutung jedes einzelnen Stifts oder nach dem Talent seines Geschichtsschreibers. Diese Gattung historischer Schriften beginnt bereits im zehnten, erreicht aber ihre Blüthe erst nach der Mitte des elften Jahrhunderts. Von besonderer Wichtigkeit für Sagen-, Sitten- und Kunstgeschichte ist zunächst die Fortsetzung der Chronik von S. Gallen, die Ratpert begonnen hatte; der Fortsetzer ist der Mönch Eckehard IV., der um das Jahr 1030 seine Arbeit unternahm, die in großer Ausführlichkeit die Geschichte von 890–972 behandelt, aber in Bezug auf die politischen Verhältnisse nur mit größter Vorsicht zu benutzen ist [2] (M. G. II. 77–147). Auch die spätere Fortsetzung dieser Klostergeschichte, die erst im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts entstand, giebt noch einige sonst unbekannte Nachrichten über Otto III. (M. G. II. 149–155). Vor Allem zeigte sich nach dieser Richtung der historischen Literatur hin die lothringische Geistlichkeit thätig. Die Werke des Folkuin und Heriger über Lobbes und Lüttichs Geschichte sind bereits oben erwähnt, wie Alperts Buch über die Bischöfe von Metz; jetzt erhielt Herigers Werk durch

---

1) Im Jahre 1869 hat W. Guerrier aus einer nach Moskau gelangten, interessanten Handschrift des 12. Jahrhunderts Officium et miracula sancti Willegisi herausgegeben (Moskau und Leipzig). Die darin mitgetheilte alte Litanei bezieht sich auf den Versuch, den man 1150 zu Mainz machte, ein kirchliches Fest zu Ehren des Willigis einzuführen, die Lectionen auf einige Wunder, die 1147 an Willigis Grabe geschehen sein sollten; historische Angaben von einiger Bedeutung finden sich nicht.

2) Zur Kritik Eckehards finden sich beherzigungswerthe Bemerkungen bei Dümmler, Formelbuch des Bischofs Salomo von Konstanz S. 114. 115 und an anderen Orten. Eine sehr scharfe Beurtheilung erfährt Eckehards Werk in dem Aufsatz von J. Heidemann: Studien zu Eckehards IV. Casus St. Galli (Forschungen zur deutschen Geschichte VIII. 93–116.

Anſelm um das Jahr 1050 ſeine Fortſetzung. Etwa gleichzeitig entſtand die Geſchichte des Michaelsklosters bei Verdun (M. G. IV. 79—86)[1], und die Chronik des Bisthums Verdun, bereits um das Jahr 920 von Bertar begonnen, wurde von einem anonymen Verfaſſer fortgeſetzt (M. G. IV. 39—51); auch die unbedeutende Chronik von Moyenmoutier (M. G. IV. 87—92) iſt damals abgefaßt. Etwas ſpäter (um 1070) entſtand die Geſchichte des Kloſters Brauweiler, die für die Familiengeſchichte der Ottonen nicht unwichtig iſt (M. G. XI. 396—408)[2], und Siegberts Geſchichte der Aebte von Gembloux (M. G. VIII. 523—563). Einen viel höheren Werth als die genannten Geſchichten der lothringiſchen Bisthümer und Klöſter hat die Chronik der Biſchöfe von Cambray, der wir für die Geſchichte Ottos II. und III. unſchätzbare Nachrichten verdanken; ſie iſt in ihrem erſten Theile zwiſchen den Jahren 1041 und 1043 von einem anonymen Verfaſſer geſchrieben (M. G. VII. 402—489), der ältere Aufzeichnungen und die Urkunden des Stifts benutzte. Aber weit über alle dieſe Geſchichten lothringiſcher Stiftungen[3]) erhebt ſich das ausgezeichnete Werk des Sachſen Adam von Bremen über die Geſchichte der Hamburger Erzbiſchöfe; das große Intereſſe des Gegenſtandes, die tüchtige Geſinnung des Verfaſſers und deſſen für jene Zeit hervorragende wiſſenſchaftliche Bildung machen das Buch zu einer der ausgezeichnetſten Geſchichtsquellen des geſammten Mittelalters. Auch für die Geſchichte des zehnten Jahrhunderts iſt der Gewinn aus Adams Buch nicht gering, obſchon ſich ſchriftliche und mündliche Tradition, Geſchichte und Sage hier noch mannigfach kreuzen; beſonders wichtig iſt es uns für die nordiſche Geſchichte, wo Adams Nachrichten ſich zum großen Theil auf die Erzählungen des Dänenkönigs Svend Eſtrithſon gründen. Adam ſchrieb um das Jahr 1075 als Domherr und Scholaſticus zu Bremen. Ausgabe von Lappenberg in den M. G. VII. 280—389 und Handausgabe; Ueberſetzung in den Geſchichtsſchreibern der deutſchen Vorzeit. XI. Jahrh. 7. Band von Laurent mit einer Vorrede von Lappenberg. Im elften Jahrhundert gewann auch in Baiern die Geſchichtsſchreibung mehr Leben. Aus dieſer Zeit beſitzen wir in den Büchern des Arnold über den heiligen Emmeram, die um 1035 entſtanden und ſchon von Othlon in ſeinem Leben des Wolfgang benutzt wurden, eine Art von Kloſterchronik (im Auszuge M. G. IV. 546—574); bald darauf erhielt auch das Kloſter Ebersberg in Oberbaiern ſeine älteſte Chronik (M. G. XX. 16—18[4]), die manche die frühere Reichsgeſchichte berührende Nachrichten von ſehr zweifelhaftem Werth enthält, aber für die Sittengeſchichte anziehende Beiträge liefert; der Verfaſſer iſt unbekannt. Um das Jahr 1080 entſtand eine Geſchichte des Bisthums Eichſtätt durch einen Mönch von Herrieden, deſſen Name uns verborgen geblieben iſt. Ein bedeutendes

1) Nach der früher für verloren gehaltenen Urſchrift neu herausgegeben von L. Troß (Hamm 1857).

2) In einer ſehr erweiterten Faſſung gab Harleß 1862 auf Grund dreier Handſchriften im Archiv für die Geſchichte des Niederrheins IV. Heft 1. S. 174—212 die Fundatio heraus. Nachdem Waitz in den Göttinger Nachrichten 1863 S. 1—13 gezeigt hatte, daß dieſe ausführlichere Faſſung die urſprüngliche ſei, hat dann H. Pabſt die Brauweiler Geſchichtsquellen einer ſehr eingehenden Unterſuchung unterzogen und auf Grund derſelben die Fundatio noch einmal im Archiv der Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde. Bd. XII. S. 147—192 herausgegeben.

3) Der älteſte Theil der Gesta Treverorum, der um 1100 geſchrieben iſt, und die Gesta episcoporum Tullensium haben für die Geſchichte dieſer Zeit wenig Intereſſe (M. G. VIII. 130—174. 632—648).

4) Früher von Oefele, Scriptores rerum Boicarum II. 11—14 herausgegeben und irrig als Chronicon Ebersbergense posterius bezeichnet.

Fragment des Werks wurde neuerdings durch Bethmann entdeckt und in den M. G. VII. 254—267 herausgegeben; es ist namentlich für die Sittengeschichte des zehnten Jahrhunderts wichtig.

Gleichzeitig erheben sich die Kloster- und Stiftschroniken auch in Italien zu größerer Bedeutung. Für die Geschichte des Klosters Farfa im Sabinerlande lieferte der Abt Hugo mehrere Beiträge, unter denen für Kirchen- und Sittengeschichte sein bald nach dem Jahre 1000 geschriebenes Buch über die Zerstörung des Klosters am brauchbarsten ist; Hugos Arbeiten setzte der Mönch Gregorius von Catino gegen Ende des elften und im Anfange des zwölften Jahrhunderts in zwei großen Urkundenbänden und der Chronik von Farfa fort. Die vielfach wichtigen Farfensischen Quellen hat Bethmann nach den zum Theil erhaltenen Originalien in den M. G. XI 520—590 bearbeitet. Von verwandter Natur mit der oben erwähnten Klostergeschichte von S. Gallen ist die Chronik des Klosters Novalese unweit Turin, eine Hauptquelle für Sitten- und Kirchengeschichte, geschrieben zwischen den Jahren 1025—1030. Sie ist ebenfalls von Bethmann nach dem Original in den M. G. VII. 79—128 herausgegeben und von dem Text auch eine Handausgabe veranstaltet. Bei weitem wichtiger für die Reichsgeschichte sind die Geschichtsschreiber des Mailänder Erzbisthums: Arnulf, der sein Werk bis 1077 fortsetzte, und Landulf, der seine Geschichte bis 1085 führte, namentlich Arnulf, der sich mehr an die geschichtliche Wahrheit hält, während Landulf sich leichtgläubig zeigt und mit eigenen Erfindungen sein Werk ausschmückt (M. G. VIII. 8—100). Nicht minderen Werth hat die große Geschichte von Monte Cassino, die um das Jahr 1100 Leo von Ostia schrieb. Sie ist in mehreren Bearbeitungen vorhanden, deren älteste noch von Leos eigener Hand existirt; nach einem sehr vollständigen Apparat hat Wattenbach die Ausgabe in den M. G. VII. 574—727 besorgt Die älteren Annalen von M. Cassino, die bis zum Jahre 1042 reichen, sind unbedeutend (M. G. III. 171. 172). Wir schließen hier die Annalen von Bari an, die für die Geschichte Unteritaliens manche brauchbare Nachrichten aufbehalten haben. Wir besitzen sie in drei Bearbeitungen: die älteste, die bis zum Jahre 1043 reicht, die zweite, die man dem Lupus Protospatharius beizulegen pflegt (M. G. V. 52—63), und die jüngste, den sogenannten Anonymus Barensis (Muratori, Scriptores V. 147—156).

3) Die großen Annalen, gleichsam die Universalgeschichten jener Zeit, sind für die Geschichte des zehnten Jahrhunderts nichts Anderes als gelehrte Compilationen, die ihren Stoff meist aus noch jetzt zugänglichen Quellen schöpfen, indem sie sich zugleich häufig unter einander selbst ausschreiben. Wir haben solche Annalen aus allen deutschen Stammländern, und diese provinzielle Verschiedenheit ist es, die ihnen besonders für die frühere Geschichte Werth verleiht, während die allgemeinen Reichs- und Kirchenangelegenheiten mehr gleichmäßig und in hergebrachter Weise behandelt werden. Den Reigen eröffnet die Chronik Hermanns von Reichenau, die bis zum Jahre 1054 fortgesetzt ist (M. G. V. 74—133); ihnen schließen sich die bis zum Jahre 1073 geführten großen Annalen des Klosters Nieder-Altaich (M. G. XX. 782—824) an, die in diesem Theile fast allein auf den alten Hersfelder Annalen beruhen. Aus derselben Quelle schöpfte seine Nachrichten für unsere Zeit Lambert von Hersfeld, der seine Annalen dann bis zum J. 1077 führte (M. G. III. 22—102 und V. 152—263). Dann folgte der Irländer Marianus, der seine vielgebrauchte Chronik zu Mainz schrieb und bis zum J. 1082 fortsetzte (M. G. V. 495—562). Das Werk des Marianus benutzte bereits die Chronik des Siegbert von Gembloux, die bis

zum Jahre 1111 reicht (M. G. VI. 300—374); Hermann und Siegberts Chronik der Abt Eckehard von Aurach in ſeiner bis zum Jahre 1125 fortgeführten Weltchronik (M. G. VI. 33—265). Bis zum Jahre 1139 gedeiht das Werk des ſogenannten Annalista Saxo, eine weitſchichtige Compilation ſpäterer Zeit, die hauptſächlich dadurch Intereſſe gewinnt, daß ſie einzelne Fragmente verloren gegangener Quellen aufbewahrt hat (M. G. VI. 553—777)[1]). Endlich gehören hierin die ſchon oben S. 785 berührten Magdeburger Annalen, die größtentheils aus denſelben Quellen mit dem Annalista Saxo ſchöpfen. So wichtig in allen dieſen Annalen und Chroniken Einzelnes für die Geſchichte des zehnten Jahrhunderts iſt, ſo geringe Bedeutung haben ſie für dieſe Zeit im Ganzen. Eine neue Behandlung der Univerſalgeſchichte beginnt mit der Chronik Ottos von Freiſing: aber wenn auch das i. J. 1146 beendete Werk einen wiſſenſchaftlichen Fortſchritt bezeichnet, der Ertrag neuer Nachrichten, den man für die Geſchichte des zehnten Jahrhunderts aus demſelben gewinnt, bleibt ſehr unerheblich (M. G. XX. 116—301). Während Ottos Werk und ſeine weſentlich durch die kirchlichen Vorſtellungen der Zeit beeinflußte Auffaſſung der Weltgeſchichte große Verbreitung fanden und auf viele ſpätere hiſtoriſche Werke einwirkten, drang zugleich um die Mitte des zwölften Jahrhunderts die Sage, wie ſie im Stillen die Thaten unſerer Kaiſer umſponnen hatte, auch in die Literatur ein und begann der Geſchichte des zehnten Jahrhunderts eine von der wahren Tradition abweichende Geſtalt zu geben. So hat ſchon in der gereimten deutſchen Kaiſerchronik, welche 1146 in Regensburg oder der Umgegend zum Abſchluß kam, die Geſchichte der ſächſiſchen Kaiſer eine höchſt mährchenhafte Färbung gewonnen, ſo daß zwiſchen echter Ueberlieferung, Volksſage und willkürlicher Erfindung des Verfaſſers ſchwer zu unterſcheiden iſt. Ausgaben von Maßmann (Quedlinburg 1849) und Diemer (Wien 1849). Wenigſtens ſo viel iſt klar, daß die Volksſage im oberen Deutſchland dieſer Zeit ihr Gepräge noch nicht feſt aufgedrückt hatte. Anders in Sachſen, wo ohnehin die Theilnahme für die Thaten der großen einheimiſchen Fürſten weit lebendiger war. Was man ſich im Volksmunde von Heinrich I. und den Ottonen erzählte, wurde hier etwa um dieſelbe Zeit, wo jene deutſche Kaiſerchronik entſtand, in lateiniſcher Sprache aufgezeichnet; vielleicht waren die Aufzeichnungen Zuſätze zu der in Sachſen viel benutzten Chronik des Eckehard. Schon der ſächſiſche Annaliſt hat dieſe ſagenhaften Aufzeichnungen mehrfach benutzt, aber in bei weitem größeren Umfang der Verfaſſer einer im Kloſter zu Pöhlde um 1180 entſtandenen Weltchronik, die von Pertz zum erſtenmale unter dem Namen Annales Palidenses (M. G. XVI. 48—98) veröffentlicht iſt. Ob der Verfaſſer Theodorus hieß, wie Pertz annimmt, kann zweifelhaft ſein, da beide Stellen, in denen der Name erſcheint, eher auf einen älteren vom Verfaſſer citirten Gewährsmann, als auf ihn ſelbſt zu deuten ſein möchten und eine Verderbung der Namen Iſidorus möglich iſt. Jedenfalls iſt die Arbeit für die früheren Zeiten nur eine Compilation, die für die Geſchichte des zehnten Jahrhunderts nur durch die mitgetheilten Kaiſerſagen Intereſſe hat. Die-

1) Dazu gehört beſonders ein umfaſſenderes, ſelbſt ſchon compilirtes Annalenwerk, welches auch in den Annales Magdeburgenses benutzt wurde und wahrſcheinlich im Kloſter Nienburg um die Mitte des zwölften Jahrhunderts entſtanden iſt. C. Günther, Chronik der Magdeburger Erzbiſchöfe S. 63—72 und P. Scheffer-Boichorſt in den Forſchungen zur deutſchen Geſchichte Bd. XI. S. 485—489. Scheffer-Boichorſt weiſt am angeführten Orte S. 498—506 auch nach, daß eine ältere Halberſtädter Quelle vom ſächſiſchen Annaliſten in größerem Umfange, in geringerem von dem Verfaſſer der Annales Magdeburgenses verarbeitet iſt.

selben Sagen finden sich dann in der niederdeutschen sogenannten Repgowschen Chronik und in einer Weltchronik wieder, von der ich eine Handschrift in der Königsberger Universitätsbibliothek (Cod. 1150) fand und auf die ich zuerst aufmerksam machte. Nach Waitzs Ansicht schöpfte der Verfasser der Repgowschen Chronik diese sagenhaften Nachrichten aus der Annales Palidenses, und die Königsberger Chronik ist nicht, wie ich früher annahm[1]), die lateinische Grundlage der niederdeutschen Chronik, sondern Uebersetzung derselben.

4) Die Nationalchroniken der östlichen Völker beginnen erst im zwölften Jahrhundert und sind dann meist noch von Fremden geschrieben. Die älteste ist die Chronik der Polen, die man früher einem Martinus Gallus zugeschrieben hat; sie ist in den Jahren 1109—1113 entstanden und jedenfalls das Werk eines Fremden, vielleicht eines Italieners. (Man sehe H. Zeißberg, Polnische Geschichtsschreibung des Mittelalters S. 26—29.) Der Verfasser schöpfte vorzugsweise aus mündlicher Tradition, aus geschichtlicher und noch mehr aus sagenhafter (M. G. IX. 423—478. M. Pol I. 389—484). Die älteste Chronik Böhmens schrieb fast gleichzeitig der Böhme Cosmas, Domdechant bei St. Veit in Prag; er führte das Werk bis zu seinem Todesjahr (1125). Cosmas handelt über die früheren Zeiten theils nach älteren Quellen und Urkunden, theils nach Volkssagen und glaubwürdiger Tradition. Die Chronik ist in den M. G IX. 31—132 von Köpke nach einem sehr reichen Apparat herausgegeben. Endlich verfaßte auch der deutsche Priester Helmold in den Jahren 1160—1170 eine Chronik der Wenden, unter denen er lebte; sie geht auf die früheren Zeiten zurück, indem sie bald sich an Adam von Bremen, bald an urkundliches Material, bald auch an alte Lieder und Sagen anschließt. Die neueste Ausgabe Helmolds ist aus dem Nachlaß Lappenbergs in den M. G. XXI. 11—99 erschienen und davon auch eine Handausgabe veranstaltet; Uebersetzung in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit XII. Jahrg. 7. Band von Laurent mit einer Vorrede von Lappenberg. Die Anfänge der Geschichtsschreibung für Ungarn sind in drei Lebensbeschreibungen des heiligen Stephan gegeben, die sämmtlich zwischen 1095 und 1114 entstanden sind. Mit Endlicher hält Wattenbach, der sie in den M. G. XI. 226—242 herausgegeben hat, das kürzeste Werk für das älteste, für etwas jünger die ausführlichere Lebensbeschreibung; beide benutzte dann Hartwich, der Verfasser der dritten Lebensbeschreibung, wahrscheinlich eine Person mit dem gleichzeitigen Bischof von Regensburg, zu einer Compilation, die er noch mit einigen Zusätzen bereicherte.

1) Es ist unnöthig meine Begründung, die sich in der zweiten und dritten Auflage vorliegt, zu wiederholen, nachdem die Untersuchungen weiter geführt sind, und auch wohl demnächst das Material zur definitiven Entscheidung der Frage vollständig vorliegen wird. Man sehe vor Allem Waitzs Abhandlung über die sächsische Kaiserchronik und ihre Ableitungen in den Schriften der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen Bd. XII. und L. Weilands Aufsatz: Zur Quellenkritik der Sachsenchronik in den Forschungen zur deutschen Geschichte. Bd. XIII. S. 159—168.

3. Untergeschobene Quellenschriften.

Es sind hauptsächlich zwei untergeschobene Quellenschriften, die nach einander auf die Geschichtsschreibung des zehnten Jahrhunderts einen erheblichen Einfluß geübt haben und nachher von der Kritik als Werke des Betrugs enthüllt sind. Zuerst das Chronicon Corbeiense, das Wedekind in seinen Noten zu einigen Geschichtsschreibern des deutschen Mittelalters B. I. 374—399 herausgab. Der Beweis der Unechtheit wurde von Hirsch und Waitz in Rankes Jahrbüchern des deutschen Reichs III. 1 mit unwiderleglichen Gründen geführt; über den Urheber der Fälschung allein ist man nicht völlig im Klaren, indem Waitz und Hirsch den Pastor Joh. Friedr. Falke (gestorben 1752) als solchen nachzuweisen suchten, Wigand aber in einer 1841 erschienenen Schrift (Die Korveischen Geschichtsquellen) den Betrug dem bekannten Historiker Paulini (gestorben 1712) aufbürden wollte. Zu derselben Zeit, wo das Chronicon Corbeiense beseitigt wurde, kam zu nicht geringem Ansehen ein untergeschobenes Chronicon Cavense, das im Jahre 1753 Franc. Maria Pratilli, Canonicus zu Capua, in seiner Ausgabe der Historia principum Longobardorum des Pellegrino (T. IV 386—431) veröffentlichte. Der Betrug wurde zuerst von Pertz entdeckt, der auch sogleich den Verdacht der Fälschung auf Pratilli selbst lenkte. Durch die Untersuchung der Chronik bis in die geringsten Einzelheiten hat dann Köpke diesen Verdacht über allen Zweifel erhoben und bewiesen, daß es mit mehreren anderen von Pratilli veröffentlichen Quellen, die bis dahin unbefangen benutzt waren [1]), gleiche Bewandtniß habe, wie mit der Chronik von Cava. Zu derselben Zeit enthüllte Mommsen Pratilli auch als Inschriftenfälscher. Pertz, Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtkunde IX. S. 1—239.

---

4. Actenstücke und Urkunden.

Die wichtigsten Quellen für die Geschichte des zehnten Jahrhunderts sind neben den Geschichtsschreibern die Gesetze und Synodalbeschlüsse, wie die kaiserlichen und päpstlichen Urkunden. Die Gesetze sind gesammelt in den M. G. Legg. T. I. und II., auch die Synodalbeschlüsse finden sich meist dort und außerdem in der großen Conciliensammlung von Mansi Bd. XVIII. und XIX. Die päpstlichen und kaiserlichen Urkunden liegen dagegen, so weit sie gedruckt sind, durch die gesammte historische Literatur zerstreut; doch findet man die wichtigsten bei Leibniz (Annales imperii occidentis T. II. und III) bei einander. Ein vortreffliches Repertorium der Kaiserurkunden besitzen wir von Fr. Böhmer in seinem Werke: Regesta chronologico-diplomatica regum atque imperatorum Romanorum inde a Conrado I. usque ad Heinricum VII. Die Urkunden der römischen Könige und Kaiser von Conrad I. bis Heinrich VII. Frankfurt a. M. 1831. Vielfache Zusätze ergeben sich aus den zahlreichen seit jener Zeit er-

1) Catalogus ducum Beneventi et principum Salerni, Chronicon comitum Capuae, Arnulfi Chronicon Sarracenico-Calabrum, Ubaldi Chronicon Neapolitanum und ein angeblicher Codex der Annales Beneventani.

schienenen Urkundensammlungen; aus Böhmers eigenem Nachlaß hat J. Ficker eine größere Sammlung unter dem Titel Acta imperii selecta (Innsbruck 1870) herausgegeben. Der ganze bekannte Vorrath der Kaiserurkunde ist neugeordnet in dem überaus fleißigen Werke: K. F. Stumpf, die Reichskanzlei vornehmlich des X., XI. und XII. Jahrhunderts (Innsbruck 1865 ff.), wo sich Bd. II. Abth. 1. die Urkunden der sächsischen Kaiser finden. Es genügt meist nach diesem unentbehrlichen Hülfsmittel die Kaiserurkunden einzuführen, zumal sich dort alle erforderlichen Hinweise auf Böhmer und die andern in Rede kommenden Werke finden; die Verweisungen auf Stumpfs Werk sind mit St. R. und der Nummer in den folgenden Anmerkungen bezeichnet. Eine gleich wichtige Arbeit, wie Böhmer und Stumpf für die kaiserlichen Urkunden, hat Ph. Jaffé für die päpstlichen geliefert in seinen Regesta pontificum Romanorum. Berolini 1851. — Die Zahl der Urkunden, die aus dieser Zeit erhalten sind, ist nicht gering, und sie bieten unter anderen Vortheilen auch den einer fortlaufenden Kritik der Quellenschriftsteller dar, besonders in chronologischer Beziehung; nur muß dabei stets in das Auge gefaßt werden, daß 1) unter den überlieferten Urkunden manche untergeschobene sind und daß 2) die chronologischen Angaben der Urkunden selbst bei der Verwirrung, die oft in der kaiserlichen Kanzlei herrschte, nicht selten einer Rectificirung bedürfen.

---

5. Hülfsmittel [1]).

a) Reichs- und Kaisergeschichten.

G. W. Leibnitii Annales imperii occidentis Brunsvicenses ed. G. H. Pertz. T. II. III. Hannoverae 1843. Leibniz faßte als Historiograph des Hauses Braunschweig den Plan, Annalen des deutschen Reichs von Karl dem Großen an bis auf seine Zeit mit stäter Berücksichtigung des Braunschweigischen Hauses und Landes zu schreiben. Nach großen Reisen, die er für diese Arbeit unternahm, und nach Ansammlung eines gewaltigen Apparats schritt er zu der Ausarbeitung des Werks, die mehrfach unterbrochen ihn vom Jahre 1692 bis zu seinem Tode im Jahre 1716 beschäftigt hat. Im Jahre 1707 sah er die Unmöglichkeit sein Werk nach dem ersten Plane zu beendigen und beschloß dasselbe nur bis zum Tode Kaiser Ottos IV. zu führen; 1716 war es ihm schon genug bis zum Tode Kaiser Heinrichs II. zu gelangen, d. h. bis zum Ende des letzten Kaisers des „alten Hauses Braunschweig". Auch diese Zeit erreichte Leibniz nicht; die Geschichte war nur bis zum Jahre 1005 vollendet, als der Tod ihn ereilte. Das Werk blieb ungedruckt in der königlichen Bibliothek zu Hannover, bis Pertz es neuerdings der Oeffentlichkeit übergab. Die früheste unserer großen Reichsgeschichten ist somit am spätesten an das Licht getreten, gewiß zum großen Nachtheil der deutschen Geschichtswissenschaft, die einen anderen Gang gewonnen oder mindestens manche Schwierigkeiten leichter überwunden hätte, wenn sie an Leibnizs Werk sich hätte anschließen können. Von beson-

1) Hülfsmittel, die sich nur auf einzelne Theile der in diesem Bande behandelten Geschichte beziehen, sind später in den Anmerkungen angegeben.

derer Wichtigkeit sind für uns auch jetzt noch Leibniz Annalen durch die ungemein reichhaltige Sammlung urkundlichen Stoffs, wie durch die scharfe und eindringende Kritik, die sich fast durchgängig geltend macht.

S. Fr. Hahn, Vollständige Einleitung zu der Teutschen Staats-Reichs- und Kayser-Historie. Th. 1 u. 2. Halle und Leipzig 1721. Dieses durch fleißige Sammlung des quellenmäßigen Materials und bequeme Gruppirung des Stoffs verdienstliche Werk ist noch jetzt für die Kaisergeschichte brauchbar.

J. J. Mascovii Commentarii de rebus imperii Romano-Germanici a Conrado I. usque ad obitum Henrici III. Lipsiae 1747. Neue und verbesserte Ausgabe 1757. Ein durch Forschung und Darstellung sehr ausgezeichnetes Werk, das auf alle folgende Behandlungen der Geschichte dieser Zeit den größten Einfluß geübt hat, aber auch neben ihnen seinen Werth behält.

H. Luden, Geschichte des teutschen Volks. Gotha 1815--1837. Band 6. u. 7. Ludens Arbeit empfiehlt sich durch Wärme der Darstellung und hat auf die Quellenforschung anregend gewirkt, obwohl es selbst in derselben große Schwächen darbietet. Man wird über diese leichter wegsehen, als über die Tendenz des Ganzen. Dem Buch, worin er die Gründung des deutschen Kaiserthums erzählt, giebt Luden die Ueberschrift: „Des teutschen Reichs eitele Größe und gebrechliche Herrlichkeit."

Jahrbücher des deutschen Reichs unter dem sächsischen Hause, herausgegeben von L. Ranke. Berlin 1837—1840. Erster Band. Erste Abth. Heinrich I. von G. Waitz. Zweite Abth. Otto I. bis 951 von R. Köpke. Dritte Abth. Otto I. bis 973 von W. Dönniges. Zweiter Band. Erste Abth. Otto II. von W. Giesebrecht. Zweite Abth. Otto III. von R. Wilmans. Dritter Band. Erste Abth. Kritische Prüfung des Chronicon Corbeiense von S. Hirsch und G. Waitz. Annalistische Behandlung des Gegenstandes auf der breitesten Grundlage des vorhandnen Materials mit Anwendung aller Hülfsmittel der neueren Kritik. Die hier niedergelegten Forschungen bilden meist den Ausgangspunkt unserer Darstellung.

Eine Erweiterung und Umarbeitung des zuletzt genannten Werkes hat auf Anregung und unter Leitung L. v. Rankes die historische Commission bei der k. baier. Akademie der Wissenschaften in den seit dem Jahre 1862 erscheinenden Jahrbüchern der deutschen Geschichte unternommen. Von den bisher erschienenen Bänden dieses auf einen sehr großen Umfang berechneten Werks sind für die Geschichte des zehnten Jahrhunderts wichtig: Geschichte des ostfränkischen Reichs von E. Dümmler. Zweiter Band. Die letzten Karolinger. Konrad I. Berlin 1865; Jahrbücher des deutschen Reichs unter K. Heinrich I. von G. Waitz (Durchgreifende Umarbeitung des vorhin genannten Werks.) Berlin 1863; Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich II. von S. Hirsch Bd. 1 und 2. Berlin 1862. 1864.

H. Leo, Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reiches. Band 1. 2. Halle 1854. 1857. Durch übersichtliche und lebendige Darstellung, die aber mehr auf Hülfsmitteln als auf den Quellen ruht, ziehen diese Vorlesungen an: die gewagten Combinationen Leos wird man mit gleicher Ruhe prüfen müssen, wie sein oft schroffes Urtheil über Personen und Zeiten.

E. F. Souchay, Geschichte der deutschen Monarchie von ihrer Erhebung bis zu ihrem Verfall. Erster Band. Frankfurt am Main 1861. Eine für das größere Publikum berechnete Darstellung, bei der mehr neueren Hülfsmitteln als den Quellen gefolgt ist, obwohl der Verfasser mit diesen nicht unbe-

kannt ist. Begeistert für seinen Stoff, sucht er auch den Leser zu erwärmen; das Urtheil über die Thatsachen ist unbefangen, und man wird ihm in den meisten Fällen beipflichten können. Die Forschung zu fördern lag weniger in der Absicht.

S. Sugenheim, Geschichte des deutschen Volks und seiner Kultur. Erster Band. Leipzig 1866. Auch diese Darstellung ist für das größere Publikum berechnet. Wegen der fleißigen Sammlung des Materials nach den neuesten Forschungen und klarer Anordnung des Stoffs verdient sie beachtet zu werden. Der römisch-katholischen Kirche gegenüber nimmt der Verfasser eine sehr entschiedene Parteistellung ein.

b) Rechtsgeschichten.

K. Fr. Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. 4 Theile. Göttingen 1808. Der ersten Ausgabe sind vier andere gefolgt, die das Werk in stets verbesserter Gestalt geben: die fünfte ist vom Jahre 1844. Grundlage fast aller späteren Behandlungen der deutschen Rechtsgeschichte; obwohl im Einzelnen Eichhorns Resultate vielfach bestritten sind, hat man später doch die Grundzüge des von ihm aufgestellten Systems festgehalten.

J. Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer. Göttingen 1828. Die neue Ausgabe ist ein unveränderer Abdruck. Ungemein reiche Sammlung, die tiefe Blicke in das Rechtsleben des deutschen Volkes werfen läßt.

W. Dönniges, Das deutsche Staatsrecht und die deutsche Reichsverfassung. Erster Theil. Berlin 1842. Das Werk behandelt das Staatsrecht vom neunten bis zur Mitte des elften Jahrhunderts und zeichnet sich durch reichhaltiges Material und lebendige Auffassung der Verhältnisse aus.

F. Walter, Deutsche Rechtsgeschichte. Bonn 1853. Zweite, sehr verbesserte und vermehrte Ausgabe. Bonn 1857. Uebersichtliche und klare Darstellung der Wissenschaft auf ihrem jetzigen Standpunkte.

J. Hillebrand, Lehrbuch der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte. Leipzig 1856.

J. F. von Schulte, Lehrbuch der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte. Zweite umgearbeitete Auflage. Stuttgart 1870.

O. Stobbe, Geschichte der deutschen Rechtsquellen. Erste Abtheilung. Braunschweig 1860.

c) Kirchengeschichten.

Neben Neanders und Gieselers bekannten Werken, von denen sich das erste durch Tiefe der Auffassung, das andere durch zweckmäßige Concentrirung und Anordnung des Stoffs auszeichnet, sind zu nennen:

A. F. Gfrörer, Allgemeine Kirchengeschichte. Dritter Band. Dritte Abth. Stuttgart 1844. So wenig wir mit der Tendenz des Buchs, das im Wesentlichen die Gründung des deutschen Reichs nur den Bischöfen beimißt, einverstanden sind und so entschiedener Widerspruch gegen viele ganz willkürliche Hypothesen einzulegen ist, so bereitwillig haben wir die große Belesenheit des Verfassers und seine eigenthümliche Auffassung des Gegenstandes anzuerkennen. Es ist ein nicht geringes Verdienst, daß er die Kirchengeschichte jener Zeit mit der Reichsgeschichte in die un-

mittelbarste Verbindung gebracht hat, wenn auch der Zusammenhang der Dinge oft ein anderer sein sollte, als er ihm erscheint. Manche der in diesem Buche behandelten Partien der Geschichte hat Gfrörer in seinem letzten großen Werke: Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter (7 Bände. Schaffhausen 1859—1861) einer abermaligen Bearbeitung unterworfen; die Methode der Forschung ist wesentlich auch hier dieselbe und die Resultate derselben sind kaum gesicherter. Namentlich berühren die Ottonische Zeit die Entwicklungen über die Bildung des römischen Kirchenstaats im fünften und die Erhebung des städtischen Lebens in Deutschland im letzten Bande.

J. F. Damberger, Synchronistische Geschichte der Kirche und der Welt im Mittelalter, kritisch und aus den Quellen dargestellt. Vierter und fünfter Band. Regensburg 1852. Die Darstellung beruht auf den Quellen, die Kritik derselben kann aber nur als eine überaus willkürliche bezeichnet werden. Wenn die sämmtlichen Schriften des Liudprand als untergeschoben, alle Briefe Gerberts als verfälscht ausgegeben werden, ohne daß jemals ein Beweis angetreten ist, wenn der Verfasser sich dagegen auf entschieden gefälschte Zeugnisse, wie den Aloldus von Pechlarn und die Schenkungsurkunde Ottos I. für Rom, bezieht, so kann unmöglich eine gesicherte Grundlage für die Darstellung gewonnen werden, zumal sich mit dieser willkürlichen Kritik eine sehr eigenmächtige Interpretation auch der nicht angezweifelten Quellen verbindet. Der Verfasser geht seinen eigenen Gang, weder von der Autorität evangelischer noch katholischer Schriftsteller läßt er sich leiten, beide oft mit sehr barscher Rede zur Seite weisend: aber man wird doch Bedenken tragen müssen, den von ihm eingeschlagenen Wegen zu folgen. Für die Größe der sächsischen Kaiser und Heinrichs II. hat er einen offenen Blick, und die aufrichtige Anerkennung ihrer Verdienste um die Kirche und die Welt wird auch den versöhnlicher stimmen, den die stark hervortretenden klerikalen Tendenzen des Werks verletzen.

A. Vogel, Ratherius von Verona und das zehnte Jahrhundert. 2 Theile. Jena 1854. Eine fleißige und gründliche Monographie, die mehrfach über ihren ursprünglichen Gegenstand hinaus Licht verbreitet.

C. J. Hefele, Conciliengeschichte, nach den Quellen bearbeitet. Vierter Band. Freiburg im Breisgau 1860.

d) Zur Literatur- und Kunstgeschichte.

W. Wackernagel, Geschichte der deutschen Litteratur. Erste Abtheilung. Basel 1851. Eine auf der ausgebreitetsten Kenntniß beruhende übersichtliche Darstellung der Geschichte unserer Nationalliteratur, die nach allen Seiten hin leichten Zugang zu Specialstudien eröffnet, ein unentbehrliches Handbuch für die Bearbeitung deutscher Geschichte.

G. G. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung. Fünfte völlig umgearbeitete Auflage. Erster Band. Leipzig 1871. Diese letzte Bearbeitung der früheren Partien des berühmten Werks hat durch die sorgfältige Benutzung aller neueren Detailforschungen einen ganz besonderen Werth.

K. Müllenhoff und W. Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8—12. Jahrhundert. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. Berlin 1873.

W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Erster Band. Dritte umgearbeitete Auflage. Berlin 1873. Vollständigkeit, Gründlichkeit, klare und zweckmäßige

Darstellung empfehlen dieses Buch auf gleiche Weise, welches zum erstenmal die Geschichtsschreibung unserer Kaiserzeit nach allen Seiten in das rechte Licht gestellt hat; in den späteren Auflagen sind die neuesten den Gegenstand des Buchs betreffenden Publicationen stets vollständig nachgetragen und auf Grund derselben vielfache Verbesserungen vorgenommen.

A. Potthast, Bibliotheca historica medii aevi, Wegweiser durch die Geschichtswerke des europäischen Mittelalters von 375—1500. Berlin 1862. Supplement 1868. Ein sehr bequemes literarisches Hülfsbuch, mit Fleiß und Umsicht bearbeitet.

C. Schnaase, Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Zweiter Band. Die romanische Kunst. Düsseldorf 1871.

e) Specialgeschichten deutscher Länder.

Von den zahllosen Arbeiten über die Geschichte einzelner deutscher Landschaften, Herrschaften und Städte berühren die meisten die Kaisergeschichte des zehnten Jahrhunderts nur vorübergehend und gewähren deshalb für unseren Gegenstand geringe Ausbeute. Sehr wichtig sind dagegen die folgenden Werke:

Ch. Fr. Stälin, Wirtembergische Geschichte. Erster Band. Stuttgart 1841. Nach dem Plan des Verfassers umfaßt dieser Band im Wesentlichen die gesammte Geschichte des schwäbischen Volkes und Landes bis zum Jahre 1080. Das in großer Vollständigkeit angesammelte Material ist in der übersichtlichsten Weise verarbeitet, so daß die Arbeit allen verwandten zum Muster dienen sollte.

L. Giesebrecht, Wendische Geschichten aus den Jahren 780 bis 1182. Drei Bände. Berlin 1843. Das Werk giebt die Geschichte der gesammten wendischen Marken mit stäter Beziehung auf die Geschichte des Reichs sowohl, wie auf die Verhältnisse der im Norden und Osten mit dem Reiche grenzenden Völker. Nicht allein die deutschen, böhmischen und polnischen Quellen sind in ihrem ganzen Umfange kritisch benutzt, sondern auch die nordische Literatur; so erhebt sich die Darstellung auf völlig neuen Grundlagen. Wo die Kaisergeschichte die wendischen Geschichten berührt, ist von uns hauptsächlich auf dieses Werk zurückgegangen, dem wir auch vorzugsweise in der Darstellung der dänischen Verhältnisse jener Zeit gefolgt sind.

M. Büdinger, Oesterreichische Geschichte bis zum Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts. Erster Band. Leipzig 1858. Mit kritischer Benutzung aller Quellen und Hülfsmittel ist hier eine Darstellung nicht allein der Anfänge der Mark Oesterreich, sondern auch des böhmischen und ungarischen Reichs geliefert, wie man sie lange schmerzlich entbehrte. Die Verhältnisse des Reichs im Süd-Osten gewinnen durch dieses Werk neues Licht, und wie der Verfasser vielfach auf die Geschichte des baierischen Herzogthums eingehen muß, füllt er zugleich in erwünschtester Weise eine Lücke aus, welche durch die Unterbrechung der im Jahre 1853 von Contzen begonnenen Geschichte Baierns entstanden ist.

Für die Geschichte Sachsens im zehnten Jahrhundert sind zu beachten:

W. Havemann, Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg. Erster Band. Göttingen 1853.

J. S. Seibertz, Landes- und Rechtsgeschichte des Herzogthums Westfalen. Theil 1. 2. Arnsberg 1860. 1861.

f) Geſchichten dauernd oder zeitweiſe vom deutſchen Reiche abhängiger Länder und Städte.

L. Ant. Muratori, Annali d'Italia dal principio dell' era volgare sino all' anno 1749. Milano 1744—1749. Dann oft neuaufgelegt. Die Ueberſetzung, die in Leipzig in 9 Bänden von 1745 bis 1750 erſchien, hat Berichtigungen und manche wichtige Zuſätze; der fünfte Band derſelben umfaßt die Geſchichte des zehnten Jahrhunderts. Muratoris Werk iſt die Grundlage aller ſpäteren italieniſchen Arbeiten und im Ganzen und Großen noch jetzt unübertroffen. Auch das Werk von G. la Farina, Storia d'Italia narrata al popolo Italiano (Firenze 1845) zeigt, obwohl es auf die Quellen zurückgeht, keinen weſentlichen Fortſchritt, man müßte ihn denn in der ſehr rhetoriſchen Darſtellung ſuchen.

J. F. Le Bret, Geſchichte von Italien (enthalten in der Fortſetzung der allgemeinen Welthiſtorie Band 40 f.). Halle 1778. Auf Muratoris Material fußend, ſtellt das Werk die Ereigniſſe klar und überſichtlich dar; auch die nach Muratori in Italien erſchienene hiſtoriſche Literatur iſt vielfach berückſichtigt.

H. Leo, Geſchichte von Italien. Band 1. Hamburg 1829. Einzelne Theile ſind mit ſcharfer Kritik behandelt und dadurch Reſultate gewonnen, die allgemeine Annahme gefunden; im Ganzen giebt das Buch eine geiſtreiche und überſichtliche Darſtellung der behandelten Zeiten.

J. Ficker, Forſchungen zur Reichs- und Rechtsgeſchichte Italiens. Drei Bände. Innsbruck 1868—1872. Der vierte Band, von dem bis jetzt nur die erſte Abtheilung erſchienen iſt, enthält Urkunden. Ein Werk bewunderungswürdigen Fleißes und der gründlichſten Forſchung, welches die Reichs- und Rechtsgeſchichte Italiens im Mittelalter nach allen Seiten aufgeklärt hat. Die Studien des Verfaſſers ſind beſonders der ſtaufenſchen Zeit zugewandt, doch werden vielfach auch die früheren Perioden in Betracht gezogen.

F. Gregorovius, Geſchichte der Stadt Rom im Mittelalter. Zweite durchgearbeitete Auflage. Dritter Band. Stuttgart 1870. Ein Werk ausdauernder Arbeit, welches eine weſentliche Lücke in unſerer hiſtoriſchen Literatur füllt. Der Verfaſſer verbindet mit einer genauen Kenntniß des römiſchen Bodens eine Beleſenheit in der ſeinen Gegenſtand berührenden italieniſchen und deutſchen Literatur, wie ſie ſich ſelten findet, und hat auch die italieniſchen Archive fleißig benutzt. Zu bedauern iſt, daß er wohl aus Rückſichten für das größere Publicum ſein neues Material mehr andeutet als mittheilt. Papencordts Geſchichte der Stadt Rom im Mittelalter, wie ſie aus dem Nachlaſſe des Verfaſſers von C. Höfler herausgegeben iſt, trägt in den meiſten Theilen das Anſehen eines überſichtlichen Entwurfs, der noch zu weiterer Ausführung und Durcharbeitung beſtimmt war. Ueberſichtlich, aber auf der Baſis eingehender Studien werden die hier in Betracht kommenden Verhältniſſe der Kaiſerſtadt dargeſtellt in dem zweiten Bande des großen Werkes von A. v. Reumont, Geſchichte der Stadt Rom. Berlin 1867.

Fr. Palacky, Geſchichte von Böhmen. Band 1. Prag 1836.

R. Röpell, Geſchichte Polens. Band 1. Hamburg 1840.

F. C. Dahlmann, Geſchichte von Dänemark. Band 1. Hamburg 1840.

Die letztgenannten drei Werke, von denen jedes in ſeiner Weiſe die größten Verdienſte hat, berühren nur vorübergehend die Verhältniſſe des deutſchen Reichs, da ſie ſich überwiegend die Entwicklung der inneren Verhältniſſe der behandelten Staaten zum Gegenſtande gemacht haben.

II. Anmerkungen.

Buch II. Kapitel 1. Geschichte Ludwigs des Kindes.

Quellen. Gleichzeitig: Annales Fuldenses bis zum Jahre 901. Reginonis Chronicon bis z. J. 906. Annales Alamannici. Annales Hersfeldenses in den abgeleiteten Annalen. Die Zustände der Zeit berühren gelegentlich die Gedichte des Bischofs Salomo von Konstanz (Ausgabe von Dümmler in den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich XII. 6. S. 230–247). — Spätere Quellen: Continuator Reginonis. Lindprandi Antapodosis L. II. c. 1—6. Widukind L. I. c. 16. Hrotsvitha de primordiis coen. Gandersh. und Eckehardi IV. Casus s. Galli (M. G. II. p. 83. 84). — Die von Ludwig dem Kinde erhaltenen Urkunden sind verzeichnet von Böhmer: Regesta chronologico-diplomatica Karolorum. Frankfurt am Main 1833. S. 114–118.

Hülfsmittel. K. Rintelen, Geschichte Ludwigs des Kindes und Konrads I. in den Forschungen zur deutschen Geschichte III. S. 313—362. E. Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reichs II. S. 491–570. Man vergleiche auch Phillips, König Ludwig das Kind in den Vermischten Schriften (Wien 1856) I. S. 269 ff.; F. L. Dammert, Hatto I. Erzbischof von Mainz und seine Zeit in den Programmen des Lyceums von Freiburg i. Br. 1864. 1865; J. Heidemann, Hatto I. Erzbischof von Mainz im Programm des grauen Klosters zu Berlin 1865; F. W. v. Raczeck, Salomo III. Bischof von Konstanz und Abt von St. Gallen im Programm des Gymnasiums zu Glogau 1853.

S. 167. — Auf den angeblichen Brief Hattos an Papst Johann IX. (Böczek Cod. diplom. Moraviae I. p. 64) mag ich mich für die Umstände bei Ludwigs Wahl nicht mehr berufen, nachdem E. Dümmler in seiner Abhandlung über die südöstlichen Marken des fränkischen Reichs unter den Karolingern (Aus dem Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen Band 10) S. 78 Zweifel an der Echtheit des Schreibens erhoben und Büdinger (Oesterreichische Geschichte I. 279. 280) die Unechtheit positiv behauptet hat. In der That scheint mir eine Fälschung unzweifelhaft, bei welcher der Brief Theotmars von Salzburg und seiner Suffraganen (Boczek I. p. 60) zu Grunde gelegen hat. Auffällig ist mir unter Anderem die Wendung in dem ersten Briefe: velint, nolint, Francorum principibus colla submittent, welcher

in Theotmars Briefe die Worte entsprechen: sive velint, sive nolint, regno nostro subacti erunt. Unter Anderen hat R. Usinger zu Hirschs Jahrbüchern des Deutschen Reichs unter Heinrich II. S. 430 jenes verdächtige Schreiben benutzt, ohne die Gründe anzugeben, welche ihm für die Echtheit desselben sprechen; Stein in seiner Geschichte Konrads I. S. 128—130 sucht die erhobenen Bedenken zu beseitigen, aber ohne vollkommen durchschlagende Gründe.

S. 169—174. — Ueber den ersten Einbruch der Ungarn in das Reich und ihre frühesten Züge handelt am gründlichsten nach den Quellen E. Dümmler in seiner Schrift: de Arnulfo Francorum rege, p. 78 ff., in der angeführten Abhandlung über die südöstlichen Marken des fränkischen Reichs unter den Karolingern und in seiner Geschichte des ostfränkischen Reichs II. S. 437 ff. 543 ff. Diese sich ergänzenden trefflichen Darstellungen liegen der unsrigen zu Grunde. Man vergleiche auch Büdinger, Oesterreichische Geschichte I. S. 209 ff. Das Datum der großen Niederlage der Baiern, über welches früher die Angaben schwankten, ist jetzt durch ein altes Freisinger Martyrologium auf den 6. Juli 907 sicher festgestellt; von dem Siege Herzog Arnulfs an der Rott am 11. August 909 haben wir erst durch dasselbe Martyrologium Nachricht erhalten. Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte Band VII. S. 451 und 454 und Jaffés Bemerkungen ebendaselbst S. 480. 481. Neu und interessant ist auch die Notiz der Annalen Altahenses maiores z. J. 911: Proelium cum Ungariis ad Liubhinga (Loiching an der Isar).

S. 178—188. — Die Entstehung der Herzogthümer ist Gegenstand vieler gelehrter Untersuchungen gewesen. Leibniz leitete die herzogliche Gewalt aus der Stellung der Karolingischen Missi ab, und diese Meinung herrschte ziemlich allgemein, bis Stenzel darauf hinwies, daß das Herzogthum meist aus der Markgrafschaft hervorgegangen sei. Die Einseitigkeit dieser wie jener Ansicht zeigte Waitz in den Jahrbüchern des deutschen Reichs unter dem sächsischen Hause I. 1. S. 125 ff. Das Material hat dann noch einmal Dönniges (Deutsches Staatsrecht S. 291—366) vollständig gesammelt und zu einer neuen Untersuchung benutzt, bei der er nach der Bedeutung, die er dem Ducat schon zu Karls des Großen Zeiten beilegt, auch hier mehr auf den Karolingischen Ducat zurückgeht. Sehr eigenthümliche Ansichten hat Leo zweimal über diesen Punkt vorgetragen. In seiner im Jahre 1827 erschienenen Schrift: Von der Entstehung der deutschen Herzogsämter leitete er die Herzogthümer aus Apanagirungen jüngerer Prinzen des Karolingischen Hauses her. Diese Ansicht hat er in den später herausgegebenen Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reichs selbst aufgegeben. Denn hier (Band I. S. 570 ff.) sucht er zu zeigen, daß die spätere Reichsverfassung nur ein Nachbild und Abbild der deutschen Kirchenverfassung gewesen und durch die politischen Ideen und Pläne des Erzbischofs Hatto und seiner Freunde in das Leben gerufen sei. Wie die deutsche Kirche unter einem Primas und vier anderen Erzbischöfen stand, sollte das Reich fortan vom Könige mit vier Herzogen regiert werden, die eine ähnliche Stellung unter ihm einnähmen, wie die Erzbischöfe unter dem Primas. Die Zeit unter Ludwig dem Kinde „benutzte Hatto, seinen Verfassungsplan für Deutschland durchzuführen und in den einzelnen Stämmen die mächtigsten Familien dadurch an sich zu knüpfen, daß er ihnen in einer neugebildeten herzoglichen Gewalt eine höhere Stellung verschaffte“ (S. 582); „Hatto ist es also, der die Herzogthümer formirte“ (S. 583). Es ist zu bedauern, daß Leo dieser seiner neuen Ansicht nicht eine quellenmäßige Grundlage zu geben versucht hat; dies war um so mehr nöthig,

als unseres Erachtens die Quellen Hatto und seine Freunde gerade als unversöhnliche Gegner aller derer erscheinen lassen, die nach einer herzoglichen Gewalt trachteten. Indessen hat neuerdings Stein in seiner Geschichte Konrads I. S. 137 ff. eine Ansicht vorgetragen, welche der früheren Leos nahe steht, indem er das Herzogthum aus einer bevorzugten Stellung ableitet, die von den Karolingischen Königen Anverwandten ihres Hauses in den einzelnen Stammländern eingeräumt wurde. Waitz hat nach unserer Ansicht das Richtige getroffen, obschon wir noch weit weniger, als er es thut, auf die Deduction einer allmählichen Entwicklung des Herzogthums aus Karolingischen Einrichtungen eingehen möchten. In Schwaben und Baiern mindestens erhob sich das Herzogthum geradezu als eine revolutionäre Gewalt, die nur in dem Drang der Zeitumstände ihre Berechtigung fand; will man hier für dieselbe einen historischen Anhaltspunkt gewinnen, so scheint er allein in den Nationalherzogen der Merovingerzeit gegeben. Ob übrigens der Inhaber dieser neuen Gewalt früher Kammerbote, Markgraf oder Herzog im Sinne der Karolingischen Zeit gewesen war, machte im Grunde keinen erheblichen Unterschied. Auch ist die Bezeichnung dux Anfangs keineswegs entscheidend, um Jemand eine herzogliche Gewalt nach der Auffassung der späteren Zeit beizulegen; vielmehr kommt es bei der ganzen Untersuchung nur auf den Nachweis an, daß sich in irgend einem Theile des Reichs eine weltliche Gewalt erhebt, welche wesentliche Rechte der Krone gewinnt und sich mit einer selbstständigen fürstlichen Macht gegenüber dem Königthum zu behaupten sucht. Löhers Ansicht (König Konrad I. und Herzog Heinrich von Sachsen S. 1—13) scheint, sofern ich anders sie richtig verstanden habe, wesentlich mit meiner Auffassung übereinzustimmen, doch weiß ich dies auf der andern Seite mit seiner Darstellung der Entstehung des sächsischen Herzogthums nicht ganz zu vereinbaren. Dümmler (Ostfränk. Reich II. S. 560 ff.) schließt sich im Allgemeinen meiner Ansicht an.

S. 179. 180. — Die Lieder und Sagen über den Kampf der Herzoge gegen die Krone und Geistlichkeit lassen sich durch Franken, Sachsen, Schwaben und Lothringen bei Liudprand, Widukind und Eckehard verfolgen. Auch Arnulf von Baiern wurde Held der Sage. Ob Reginar von Lothringen das Urbild des Reinecke Fuchs ist, wurde Gegenstand vieler Erörterungen. Nach früheren Vorgängen hat es Mone in seinem Reinardus vulpes wieder behauptet, Grimm es dagegen im Reinhart Fuchs p. CCL ff. nachdrücklich bestritten. Gervinus, früher Grimm beistimmend, hat sich später in seiner Literaturgeschichte schwankend ausgesprochen. Das wenigstens ist Grimm nicht zugegeben, daß dieser Reginar nur ein unbedeutender Mann in der lothringischen Geschichte sei, an den sich kein eingreifendes Ereigniß knüpfe; gewichtiger erscheint der Einwand, daß die lateinische Form für Reinhart (Renard) Reginardus, dagegen Reginarius dem Reinher (Renier) entspreche.

S. 183. 184. — Für die Personen des Reginar und Giselbert, die für die Geschichte der herzoglichen Gewalt in Lothringen von hervorragender Bedeutung sind, bieten die Urkunden der Abteien Stablo und Malmedy, die in einem Chartular des dreizehnten Jahrhunderts gesammelt sind, nicht unerhebliche Aufschlüsse, da Reginar und Giselbert Laienäbte dieser Klöster waren. Auf diese Urkunden und das übrige quellenmäßige Material gründet sich die fleißige, tiefer in den Gegenstand eindringende Abhandlung von K. Wittich, Die Entstehung des Herzogthums Lothringen (Göttingen 1862).

S. 185—187. — Nach Dümmler hat über die Anfänge des bairischen Herzogthums geschrieben K. Schottmüller, Entstehung des Stammherzogthums Baiern am

Ausgang der Karolingischen Periode (Berlin 1868). Ueber die Herkunft und die Besitzungen des Liudolfingischen Geschlechts hat Waitz in der neuen Bearbeitung der Geschichte Heinrichs I. S. 185—194 eingehend gehandelt und ist zu wesentlich neuen Resultaten gelangt.

S. 188. — Als Todestag Ludwigs des Kindes findet man öfters den 20. August angegeben; dies beruht auf einer Vermuthung Böhmers (Regesta Karolorum S. 118). Aber die Notiz in dem Lorscher Nekrolog, auf welche die Conjectur sich stützt, bezieht sich auf Ludwig III.; man vergleiche Böhmers eigene Bemerkung darüber (a. a. O. S. 93). Der 24. September ist als Todestag eines Königs Ludwig im Necrologium Augiense (Mittheilungen der antiquar. Gesellschaft in Zürich VI. 2. S. 40) bezeichnet, und es kann hier nur an Ludwig das Kind gedacht werden. Vergleiche Dümmler Ostfränk. Reich II. 556.

Buch II. Kapitel 2. Geschichte Konrads I.

Quellen. Gleichzeitig: Annales Alamannici. Annales Hersfeldenses in den abgeleiteten Annalen. Annales Corbeienses. Annales Salisburgenses in den abgeleiteten Annalen. Das wichtigste Aktenstück bilden die Verhandlungen der Altheimer Synode (M. G. Legg. II. 534—560). Spätere Quellen: Fragmentum de Arnulfo duce Bavariae (M. G. XVII. 570). Continuator Reginonis. Liudprandi Antapodosis L. II. c. 17—20. Widukind L. I. c. 15—25. Hrotsvitha de primordiis coen. Gandersh. Vita Mathildis antiquior c. 1—4; danach die jüngere Lebensbeschreibung. Thietmar L. I. c. 4. 5. Eckehardi Casus s. Galli (M. G. II. 84—91. 103). — Konrads I. Urkunden sind herausgegeben von Böhmer, Acta Conradi (Frankfurt a. M. 1859), registrirt in den Regesta Karolorum S. 118—120 und in den Kaiserregesten S. 1. 2.

Hülfsmittel. Die Geschichte Konrads I. ist neuerdings mehrfach behandelt worden: von K. Schwarz in dem Programm des Gymnasiums zu Fulda 1850, von K. Rintelen am bereits angeführten Orte, von E. Dümmler in der Geschichte des ostfränkischen Reichs II. S. 570—617, endlich in einer größeren Schrift von Friedrich Stein, Geschichte des Königs Konrad I. von Franken und seines Hauses (Nördlingen 1872). Der Verfasser des letztgenannten Buchs hat mit großem Fleiß nach den Quellen gearbeitet, aber ich vermag seiner Auffassung der Kämpfe Konrads mit den Herzogen und dem Resultat derselben nicht beizustimmen. Vielfach ist Waitz in seiner Geschichte Heinrichs I. (Neue Bearbeitung) auf die Geschichte Konrads zurückgegangen. Man vergleiche auch Phillips, König Konrad I. in den Vermischten Schriften I. S. 278 ff.; ferner Franz Löher, König Konrad I. und Herzog Heinrich von Sachsen, ein Beitrag zur deutschen Rechtsgeschichte (München 1858).

S. 190—192. — Ueber Konrads I. Wahl verbreitet sich Phillips, Die Fortdauer der Karolingischen Verfassung in Deutschland in der Zeit von 887 bis 1024 (Vermischte Schriften I. S. 208 ff.). Er sucht S. 210 bis 212 zu zeigen, daß Konrad nur von den Franken gewählt sei, aber so leicht läßt sich die Autorität der Annales Alamannici und des Widukind nicht abweisen. Ueberdies sind urkundliche Zeugnisse vorhanden, daß Konrad in Schwaben und Baiern Anfangs Anerkennung fand, namentlich bei der Geistlichkeit. In der Urkunde vom 25. September 912 in v. Mohrs Codex diplom. zur Geschichte von Graubünden I. S. 57 erscheinen auch Erchanger, Pfalzgraf genannt, und Berchtholb bei Konrad. Die Kritik, welche Löher a. a. O. S. 40 Widukinds Erzählung angedeihen läßt, scheint mir nicht evident. Man vergleiche auch Waitz S. 195 ff.

S. 190. — Widukind sagt I. c. 15: Ob id, qui olim socii et amici erant Francorum, iam fratres et quasi una gens ex christiana fide, veluti modo videmus, facta est. Er hatte meines Erachtens Einhard (Vita Karoli c. 7) vor Augen, wie gleichfalls der Poeta Saxo (M. G. I. p. 261) in der sehr verwandten Stelle. Sollte Agius, wie Pertz vermuthet, der Poeta Saxo sein, so würden dessen Worte für die Auffassung dieser Stammesverhältnisse in der Familie der Ludolfinger ein besonderes Interesse haben.

S. 194. — Von einer besonderen Herzogswahl Heinrichs spricht die ältere Vita Mathildis c. 4, aber in sehr unklaren Wendungen.

S. 195. — Daß der 15. Mai Hattos Todestag ist, unterliegt nach den Merseburger und Reichenauer Nekrologien keinem Zweifel. Die Hersfelder Annalen setzen Hattos Tod in das Jahr 912, nach ihnen mehrere abgeleitete Annalen: aber Hatto kann erst im Jahre 913 gestorben sein. Wäre eine angebliche Urkunde Hattos vom 10. August 913, die sich in v. Mohrs Codex diplomaticus I. S. 58 findet, für echt zu halten, so wäre Hattos Tod sogar auf das Jahr 914 hinauszuschieben; die Urkunde ist jedoch auch abgesehen davon, daß sie Hattos Leben gegen das Zeugniß der besseren Quellen bis in dieses Jahr verlängert, nach Inhalt und Form im höchsten Grade verdächtig. Bei der Fälschung ist wahrscheinlich eine Stelle in den Casus s. Galli (M. G. II. 89) zu Grunde gelegt worden.

S. 198—204. — In der Darstellung der baierischen Verhältnisse unter Konrad I. bin ich mit Büdinger den aus den alten Salzburger Annalen abgeleiteten, leider sehr fragmentarischen Nachrichten gefolgt und habe auch deren chronologische Angaben beibehalten, obwohl Jaffé (M. G. XVII. 570. Note 14) und Hirsch, Heinrich II. Band I. 24. 25 die Glaubwürdigkeit derselben bezweifelt haben. Der Beachtung werth ist das Fragmentum de Arnulfo duce Bavariae, zuletzt von Jaffé l. c. edirt und erklärt. So vieldeutig es ist, kann ich nicht mit Löher daraus folgern, daß Heinrich schon bei Konrads Lebzeiten einen Zug nach Baiern unternommen habe. Die Abfassung des Fragments, wenn auch die erhaltene Handschrift erst dem zwölften Jahrhundert angehört, fällt in Herzog Arnulfs Zeit oder spätestens in das kurze Regiment seines Sohnes; später hatten sich sowohl über Arnulfs Verfahren gegen die Kirchen, wie über die königliche Autorität ganz andere Ansichten in Baiern befestigt. Der Verfasser ist ein Anhänger Arnulfs und das Fragment zunächst eine Invective gegen einen dem baierischen Herzogshause feindlichen Bischof. Es ist meines Erachtens nicht ein baierischer Bischof, wie Jaffé annimmt, sondern ein fremder gemeint (provinciam illam hostiliter intrasse), doch nicht Salomo von Konstanz, der bereits 919 starb; ich denke an Thiedo von Würzburg, der bei Konrad und Heinrich nach Ausweis der Urkunden sehr angesehen war und überdies an den

baierischen Angelegenheiten ein nahes Interesse hatte. Er wäre über Arnulfs Reich und dessen Thron gekommen, wenn er die Gelegenheit gefunden hätte, sagt der Verfasser; auf seinen Rath, wie Viele bezeugten, sei Heinrich nach Baiern gekommen, und schon früher habe er (der Bischof) mit König Konrad einen feindlichen Angriff auf Baiern gemacht, Regensburg erobert und geplündert, dann aber weichen müssen, während Arnulf glänzend aus den Gefahren hervorgegangen sei. Dies scheint mir mindestens die einfachste Auffassung des Fragments. Die erwähnte Eroberung Regensburgs setze ich in das Jahr 916, wo nach einer Urkunde vom 29. Juni der König in dieser Stadt war. Hierauf beziehe ich auch die Erzählung des Arnold, de miraculis b. Emmerammi I. c. 6 (M. G. IV. 551). Wenn ich mit Anderen früher noch einen späteren Zug Konrads nach Baiern angenommen habe, so finde ich jetzt, daß dies weder bei Widukind I. c. 25, auf den man sich besonders berufen, noch in anderen Quellen einen Anhalt hat. Uebrigens hat auch Widukinds Nachricht, Konrad sei an einer in Baiern empfangenen Wunde gestorben, welche er überdies nur auf die Autorität Anderer mittheilt, wenig Gewicht; nach Arnold soll Konrad an der Ruhr gestorben sein.

S. 203. — Die villa Adinga — denn dies scheint mir bei Hermannus Contractus zum Jahre 917 die echte Lesart (M. G. V. 112) — erkläre ich aus der im Codex Laureshamensis genannten Adininger marca in pago Neckargowe. Vergl. Stälin, Wirtembergische Geschichte I. S. 304 und 271. Note 2.

S. 205. — Die angeführten Worte eines sächsischen Chronisten finden sich beim Annalista Saxo (M. G. VI. 594) und in den Annales Palidenses (M. G. XVI. 61).

S. 205. — Schwartz zeigt in dem obenerwähnten Programm S. 32 und 33, daß Konrad I. nicht zu Weilburg, wie Widukind angiebt, sondern zu Fulda begraben ist. Das Grab ist wahrscheinlich durch den Brand, der 1286 die Domkirche zerstörte, vernichtet worden. Vergl. Marianus Scotus zum Jahre 918 (M. G. V. 553). Marianus ist in Bezug auf Fuldaische und Mainzer Sachen verläßlich; auch sein Zeugniß für den Todestag Konrads fällt ins Gewicht.

Buch II. Capitel 3—5. Geschichte Heinrichs I.

Quellen. Gleichzeitig: Annales Alamannici bis zum Jahre 926. Annales Weingartenses b. z. J. 936. Annales Hersfeldenses in den abgeleiteten Annalen Annales Corbeienses. Annales Salisburgenses in den abgeleiteten Quellen. Annales s. Maximini Trevirensis. Das wichtigste Aktenstück für die Regierung Heinrichs I. ist sein Vertrag mit König Karl III. (M. G. Legg. I. 567). Außerdem sind erhalten die Beschlüsse der Synode zu Koblenz im Jahre 922, der zu Erfurt im Jahre 932, und von der Synode zu Duisburg im Jahre 929 mindestens die Ueberschriften der Satzungen (M. G. Legg. II. 16—18. Die Beschlüsse der Synoden zu Erfurt und Dingolfing in den Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte I. S. 408—413). Spätere Quellen: Fragmentum de Arnulfo duce Bavariae. Annales Augienses. Flodoardi Annales und Historia Remensis. Continuator Reginonis. Annales Lobienses mit den Annales Leodienses auf einer älteren gemeinsamen Quelle beruhend. Vita Brunonis c. 2—4. Liudprandi Antapodosis L.

II. c. 21—31. L. III. c. 48—50. L. IV. c. 14—16. 24. Widukind L. I. c. 26—41. Hrotsvithae Gesta Oddonis v 1—124. Vita Mathildis prior (et posterior) c. 4—8. Folcuini Gesta abbatum Lobiensium c. 19. Richer I. c. 20—25. 34—39 (was bei Richer über Flodoard hier hinausgeht, verdient keinen Glauben). Thietmar L. I. c. 5—17 (meist nach Widukind). Eckehardi Casus s. Galli (M. G. II. 105—111). Adamus Brem. L. I. c. 56—65. Cosmas Pragensis I. c. 17—19. — Die Urkunden Heinrichs I. sind verzeichnet bei Stumpf, Regesten S. 1—7.

Hülfsmittel: G. Waitz, Jahrbücher des deutschen Reichs unter König Heinrich I. (Neue Bearbeitung in den Jahrbüchern der deutschen Geschichte). Man vergleiche Phillips, König Heinrich I. der Sachse in den Vermischten Schriften I. S. 288 ff.; Löher, Die deutsche Politik König Heinrichs I. (München 1857); Vollmar, Heinrich I., der Gründer des deutschen Reichs (Programm des Gymnasiums zu Blankenburg. 1862), eine übersichtliche populäre Darstellung.

S. 206. — Daß Heinrichs Wahl auch die Baiern und Schwaben mitvollzogen haben, scheint unglaublich, wenn auch der Continuator Reginonis, aus einer späteren Zeit zurückschließend, dies angiebt. Was Phillips in der angeführten Abhandlung S. 216 hierüber sagt, halte ich für durchaus begründet, und selbst der Wahlort (Fritzlar) möchte dafür sprechen, daß Heinrich zunächst nur von den Sachsen und Franken gewählt wurde. Widukinds Ausdruck (I. c. 26): exercitus Francorum — designavit eum regem coram omni populo Francorum atque Saxonum kann freilich allein nichts entscheiden, da Franken und Sachsen bei ihm ganz Deutschland bezeichnet. Ueber die Zeit der Wahl handelt Waitz eingehend in einem Excurs S. 205—212.

S. 209. — Der Zug Heinrichs gegen Herzog Burchard wurde früher in die erste Hälfte des Jahres 920 gesetzt. Ist die merkwürdige Urkunde vom 8. März 920 über eine Gerichtshandlung vor Herzog Burchard, die v. Mohr im Codex diplomaticus von Graubünden I. S. 58 hat abdrucken lassen, wirklich echt, und ich finde keinen Grund ihre Echtheit zu bestreiten, so wird Heinrichs Zug schon in das Jahr 919 zu setzen sein, denn die Urkunde rechnet bereits nach Jahren seiner Regierung. Auch Waitz hat sich S. 47 jetzt für diese Zeitbestimmung entschieden. Ob ein Ungarneinfall in Sachsen im Jahre 919 stattgefunden hat, ist zweifelhaft, weil desselben, worauf mich Wattenbach aufmerksam gemacht hat, nur in den Annales Corbeienses gedacht wird, die den Einfall von 924 dann unerwähnt lassen; wahrscheinlich ist die Notiz in eine unrichtige Zeile gekommen, wofür auch sprechen möchte, daß Widukind I. c. 32 den ersten Einfall unter Heinrichs Regierung erst nach der Beendigung der inneren Kämpfe setzt. Unmöglich wäre freilich nicht, daß der Einfall schon in dem Anfang des Jahres vor Heinrichs Wahl stattgefunden hätte.

S. 210. — Ein doppelter Angriff Heinrichs auf Baiern ist mir nach dem Fragmentum de Arnulfo wahrscheinlich. Es heißt dort: Dei nutu primo ingressu ab incolis unius civitatis est superatus et de sua parte multis (amissis) victus abscessit. Auch bei Jaffés Auffassung des primo wüßte ich die Stelle nicht auf den glücklichen Ausgang der Verhältnisse zwischen Heinrich und Arnulf zu deuten.

S. 211. — Daß die Ernennung der Bischöfe damals als ein ausschließliches

Recht der Könige angesehen wurde, sagt ausdrücklich Johann X. in einem Schreiben an den Erzbischof Hermann von Köln im Jahre 921. Er tadelt es hierin auf das Nachdrücklichste, daß Herzog Giselbert über das Bisthum Tongern verfügt habe, cum prisca consuetudo vigeat, qualiter nullus alicui clerico episcopatum conferre debeat, nisi rex. Jaffé, Regesta pontificum Romanorum. No. 2731.

S. 213. — Mit Unrecht wirft Wittich, Die Entstehung des Herzogthums Lothringen S. 103. 104 mir sehr nachdrücklich vor, daß ich in dem Bonner Vertrag einen ausdrücklichen Verzicht Heinrichs auf Lothringen gesehen habe; lediglich das habe ich gesagt, daß in dem Vertrage Heinrich seine Absichten auf Lothringen noch nicht erreicht habe, und daran ist doch kein Zweifel.

S. 215. — Daß die Stellung Herzog Eberhards auch in Lothringen, nachdem es wieder dem Ostreiche verbunden, eine sehr angesehene war, geht unter Anderem aus Flodoards Worten hervor: Ebrardus quidam Transrhenensis in regnum Lotharii mittitur ab Heinrico iusticiam faciendi causa, et Lotharienses inter se pace consociat. Siegbert von Gembloux bezeichnet zum J. 938 als Pfalzgrafen; ob mit Recht, darüber ist Verschiedenheit der Ansichten. Vergl. Waitzs Excurs über die Stellung Eberhards in Franken und Lothringen.

S. 222–224. — Die Burgengründungen Heinrichs I. hat schon Lappenberg in der Geschichte von England I. S. 356 mit den kurz zuvor von König Edward dem Aeltern gegen die Dänen und Walliser errichteten Grenzfesten zusammengestellt. Die Worte des Widukind (I. c. 35) scheinen mir unmittelbar einem Gesetze entnommen, das dem bekannten Gesetze Edwards verwandt war und etwa folgende Fassung haben mochte:

1) Ut ex agrariis militibus nonus quisque in urbibus habitet et caeteris confamiliaribus suis octo habitacula exstruat frugumque omnium tertiam partem excipiat servetque, caeteri vero octo seminent et metant frugesque colligant nono et suis eas locis recondant.

2) Ut concilia et omnes conventus atque convivia in urbibus celebrentur.

Die folgenden Worte Widukinds selbst: tali lege scheinen auf ein solches Gesetz hinzudeuten; auch wissen wir aus der interessanten, von Waitz p. 98 zuerst geltend gemachten Stelle über den Bau der Hersfelder Mauern (Miracula s. Wigberti M. G. IV. 225), daß solche Maßregeln durch ein Gesetz bestimmt wurden. (Regali consensu regaliumque principum decreto sancitum est et iussum etc.). Die vielbestrittenen Worte Widukinds: vilia aut nulla extra urbes fuere moenia halte ich jetzt für eine Randglosse, die in den Text eingedrungen und ihn verwirrt hat. Aehnliches habe ich auch sonst mehrfach bei Widukind bemerkt. So sind I. 14 die Worte: Acta sunt — Kal. Octobris in einer völlig sinnstörenden Weise in den Text eingeschaltet; desgleichen am Schlusse von I. 36 die Worte: Captivi omnes — obtruncati, II. 7 die Worte: Eodem tempore — urbem, II. 16: Simili modo — corrupisse. Uebrigens setzen die Burganlagen, welche Widukind schildert, voraus, daß die Bevölkerung des Landes in der Masse aus milites agrarii bestand. Dies waren königliche Ministerialen, unter die Kronland gegen die Verpflichtung zu stätem Kriegsdienst vertheilt war. Nur in den Marken bildeten sie den Hauptstamm der herrschenden Bevölkerung, und deshalb können auch Widukinds Worte zunächst nur auf die Marken bezogen werden. Vergl. L. Giesebrecht, Wendische Geschichten I. S. 144–166. Ausführlich hat Waitz über die Städtegründungen Heinrichs gehandelt in dem Excurs S. 229–234. Wie Edwards Einrichtungen als Heinrichs Muster anzusehen sind, so wurde Heinrichs Burg- und Markverfassung wieder ein

Vorbild für den Polen Boleslaw Chabri. Vergl. was Röpell hierüber in der Geschichte Polens I. S. 156 ff. nach der Chronik des Boguphal beibringt. Einige Vergleichungspunkte bietet auch, was nach Herbords Vita Ottonis Bamb. II. 30 (M. G. XX. 739) Boleslaw III. den Pommern schrieb: Si bellum ingruerit ei, hoc modo eum iuvabunt: novem patres familias decimum in expeditionem armis et impensis habunde procurabunt et eiusdem familiae interim domi fideliter providebunt.

S. 225. — Heinrichs militärische Einrichtungen bestanden, wie Widukind L. I. c. 38 ausdrücklich angiebt, besonders darin, daß er die milites im Reiterkampfe übte, und unter der milites können wohl nur Vasallen und Ministerialen verstanden werden. Die Franken kämpften bereits früher fast nur zu Pferde, wie aus den Vorgängen in der Schlacht an der Dyle hinreichend bekannt ist und die Annales Fuldenses z. J. 891 (M. G. I. p. 407) ausdrücklich bezeugen; Heinrichs Einrichtungen werden also auch hier sich vornehmlich auf Sachsen bezogen haben. Liudprand (II. c. 3 und 25) berichtet, wie der Heerbann damals nur durch Androhung von Todesstrafen zusammengebracht werden konnte, bezeugt aber zugleich, daß die allgemeine Dienstverpflichtung nach vollendetem dreizehnten Jahre noch bestand. Ueber den letzten Punkt ist die Beilage in Stenzels Versuch einer Geschichte der Kriegsverfassung Deutschlands (S. 323) zu vergleichen. Daß Heinrich I. auch noch den Heerbann aufgeboten hat, läßt sich in keiner Weise bezweifeln, und an manchen Stellen des Widukind läßt sich unter exercitus kaum etwas Anderes verstehen, aber für neue Anordnungen in Betreff des Heerbanns durch Heinrich sprechen weder innere noch äußere Gründe.

S. 228. — Wattenbach hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß bei den Worten des Widukind I. c. 36: sacramentoque accepto nicht, wo es bisher geschehen ist, an eine Abendmahlsfeier gedacht werden könne. Die Vergleichung mit III. c. 44 scheint mir auch keinen Zweifel zu lassen, daß jene Worte nur ein anderer Ausdruck für das pace data et accepta an der letztgenannten Stelle sind. Waitz erklärt sich jetzt S. 131 hiermit in der Sache einverstanden, nimmt aber an meiner Anwendung des Wortes „Urfehde“ Anstoß.

S. 231—233. — Ueber die Orte, wo die beiden Schlachten des Jahres 933 gegen die Ungarn geschlagen wurden, sind in alter wie in neuer Zeit der Vermuthungen genug aufgestellt, deren aber keine zur Evidenz gebracht ist. Vergl. Waitz S. 156—159. Für die erste Schlacht fehlt es an allem sicheren Anhalt. Leibniz in den Annales Imperii (II. p. 426) vermuthet, der Kampf habe bei der Burg Gleichen in Thüringen stattgefunden, und sieht diese in der Jechaburg und dem oppidum Lychen der späteren sagenhaften Chroniken, von denen aber die zweite Schlacht nach der Jechaburg bei Sondershausen, die erste dagegen in den Elm verlegt wird. Vergl. die Pöhldener Chronik (M. G. XVII. 62). Für die Localität der zweiten Schlacht stehen sich die Autoritäten Widukinds und Liudprands gegenüber. Der letztere nennt Merseburg, der erstere einen Ort Riade oder Riede, den man nicht mit Sicherheit bestimmen kann, nach dem ganzen Zusammenhange der Erzählung aber kaum bei Merseburg suchen darf. Leibniz (a. a. O. S. 430) scheint geneigt hier Liudprand zu folgen, doch zeigt sich Letzterer im Allgemeinen in den deutschen Angelegenheiten dieser Zeit nur so oberflächlich unterrichtet, daß man seine Autorität nicht hoch anschlagen kann. Waitz erkennt dies an, doch erklärt er sich bei Verbindung der Nachrichten Liudprands mit denen anderer Quellen für die überwiegende Wahrscheinlichkeit, daß die Schlacht nicht zu fern von Merseburg stattfand (S. 159).

Des Merseburger Chronisten Brottuff Ansicht, daß der Kampfplatz nicht allein bei Merseburg, sondern noch bestimmter in der unmittelbaren Nähe des Dorfs Keuschberg gewesen sei, hat neuerdings, auf Kenntniß des Lokals gestützt, besonders A. Fraustadt (Die Wahlstatt von Keuschberg. Leipzig 1858) wiederum zu befestigen gesucht; die Gründe sind nicht zwingend und beruhen zum Theil auf nicht stichhaltiger Auslegung der späteren sagenhaften Quellen. Bei dem Riade oder Riede Widukinds ist zunächst an Riede zu denken, welches Otto III. im Jahre 1000 an Magdeburg schenkte: civitatem nostrae proprietatis nomine Riede intra Thuringiam sitam (St. R. Nr. 1210). Dort stellte Otto II. am 9. Januar 979 eine Urkunde aus (St. R. Nr. 751) und auch das Riot, wo Heinrich I. im Jahre 932 urkundete (St. R. 37), ist wohl identisch. Daß dies Riede dem jetzigen Dorf Rietheburg am Zusammenfluß der Unstrut und Helme den Namen gegeben, unterliegt kaum einem Zweifel, und deshalb hat v. Wersebe Widukinds Angabe auf Rietheburg bezogen. Ich habe mich dieser Ansicht angeschlossen, ebenso Funkhänel in den Forschungen zur deutschen Geschichte VI. S. 627. Eingehend hat dann noch einmal A. Kirchhoff in den Forschungen VII. S. 577—592 über den Kampfplatz gehandelt; er kommt zu der Alternative, daß derselbe entweder bei dem Nägelstedter oder bei dem Arterner Ried (d. h. bei Rietheburg), jedenfalls aber in Thüringen und an der Unstrut zu suchen sei.

S. 233. 234. — Nach Waitzs Erörterungen S. 261—268 glaube auch ich jetzt, daß nur ein Dänenkrieg Heinrichs I. anzunehmen sei und habe mich ihm hier angeschlossen.

S. 236. — Die bekannte Stelle des Widukind I. 41 über Heinrichs beabsichtigte Reise nach Rom hat Waitz, wie schon früher, so auch in seiner zweiten Bearbeitung der Geschichte Heinrichs S. 172 ff. mit dem Plane das Kaiserthum herzustellen in Verbindung gebracht. Es beruht dies im Grunde auf der Ansicht, daß Heinrich sich unmittelbarer an die Karolingische Politik angeschlossen habe, als es mir erscheint. In der Auffassung der Bestrebungen Heinrichs stehe ich im Wesentlichen in Uebereinstimmung mit v. Sybel (Ueber die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit S. 15 ff. Die deutsche Nation und das Kaiserreich S. 28 ff.).

S. 239. — Heinrichs Todestag wird irrthümlich öfters als ein Sonntag angegeben. Er und seine Gemahlin Mathilde starben nach den beiden Lebensbeschreibungen der Letzteren am Sabbath, d. h. am Sonnabend; der 2. Juli 936 und 14. März 968, die als die Todestage Beider feststehen, fielen überdies auf diesen Wochentag. So jetzt auch Waitz S. 180.

S. 239. 240. — Die schöne Stelle aus Ruotger findet sich in der Vita Brunonis c. 3. Ein merkwürdiges Zeugniß, daß Heinrich schon mit Venedig in Verbindung stand, giebt der Brief des Dogen Petrus Candianus II., den Dümmler in den Gest. Bereng. p. 156. 157 neuerdings veröffentlicht hat.

Buch II. Capitel 6—12. Geschichte Ottos I. — 951.

Quellen. Gleichzeitig: Annales Hersfeldenses in den abgeleiteten Annalen. Annales Corbeienses. Annales Salisburgenses in den abgeleiteten Quellen. An-

nales s. Maximini Trevirensis. Das wichtigste Actenstück sind die Verhandlungen der großen Ingelheimer Synode im Jahre 948, die nach mehreren Recensionen in den M. G. Legg. II. 19—26 abgedruckt sind; ebendaselbst finden sich auch einige Bestimmungen eines Frankfurter Convents. Quellen aus der späteren Zeit Ottos I.: Annales Augienses. Annales Sangallenses maiores. Flodoardi Annales und Historia Remensis. Continuator Reginonis. Annales Lobienses (Annales Leodienses). Annales Einsidlenses. Liudprandi Antapodosis IV. c. 17—34. V. c. 1. 12. 13. 26. Ruotgeri Vita Brunonis c. 5—10. Widukind L. II. L. III. c. 1—8. Hrotsvithae Gesta Oddonis. v. 125—466. Spätere Quellen: Vita Mathildis prior c. 8. 9. (posterior c. 9—15.) Vita Johannis abbatis Gorziensis. Gerhardi vita Udalrici c. 1—9. Richer II. c. 17—19. 29—31. 49—93. Thietmar II. c. 1. 2. 22. Eckehardi Casus s. Galli (M. G. II. 112. 113). Hermannus Contractus. Annales s. Emmerammi Ratisponensis minores, auf älteren Annalen beruhend. Adam. Brem. II. c. 1—5. Helmold. I. c. 12. — Die Urkunden Ottos I. aus dieser Zeit sind verzeichnet in Stumpfs Regesten S. 8—19.

Hülfsmittel: R. A. Köpke, Jahrbücher des deutschen Reichs unter der Herrschaft König Ottos I. 936—951. (Rankes Jahrbücher I. 2). G. Maurenbrecher, De historicis decimi seculi scriptoribus, qui res ab Ottone Magno gestas memoriae tradiderunt (Bonnae 1862). Der Verfasser sucht den politischen Standpunkt der Schriftsteller aus Ottos I. Zeiten zu ermitteln und beurtheilt nach ihm die Glaubwürdigkeit ihrer Werke; diese Betrachtungsweise der Quellenschriften ist an sich durchaus gerechtfertigt, erfordert aber eine weniger parteiische Stellung zu den Quellenschriften selbst, als sie uns der Verfasser hier einzunehmen scheint.

S. 241—246. — Ueber Ottos I. Wahl und Krönung vergleiche man den Aufsatz von Phillips, Vermischte Schriften I. S. 303—309 und desselben Verfassers Abhandlung über die deutsche Königswahl in den Vermischten Schriften III. S. 218. 219.

S. 241. — „Sachsen und Franken bildeten gleichsam den Kern des Reichs." Daher bezeichnet Widukind mit Franken und Sachsen das deutsche Reich; ebenso der Stiftungsbrief für Quedlinburg, von dem Köpke S. 9 zeigt, daß er in das Jahr 936 und nicht 937 zu setzen ist. Dort heißt es: Si aliquis generationis nostrae in Francia et Saxonia regalem potestativa manu possideat sedem, in eius defensione sit monasterium cum sanctimonialibus. Sin autem alter e populo eligatur rex, ipse quidem in eis suam regalem teneat potestatem, sed nostrae cognationis, qui potentissimus erit, advocatus loci habeatur. Erath, Codex diplom. Quedlinb. p. 3. Für „Franken und Sachsen" als Bezeichnung des Reichs führt Köpke S. 3 noch eine Urkunde für das Bisthum Osnabrück an. Auch von Kaiser Constantinus Porphyrogennetos de administr. imperii s. 30 wird Otto Ῥῆξ Φραγγίας τῆς καὶ Σαξίας genannt.

S. 242. 243. — „Er ergötzte sich gern auf der Falkenjagd, da hörte man ihn wohl auf abgelegenen Pfaden die lieblichsten Weisen singen." Vom Grafen Ansfried erzählt Thietmar (IV. c. 22), er sei als Knabe zur Erziehung seinem Oheim, dem Bischof Robbert von Trier, übergeben, dann von seinem gleichnamigen Oheim Ansfried, der fünfzehn Grafschaften verwaltete, zur Zucht in ritterlichen Dingen dem

Erzbischof Brun überwiesen worden, endlich sei er, als Otto zur Kaiserkrönung nach Rom ging, in dessen Dienst getreten. Otto zog Ansfried in seine nächste Umgebung. Hoc ideo tam gratanter suscepit, quia psalmos oris eius dulcissimos, hunc per devia sequens quasi delectationis causa aviculis insidiando, sine detractione frequentare occultius potuit. Sollten die psalmi dulcissimi, welche der Kaiser auf der Vogeljagd sang, wirklich geistliche Lieder gewesen sein?

S. 247. 248. — Die sächsische Abkunft der Billinger ist bezeugt durch die Urkunde bei Dronke Cod. diplom. Fuld. p. 133. Sie siedelten aber schon zu Karls des Großen Zeiten nach dem fränkischen Hessen über und gelten dann als Franken. Daher singt Hrotsvitha de primordiis coenobii Gandersheimensis v. 20—23:

Cui coniux ergo fuerat praenobilis Oda,
Edita Francorum clara de stirpe potentum,
Filia Billungi, cujusdam principis almi,
Atque bonae famae generosae scilicet Aedae.

Daß die stirps clara Francorum sich nur auf die Abstammung der Aeda beziehen solle, nicht auf die Herkunft der Billinger, nimmt Leibniz in den Annalen II. p. 582 an und giebt einen Stammbaum, der sich aber auf manche unsichere Vermuthungen gründet. Berichtigungen und Erweiterungen bei v. Heinemann, zur Genealogie und Geschichte des Billungischen Herzogshauses (Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen. Jahrg. 1865. S. 138—150). Wie die Liudolfinger von einer Billingerin abstammten, so setzten sich auch später die verwandtschaftlichen Verbindungen zwischen beiden Geschlechtern fort. Daß eine Schwester der Königin Mathilde an Wichmann, den älteren Bruder Hermann Billings, vermählt war, bezeugen die Annales Hildesheimenses, Quedlinburgenses und Thietmar II. c. 6. Mit der früheren Geschichte der Billinger hat sich besonders Wedekind beschäftigt, sowohl in seinem Buche über Hermann, Herzog von Sachsen (Lüneburg 1817), wie auch an mehreren Stellen in den Noten zu einigen Geschichtsschreibern des deutschen Mittelalters (Zehn Hefte in drei Bänden. Hamburg 1821—1837).

S. 250. — Die Burg Brunings wird bei Widukind II. c. 6. Elmeri genannt. Nach dem Vorgange der M. G. habe ich dies auf Helmershausen an der Diemel bezogen. Andere haben vielleicht mit größerem Recht an Helmern im alten Nethegau, einem Theile des sächsischen Hessens gedacht. So Landau (Hessengau S. 29) und nach ihm Stein (Konrad I. S. 297).

S. 252. — Ueber Gero besitzen wir eine gründliche und ausführliche Biographie von Leutsch (Markgraf Gero. Leipzig 1828); nach ihm hat Köpke in Rankes Jahrbüchern I. 2. S. 120 ff. in einem eigenen Excurse über Gero gehandelt und v. Heinemann auf Grund der neueren Forschungen in dankenswerther Weise das Leben des großen Markgrafen beschrieben (Markgraf Gero. Braunschweig 1860). Dieses Buch ist übersichtlich und empfiehlt sich der abstoßenden Form der Leutschschen Arbeit gegenüber durch klare Darstellung. Ueber Geros Geschlecht und dessen Besitzungen sehe man S. 12 ff.

S. 265. 266. — Schon Köpke hat S. 34. Note 1 bemerkt, daß Graf Immo nicht eine aus der Immengeschichte erwachsene mythische Person ist. In den Citaten ist dort ein störender Druckfehler zu ändern: Immo erscheint beim Continuator Reginonis zum Jahre 944, wie bei Flodoard zum Jahre 959 und 960. Ob der in der Vita Deoderici I. (M. G. IV. 476) erwähnte Immo comes mit jenem eine Person ist, muß dahingestellt bleiben.

S. 271. 272. — Aschbach hat in seiner Abhandlung: Hat Franken im zehnten Jahrhundert Landesherzoge gehabt? (Archiv für Geschichte und Literatur II. S. 166 ff.) diese Frage im Allgemeinen verneint; dagegen haben Waitz und Andere mit Recht für Konrad und Eberhard die Stellung von fränkischen Landesherzogen in Anspruch genommen. Daß aber mit Eberhards Tode das fränkische Herzogthum erlosch und nicht auf Konrad den Rothen überging, zeigt Köpke in einem besonderen Excurs S. 93 ff., und was Dönniges (Deutsches Staatsrecht II. S. 344. 345) dagegen einwendet, scheint mir nicht haltbar. Es verdient noch eine genaue Untersuchung, wie sich die Verhältnisse Frankens damals im Einzelnen gestalteten. Ich habe in den Jahrbüchern Ottos II. S. 133 früher angenommen, daß die fränkischen Gegenden um den oberen Main damals an das bairische Herzogthum gekommen, welches unfraglich sich schon seit geraumer Zeit über den ausgedehnten Nordgau erstreckte und mit der Markgrafschaft gegen die Böhmen verbunden war. Von einer fränkischen Markgrafschaft gegen die Sorben, welche die alten Babenberger bekleidet haben sollten, wird man nach dem, was Waitz in den Forschungen III. S. 154 ff. bemerkt hat, nicht mehr reden können und deshalb auch die Markgrafschaft Eberhards, die urkundlich feststeht, nicht in diesen östlichsten Gegenden Frankens zu suchen haben. Aber wenn man Eberhard eine herzogliche Gewalt in Franken beimißt, so ist gar kein Grund vorhanden, diese Gegenden bereits von derselben auszuschließen, wie es Hirsch (Heinrich II. Band I. S. 16) gethan hat. Andere sind freilich der Meinung, daß sich das bairische Herzogthum niemals so weit nach Norden erstreckt habe und suchen die von mir angeführten Beweisstellen zu entkräften. So Stein in den Forschungen XII. 125 ff. und Waitz ebendaselbst S. 447 ff. Mir scheinen jedoch die vorgebrachten Argumente überaus künstlich. Es bleibt bestehen, daß die Hildesheimer Annalen z. J. 964 berichten, daß Berengar zur Haft nach Baiern und zwar nach Bamberg gesandt sei, daß andere Annalen von seiner Haft in Baiern d. h. in Bamberg berichten, daß Adelbold in seinem Leben Heinrichs II. den Speßhardt für den Anfang des elften Jahrhunderts als Grenze zwischen Franken und Baiern bezeichnet. Adelbold, der selbst am Hofe Heinrichs II. gelebt hatte, wird doch schwerlich mit den politischen Verhältnissen Deutschlands ganz unbekannt gewesen sein. Bekanntlich lebte Heinrich II. als Herzog von Baiern meist in Bamberg; es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß er außerhalb seines Herzogthums seinen Hauptsitz gehabt habe. Wenn Bamberg und andere Orte zu derselben Zeit als in Ostfranken belegen genannt werden, so ist das für die Frage ohne alle Bedeutung; denn es handelt sich nicht um die Stammesangehörigkeit, welche von der politischen Abhängigkeit vom Herzogthum Baiern gar nicht berührt wurde. Nur darum handelt es sich, ob jene östlichsten Gegenden Frankens nach Auflösung des Herzogthums mit den anderen unmittelbar unter die Krone gestellt oder dem Herzoge von Baiern untergeben wurden. Das Letztere mußte schon deshalb geschehen, weil sie nur so wirksam gegen die Böhmen geschützt werden konnten, gegen welche die bairischen Herzoge die Wacht hatten.

S. 275. — Das Zeugniß des Flodoard und das davon unabhängige des Continuator Reginonis zum Jahre 940 sind so positiv, daß wohl nicht mit Recht von Köpke S. 44 bezweifelt ist, daß an Heinrich in diesem Jahre das Herzogthum Lothringen übertragen wurde. Der Cont. Reg. sagt ausdrücklich, daß Otto, Richwins Sohn, erst auf Heinrich gefolgt sei, und zwar noch in demselben Jahre. Widukind L. II. c. 26 läßt allerdings diesen Otto gleich auf Gisilbert folgen und weiß überhaupt Nichts von Heinrichs herzoglicher Gewalt in Lothringen: aber er

ist auch sonst in der Darstellung der lothringischen Angelegenheiten nicht gerade genau.

S. 277—293. — Ueber die Regierung des deutschen Reichs zu jener Zeit handelt besonders R. Köpke in den Ottonischen Studien I. S. 137—160.

S. 287. — Ueber die Bedeutung, welche das Pfalzgrafenamt unter Otto I. gewann, handelt ausführlich Dönniges (Deutsches Staatsrecht I. S. 354 ff.); eine gute übersichtliche Zusammenstellung findet sich in Walters deutscher Rechtsgeschichte §. 180. 209. 210. Es scheint mir noch zu wenig hervorgehoben, daß die wesentliche Bedeutung des neuen Amtes darin lag, gegenüber der Concentrirung der provinziellen Interessen im Herzogthum die gesammten Reichsinteressen in den einzelnen Provinzen in der Hand eines ständigen Beamten zusammenzufassen. Freilich ist die Pfalzgrafschaft nie das geworden, was sie ihrer Idee nach werden sollte; sie wurde vielmehr früh zu einer Territorialgewalt neben den anderen Territorialgewalten, so daß man ihre allgemeine Bedeutung für das Reich nur mühsam in den Quellen entdeckt. Franken hatte keinen eigenen Pfalzgrafen. Die niederrheinischen Pfalzgrafen, die ihren Sitz zu Aachen hatten, waren Pfalzgrafen in Lothringen; nur deshalb, weil sie auch in Franken Besitzungen gewannen, werden sie später auch als fränkische Pfalzgrafen bezeichnet. Ueber die Anfänge der baierischen Pfalzgrafschaft findet man eingehende Untersuchungen bei Hirsch, Heinrich II. Band I. S. 32 ff.

S. 288. — Ueber den Tag der Schlacht an der Traun sehe man die Mittheilungen v. Rudharts und Jaffés aus einem Freisinger Martyrologium. Quellen und Erörterungen. VII. S. 455. 480.

S. 288. — Heinrichs Vermählung mit der baierischen Judith fällt nach dem ausdrücklichen und völlig glaubwürdigen Zeugniß der Hrotsvitha (Gesta Oddonis v. 156 ff.) schon in die Zeit vor seiner ersten Empörung, also in die Jahre 936 bis 938. Vergl. S. 253.

S. 299. 300. — Ueber Ottos Dänenzug ist nach den späten und vielfach dunklen Ueberlieferungen keine klare Ansicht zu gewinnen. Der Gegenstand ist auf das Sorgfältigste nach allen Seiten durchforscht worden, ohne daß man zu einem allgemein anerkannten Resultate gekommen wäre. Asmussen in seiner sehr verdienstlichen Abhandlung über die Kriegszüge der Ottonen gegen Dänemark (Archiv für Staats- und Kirchengeschichte der Herzogthümer Schleswig, Holstein u. s. w. Band I.) setzt den Zug in das Jahr 958; Köpke kommt in dem tief in die Frage eingehenden Excurs über Ottos I. Kriege mit den Dänen (S. 104 ff.) auf das Jahr 947; Dahlmann in der Geschichte von Dänemark I. S. 81 verwirft beide Annahmen und wählt das Jahr 965: L. Giesebrecht nimmt in den Wendischen Geschichten I. S. 142 zwar kein bestimmtes Jahr an, verlegt den Zug aber, an eine Bemerkung Widukinds L. II. c. 21 anknüpfend, in die Zeit vor 940. O. Grund hat endlich in den Forschungen XI. 563—592, auf die ausführlichen Erörterungen Petersens in seiner dänischen Geschichte II. S. 36 ff. und einen von Waitz (Heinrich I. S. 264) ausgesprochenen Zweifel gestützt, darzulegen gesucht, daß Otto I. sich gar nicht persönlich an einem Kriege gegen Dänemark betheiligt habe.

S. 301. — Die Unternehmungen Heinrichs gegen die Ungarn, die sowohl für die Beurtheilung seines persönlichen Werths, wie für die Stellung des Reichs von der größten Bedeutung sind, werden in den meisten Geschichtsbüchern zu wenig hervorgehoben. Die Quellen weisen deutlich genug auf die Größe dieser Thaten hin. Heinrichs großer Ungarnkrieg wird in den Annales Hersfeldenses zum Jahre 950, bei Flodoard zu demselben Jahre, bei Widukind L. II. c. 36 erwähnt; auch Hrots-

vitha besingt ihn (Gesta Oddonis v. 377—394). Die Erklärung, welche Büdinger Oesterreichische Geschichte I. S. 259 Widukinds Worten gegeben hat, halte ich nicht für richtig; nach dem ganzen Zusammenhang muß die Einnahme Aquilejas in Verbindung mit den Ungarnkriegen Heinrichs stehen. Daß Hansiz bei Ticinus nicht an die Theiß gedacht hat, ist richtig, aber mit Köpke (S. 81) und Dümmler meine ich dennoch, daß Widukind keinen anderen Fluß bezeichnen wollte. Die Kämpfe mit den Ungarn dauerten wahrscheinlich auch im Jahre 951 fort, während Heinrich schon nach Italien gegangen war. Denn die Notiz von einem Siege der Baiern über die Ungarn am 20. November in dem alten Freisinger Martyrologium scheint sich nur auf dieses Jahr beziehen zu können, wo sich dann auch leicht erklärt, daß gegen die Gewohnheit des Schreibers der Name des Herzogs nicht genannt ist. Vergl. Jaffé in den Quellen und Erörterungen VII. S. 480. 481.

S. 312. — Ueber die Zeit der Kaiserkrönung Berengars sehe man Dümmler in den Forschungen X. S. 290 und Gesta Berengarii p. 10.

S. 314. — Die Urkunde vom 12. December 938, durch welche Hugo für Bertha die Mitgift feststellte, ist publicirt nach dem Originale von Dümmler in den Forschungen X. S. 305—307, die Urkunde für Adelheid gleichfalls nach dem Originale bei de-Angeli, Delle origini del dominio tedesco in Italia. Doc. 3.

S. 317. 318. — Die Sagen von der Königin Editha werden beim Annalista Saxo zum Jahre 937 (M. G. VI. 600) und in der Pöhldener Chronik erzählt.

S. 319—335. — Ueber die kirchlichen Zustände der Ottonischen Zeit muß man das Material aus den Lebensbeschreibungen der Mathilde, des Erzbischofs Brun, des Johann von Gorze und des Bischofs Ulrich von Augsburg sammeln; auch Adam von Bremen giebt einzelne gute Nachrichten. Die ungemeine Bedeutung Bruns für diese Zustände ist in neuerer Zeit mehrfach gewürdigt worden. Pieler hat in dem Programm des Arnsberger Gymnasiums 1851 eine fleißige Arbeit über Bruns Leben geliefert. Dann hat Vogel in seinem Buche über Rather auch Brun ein Ehrendenkmal gesetzt. Gleichzeitig erschienen die Abhandlungen von E. Meyer de Brunone I. (Berolini 1867) und Fr. Schulze de Brunonis I. ortu et studiis (Halis Saxonum 1867), von denen die erstere einige Punkte in Brunos Leben eingehend erörtert. Zuletzt hat J. Ph. Peiffer in den Historisch-kritischen Beiträgen zur Geschichte Bruns I. (Cöln 1870) selbstständige Forschungen über Brun veröffentlicht.

S. 322. 323. — Vergl. über die Kanzler und Erzkanzler in der ersten Hälfte der Regierung Ottos I. Köpkes Excurs S. 98 und Stumpfs Regesten S. 8.

S. 325. — Bruns Lehrer Israel hat Dümmler als Mönch von St. Maximin nachgewiesen in den Neuen Mittheilungen des thüring. sächsischen Vereins. XI. S. 232.

S. 328 — Meyer a. a. O. S. 6 und nach ihm Peiffer a. a. O. S. 35 haben Anstoß daran genommen, daß ich früher von einer Herstellung der Karolingischen Schola palatina durch Brun sprach. Der Ausdruck findet sich allerdings nicht in den Quellen, aber daß die königliche Kapelle unter Brun eine wissenschaftliche Pflanzschule für den deutschen Klerus wurde und Brun selbst an der Unterweisung der jungen Kleriker lebhaften Antheil nahm, ist auf das Beste bezeugt. — Gunzo spricht von seinen Handschriften in dem Brief an die Reichenauer Mönche, der sich bei Martene, Veterum scriptorum amplissima collectio T. I. col. 294 seq. findet.

S. 329. — Ueber die lateinische Hof- und Klosterdichtung der Ottonischen Zeit handelt W. Wackernagel in der Geschichte der deutschen Literatur S. 70—74 und Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung S. 144—161.

S. 332—334. — Die Stiftungsbriefe für die dänischen Bisthümer und das Bisthum Oldenburg sind nicht mehr vorhanden; dagegen besitzen wir die Stiftungsurkunden für Havelberg und Brandenburg, die erstere ist abgedruckt in Buchholzs Geschichte der Churmark Brandenburg I. S. 405, die andere in Gerckens Stiftshistorie von Brandenburg S. 335. Die Widersprüche beider Urkunden bespricht Köpke S. 114 in einem besonderen Excurse.

Buch III. Kapitel 1. Geschichte Italiens von 900—950.

Quellen. Gleichzeitig: Panegyricus Berengarii imperatoris in den M. G. IV. 190—210; nach der einzigen, jetzt in Venedig befindlichen Handschrift hat Dümmler einen vielfach verbesserten Text in seiner Schrift: Gesta Berengarii imperatoris, Beiträge zur Geschichte Italiens im Anfange des zehnten Jahrhunders (Halle 1871) gegeben. Libellus de imperatoria potestate in urbe Roma. Flodoardi Annales. Attonis Epistolae. Ratherii Epistolae. Noch dem zehnten Jahrhundert gehören an: Liudprandi Antapodosis. Vitae pontificum. Benedicti s. Andreae monachi Chronicon c. 29—34. Chronicon Salernitanum c. 155—168. Vom Anfange des elften Jahrhunderts: Hugonis abbatis Destructio monasterii Farfensis (M. G. XI. 532—539). Chronicon Venetum. — Eine Sammlung von Urkunden der italienischen und burgundischen Könige aus den Jahren 888—947 hat Dümmler in den Forschungen zur deutschen Geschichte X. 275—324 herausgegeben. Regesten der Urkunden der Könige Italiens in dieser Zeit bei Böhmer, Regesta Karolorum S. 123—135. Die päpstlichen Urkunden sind verzeichnet bei Jaffé, Reg. pont. Rom. p. 305—319.

Hülfsmittel: Die literarischen und damit zusammenhängenden sittlichen Zustände Italiens habe ich in meiner Schrift: De litterarum studiis apud Italos primis medii aevi saeculis (Berlin 1845) ausführlicher behandelt. An dieselbe schließt sich auf das Engste die geistreiche Abhandlung Ozanams an: Des écoles et de l'instruction publique en Italie aux temps barbares, die Einleitung zu den Documents inédits pour servir à l'histoire littéraire de l'Italie depuis le VIIIe siècle jusqu'au XIIIe (Paris 1850). Ozanam nimmt mit dem von mir gesammelten Material vollständig das Resultat auf, daß sich eine eigenthümliche weltliche Bildung, vorzugsweise auf das klassische Alterthum gegründet, während des ganzen Mittelalters in Italien erhalten habe, nur will er neben derselben eine eigenthümliche Entwicklung der klerikalen Bildung festhalten, während nach meiner Ansicht auch der Klerus von jener weltlichen Bildung beherrscht und durchdrungen war. So schön auch Einzelnes in der Abhandlung ausgeführt ist, kann ich mich nicht davon überzeugen, daß vor dem Investiturstreit ein solcher Gegensatz zwischen geistlichen und weltlichen Schulen obgewaltet habe, wie ihn Ozanam schildert. Sonst haben sich fast Alle, die neuerdings eingehend die Bildungszustände Italiens behandelt haben, meinen Ansichten angeschlossen, vornehmlich auch Vogel in seinem Buche über Rather, wo er Manches noch weiter auszuführen Gelegenheit hatte. Meines Wissens hat nur Fr. Palermo in dem Archivio storico (Appendice T. III. p. 641—653) im Ganzen

und Großen das Ergebniß meiner Arbeit bestritten, doch hat er sich dabei mehr von nationalen, als wissenschaftlichen Interessen leiten lassen.

Ueber die politischen Zustände Italiens im zehnten Jahrhundert und die Ausbildung der bischöflichen Hoheit in den lombardischen Städten handelt übersichtlich v. Bethmann-Hollweg, Ursprung der lombardischen Städtefreiheit (1846); ausführlich und mit scharfer Kritik das Material sondernd C. Hegel in seinem ausgezeichneten Werke: Geschichte der Städteverfassung von Italien II. S. 48 ff. Außerdem ist der Beachtung werth Felice de-Angeli, Delle origini del dominio tedesco in Italia (Milano 1861), eine mit Unbefangenheit und mit vollständiger Kenntniß der deutschen Literatur geschriebene Schrift.

Ueber die Regierung Kaiser Berengars I. hat Dümmler sehr gründliche Untersuchungen in der Einleitung zu seiner Ausgabe der Gesta Berengarii veröffentlicht. Die Regierungen K. Hugos und K. Lothars sind eingehend behandelt von Fr. de Gingins-la-Sarraz, Mémoires pour servir à l'histoire des Royaumes de Provence et de Bourgogne-Jurane, seconde partie: les Hugonides (Archiv für Schweizerische Geschichte. Zürich 1853. IX. 86 ff.). Ueber Alberich und die römischen Verhältnisse seiner Zeit hat Provana in den Studii critici sovra la storia d'Italia a' tempi del re Ardoino (Turino 1844) p. 128 ff. Mehreres zusammengestellt, doch vermißt man in der Behandlung des Stoffs durchgreifende Kritik; anschaulich stellt diese Verhältnisse Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter III. 253 ff. dar. Man vergleiche auch A. von Reumont, Geschichte der Stadt Rom II. S. 227 ff. Die Regierung K. Berengars II. hat J. Fietz nach den Quellen behandelt in seiner Dissertation: Geschichte Berengars II. von Ivrea (Leipzig 1871).

S. 343 u. 345. — Die hier erwähnten Worte Papst Johannes VIII. findet man bei Jaffé, Reg. pont. Nr. 2490 und 2449.

S. 348. — Das angeführte Gesetz K. Aistulfs steht bei Troya, Della condizione de' Romani vinti da' Langobardi p. 487.

S. 350. — Ueber die missatische Gewalt der Bischöfe vergl. Karoli II. Conventus Ticinensis a. 876 (M. G. Legg. I. 351): Ipsi nihilominus episcopi singuli in suo episcopio missatici nostri potestate et auctoritate fungantur. Ich kann dies nicht mit Hegel (II. 22) von der gleichen Stellung der Bischöfe neben den Sendboten verstehen, sondern glaube, die Bischöfe traten selbst für ihren Sprengel in die Geschäfte der Sendboten ein, nachdem Karl aus den lombardischen Städten in gleicher Weise, wie aus Rom, die königlichen Sendboten zurückgezogen hatte. Removit ab eis regias legationes, sagt der Libellus de imperatoria potestate (M. G. III. 722).

S. 352. — Die Raubzüge der Araber vom Garigliano übersieht man am besten in der Chronik des Benedict; interessante Notizen bietet auch die Destructio monasterii Farfensis dar.

S. 353. — Die Niederlassung der Araber in Garde-Frainet ist in Frankreich der Gegenstand mehrerer gelehrten Arbeiten gewesen; die wichtigste ist Reynaud, Invasions des Sarrasins en France (Paris 1836). Die Mémoires de la société des Antiq. de France T. VIII (1846) enthalten zwei einschlagende Arbeiten: Reynaud, Domination sarrasine sur la montagne du Grand-St.-Bernard und Bonnefoy, Du séjour des Sarrasins en Savoie. Man vergleiche auch F. Keller,

Einfall der Sarazenen in die Schweiz um die Mitte des zehnten Jahrhunderts in den Mittheilungen der antiquar. Gesellschaft in Zürich. XI. 1. S. 1 ff.

S. 353. 354. — Muratori bezweifelte (Annali a. 925), ob die Ungarn jemals bis Rom vorgedrungen seien; die Chronik des Benedict hebt jetzt jede Ungewißheit. Die Niederlage bei Rieti fällt gegen Ende 941 oder in das folgende Jahr. Der Sieger war nach Benedicts Zeugniß (c. 30) der Langobarde Joseph, unfraglich eine Person mit dem gleichnamigen dux et rector territorii Sabinensis, der in einer Urkunde vom November 941 erwähnt wird. Im Anfange des Jahres 941 wird noch der dux Sarilo in der Sabina genannt, im Jahre 943 schon der dux Rainerius. Fatteschi, Memorie istorico-diplomatiche riguardanti la serie de' duchi di Spoleto (Camerino 1801) p. 250.

S. 355–358. — Das Sittenverderbniß der italischen Bischöfe schildert Rather, besonders Praeloquia L. V. (Ratherii Opp. p. 144 seq.). Vergl. Vogel I. S. 40 ff. und S. 93. Als viri urbanae scientiae und prudentes saeculi werden von Rather die italischen Gelehrten öfters bezeichnet und vor der urbanitas saecularium gewarnt. Vergl. Vogel I. S. 71. 74 und an anderen Orten.

S. 359. — Das Chronicon Venetum enthält über den Ungarneinfall vom Jahre 899 die wichtigsten bisher wenig benutzten Notizen. Dieser Einfall traf Treviso, Padua, Brescia, Pavia und Mailand, und vor Allem auch die venetianischen Inseln. Auf ledernen Kähnen setzten die Ungarn über und steckten fast alle Orte der Venetianer in Brand; nur ein großer Sieg des Dogen Petrus am 29. Juni schützte Malamocco und Rialto, wo man im Jahre 907 Befestigungswerke zu errichten anfing. Das Chronicon Venetum sagt: Domnus Petrus dux una cum suis civitatem apud Rivoaltum edificare cepit. Mit Recht bemerkt Kohlschütter, Venedig unter Peter II. Orseolo S. 37, daß civitas sich hier nur auf die Befestigungen beziehen könne, doch waren diese auch wohl die Veranlassung, daß die Stadt am Rialto einen ganz neuen Charakter gewann und Mittelpunkt der Republik wurde. Irrig ist es, wenn Leo in der Geschichte von Italien I. 380 sagt: „Die Einfälle der Ungarn schadeten Venetien wenig wegen des den magyarischen Reiterschaaren unzugänglichen Terrains." — Wenn ich früher mit Hegel angenommen habe, daß die Städte damals vorzugsweise aus Holz gebaut gewesen seien, so bin ich durch briefliche Mittheilungen Schnaases belehrt worden, daß diese Meinung irrig sei, da ein ausgedehnter Holzbau für Italien in jener Zeit nirgends bezeugt ist und auch die stärksten Gründe gegen denselben sprechen.

S. 362. 363. — Crevit extunc non solum Papiae, sed et in omnes Italiae fines regis timor; neque hunc ut reges ceteros floccipendere, verum modis omnibus honorare. Liudprandi Antapodosis III. c. 41.

S. 364. — Ueber den Consul und Senator Theophylactus und sein verrufenes Geschlecht finden sich gute Bemerkungen bei Gregorovius a. a. O. S. 263 ff. Aber gegen das positive Zeugniß der Chronik des Benedict, daß Marozia mit Alberich nicht in rechtlicher Ehe gelebt habe, will der präsumirte Stolz ihres Vaters doch wenig sagen, zumal sehr fraglich ist, ob dieser noch lebte, als Marozias Verhältniß mit Alberich sich entspann. Ob er selbst in dem Document von Castrum Argenteum genannt wird oder sein gleichnamiger Sohn, wird sich nicht mit Sicherheit feststellen lassen.

S. 368. — Es ist neuerdings durch v. Sybel (Ueber die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit S. 17 ff.) und nach ihm von Maurenbrecher (Die Kaiserpolitik Ottos I. in v. Sybels historischer Zeitschrift V. 111–154) die Ansicht

ausgesprochen, daß König Hugo lediglich durch eine planmäßige Politik Ottos an der Begründung eines nationalen Reichs in Italien verhindert worden sei. Die zeitgleichen Italiener sehen in Hugos Königthum nur eine drückende Fremdherrschaft, und auch die neueren Historiker Italiens, die ihre Geschichte vom nationalen Standpunkt behandeln, wie La Farina und De-Angeli, sind über dieses Regiment, welches sie mit den schwärzesten Farben malen, gleicher Ansicht. Wie man aber auch über Hugo denken möge, die Thatsachen weisen darauf hin, daß seine Macht wesentlich nicht durch deutschen Einfluß gebrochen ist. Sie war bereits untergraben, als Berengar über die Alpen kam. Maurenbrecher macht S. 152 mit Recht darauf aufmerksam, daß Berengar damals nach Widukind III. c. 11 bereits in einem Vasallitätsverhältniß zu Otto stand, aber doch schwerlich in Bezug auf das italienische Reich, welches Berengar weder besaß noch bis dahin nur beansprucht hatte; denn die für Berengars Ansprüche von Fietz S. 9 angeführten Stellen scheinen mir Nichts zu beweisen. Die Commendation konnte auch ohne Bezug auf ein bestimmtes Beneficium erfolgen; fand eine solche Beziehung hier wirklich statt, so wird nur an die Mark Ivrea gedacht werden können. Otto war fortan Berengars Senior, und dies konnte dessen Ansehen in Italien heben; eine andere Unterstützung hat er unseres Wissens bei Otto nicht gefunden. Wenn v. Sybel (Die deutsche Nation und das Kaiserreich S. 43) Johann XI. und dessen Bruder Alberich mit Otto zum Sturze Hugos in Verbindung treten läßt, so muß dabei wohl eine Verwechselung zu Grunde liegen; denn Johann XI., Alberichs Bruder, starb vor der Thronbesteigung Ottos. Auch mit Alberich ist unseres Wissens bei Hugos Lebzeiten Otto nicht in Berührung gekommen, und durch ein Bündniß Ottos mit Rom gelangte, wie v. Sybel annimmt, gewiß nicht Berengar zur italienischen Krone.

S. 370. — Die Vermählung K. Lothars mit Adelheid wird chronologisch bestimmt durch eine am 27. Juni 947 zu Pavia ausgestellte Urkunde, in der Coriano an Adelheid als Morgengabe verschrieben wird (Historiae patriae monumenta I. 159). Nach dem Zeugniß des Abts Odilo (Epitaphium c. 2) stand Adelheid damals im sechszehnten Jahre, war also im Jahre 931 oder 932 geboren. Der Todestag K. Hugos war nach zwei übereinstimmenden Zeugnissen (Catal. Italiae regum M. G. III. 216 und Calendar. Merseburg. in Höfers Archiv I. 111) der 10. April 947; die abweichenden Angaben scheinen mir keinen Glauben zu verdienen. In einer interessanten Urkunde vom 11. Juni 948, zu Vignola im Modenesischen ausgestellt, beschenkt Lothar den Grafen Mainfred mit großen Besitzungen interventu et peticione Berengarii incliti marchionis regnique nostri summi consortis. De-Angeli l. c. Doc. 5.

S. 372. — Aus Farfenser Urkunden und Hugonis Destructio monasterii Farfensis c. 7 geht hervor, daß Alberich auf dem Aventin seine Stammburg hatte. Eine Urkunde, die ich zu Subiaco aus dem Registrum Sublacense abschrieb und die sich unter den Documenten (A) findet, zeigt, wie Alberich später bei S. Apostoli Hof hielt, an derselben Stelle, wo in der Folge die Grafen von Tusculum ihre Residenz hatten; vergl. eine Urkunde vom 23. Mai 1013, die Galletti (Del Vestarario della S. R. C. p. 14) aus dem Registrum Farfense herausgegeben hat. Das hier in Rede stehende Protokoll über ein von Alberich angeordnetes Gericht hat um so mehr Interesse, als das urkundliche Material für Alberichs Geschichte sehr dürftig ist und manche in der Urkunde genannte Personen auch sonst in der Geschichte jener Zeit hervortreten. So ist der Protoscrinarius Leo der nachherige Papst Leo VIII., der aus einer sehr angesehenen römischen Familie stammte und dessen Wohnung an

der jetzigen Via di Marforio lag, die unter dem Namen Descensus Leonis Proti bis zum dreizehnten Jahrhundert vorkommt. Bei Liudprand Hist. Ott. c. 9 finden sich die meisten der in diesem Actenstück erwähnten Personen theils selbst, theils ihre Söhne wieder.

S. 374. 375. — Ueber die inneren Verhältnisse des byzantinischen Reichs zur Zeit Kaiser Constantin VII. handelt Alf. Rambaud, L'empire grec au dixième siècle. Constantin Porphyrogenète (Paris 1870).

Buch III. Kapitel 2—8. Geschichte Ottos I. von 951—973.

Quellen. Gleichzeitig: Annales Hersfeldenses in den abgeleiteten Annalen. Annales Corbeienses. Annales Augienses bis zum Jahre 954. Annales Sangallenses maiores. Annales Lobienses und die den Annales Leodienses zu Grunde liegenden Annalen. Annales s. Maximini Trevirensis. Annales Colonienses. Flodoardi Annales b. z. J. 966. Annales Einsidlenses (Annales Heremi). Liudprandi Historia Ottonis Magni. Continuator Reginonis b. z. J. 967. Ruotgeri Vita Brunonis c. 11—49. Widukind L. III. c. 9—76. Hrotsvithae Gesta Oddonis v. 467—752. 1141—1188. 1479—1517. Liudprandi Relatio de legatione Constantinopolitana. Vitae pontificum. Chronicon Benedicti c. 35—39. Die wichtigsten Actenstücke dieser Zeit sind gedruckt in den M. G. Legg. II. 26—35. — Spätere noch im zehnten Jahrhundert geschriebene Quellen: Vita Mathildis prior c. 10—16 (posterior c. 15—28). Chronicon Salernitanum c. 169—174. Vita Johannis abbatis Gorziensis, besonders c. 115—136. Gerhardi Vita Udalrici c. 10—25. Folcuini Gesta abbat. Lobiensium c. 22—28. Richer III. c. 1—10. Odilonis Epitaphium Adalheidae c. 2—5. — Spätere Quellen: Chronicon Venetum (M. G. VII. 24. 25). Thietmar II. c. 3—21. 23—28. IV. 22. Eckehardi Casus s. Galli (M. G. II. 114—147). Hermannus Contractus. Annales Casinates. Annales Barenses. Chronicon Novaliciense V. c. 12—31. Anselmi Gesta episc. Leod. 23. 24. Gesta episc. Cameracensium I. c. 75—94. Widrici Vita Gerardi. Othloni Vita Wolfkangi c. 1—14. Sigeberti Vita Deoderici I. c. 1—18. Marianus Scotus. Sigeberti Gemblacensis Chronica. Adamus Brem. II. c. 7—20. Arnulfi Gesta archiepp. Mediol. I. c. 15—18. Landulfi Historia Mediolanensis II. c. 16. Hugonis Flaviniacensis Chronicon II. c. 8 (M. G. VIII. 374. 375). Lupi Protospatharii Annales Barenses. Leo Ostiensis Chronica mon. Casin. I. c. 61. II. c. 9. Annales Beneventani (M. G. III. 173—185). Cosmas Prag. I. c. 21—25. Chronica Polonorum I. c. 5. Annalista Saxo. Annales Magdeburgenses. Annales Palidenses (Sächsische Weltchronik, Königsberger Weltchronik). — Die Urkunden Ottos I. aus dieser Zeit sind verzeichnet in Stumpfs Regesten S. 19—47; die gleichzeitigen päpstlichen Schreiben bei Jaffé, Reg. pontif. Rom. p. 319—331.

Hülfsmittel. W. Dönniges, Jahrbücher des deutschen Reichs unter der Herrschaft König und Kaiser Ottos I. 951—973 (Rankes Jahrbücher I. 3). In Folge unsrer Darstellung ist die Politik Ottos I. in der zweiten Hälfte seiner Regierung Gegenstand der lebhaftesten Controversen gewesen. Durch v. Sybel (Ueber die neue-

ren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit S. 18 ff.; Die deutsche Nation und das Kaiserreich S. 32 ff.), Maurenbrecher (Die Kaiserpolitik Ottos I. in der historischen Zeitschrift V. 111—154) mit Entschiedenheit als an sich unberechtigt und der Nation verderblich angegriffen, hat sie mit gleicher Entschiedenheit Ficker in seinen Schriften: Das deutsche Kaiserreich in seinen universellen und nationalen Beziehungen (Innsbruck 1861) und Deutsches Königthum und Kaiserthum (Innsbruck 1862) als eine nothwendige und auch der Nation heilsame vertheidigt. Für die entgegenstehenden Ansichten haben sich dann auch anderweite Vertreter gefunden. Eine ausgleichende Stellung sucht einzunehmen B. Kugler in seinem Vortrage: Zur Beurtheilung der deutschen Kaiserzeit (Stuttgart 1867), wie auch W. Volkmar in seinem Programm: Otto I. und das Kaiserthum (Blankenburg 1871), wo die Ereignisse, die zur Herstellung des Kaiserthums führten, übersichtlich dargestellt sind.

S. 377. — Maurenbrecher (Die Kaiserpolitik Ottos I. a. a. O.) sucht nachzuweisen, daß Otto schon vom Beginn seiner Regierung die Herstellung des Kaiserthums in das Auge gefaßt habe. Beweise dafür lassen sich nicht anführen; denn daß Otto von Anfang an bestimmter als sein Vater auf die Karolingischen Ideen einging, wie ich selbst scharf genug betont habe, kann allein dies nicht darthun. Die ersten Verbindungen Ottos mit Rom, die wir kennen, fallen in das Jahr 947. Die Notiz, daß Otto 939 an der Erhebung Stephans IX. Antheil gehabt habe, bei Baronius hat keine Bedeutung; vielleicht mißdeutete er eine Quellennachricht, die sich auf Odo von Cluny bezog.

S. 378. — Die angeführte Stelle des Liudprand findet sich Antapodosis V. c. 30.

S. 379—389. — Die Hauptquellen für den ersten italienischen Zug Ottos I. sind der Fortsetzer des Regino, Widukind und Hrotsvitha. Ueber die Gefangenschaft und Flucht Adelheids ist besonders Hrotsvitha zu lesen und neben ihr Odilos Lebensbeschreibung der Königin; über die späteren, vielfach ausgeschmückten und sagenhaften Berichte handelt Dönniges S. 173—178 und nach ihm De-Angeli a. a. O. 173—185. So wenig Glauben die ausführliche Erzählung des Donizo in dem Leben der großen Gräfin Mathilde (M. G. XII. 335—358) auch im Einzelnen verdient, wird doch nach ihr angenommen werden können, daß Adelheid in der letzten Zeit zu Garda eingekerkert war, daß Atto sie nach ihrer Flucht beschützte und nach Canossa in Sicherheit brachte; in Bezug auf diese Punkte, für die es sonst an alten Zeugnissen fehlt, scheint Donizo Glauben zu verdienen. Ueber die Weigerung Adelheids sich mit Lothar zu vermählen, über ihre Gefangennehmung zu Como und den Tag derselben ist Dönniges a. a. O. S. 6. 7 zu vergleichen. Für den Zug Ottos sind die bei St. R. Nr. 195—207 verzeichneten Urkunden wichtig. Fietz hat S. 23 meine Worte: „die Ritterehre schien den Kampf zu fordern" irrig auf Otto bezogen.

S. 381. — Maurenbrecher a. a. O. S. 139 behauptet, Liudolfs Unternehmen habe den Zug nach der Kaiserkrone unmöglich machen sollen, und sucht diese Ansicht durch eine fehlerhafte Lesart in einer fehlervollen Abschrift des Continuator Reginonis zu begründen. Gälte es nicht seine Ansicht zu stützen, so würde, statt dieser und einer anderen offenbar falschen Lesart derselben Handschrift zu folgen, sich Maurenbrecher wohl Pertz Text angeschlossen haben. Man vergleiche auch Rommel in den Forschungen zur deutschen Geschichte IV. S. 134. Daß sich Liudolf aus Mangel an

Lebensmitteln zurückzog, schließe ich daraus, daß nach dem Continuator Reginonis die Thore der Städte ihm gesperrt wurden und daraus seine Leiden erklärt werden. Indem sich ihm die Städte verschlossen, entzogen sie ihm den Markt.

S. 382. — Daß der Brief Rathers (Opp. p. 537—546) an Papst Agapet II. gerichtet ist, scheint mir Vogel (Rather I. 145 ff. und II. 158) gut bewiesen zu haben.

S. 385—387. — Ueber das dotale munus der Adelheid besitzen wir die Bestätigungsurkunde Ottos II. (Schöpflin, Alsatia diplomatica I. 126). Ueber den Hochzeitstag Ottos und der Adelheid vergl. Dönniges S. 11. Anm. 3. Weshalb Dönniges hier und S. 12. Anm. 2 annimmt, Liudolf und Erzbischof Friedrich seien schon vor der Hochzeit nach Deutschland gegangen, ist mir nicht klar, da der Fortsetzer des Regino, Widukind und Hrotsvitha ausdrücklich das Gegentheil bezeugen und überdies Liudolf und Friedrich recht gut Weihnachten in Saalfeld feiern konnten, wenn die Hochzeit im October oder November stattfand. Heinrichs Benehmen gegen Otto zu jener Zeit schildert Hrotsvitha (Gesta Oddonis v. 677—679) in folgender Weise:

Obsequiis operam gessit regalibus aptam.
Offitium non germani solummodo cari,
Sed mage ius servi studio complendo benigni.

Die Annales Palidenses geben z. J. 952 die Nachricht: Longobardi, quot annis rex Otto vixit, ad ducentas libras auri purissimi descripti sunt. Ob diese sich auf den ersten oder zweiten italienischen Zug bezieht, ist nicht klar ersichtlich, da die Chronologie der Annalen hier sehr verwirrt ist. Damit ist in Verbindung zu bringen eine andere Stelle z. J. 983, wo berichtet wird, wie Willigis drei Jahre lang die Vormundschaft für Otto III. geführt habe: qui de tributo Longobardie sibi interim deputato, videlicet mille et ducentis libris auri purissimi, crucem fusili opere fieri fecit, Benno dictam, in cuius summitate celatum erat:

Auri sexcentas hec crux habet aurea libras.

Crucis illa effigies in pede sinistro digitulam casu amisit, que tam puro auro per totam etiam patriam quesito non poterat equiparari. Offenbar um die Rechnung zu berichtigen, findet sich in der freilich späten Handschrift bereits zu libris die Glosse marcis, wo dann die 1200 Mark Goldes den 600 Pfund und dem dreijährigen Tribut von 200 Pfund entsprechen. Die Palidenses scheinen beide Nachrichten derselben Quelle entnommen zu haben, vielleicht jener sagenhaften, die auch der Annalista Saxo benutzte, obwohl sie sich hier nicht finden. Sollten sie aus derselben entlehnt sein, so sind sie deshalb noch nicht in Bausch und Bogen zu verwerfen. Denn daß jenes goldene Kreuz in Mainz war und die angegebene Inschrift trug, sagen auch die Annales s. Disibodi (M. G. XVII. p. 29) und erzählen genau die Schicksale desselben; die Annalen berichten über die letzteren als dem Schreiber gleichzeitige Ereignisse und sind über Mainzer Sachen sehr gut unterrichtet. Auch Erzbischof Christian weiß noch später von dem Benno oder Benna genannten Kreuz zu melden (Jaffé Bibl. III. p. 681. 691). Auch die Annales s. Disibodi nennen Willigis als Stifter des Kreuzes und bringen die Stiftung mit seiner vormundschaftlichen Regierung in Verbindung, die sie freilich unrichtig auf 16 Jahre erstrecken. Wenn Guerrier (Officium et miracula s. Willigisi p. 19 ff.) in Frage stellt, ob es wirklich ein solches Kreuz gegeben habe, ob es von Willigis gestiftet, ob es aus dem Tribut der Lombardei hergestellt und ob überhaupt ein solcher gezahlt sei, so scheint mir der Zweifel auf die Spitze getrieben; solcher dürfte höchstens bei den

beiden letzten Fragen einige Berechtigung haben. Denn allerdings geben von dem Lombardentribut für die Ottonische Zeit nur die Palidenses Kunde, und für spätere Zeiten wird ein solcher nicht erwähnt. Aus den Worten der alten Kaiserchronik (Maßmann II. 449):

Der maere kunic Ottô
jâ gebôt er ouch dô
umbe muneze unde umbe zol,
daz man immer mêr sol
dem riche dar von dienen.

ist nicht viel zu entnehmen, und das der Kaiserchronik etwa gleichzeitige Verzeichniß der königlichen Tafelgüter (Böhmer, Fontes III. p. 398) spricht zwar von Geldabgaben lombardischer Pfalzen, aber nicht von einem Jahrestribut des Landes. — Der Continuator Reginonis spricht nur von der Abtretung der Marken von Verona und Aquileja, aber mit denselben mußten auch die Marken von Trient und Istrien von Italien getrennt werden; in der Folge waren alle diese Marken zuerst mit dem Herzogthum Baiern, dann mit Kärnthen verbunden.

S. 392—414. — Die Hauptquellen für den Krieg Ottos mit seinen Söhnen sind der Fortsetzer des Regino, Widukind, Ruotger und Flodoard, nächstdem die Vita Udalrici und Folcnini Gesta abb. Lobiensium. In neuerer Zeit hat v. Sybel sich bemüht in diesem Kriege eine nationale Opposition gegen Ottos Kaiserpolitik nachzuweisen; denselben Gedanken verfolgt Maurenbrecher. Die Quellen bieten für diese Auffassung keinen Anhalt dar, und Liudolf eignet sich so wenig, wie Friedrich von Mainz, zum Führer einer nationalen Opposition gegen Otto. Maurenbrecher meint indessen, daß die allgemeine Verbreitung des Aufstandes sich aus den persönlichen Motiven, die man den streitenden Führern beizulegen pflege, nicht wohl erklären lasse, und schließt aus derselben auf eine im Volke weit verbreitete Abneigung gegen Ottos italienische Pläne. Aber es ist schwer einzusehen, welche besondere Abneigung gerade die Baiern gegen diese Pläne und welche Vorliebe andererseits für dieselben die Lothringer gehegt haben sollten; denn klar ist, daß die Parteinahme in den verschiedenen Provinzen eine verschiedene war. Mit Ausnahme Schwabens, wo Liudolf beliebt war, wendet sich die Opposition gegen das fremde, noch wenig befestigte Herzogthum, und aus diesem Grunde in Lothringen gegen Konrad, in Baiern gegen Heinrich, aus ähnlicher Ursache in Sachsen gegen Hermann Billing. Nach Widukind scheitern die Verhandlungen vor Mainz, weil Konrad und Liudolf ihre Mitschuldigen nicht ausliefern wollen und Heinrich den Gegensatz aufs Neue schärft; Maurenbrecher läßt jene standhaft „auf ihrem Princip" beharren. Im Wesentlichen stimmt mit meiner Darstellung O. Rommel überein in seinem Aufsatz über den Aufstand Herzog Liudolfs in den Forschungen zur d. Geschichte IV. S. 123—158. Man vergleiche auch die Arbeit von J. Dieringer: Ruotger und der Aufstand von 953 in Büdingers Untersuchungen zur mittleren Geschichte II. 1 ff.

S. 392. — Bruns Prophezeiung erzählt Ruotger c. 9.

S. 395. — Flodoard giebt ausdrücklich an, daß Konrad im Jahre 953 und zwar gleich im Anfange des Aufstandes vor der Belagerung von Mainz des Herzogthums Lothringen entsetzt sei, dann erwähnt er Bruns Wahl zum Erzbischof von Köln und endlich die Uebergabe des Herzogthums Lothringen an denselben. Damit ist vereinbar, was Ruotger c. 20 berichtet, daß Brun, bereits Erzbischof von Köln, als die Belagerung von Mainz aufgehoben wurde, d. h. im Anfange des September 953, zum Herzog von Lothringen bestellt wurde. Aber völlig unvereinbar, wenn in einer Urkunde Ottos vom 30. August 953, zu Mainz ausgestellt (St. R. Nr. 229),

fidelis noster dux Conradus genannt wird. Wäre die Urkunde damals stilisirt und nicht vielleicht nur die Kopie einer früher ausgefertigten, so müßte man annehmen, daß zu Mainz im August eine Aussöhnung zwischen Konrad und Otto erfolgt, aber trotz derselben wenige Tage darauf der Zwiespalt wieder so groß geworden wäre, daß nun Konrad sein Herzogthum entzogen und Brun übertragen sei. Dies ist nicht nur an sich unwahrscheinlich, sondern steht auch im Widerspruch mit allen anderen Quellen, und ich kann deshalb nicht aus der Urkunde die Folgerungen ziehen, die E. Meyer de Brunone p. 12 aus derselben gezogen hat. Peiffer S. 45 folgt Meyer.

S. 398. 399. — Bruns Worte an Liudolf und die S. 402 wiedergegebene Rede Ottos an Brun finden sich bei Ruotger c. 18 und c. 20. Beide Reden, die obschon sie als Ausarbeitungen Ruotgers anzusehen sind, doch die Zeitverhältnisse lebendig schildern, sind in unserem Text sehr abgekürzt.

S. 401. — Schon Vogel (Rather I. 178) hat bemerkt, daß die Worte bei Ruotger c. 11: In ea primum electione praeter caeteros Godefridus floruit episcopus verderbt sein müssen; sie erregen in der Sache, wie in der Form gleich großen Anstoß, den sich auch E. Meyer S. 11 vergebens zu beseitigen bemüht. Vielleicht schrieb Ruotger: In ea primum electione praeter ceteros Godefridus statuit episcopum; set si quis alius voto praeiret, difficile quispiam expediret. „Godfried nannte bei der Wahlberathung zuerst Bruns Namen, ob aber im Herzen Jemand früher an Brun dachte, ist schwer zu sagen."

S. 403. — Ueber das Geschlecht Adalberts von Metz und seines Bruders Friedrich ist die Vita Johannis Gorziensis c. 40 zu vergleichen. Irrig ist es, daß Friedrich sich schon vor 951 mit Beatrix vermählt habe, wie Dönniges S. 66 sagt; die Vermählung fand erst 954, die Verlobung vor 951 statt. Vergl. Flodoard z. J. 951 und 954.

S. 403—405. — Eine Urkunde Ottos vom 10. December 953 ist von Schirling südlich von Regensburg aufgestellt; eine andere vom 10. Januar 954 zu Brugkiem d. h. Brüggen an der Leine (St. R. Nr. 231. 233). Schon vor Anfang der Fastenzeit des Jahres 954 zog dann nach dem Fortsetzer des Regino der König abermals nach Baiern.

S. 407. — Die Nachricht von dem beabsichtigten Kampfe bei der villa Rimilinga im Blesgau, die sich bei dem Fortsetzer des Regino zum Jahre 954 findet, ist durchaus glaubwürdig; das Ereigniß kann aber nicht wohl später, als in die erste Hälfte des Jahres 954 gesetzt werden, da nicht der geringste Grund zu der Annahme vorliegt, Konrad habe nach dem Tage von Langen-Zenn noch einmal die Waffen gegen den König erheben wollen. Dennoch hat Vogel (Rather I. 190 ff.) zu beweisen gesucht, daß dies Ereigniß dem Jahre 955 angehöre, indem er von der Voraussetzung ausgeht, daß Rather erst in diesem Jahre aus Lüttich habe weichen müssen. Nun giebt Rather (Opp. p. 219) allerdings an, daß er noch während des Kampfs zwischen Brun und Konrad in der Ausübung seiner bischöflichen Gewalt zu Lüttich behindert worden sei, und Ruotger (c. 38) bestätigt es: aber Nichts hindert die betreffenden Ereignisse in das Jahr 954 zu setzen. Deshalb konnte die Einsetzung Balderichs und die damit zusammenhängende schließliche Entfernung Rathers doch erst im Jahre 955, wie die Annales Leodienses angeben, stattfinden; auch steht Nichts im Wege, die Ereignisse, die Rather p. 235 seq. erzählt, auf den Gründonnerstag 955 zu verlegen. Zu vergleichen ist auch E. Meyer S. 21. 22. — Ueber die alberne Geschichte Thietmars II. c. 15 habe ich im Texte Nichts sagen wollen; sie ist völlig unglaublich und gewinnt nicht an Wahrscheinlichkeit, wenn man an den Herzog Hugo von

Franzien denkt, zumal Thietmar selbst hier unfraglich die Namen Hugo und Kuno verwechselt hat, wie ihm dasselbe kurz vorher (c. 3) schon einmal begegnet ist.

S. 414. 415. — Auf den äußerst wichtigen Brief des Erzbischofs Wilhelm an Papst Agapet II. (Docum. B) hat zuerst Jaffé in Schmidts Zeitschrift für Geschichtswissenschaft IX. 204 aufmerksam gemacht. Wilhelms Brief ist in einer Karlsruher Handschrift der Briefe des h. Bonifacius enthalten, die dem zehnten Jahrhundert angehört; aus dieser hat ihn mit einigen päpstlichen Schreiben an die Erzbischöfe Friedrich und Wilhelm zuerst Würdtwein in seiner Ausgabe der Briefe des h. Bonifacius abdrucken lassen (Epistolae s. Bonifacii p. 377). Nach derselben Handschrift hat Jaffé dieselben Briefe in seiner Bibl. III. 336—338. 344—351 später selbst edirt. Wilhelms Brief kann nur im October oder November 955 geschrieben sein; die darin erwähnte Reise Hadamars nach Rom muß demnach in den August und September 955 fallen und ist wohl dieselbe, die Ruotger (c. 26) erwähnt. Denn zwei Reisen Hadamars nach Rom in den Jahren 954 und 955 anzunehmen, scheint kein hinreichender Grund vorzuliegen. Dieselbe Meinung hat nach mir Grosfeld in seiner sorgfältigen Dissertation de archiepiscopatus Magdeburgensis originibus (Münster 1855), wo er von Wilhelms Brief den erforderlichen Gebrauch gemacht hat, ausführlicher entwickelt.

S. 415. 416. — Bei der Darstellung der baierischen Angelegenheiten in der ersten Hälfte des Jahres 955 bin ich mehrfach von den früheren Annahmen, namentlich denen von Dönniges, abgewichen, indem ich mich auf folgende Quellenstellen stütze. Flodoard giebt an, daß Otto sogleich im Anfange des Jahres wegen eines drohenden, aber vereitelten Ungarneinfalls nach Baiern gezogen sei. Widukind (III. c. 43) berichtet, daß Otto das Osterfest bei Heinrich gefeiert habe, nach Ostern aber Regensburg belagert und endlich eingenommen sei. Ueber die Gefangennehmung und Blendung Herolds giebt das beste Zeugniß der ebenerwähnte Brief des Erzbischofs Wilhelm, und neben demselben kommt ein Fragment alter Salzburger Annalen, das sich in einer Handschrift des Otto von Freising vorgefunden hat und auch in späteren österreichischen Annalen benutzt ist, in Betracht (M. G. IX. 771 n. 58); dieses Fragment giebt zugleich die einzige Kunde von der Schlacht bei Mühldorf. Die Angabe des Jahres 956 ist in dem Fragment irrig; denn Herzog Heinrichs Tod fällt nach allen Zeugnissen in das Jahr 955 und wird in dem angeführten Fragment selbst ausdrücklich in dasselbe Jahr mit der Blendung Herolds gesetzt. Das Jahr 955 ergiebt sich auch aus dem Briefe Wilhelms, der das Ereigniß dem Papste meldet und sogar den Tag näher bezeichnet; doch läßt die Abbreviatur Kal. Ma. nicht erkennen, ob der 1. März oder 1. Mai gemeint ist. Letzteres möchte das Wahrscheinlichere sein, da Wilhelm wohl nicht ein Ereigniß von älterem Datum so speciell dem Papste mitgetheilt haben wird. Der Continuator Reginonis setzt die Blendung schon in das Jahr 954, aber er faßt dort überhaupt manche spätere Ereignisse zusammen. Das mit dem Continuator Reginonis übereinstimmende Zeugniß der Excerpta Altahensia für das Jahr 954 (M. G. IV. 36) ist ohne alles Gewicht. Das harte Gericht über den Patriarchen von Aquileja erwähnt Thietmar (II. c. 25), die allgemeine Bestrafung der Rebellen Widukind. Derselbe bezeugt endlich (c. 44), daß Otto erst um den 1. Juli nach Sachsen zurückkehrte. Die am 25. Mai 955 zu Meitheburg ausgestellte Urkunde hat Böhmer (No. 206) als verdächtig bezeichnet, Stumpf (R.-Nr. 235) hält sie für echt; ist sie dies, so kann sie kaum in das Jahr 955 gesetzt werden.

S. 418—425. — Die älteste Quelle für die Ungarnschlacht sind die Annales

Sangallenses maiores; dann folgen Flodoard, der Fortsetzer des Regino, Ruotger und endlich Widukind, dem wir die beste Darstellung verdanken; von den späteren Quellen ist nur die Vita Udalrici bemerkenswerth. Sagenhafte Zuthaten finden sich schon in den älteren Chronicon Ebersbergense (M. G. XX. p. 12); in den Annales Palidenses (M. G. XVI. p. 60) ist die Chronologie völlig verwirrt und der Sieg auf dem Lechfelde in eine Niederlage der Deutschen verwandelt.

S. 421. — „In acht Züge" — Widukind nennt octo legiones (c. 44). Der aus der klassischen Literatur, wie aus der Vulgata entlehnte und immer bei den Schriftstellern jener Zeit wiederkehrende Ausdruck legio für eine größere Heeresabtheilung hat mannigfache Schwierigkeiten gemacht. An die alte Legion der Römer ist offenbar nicht zu denken; es entsteht also die Frage: Ist legio überhaupt nur ein unbestimmter Ausdruck für eine Kriegsschaar oder bezeichnet das Wort eine bestimmte Zahl von Kriegsleuten, und welches ist diese Zahl? Widukind selbst bietet die Mittel, die Frage zu entscheiden. Er giebt die Stärke des deutschen Heeres in der Ungarnschlacht durch den Ausdruck an: numero quasi octo legionum; das Heer, das Otto im Jahre 946 gegen Paris führte, nennt er sehr groß, triginta scilicet duarum legionum (III. 2); es kann hiernach kaum ein Zweifel obwalten, daß er unter legio eine bestimmte Zahl von Kriegern versteht. Aber auch die Zahl selbst läßt sich, wie ich glaube, bestimmen. Denn 1) giebt Widukind selbst in seiner Beschreibung der Ungarnschlacht die Stärke der achten (böhmischen) Legion auf tausend milites d. h. Ritter an, und 2) berichtet er, daß in der fünften Legion, der königlichen, lecti ex omnibus militum milibus gekämpft hätten, wo offenbar die Tausende Heeresabtheilungen gleich den Legionen bezeichnen. In derselben Weise sagt Herzog Boleslaw vom sächsischen Heere bei Thietmar (VI. c. 38): Exercitum, quem videtis multitudine parvum, virtute magnus est et e milibus caeteris electus. Bemerkenswerth sind auch die Worte Widukinds I. c. 9: novem duces cum singulis milibus militum. Man vergleiche ferner die Chronica Polonorum L. I. c. 21, wo die Streitkräfte der Pommern gegen König Kasimir auf 4 Legionen angegeben werden, während er selbst kaum eine halbe hatte, mit der Bemerkung c. 19, daß er mit 500 Rittern nach Polen gezogen sei. Ich habe deshalb keinen Anstand genommen überall die Legion jener Zeit auf 1000 Ritter zu berechnen. Uebrigens zeigt Widukinds Schilderung der Schlachtordnung, daß die Abtheilungen des Heeres nach den Stämmen gebildet wurden.

S. 421–423. — Dönniges hat S. 46 die Vorgänge in der Schlacht auf dem Lechfelde auf zwei Tage (9. und 10. August) vertheilt. Er folgte hierin Thietmars Darstellung, die sich indessen in allem Wesentlichen auf Widukind gründet. Widukinds Erzählung ist nun in chronologischer Beziehung dadurch verdunkelt, daß sie in der Mitte auf eine ganz unpassende Weise durch die Einfügung fremdartiger Nachrichten unterbrochen ist; hierdurch sind Ereignisse auseinandergerückt, die unmittelbar zu einander gehören, und hierdurch ist auch Thietmar zu seinem Irrthum verführt worden. Denn die andern alten Quellen lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß nur an einem Tage, und zwar am 10. August geschlagen wurde. Ruotger bezeichnet (c. 35) ausdrücklich den 9. August als den Fasttag vor der Schlacht, dessen auch Widukind (c. 44) gedenkt; der Kampf begann nach Ruotger mit dem Zwielicht am 10. August und war vor der Abenddämmerung entschieden. Der irrigen Darstellung bei Dönniges ist auch ein Programm zur letzten Säcularfeier der Schlacht gefolgt, welches den Titel führt: L. Brunner, Die Einfälle der Ungarn in Deutschland bis zur Schlacht auf dem Lechfelde am 10. August 955. Diese

Schrift enthält interessante Mittheilungen aus der ungedruckten Weberchronik in Augsburg und neben manchem Unkritischen gute Bemerkungen. So wird mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß Bischof Ulrich auf dem Schlachtfelde trotz Thietmars Zeugniß nicht gegenwärtig gewesen sein könne, und nachgewiesen, wie unglaubwürdig die Angabe späterer Quellen ist, daß die Schlacht an dem Gunzenlee, einem Hügel auf dem rechten Lechufer bei Kissing, gewesen sei. Mit Unrecht hat Joh. Schrott in einem Artikel der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (1873 Nr. 157), der sonst manche anziehende Lokalnotizen enthält, wieder auf diese späteren Chroniken Gewicht gelegt, wobei er die jüngere Ebersberger Chronik abermals mit der älteren verwechselt. Aus den alten Quellen läßt sich über den Ort der Schlacht nur Folgendes ermitteln: 1) Otto rückte von Westen gegen Augsburg vor, denn von Reisersburg her brachte Berchthold die Nachricht von seinem Anzuge; 2) die Ungarn rückten ihm entgegen; 3) die Schlacht fand in der Nähe von Augsburg auf dem linken Lechufer statt, denn die geschlagenen Ungarn flohen bei Augsburg vorbei dem Leche zu. Für genauere Bestimmungen findet sich nirgends ein Anhalt. Da beide Heere schon vor der Schlacht auf dem linken Lechufer waren, habe ich früher geglaubt, Widukinds Worte: Ungarii Lech fluvium transierunt auf einen doppelten Lechübergang der Ungarn deuten zu müssen; aber man kann wohl überhaupt die Richtigkeit dieser Angabe des Korveier Mönchs, dem die Lokalkenntniß fehlte, in Zweifel ziehen, und es scheint mir sicherer, hier der Vita Udalrici zu folgen. In einer Urkunde des Erzbischofs Robbert von Trier vom 9. September 955 (Beyer, Urkundenbuch zur Geschichte des Mittelrheins I. 259) findet sich bei der Zeitbestimmung hinzugefügt: eodem anno gloriosus rex Otto et imperator Ungros vicit et Romano imperio subegit. Sollte diese Notiz gleichzeitig sein, so würde sie in merkwürdiger Weise Widukinds Angabe bestätigen, daß das Heer Otto als Imperator nach der Schlacht begrüßt habe, aber sie ist wohl ein Zusatz im Balduineum, aus welchem die Urkunde abgedruckt ist.

S. 426—429. — Die ältesten Quellen für die erzählten Wendenkriege sind die Annalen von S. Gallen, Hersfeld und Korvei, dann folgen Flodoard und der Continuator Reginonis; die beste und ausführlichste Erzählung verdankt man abermals Widukind.

S. 429. 430. — In Urkunden wird Adelheid geradezu als Mitregentin bezeichnet. „Consultu et interventu Adeleidae dilectae uxoris nostrae regnorumque nostrorum consortis." St. R. Nr. 332. Aehnlich in Nr. 338 u. a. Den Todestag Herzog Heinrichs bestimmen das Necrologium Fuldense und das vorhin angeführte Fragment der Salzburger Annalen. Die Erzählung von Mathildens Trauer über den Tod Heinrichs findet sich allein in der jüngeren Vita Mathildis c. 41; die ältere kennt sie nicht.

S. 431—435. — Für Bruns Thätigkeit in Lothringen und Frankreich besitzen wir zahlreiche Zeugnisse; vor Allem bei Flodoard, Ruotger und Richer, dann aber auch in der Vita Johannis Gorziensis (besonders c. 116). Bruns Thätigkeit nach dieser Seite hin haben besonders Aschbach (Niederrheinisches Jahrbuch 1843. S. 22—41), Vieler in dem bereits angeführten Programm und endlich Vogel in seinem Leben des Rather, sämmtlich an Dönniges Entwicklung S. 64—71 sich anschließend, weiter zu verfolgen gesucht.

S. 432. — E. Meyer de Brunone p. 32 entwickelt die Ansicht, daß Brun erst im Jahre 959 einen Vertreter im Herzogthume und zwar für ganz Lothringen in dem Grafen Friedrich bestellt habe. Er beruft sich dabei auf die Worte des Flodoard:

Lotharienses a duce Brunone desciscunt — — Quibus postmodam revocatis (diese Lesart ist evocatis vorzuziehen) Fredericum quendam comitem eis vice sua praefecit. Es kommt hier Alles darauf an, ob alle Lothringer abgefallen waren oder nur die Großen in den oberen lothringischen Gegenden, von deren Flodoard die nächste Kunde hatte. Für die letztere Annahme spricht, daß wir keinen sicheren Beweis haben, daß sich jemals Friedrichs Gewalt über ganz Lothringen erstreckt hat und er in den späteren Quellen ausdrücklich als dux Mosellanorum, d. h. Oberlothringens bezeichnet wird. Bei Ruotger, der vorzugsweise das niedere Lothringen in das Auge faßt, wird Friedrich gar nicht erwähnt, dagegen c. 41 ausdrücklich der dux Godefridus, der auch in einer Stabloer Urkunde erscheint, die Meyer freilich verdächtigt. In diesem Gottfried, der 964 starb, will er einen Heerführer erkennen ohne ständige Gewalt; er hält ihn für einen Neffen Friedrichs, der mehrere Grafschaften an der Mosel besaß, also aus dem oberen Lothringen stammte. Gottfried scheint aber in Köln oder in der Umgegend heimisch gewesen zu sein und keine Nachkommen hinterlassen zu haben.

S. 433. 434. — Die vielberufene Stelle des Ruotger (c. 20) lautet: fratrem suum Brunonem occidenti tutorem et provisorem et, ut ita dicam, archiducem in tam periculoso tempore misit. Die nachher angeführten Worte des Ruotger stehen c. 22; die des Siegbert von Gembloux in der Vita Deodorici c. 7.

S. 436. — Ueber die Einrichtung der königlichen Kanzlei in der zweiten Hälfte der Regierung Ottos I. hat Waitz in Rankes Jahrbüchern I. 3. 228—232 gehandelt.

S. 436—445. — Die Verhältnisse Bruns zu Otto gewinnen vornehmlich durch Ruotger c. 36—39 Licht. Sehr merkwürdig ist c. 37 die Stelle: Quotquot etiam de principibus et regionariis prioribus caeterisque, quorum dispositio regni intererat, saluberrimis suis admonitionibus ad communis bonorum omnium utilitatis foedus fide plena consenserant, hos ipse inter summos et familiares habebat, eisdem imperatorem, germanum suum, adprime conciliabat. Gegen Ende des Capitels ist wohl zu lesen: quid in angaria aut agendum esset aut spernendum. Die wichtige Versammlung, von der Ruotger c. 36 spricht, ist nicht in den April des Jahres 956 zu setzen, wie in Rankes Jahrbüchern und in den M. G. geschehen ist, sondern in den Mai oder Juni 958. Im Jahre 956 war allerdings der König nach Ostern nach Köln gekommen und hielt sich dort mindestens bis zum 19. Mai auf, an welchem Tage Erzbischof Rodbert von Trier zu Köln starb: aber die erwähnte Versammlung war nach Ruotgers ausdrücklichem Zeugniß erst nach Liudolfs Tode, der im Jahre 957 erfolgte. Wir wissen nun aus dem Continuator Reginonis, daß Otto Ostern 958 zu Ingelheim feierte und sich dann abermals nach Köln begab, um dort einen Landtag zu halten; er war noch am 13. Juni zu Köln, wie eine an diesem Tage daselbst ausgestellte Urkunde beweist, die meines Wissens ungedruckt ist, aber in Pertz Archiv VIII. 94 angeführt wird (St. R. Nr. 257).

S. 437. — Ueber den Umfang von Hermann Billings Herzogthum ist der Excurs von Dönniges und Waitz in Rankes Jahrbüchern I. 3. 191—196 zu vergleichen, wie Ficker in seinem Leben Engelberts von Köln S. 228. Eingehend hat über den Gegenstand gehandelt E. Steindorff: De ducatus, qui Billingorum dicitur, in Saxonia origine et progressu (Berolini 1863). Dagegen hat Ed. Winter: De Billingorum intra Saxoniam ducatu (Bonnae 1869) zu zeigen gesucht, daß sich das Herzogthum der Billinger über ganz Sachsen erstreckt habe. Die spätere Quelle, auf

welcher alle Untersuchungen über die Beschränkung des Billingschen Herzogthums beruhen, ist das Chronicon monasterii s. Michaelis bei Wedekind, Noten zu einigen Geschichtsschreibern des Mittelalters I. S. 405.

S. 439. — Die angeführten Worte lauten bei Ruotger c. 20: Hoc est, quod in acerbis meis me maxime consolatur, cum video per Dei omnipotentis gratiam nostro imperio regale sacerdotium accessisse. In te namque et sacerdotalis religio et regia pollet fortitudo.

S. 448. — Auf die merkwürdige Urkunde Berengars und Adalberts für Genua hat zuerst Böhmer (Regesta Karolorum No. 1438) die Aufmerksamkeit gelenkt. Sie ist zuletzt gedruckt Hist. patr. mon. II. p. 44.

S. 449. — Das Chronicon Benedicti c. 34 nennt Octavian den Sohn einer Concubine, giebt aber doch selbst zu verstehen, daß er ein Sohn der Alda war, indem es das Geschlecht der Mutter von den Königen der Langobarden herleitet.

S. 450. 451. — Den Zug Johannes XII. gegen Capua erwähnt nur das Chronicon Salernitanum c. 166. 167; die Unternehmung muß in die ersten Zeiten Johanns fallen, denn später stand Markgraf Hubert nicht mehr auf des Papstes, sondern auf Berengars Seite. Vergl. Böhmer, Regesta Karolorum No. 1441.

S. 451. 452. — Ueber Liudolfs Zug nach Italien besitzen wir wichtige Nachrichten bei Ruotger c. 36 und in den Annales Einsidlenses; außerdem gedenken dieser Unternehmung der Fortsetzer des Regino, Widukind und Hrotsvitha, deren letztes größeres Fragment (v. 1141—1188) sich auf diesen Zug bezieht. Was Thietmar (II. c. 6) von einer neuen Empörung Liudolfs berichtet, ist lediglich als Fabel anzusehen. Da nach Ruotger es Brun war, der den König vermochte, Liudolf nach Italien zu senden, kann ich der Ansicht, welche Vogel in seinem Buche über Rather ausspricht, daß Brun ein Gegner der italienischen Politik Ottos gewesen sei, unmöglich beipflichten.

S. 452. — Ueber den Krieg Berengars gegen Markgraf Theobald von Spoleto findet sich die beste Nachricht im Chronicon Venetum (M. G. VII. 24. 25); dort ist auch das Jahr 959 für diesen Zug festgestellt. In Rankes Jahrbüchern I. 3. S. 57 ist diese Nachricht nach der abgeleiteten Chronik des Dandolo benutzt und danach auf eine frühere Zeit bezogen worden.

S. 454. 455. — Daß Otto gegen den Papst vor seiner Ankunft in Rom bestimmte Verpflichtungen eingegangen ist, unterliegt keinem Zweifel; man vergl. Liudprand in der Historia Ottonis c. 6. Es findet sich nun der Eid, den Otto dem Papste geleistet haben soll, in den M. G. Legg. II. 29 in drei Fassungen, von denen ich die erste für die echte halte, wie sie auch durch die Bamberger Handschrift, die wohl schon dem Anfange des elften Jahrhunderts angehört, am besten beglaubigt wird. Ist hier der Eid in seiner wahren Gestalt aufbewahrt, so müssen meines Erachtens die beiden anderen Fassungen gefälscht sein. Die Gründe, die Floß in seinem Buche über die Papstwahl unter den Ottonen (Freiburg 1858) S. 10 Note und eingehender Weizsäcker in Reuters Allgemeinem Repertorium für die theologische Literatur 1858. 11. Heft S. 89 für die Echtheit der dreifachen Fassung vorgebracht haben, scheinen mir nicht stichhaltig. Das Sacramentum corporale bei Bonizo (Jaffé Bibl. II. 621) ist nicht ein in Person dem Papste vom Könige geleisteter Eid, sondern ein Schwur auf die Reliquien; daß es das erstere nicht sein soll, zeigen auch die Worte: si Romam venero. Wir haben in der That nur einen und denselben Eid nach der Redaction dreier verschiedener Sammler vor uns, von denen zwei absichtlich die Fassung veränderten. Bonizo schöpft übrigens auch hier wie sonst aus

der Kanonensammlung des Anselm von Lucca; vielleicht nahm Deusdedit den Eid aus derselben Quelle, wenigstens werden die beigefügten Worte: Hoc sacramentum invenit scriptor huius libri in Saxonia in monasterio, quod dicitur Luineburg, schwerlich Glauben verdienen. Dönniges, der die Echtheit aller drei Fassungen S. 203—207 bestreitet, giebt dennoch zu, daß der Eid den bestehenden Verhältnissen nicht gerade widerspreche. Wesentlich zu demselben Resultat, wie ich, gelangt Jaffé Bibl. II. 586—594, wo sich auch die Fassung des Eides bei Anselm abgedruckt findet.

S. 455. 456. — Die Nachrichten über die zweite Eroberung Italiens durch Otto I. sind dürftig. Das Beste giebt der Continuator Reginonis; einige wichtige Notizen bieten dazu das Chronicon Salernitanum c. 169 und das Chronicon Benedicti c. 36 dar. Das Ereigniß an den Klausen meldet allein die Chronik von Salerno; Markgraf Huberts Flucht, Gefangennehmung und Verbannung allein Benedict. Des letzteren Nachrichten sind hier um so erwünschter, als sie nachweisen, daß Huberts Tod früher irrig in das Jahr 959 gesetzt ist; diese Nachrichten bieten zugleich einen Anhalt für die Kritik der fabelhaften Erzählung des Petrus Damiani ep. 8 (Opp. I. 335).

S. 456—458. — Ueber die Kaiserkrönung Ottos fehlt es an ausführlichen Nachrichten; um so empfindlicher ist die Lücke in Hrotsvithas Gedicht, das unfehlbar mit einer glänzenden Beschreibung dieses Ereignisses schloß. Aus den wenigen erhaltenen Zeilen sehen wir nur, daß Adelheid mit Otto gekrönt wurde. S. Cassel hat in den Magyarischen Alterthümern (S. 314. 315) die Nachrichten des untergeschobenen Josephus Hebraicus über die Krönung Vespasians auf Ottos Kaiserkrönung beziehen wollen. Der jüdische Rabbi nämlich, von dem dieses merkwürdige Buch herrührt und der wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts in Italien lebte (Zunz, Die gottesdienstlichen Vorträge der Juden S. 146—154), liefert eine ausführliche Beschreibung des bei der römischen Kaiserkrönung üblichen Ceremoniels, das er durch den Augenschein kennen gelernt haben will (p. 667—673 der Breithauptschen Ausgabe. Gotha und Leipzig 1710). Vieles in dieser Beschreibung entspricht nun allerdings dem, was man aus den späteren Ordines für die Kaiserkrönung kennt, aber daneben finden sich auch ganz phantastische Ausschmückungen. So erhält nach dem Pseudo-Josephus der Kaiser vom Papst ein hölzernes, theilweise vergoldetes Scepter, an dem oben ein Aschensack ist, ferner einen Ring aus Menschenknochen gearbeitet, eine goldene Schüssel mit einem Reichsapfel und einer Krone; nach den späteren Ordines empfing dagegen der Kaiser vom Papst nach der Salbung Ring, Schwert, Krone und Scepter. Daß Papst Benedict VIII. dem Kaiser Heinrich II., und zwar nicht unmittelbar bei der Krönung, einen Reichsapfel überreichte, wird von Rodulfus Glaber (M. G. VII. 59) ausdrücklich als eine Neuerung bezeichnet, obwohl nach dem Vorbild der byzantinischen Kaiser schon von Otto I. an die abendländischen Kaiser in ihrem Siegel den Reichsapfel führten. Was Josephus im Uebrigen von der wunderbaren Beschaffenheit der Reichsinsignien berichtet, findet in den Ordines gar keinen Anhalt. Da sich außerdem die Beschreibung auch auf Ottos II. oder III. Kaiserkrönung beziehen oder wohl gar ein späterer Zusatz des vielfach interpolirten Buchs sein könnte, habe ich von derselben ganz Abstand genommen und mich lieber an die Umstände gehalten, die der Panegyricus Berengarii v. 100 seq. von der letzten Kaiserkrönung vor Ottos I. Zeiten überliefert hat. Denn darauf möchte nicht viel Gewicht zu legen sein, daß Liudprand sagt, Otto sei novo apparatu in Rom empfangen worden. Das Versprechen vor den

. der Peterskirche, das auch Berengar leisten mußte, verlangte
s II. von König Ludwig II. Aus dem Codex Vaticanus 1340
hronologische Notiz erhoben, daß Otto in Rom einzog „mense
I. feria VI. et stetit ibi diebus XV. et exiit inde mense
in festo sancti Valentini indictione V." M. G. III. 718.
bruar urkundete er zu Rignano bei Rom (St. R. Nr. 301. 302).
— Die Bestätigungsurkunde Ottos für Johann XII. ist nach
iginal abgedruckt M. G. Legg. II. B. 9 und bei Aug. Theiner,
cus dominii temporalis s. sedis (Romae 1861) I. p. 4, nach
fehlerhafter Abschrift bei Huillard-Bréholles, Rouleaux de Cluny
. 16. Waitz in Rankes Jahrbüchern I. 3. S. 207—213 und Ficker
ngen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens II. S. 357 ff. han-
über das Actenstück; Beide nehmen an, daß echte Stücke in der ge-
nde enthalten sind. Alles, was neuerdings zur Vertheidigung derselben
geringe Bedeutung.
— Die Worte Ottos an Ansfried finden sich in der bisher über-
e des Thietmar IV. c. 22: Dum ego hodie ad sacra limina aposto-
abo, tu gladium continue super caput meum teneto. Nam fidem
ntecessoribus nostris sepius suspectam non ignoro. Sapientis enim
quaeque longe adhuc posita cogitando prenoscere, ne forte im-
eant superare. Deinde redeundo ad montem Gaudii, quantum vo-
o.

S. 460. — Die Stiftungsbulle für Magdeburg zeigt, daß in des Kaisers Anwesenheit zu Rom eine Synode gehalten wurde; einige Bestimmungen dieser Synode finden sich beim Annalista Saxo zum Jahre 962 gleich nach der Abschrift dieser Bulle. Noch eine zweite römische Synode in diesem Jahre, auf der Hugo excommunicirt wäre, mit Jaffé und Vogel (Rather I. 262) anzunehmen, liegt meines Erachtens kein Grund vor. Artolds Vorgänger war am 30 September 961 gestorben; gleich darauf wurde eine Synode der französischen Bischöfe angesagt, die sich nach 40 Tagen versammelte und die Entscheidung des Papstes einzuholen beschloß, welche auf einer römischen Synode erfolgte und recht wohl im Februar 962 ertheilt werden konnte (Richer III. c. 15—17). Die an den Papst abgeschickte Gesandtschaft brachte aber auch die Entscheidung einer zweiten zu Pavia abgehaltenen Synode mit, die deshalb bald nachher stattgefunden haben muß, also wohl nicht um die Mitte des Jahres, sondern bereits in der Osterzeit.

S. 461—473. — Für den Kampf Ottos mit dem Papstthum ist Liudprand in der Historia Ottonis die Hauptquelle; für den Kampf mit Berengar und dessen Familie der Fortsetzer des Regino. Auch die Chronik des Benedict c. 36. 37 und die alten Papstleben geben manche erhebliche Beiträge.

S. 467. — Daß in der Historia Ottonis c. 15 die Worte: Qui cum Tiberim pervenissent die Bezeichnung einer Stadt enthalten und auf Tibur zu beziehen sind, ist mir unzweifelhaft. Die Vita Bernwardi nennt Tibur Tyberina civitas und die Einwohner Tyberini. Bei der Urkunde Ottos III. vom 6. September 999 (St. R. Nr. 1195), die prope Tyberim ausgestellt ist, möchte wohl auch an Tibur, nicht an den Tiber zu denken sein.

S. 470. — Die Verhandlungen der Synode Johanns XII. vom 26. Februar 964 und den folgenden Tagen erwähnt zuerst Bernhard im Jahre 1076 (Ussermann, Monumenta res Allemannicas illustrantia II. 209), und nach ihm Siegbert

von Gembloux in seiner Chronik zum Jahre 1064; vollständig bekannt wurden sie erst durch Baronius und sind jetzt auch in Leibnitii Annales imperii III. 133—136 abgedruckt. An der Echtheit dieser Verhandlungen zu zweifeln scheint kein durchschlagender Grund vorzuliegen. Dagegen sind die beiden Urkunden, nach denen Leo VIII. die Investitur der Bischöfe und das ganze Patrimonium Petri dem Kaiser überlassen haben soll (M. G. Legg. II. B. 167—170), entschieden untergeschoben (vergl. Dönniges in Rankes Jahrbüchern I. 3. S. 102), und Jaffé hätte auch die erste von ihnen, die er unter die echten Bullen aufgenommen hat, ohne Weiteres unter die Literae spuriae verweisen sollen. Dieses erste Privilegium ist im Jahre 1858 in viel ausführlicherer Fassung von Floß (Die Papstwahl unter den Ottonen S. 147—166) aus einem Codex der Trierer Stadtbibliothek herausgegeben und in dieser Gestalt von dem Herausgeber als echt vertheidigt worden. Floß nimmt nämlich an, daß die Urkunde in der bisher bekannten Fassung lediglich ein Excerpt des von ihm publicirten Exemplars sei. Weizsäcker in der oben angeführten Recension stimmt dieser Annahme bei, hält aber das Privilegium in beiden Fassungen für untergeschoben. Waitz (Historische Zeitschrift I. S. 225 und Göttingische gelehrte Anzeigen 1859. S. 649—651) erklärt sich ebenfalls gegen die Echtheit des Privilegiums in beiden Fassungen und sieht die kürzere zum Theil als unmittelbare Grundlage der längeren Urkunde an. In Bezug auf letztere sagt er mit vollem Recht: „Die größten Monstrositäten in Form und Inhalt finden sich so gehäuft, daß die Kritik in der That allen Boden unter ihren Füßen verlieren würde, wenn sie etwas Derartiges gelten lassen, überhaupt nur für möglich annehmen wollte.“ Auffällig ist nur, daß er von einem Theil dieser Urkunde (S. 153—156 bei Floß) behauptet, er trage gar sehr das Gepräge eines authentischen, wirklich der Zeit Ottos I. angehörigen Textes von Beschlüssen eines damals in Rom abgehaltenen Concils und sei von der Art, daß kaum eine Erdichtung in späterer Zeit als möglich erscheine. Einer späteren Zeit gehören nun allerdings diese Kanones nicht an, wohl aber einer früheren. Sie sind im Wesentlichen aus den Beschlüssen des sechsten toletanischen Concils entnommen und finden sich in etwas anderer Ordnung bereits in der Collectio Anselmo dedicata, der Name des Westgothenkönigs Chintila ist nur ausgelassen. Dies hat bereits Floß S. 81 bemerkt, und selbst der Verfertiger der Urkunde giebt jene Kanones gar nicht als neue Bestimmungen, sondern beruft sich vielmehr auf sie als bereits gültige Kirchengesetze. Man vergl. zu dem Eingang hier: sacros ad medium canones deducamus den ähnlichen S. 156: apostoli praecepta ad medium deducamus. Es kann hiernach kein Zweifel sein, daß gerade dieser Theil der Urkunde keinesfalls der Ottonischen Zeit angehört. Nach meiner Meinung gehört die Fälschung des Documents der Zeit des Investiturstreits an, und der Fälscher, ein Mann der kaiserlichen Partei, hatte das kürzere Privilegium vor Augen, dem er eine festere Grundlage durch weitere historische und kirchenrechtliche Ausführungen zu geben versuchte. Die historische Deduction beginnt S. 148—152; sie ist meist wörtlich aus dem Liber pontificalis und seiner schon im zehnten Jahrhundert niedergeschriebenen Fortsetzung entnommen. Dann folgt die Anführung der brauchbaren Kanones S. 153—156; die Sammlung des Burchard von Worms, wo sich L. XV. c. 22—29 diese Kanones ganz in derselben Ordnung finden, war hier Quelle. S. 156—159 wird darauf eine Exposition auf biblischer Grundlage gegeben, zuverlässig einem älteren Tractat entlehnt, wie der hier ganz unpassende Eingang: quia s u p e r de apostolo fecimus mentionem verräth. Endlich schließt S. 159—163 eine sich an Gregors des Großen Schriften anlehnende Erörterung, ebenfalls wohl älteren Ur-

sprungs; die ganze Stelle S. 162: nemo enim se ipsum potest regem facere etc. findet sich in fast gleicher Fassung auch in einer anderen Schrift aus der Zeit des Investiturstreits bei Sudendorf, Registrum II. p. 41 (Brüsseler und Hannoversche Handschrift des Benno).

S. 473. 474. — Ueber das Fest in Köln handeln der Fortsetzer des Regino, Ruotger c. 42, die ältere Lebensbeschreibung der Königin Mathilde c. 14 und noch ausführlicher die jüngere c. 21. 22. Daß auch die Herzogin Hedwig gegenwärtig war, giebt Siegbert von Gembloux zum Jahre 965 an.

S. 485—488. — Widukind III. c. 64. 66. 67 berichtet über die durch Wichmann erregten Unruhen, wie auch über die Unterwerfung der Lausitzer und Polen durch Markgraf Gero. Ueber diese letzten großen Thaten Geros sind auch der Fortsetzer des Regino und Thietmar II. c. 9 und 19, der hier eigenthümliche Nachrichten hat, zu vergleichen. Der Name des ersten Polenherzogs wird in den deutschen Quellen jener Zeit Misico, Misaca, Miseco und mit vielen andern Umlautungen genannt; man hat ihn später, wie Zeißberg, Miseco I. (Archiv für Kunde österreich. Geschichtsquellen Bd. XXXVIII.) S. 35 ff. nachweist, unhistorisch mit dem Namen Mieczislaw identificirt. Ich habe jetzt die Form Mesco gewählt, die in den älteren polnischen Quellen am häufigsten wiederkehrt. — Geros Wallfahrt nach Rom und Tod erzählt Thietmar II. c. 3. Die S. 487 angeführte Urkunde Geros hat Muratori in den Antiquitates Italicae medii aevi V. 807 abdrucken lassen; da dieser Abdruck aber manche Fehler enthält und die Urkunde für unsere Geschichte von erheblichem Interesse ist, gebe ich unter den Documenten (C) nach der besten Handschrift des Cencius Camerarius, die ich zu Florenz in der Riccardianischen Bibliothek benutzte, einen berichtigten Text. Vergl. Waitz in Rankes Jahrbüchern I. 3. S. 216 ff. Die Vertheilung der Marken nach Geros Tode habe ich ebendaselbst II. 1. S. 147—155 zu entwickeln gesucht.

S. 488. — Ueber Erzbischof Bruns Tod finden sich ausführliche Nachrichten bei Ruotger c. 43—49, der auch Bruns Testament erhalten hat.

S. 488. — Die merkwürdige Urkunde Ottos I. für das Marienstift zu Aachen vom 17. Januar 966 (St. R. Nr. 394) ist am besten bei Lacomblet, Niederrh. Urkundenbuch I. 63 gedruckt; leider ist sie nur in einer sehr fehlerhaften Abschrift erhalten. Es heißt darin: cum communi consilio procerum nostrorum, episcoporum videlicet Willehelmi Moguntiensis ecclesie archiepiscopi, Theoterici Treverensis eccl. archiep., Theoterici Metensis eccl. ep., Annonis Wormacensis eccl. ep., Lantwardi Mindonensis eccl. ep., Gerhardi Tullensis eccl. ep., reliquorumque primatum nostrorum, abbatum, ducum, comitum, hoc palatium Aquisgrani precipuam cis Alpes regiam sedem (statuentes?), hoc precepto firmamus, ut etc. Bemerkenswerth ist auch der Gegensatz, den der Kaiser zwischen seinen und den gefahrvollen Zeiten seiner Vorgänger hervorhebt: periculosa tempora predecessorum nostrorum imperatorum seu regum intuentes etc.

S. 489. — Die Stiftung Nordhausens erzählt die ältere Lebensbeschreibung der Königin Mathilde c. 14, wo meines Erachtens im Text die Lesart der Handschrift: quia prius perfecta erant unverändert herzustellen ist. Es ist nämlich von den bereits vollendeten Stiftungen im Gegensatz zu dem noch im Entstehen begriffenen Kloster zu Nordhausen die Rede. Die jüngere Lebensbeschreibung c. 23 schließt sich auch hier der älteren an. Die Weihe Mathildens zur Aebtissin von Quedlinburg wird am ausführlichsten vom Annalista Saxo berichtet, der hier wahrscheinlich einer verlorenen Quedlinburger Chronik folgte; aus derselben Quelle stammen viel-

leicht auch die wichtigen Nachrichten über die Uebertragung von Reliquien und die neuen Klosterstiftungen in Sachsen, die man bei ihm zu den Jahren 961–970 findet. Ueber die geistlichen Stiftungen unter Ottos I. Regierung vergl. Waitz in Rankes Jahrbüchern I. 3. S. 225–227.

S. 489–491. — Widukind (III. c. 66) und Ruotger (c. 40) erzählen als Zeitgenossen von der Taufe des Dänenkönigs Harald, und der Erstere giebt von dem Feuerwunder, durch welches Poppo den König bekehrte, ausführliche Kunde. Die Zeitbestimmung macht Schwierigkeiten. Siegbert von Gembloux verlegt Haralds Taufe in das Jahr 966, Ruotger setzt sie dagegen schon in die Lebzeiten Bruns, der am 11. October 965 starb. Beachtenswerth scheint mir die Notiz der vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts stammenden Annales Ryenses (M. G. XVI. p. 399): Hunc Haraldum filius eius Suen de regno expulit, quia ad praedicationem Popponis, capellani domini papae, baptizatus fuerat, womit zu vergleichen Staindels Chronicon generale z. J. 964 (Oefele, Script. rerum Boicarum I.): Dacia convertitur a Poppone capellano papae. Nach diesen Nachrichten, deren Ursprung ich bisher nicht habe ermitteln können, wäre Poppo ein Capellan des nach Hamburg verbannten Papstes Benedict gewesen, der erst im Sommer 965 nach Sachsen kam; hat daneben Ruotgers Zeitbestimmung Gewicht, so müßte Haralds Bekehrung bald darauf, und zwar noch vor dem 11. October, erfolgt sein. Vielleicht erklärt sich auch aus den oben erwähnten Notizen leichter das bis dahin im Norden unerhörte Feuerwunder. Poppo, der Capellan des Papstes, mochte ein Italiener sein. — Die Taufe des Polenherzogs erzählt Thietmar IV. c. 35 und die Chronica Polonorum I. c. 5. — Die Gesandtschaft der Helena und Adalberts Sendung berichtet der Continuator Reginonis 959–962. Bei der viel bestrittenen Sache ist eine Stelle in Bruns Leben des h. Adalbert (c. 14) wohl der Beachtung werth, wo es heißt, die Mutter des h. Adalbert habe sich später erinnert, wie Erzbischof Adalbert ihrem Sohne das Chrisma ertheilt habe: quia Pruzis episcopus gentium positus cum idem Adalbertus super regnum patris iter ageret, deductum filium cum unguendis pueris tum primo crismate liniret. Adalbert nahm also seinen Weg durch ein Land, das der Vater der Strzieżislawa beherrschte; sie war nach Bruns Worten ex claro genere Sclavorum nobilissima, die Tochter also eines Wenden- oder Polenfürsten. Es ist möglich, daß eine Verwechselung von Ruzis und Pruzis vorliegt, aber jedenfalls nahm Brun eine Missionsreise Adalberts nach dem fernen Osten an.

S. 491. 492. — Ottos Abschied von seiner Mutter wird in der jüngeren Lebensbeschreibung der Mathilde c. 22 erzählt; die ältere Lebensbeschreibung hat hiervon Nichts.

S. 492–495. — Die Vorbereitungen zum dritten italienischen Zug Ottos und diesen selbst erzählt am besten der Continuator Reginonis; einzelne wichtige Nachrichten geben die Vitae pontificum, das Chronicon Benedicti c. 39 und das Itinerarium Ratherii Romam euntis (Opp. 437–456). — Papst Johann XIII. war nicht aus niederem Stande, wie es nach den Jahrbüchern I. 3. S. 115 scheinen könnte. Johanns Schwester war die Stephania senatrix, der er Palestrina verlieh; der Graf Benedict in der Sabina war sein Neffe. Vergl. Jaffé, Regesta pont. No. 2870 und Rankes Jahrbücher II. 2. S. 223. 224. — Daß man auch nach Johanns Vertreibung noch Ottos kaiserliche Gewalt in Rom anerkannte, zeigt eine merkwürdige römische Urkunde vom 28. Juli 966, die ich aus dem Registrum Sublacense abgeschrieben habe und die sich unter den Documenten (D) findet. Diese Urkunde, schon dadurch von

Interesse, daß in ihr meist dieselben Personen des römischen Adels genannt werden, die Liudprand in der Historia Ottonis c. 9 erwähnt, ist meines Wissens bisher ungedruckt geblieben, und auch Muratori thut ihrer in seinen Excerpten aus dem Archiv von Subiaco (Antiquitates V. 769) keine Erwähnung.

S. 493. 494. — Sollte der Josephus Hebraicus wirklich Vorgänge aus Ottos I. Regierung bei seinem Werke vor Augen gehabt haben, so könnte seine sehr wunderliche Darstellung (p. 355) der Usurpation des Julius Cäsar und der Demüthigung des Senats von dem energischen Auftreten Ottos in Rom zu jener Zeit hergenommen sein.

S. 495. 496. — Die Beschlüsse der Synode von Ravenna über Magdeburg erwähnt die Narratio erectionis ecclesiae Magdeburgensis, die zuerst Meibom abdrucken ließ und sich mit einem vollständigeren Apparat jetzt in Leibnitii Annales imperii III. p 238 seq. findet. Die Form des Actenstücks erregt manchen Verdacht, der Inhalt wird aber in allem Wesentlichen durch andere Zeugnisse bestätigt. Alle auf die Gründung Magdeburgs bezüglichen Actenstücke hat Grosfeld in den Regesten zu seiner bereits angeführten Dissertation gut zusammengestellt und einer besonnenen Kritik unterworfen.

S. 499—505. — Die allgemeinen Verhältnisse der Araber, namentlich der Ommaijaden und Fatimiden-Herrschaft, sind nach Aschbachs trefflicher Geschichte der Ommaijaden Band II., nach Martorana (Notize storiche dei Saraceni Siciliani. Palermo 1832) und Wenrich (Rerum ab Arabibus in Italia insulisque adiacentibus Sicilia maxime Sardinia atque Corsica gestarum commentarii. Lipsiae 1845) dargestellt. Diese Bücher beruhen auf den arabischen Quellen, die für Sicilien Rosario di Gregorio (Rerum Arabicarum quae ad Siciliam spectant collectio ampla. Panormi 1790) gesammelt hat, doch kannte Gregorio noch nicht die Werke des Ibn-el-Athir und Ibn-Khaldûn, die zuerst Noel des Vergers in seiner Histoire de l'Afrique sous la dynastie des Aghlabites et de la Sicile sous la domination Musulmane (Paris 1841) herausgegeben hat. Die frühesten arabischen Quellen für die Geschichte Siciliens gehören erst dem Ende des zwölften Jahrhunderts an. Zu beachten ist jetzt vor Allem die auf dem gründlichsten Studium der arabischen Quellen beruhende ausführliche und anziehende Darstellung dieser Verhältnisse im zweiten Bande von M. Amaris Werk: Storia dei Musulmani di Sicilia (Firenze 1858).

S. 506—513. — Ueber die Gesandtschaft des Johann von Gorze besitzen wir in seiner Lebensbeschreibung c. 115—136 einen auf Johanns eigenen Erzählungen beruhenden Bericht, der aber unvollendet ist. Dieser Bericht ist durchgängig zuverlässig und gehört zu den interessantesten Denkmalen jener Zeit. Leider ist die einzige, sonst gute Handschrift der Lebensbeschreibung auf den letzten Seiten durch die Zeit so zerstört, daß man auf Vermuthungen angewiesen ist, um den Text lesbar zu machen. Pertz hat zum Glück fast alles mit großer Evidenz hergestellt. Im Anfange von c. 127 möchte ich lesen: Haec regi perlata. Non in iram, ut prius, mentem accendit, sed consilio regio percepit (oder percepta sunt). Iam pridem enim a suis, quibus res nostrae iam fuerant pervulgatae, abstrudendos nos commonitus erat. Pertz Zeitbestimmungen hat Gfrörer (Kirchengeschichte III. 3. S. 1595) meines Erachtens ohne allen Grund angegriffen und ist auf die chronologischen Bestimmungen Mabillons zurückgegangen, nach denen Johann erst gegen Ende des Jahres 955 oder im Anfange des folgenden Jahres abgereist wäre. — Ueber Chisdai, der in der Vita Johannis Hasdeu genannt wird, vergl. Zedner, Auswahl historischer Stücke aus hebräischen Schriftstellern (Berlin 1840) S. 28, S. Cassel, Ma-

gyarische Alterthümer S. 183 ff. und Ph. Luzzatto, Notice sur Abou-Jossouf-Hasdai Ibn-Chaprut (Paris 1852).

S. 514—519. — Die Regierung des Nicephorus und Johannis Tzimisces hat einen für jene Zeit ausgezeichneten Geschichtsschreiber in dem Diakonen Leo gefunden, dessen Werk zum ersten Male vollständig von Hase in dem Corpus scriptorum historiae Byzantinae T. XI. herausgegeben ist. Neben Leo kann man die anderen, ohnehin sehr dürftigen Quellen für die byzantinische Geschichte jener Zeit füglich entbehren. Von Neueren hat nach Gibbons bekanntem Werke der Engländer Finlay in seinem Buche: History of the Byzantine Empire from 716 to 1057 (Edinburgh and London 1853) die Geschichte Constantinopels in jener Epoche ausführlich behandelt. Für die Chronologie sind brauchbar: Krug, Chronologie der Byzantiner, und Ed. de Muralt, Essai de Chronographie Byzantine (Petersbourg 1855).

S. 519. — Des Dominicus Gesandtschaft an Nicephorus gewinnt durch Liudprand in der Legatio c. 25. 26. 31 Licht.

S. 520. 521. — Die besten Nachrichten über die Reise des jungen Otto nach Italien und dessen Krönung finden sich beim Continuator Reginonis; das Fragment desselben beim Annalista Saxo zum Jahre 967 ist nicht zu übersehen. Auch ist das Chronicon Benedicti c. 38 von Wichtigkeit, wie die von Stumpf (R. No. 431—438) verzeichneten Urkunden. Ueber den Reichstag in Verona vergl. man M. G. Legg. II. 33 und die merkwürdige Notiz in der eben angeführten Stelle des Benedict. Die Stiftungsbulle für Meißen findet sich in Leibnitii Annales imperii III. 201 und bei Köhler, Codex diplom. Lusatiae inferioris I. S. 4; Grosfeld hat a. a. O. S. 39 ff. bewiesen, daß sie interpolirt ist. Die Urkunden Ottos I. für Meißen vom 11. Januar 948 und 19. October 968 (Köhler a. a. O. I. S. 1—4) sind untergeschobene Machwerke späterer Zeit. Nicht minderen Anstoß erregt die Urkunde vor Ravenna ohne Jahr a. a. O. II. S. 1 schon durch die ganz ungewöhnliche Form. Die Urkunde Ottos III. vom 6. December 995 für Meißen (St. R. Nr. 1057), aus dem Original im K. Sächsischen Staatsarchiv bei Köhler a. a. O. II. S. 5 gedruckt, liegt ohne Zweifel allen jenen Fälschungen zu Grunde. Die genannten Urkunden für Meißen sind jetzt auch bei Gersdorf, Codex Saxoniae II. Abth. 1 gedruckt.

S. 521. 522. — Ottos Brief findet sich bei Widukind III. c. 70. Der Zug gegen Bari wird durch Liudprand in der Legatio c. 7. 9. 57, durch das Chronicon Salernitanum c. 170 und durch die Annalen des Lupus Protospatharius z. J. 969 bezeugt; für die Dauer des Zuges kommen die Urkunden (St. R. Nr. 443—445) in Betracht. Die Zusammenkunft mit Gisulf von Salerno, die das Chronicon Salernitanum c. 169 berichtet, kann nur in diese Zeit gehören. Des Aufenthalts des Kaisers in Benevent gedenken die Annales Beneventani, die erst dem zwölften Jahrhundert angehören (M. G. III. 176).

S. 523—546. — Den Gesandtschaftsbericht des Liudprand habe ich fast in seiner ganzen Ausdehnung aufgenommen, weil aus ihm die Lage der Dinge am klarsten erhellt. Den sehr unzuverlässigen Text habe ich an manchen Stellen zu verbessern gesucht; einzelne Emendationen bietet auch die Uebersetzung in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit.

S. 547—549. — Die kriegerischen Ereignisse am Schlusse des Jahres 968 und im folgenden Jahre werden im Zusammenhange allein in dem Chronicon Salernitanum c. 170—173 erzählt, daneben kommen einzelne kurze Notizen in den Annales Corbeienses (M. G. III. 41 und mit verbessertem Text Jaffé Bibl. I. 36),

Annales Lobienses (M. G. II. 211) und Annales Casinates (M. G. III. 172) in Betracht; vor allen Dingen müssen aber die Urkunden (St. R. Nr. 461—467) berücksichtigt werden. Ueber die Sonnenfinsterniß, die Ottos Heer erschreckte, finden wir Nachrichten bei Anselm (Gesta episc. Leod. M. G. VII. 202), bei Liudprand in der Legatio c. 64, in den Annales Sangallenses maiores und Beneventani. Widukind erwähnt L. III. c. 71. 72 der Unternehmungen des Kaisers in Unteritalien, aber es ist unmöglich die einzelnen Züge seiner Erzählung chronologisch einzuordnen. Durch die Benutzung der Fälschungen des Pratilli ist die Darstellung hier in Rankes Jahrbüchern unklar und zum Theil irrig geworden. Die Nachrichten des Chronicon Cavense und des Ubaldus müssen aus der Erzählung der Jahrbücher ausgeschieden werden, was auch Rasemann in seiner Abhandlung über die Römerzüge der beiden ersten Ottonen (Programm des Gymnasiums zu Königsberg in der Neumark 1855) mit Umsicht gethan hat.

S. 549—552. — Die Erzählung beruht durchgängig auf Leo Diaconus.

S. 552. 553. — Den Kriegszug des Jahres 970 können wir nur in dem Chronicon Salernitanum c. 174 verfolgen. In Betracht kommen auch die Urkunden bei St. R. Nr. 490—493; Nr. 491 vom 3. August mit dem Actum: Bentz ist, wie mir unzweifelhaft scheint, zu Banzi ausgestellt.

S. 553. 554. — Die Gesandtschaft des Erzbischofs Gero von Köln bezeugt Hugo Flaviniacensis in seiner Chronik II. c. 8 (M. G. VIII. 374); die des Dietrich von Metz die Vita Deoderici c. 16. (M. G. IV. 474). Ueber die Einholung und Vermählung der Theophano berichten die Annales Altahenses aus den Hersfelder Annalen, Widukind III. c. 74, die Chronik des Benedict c. 38, die Annales Lobienses und Annalista Saxo. Die Schenkungsurkunde Ottos II., von der das schöne Original noch in Wolfenbüttel erhalten ist, findet sich in Leibnitii Annales imperii III. 292 abgedruckt.

S. 554. — Widukind feiert an zwei Stellen im 75. Capitel des dritten Buchs Otto I. als Sieger über die Saracenen, aber ein unmittelbarer Kampf Ottos mit den Arabern ist durchaus nicht zu erweisen.

S. 556—558. — Der Zustand Sachsens während der Abwesenheit des Kaisers erhellt aus Widukind III. c. 68—70 und Thietmar II. c. 19. Ueber die Synode in Ingelheim vergl. Vita Udalrici c. 23. 24 und J. Möser, Osnabrückische Geschichte. Documente Nr. 14.

S. 558—561. — Ueber Liutgardes und Liudolfs Grab ist Thietmar II. c. 6 und 24 zu vergleichen, über den Tod des Erzbischofs Wilhelm und der Königin Mathilde Widukind III. c. 74, die ältere Vita Mathildis c. 15 und die jüngere c. 24—28. Den kirchlichen Stiftungen Mathildens, namentlich so weit sie Westfalen berühren, hat R. Wilmans eingehende Untersuchungen gewidmet in seinem Werke: Die Kaiserurkunden der Provinz Westfalen (Münster 1867) I. 431—453.

S. 561—563. — Die meisten auf die Gründung des Erzbisthums Magdeburg bezüglichen Urkunden finden sich mit der erwähnten Narratio erectionis ecclesiae Magdeburgensis in Leibnitii Annales imperii T. III. gedruckt. Vergl. Waitz in Rankes Jahrbüchern I. 3. S. 222 und Grosfelds Regesten in seiner Dissertation de archiepiscopatus Magdeburgensis originibus p. 60—73, wo auch einiges neue Material beigebracht ist. Das wichtige Schreiben des Kaisers wegen der Einführung des Erzbischofs Adalbert ist im Berliner Staatsarchiv noch im Original vorhanden und aus demselben in den M. G. Legg. II. 561 abgedruckt. Die Uebertragung des Moritzklosters nach dem Kloster des h. Johannes erwähnen Annalista Saxo und die Magdeburger Annalen zum Jahre 969.

S. 563—567. — Von dem letzten Aufenthalt des Kaisers zu Magdeburg, Quedlinburg und Merseburg, wie von seinem Tode handeln Widukind III. c. 75. 76, die aus den Hersfelder Annalen abgeleiteten Quellen (besonders die Annales Altahenses), die ältere Vita Mathildis c. 16 und Thietmar II. c. 20. 27. Ueber die Zeit der Gründung des Bisthums Posen sehe man H. Zeißberg, Miseco I. S. 50. 51.

Buch III. Kapitel 9. 10. Geschichte Ottos II.

Quellen. Gleichzeitig: Annales Hersfeldenses in den abgeleiteten Annalen, unter denen besonders hier die Annales Altahenses Bedeutung haben. Ein Fragment von Salzburger Annalen (M. G. I. 88). Annales Corbeienses. Die Fortsetzung des Flodoard bis zum Jahre 978. Annales Lobienses b. z. J. 982. Annales Sangallenses maiores. Annales Colonienses. Chronicon Salernitanum c. 175—183 (nur b. z. J. 974). Gerberti Epistolae 1—16 (vergl. 31. 32). Vitae pontificum. Von Actenstücken sind nur diejenigen erhalten, die sich auf den Vertrag mit Venedig im Jahre 983 beziehen, gedruckt in den M. G. Legg. II. 35. 36 und Leibnitii Annales imperii III. 448—451. — Der Zeit Ottos II. nahe stehen: Vita Udalrici c. 28. Richer III. c. 56—96. Odilonis Epitaphium Adalheidae c. 6. 7. Syri Vita Maioli III. c. 1—10 (M. G. IV. 651—655). Johannis Canaparii Vita Adalberti c. 8. Brunonis Vita Adalberti c. 9. 10. 12. Chronica s. Benedicti (M. G. III. 207). Chronicon Venetum (M. G. VII. 25—28). Thietmar III. und VII. c. 32. Von späteren Quellen kommen für die Angelegenheiten des inneren Deutschlands und der slavischen Gegenden in Betracht: Ekkehardi Casus s. Galli (M. G. II. 122. 123), Arnoldus de memoria b. Emmerammi II. c. 40, Hermannus Contractus, Vita s. Godehardi c. 1, Vita s. Wolfkangi c. 14—32, Adamus Brem. II. c. 21. 25, Helmold I. c. 13—15, Cosmas Prag. I. c. 26—28, Annalista Saxo und die Magdeburger Annalen; für die französisch-lothringischen Angelegenheiten: Alpertus de epp. Mettensibus, Gesta epp. Cameracensium I. c. 94—104, Rodulfi Glabri Historiae I. c. 3. 4, Sigeberti Vita Deoderici I. c. 19—21 und Chronica, Hugonis Floriacensis Historia Francorum Senonensis (M. G. IX. 367) und einige spätere französische Schriftsteller, wie Gulielmus Nangius; für die italienischen Angelegenheiten: Arnulfi Gesta archiepp. Mediolanensium I. c. 9. 10, Landulfi Historia Mediolanensis II. c. 17, Leo Ostiensis Chronica monasterii Casinensis II. c. 9, Lupi Protospatharii Annales Barenses, Annales Beneventani. — Bei der Dürftigkeit der Quellen für die Geschichte Otto II. sind die Urkunden des Kaisers von um so größerer Wichtigkeit. Eine verhältnißmäßig bedeutende Anzahl derselben ist noch vorhanden und findet sich in Stumpfs Regesten S. 49—75 verzeichnet; die gleichzeitigen päpstlichen Schreiben sind bei Jaffé, Reg. Pont. Rom. p. 331—335 registrirt.

Hülfsmittel. W. Giesebrecht, Jahrbücher des deutschen Reichs unter der Herrschaft Kaiser Ottos II. (Rankes Jahrbücher II. 1.)

S. 574. — Wenn ich in Rankes Jahrbüchern II. 1. S. 17. Anm. 1 irrig angab, daß sich Herzog Heinrich zu Ingelheim unter der Obhut des Bischofs Poppo befunden habe, so beruhte dies darauf, daß mir damals unbekannt war, daß Poppo und Folkmar identische Namen sind. Vergl. die Note in den M. G. IV. 350. Ebenso war es irrig, wenn ich S. 115 von Poppo und Folkmar als zwei verschiedenen Kanzlern Ottos II. sprach; Beide sind eine Person.

S. 574. 575. — Ueber den Dänenkrieg Ottos II. vergl. den Excurs in Rankes Jahrbüchern II. 1. S. 125—129 und die Annales Altahenses (M. G. XX. p. 788).

S. 576. 577. — Die großen Veränderungen, die das Herzogthum Baiern im Jahre 976 erlitt, habe ich in Rankes Jahrbüchern II. 1. S. 31. 32 und in den Excursen S. 131—141 entwickelt. Man vergl. auch die Bemerkungen von Hirsch, Heinrich II. Band I. S. 27. 32. — Für die damalige Lage des Kaisers ist eine Urkunde merkwürdig, die vollständig zuerst v. Mohr in dem Codex diplomaticus für Graubünden hat abdrucken lassen, nachdem sie von Mabillon nur im Auszuge citirt war. Das Original ist nicht mehr vorhanden, aber es scheint mir Alles für ihre Echtheit zu sprechen, wenn auch der vorliegende Text corrumpirt ist. Die Urkunde ist am 4. Juli 976 ausgestellt und zwar in Bamberg, wie Mabillon angiebt, während das Actum in v. Mohrs Abschrift fehlte; sie bestätigt Privilegien und Freiheiten des Klosters Disentis ob divinae mercedis remunerationem regnique divinitus collati quietem et perpetuam stabilitatem, nec non amabillimae (!) matris nostrae Adalheidae imperatricis augustae et imperii consortis interventu. Ueber ähnliche Motive bei Ottos Freigebigkeit gegen die Kirchen vergl. Rankes Jahrbücher II. 1. S. 45. Anm. 3, wie über Ottos Verhältniß zu seiner Mutter S. 7 und 27. Für die Stellung, die Adelheid bald wieder in Italien gewann, ist nicht unwichtig der Brief ihrer Tochter Bertha an sie vom Jahre 981 bei Richer III. c. 87.

S. 578. — Die undatirte Urkunde bei Guden, Cod. diplom. I. 358 haben Euler, Erzbischof Willigis S. 24 und Stumpf R. Nr. 696 gewiß richtig in den März 977 gesetzt; sie wird zu Utrecht ausgestellt sein.

S. 579. — In den Jahrbüchern II. 1. S. 34 und 35 ist ein besonderer Kriegszug Ottos II. gegen die Böhmen im Jahre 976 angenommen worden; daß aber die dort erzählten Ereignisse den im Jahre 977 in Böhmen geführten Kriege angehören, zeigen die Annales Altahenses.

S. 582. 583. — Die Erzählung von den Vorgängen an der Aisne überliefern die Gesta episcoporum Cameracensium I. c. 98.

S. 584 — Richer (III. c. 80) verlegt die Zusammenkunft Ottos und Lothars an einen Ort in der Nähe der Maas, den er Margolius nennt, und diese Angabe wird durch eine erst neuerdings bekannt gewordene Urkunde mit dem Datum 5. Juni 980 und dem Actum Margoil super fluvium Cher bestätigt (Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde XI. 433). Einen Ort dieses Namens an der Maas vermag ich nicht nachzuweisen, vielleicht ist an Marville zu denken, was auf der Grenze beider Reiche nördlich von Verdun liegt. Auch Stumpf R. Nr. 765 erklärt so das Actum, nimmt aber an dem Tagesdatum wegen der am 1. und 4. Juni 980 zu Aachen ausgestellten Urkunden Anstoß und schlägt statt Non. Jul. die Aenderung IX. Cal. Jun. vor; einfacher wäre wohl die Emendation des Jun. in Jul.

S. 584—586. — Ueber das Bisthum Odense vergl. Jahrbücher II. 1. S. 181. Als die Zeit der Gründung des Bisthums Prag habe ich früher (Jahrbücher II. 1. S. 123) den Anfang des Jahres 973 festzustellen gesucht, wie dies schon vorher ohne

mein Wissen R. Zirngibl in seiner Abhandlung: Wann wurde Böhmen von dem Bisthum Regensburg getrennt? (Histor. Abhandl der baierischen Akademie der Wissenschaften 1807. S. 429 ff.) zu zeigen unternommen hatte. Dümmler (Piligrim von Passau S. 174) hat dagegen die bei Cosmas Prag. angeführte Stiftungsurkunde, auf die ich mich bezog, für falsch erklärt, und dies stellt sich auch mir jetzt als sehr wahrscheinlich dar, da im Jahre 976 ein besonderer Bischof von Mähren als Suffragan von Mainz (Gudeni Cod. dipl. I. 352) erscheint. Demnach scheint allerdings mit Dümmler die Gründung des Bisthums erst in das erste Regierungsjahr Ottos II. gesetzt werden zu müssen und gleichzeitig auch ein Bisthum für Mähren begründet zu sein, das später wieder unterging. — Ueber Piligrims Missionsbestrebungen handelt Dümmler auf das Gründlichste in der angeführten Schrift; ob die Bulle Benedicts für Piligrim nur ein Entwurf war oder wirklich ausgefertigt wurde, wird sich, da das Original fehlt, kaum entscheiden lassen. Daß sich Piligrim, um Metropolitanrechte für Passau zu gewinnen, gefälschter Actenstücke bedient habe, ist nach Dümmlers Untersuchungen nicht zu bezweifeln. Fraglich ist mir allein, ob die Bullen Leos VII. und Agapets II. zu diesen Fälschungen gehören und ob demnach Piligrim selbst der Fälscher ist oder die untergeschobenen Bullen bereits vorfand. Meine Zweifel in dieser Beziehung habe ich in der ersten Ausgabe I. S. 768—770 näher entwickelt, indem ich von dem Schreiben Papst Benedicts an Friedrich von Salzburg ausging, welches ich Benedict V. glaubte zuschreiben zu müssen. Meine Gründe sind bestritten worden von Büdinger (Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1856. S. 58—60 und Oesterreichische Geschichte I. S 277. 278) und von Hirsch, Heinrich II. Band I. S. 54. In einem Aufsatze Fr. Blumbergers über die Lorcher Fälschungen, im Archiv für österreichische Geschichte Bd. XLVI. S. 239 ff. nach dem Tode des Verfassers von Ad. Dungel herausgegeben, wird der Versuch gemacht Piligrim zu entlasten, indem die Fälschungen erst in das zwölfte Jahrhundert gesetzt werden, wobei es freilich nothwendig ist, noch eine weit größere Zahl von Actenstücken für untergeschoben zu erklären, wie es Dümmler gethan hat. — Die Ausbreitung der Ostmark in der Zeit Ottos II. entwickelt Dümmler S. 65. Nur nach dieser Seite kann ich die Erweiterung des Reichs suchen, von der Otto II. in der Urkunde bei Würdtwein, Nova subsidia III. 426 (St. R. Nr. 778) im Jahre 980 spricht. Vergl. Hirsch, a. a. O. S. 524.

S. 587. — Die von Gregorovius III. S. 393 erhobenen Bedenken gegen die gangbare Annahme, daß Crescentius de Theodora ein Sohn der bekannten Römerin dieses Namens und des Papstes Johanns X. gewesen sei, scheinen mir begründet.

S. 593—598. — Die italienischen Kriegszüge des Kaisers in den Jahren 981 und 982 lassen sich nur aus den Urkunden einigermaßen erkennen. Was die gleichzeitigen Annalen und dann das Chronicon Venetum, Thietmar, Alpert und die Gesta epp. Cameracensium berichten, ist überaus dürftig; am meisten erfährt man noch aus Thietmar. Eine sehr interessante Aufzeichnung über Streitkräfte, welche dem Kaiser nach Italien zugeschickt werden sollten, hat sich neuerdings in einer Bamberger Handschrift vorgefunden und ist aus derselben von Jaffé Bibl. V. p. 471. 472 zuerst veröffentlicht worden. Außer den Erläuterungen, die Jaffé selbst gegeben, haben auch M. Lehmann in den Forschungen zur deutschen Geschichte IX. 437 ff. und Usinger in den Gött. gel. Anzeigen 1870 S. 136 ff. in beachtenswerther Weise jene Aufzeichnung commentirt. Eine Urkunde im eigentlichen Sinne kann man in derselben nicht sehen; es sind offenbar Notate für den Gebrauch der Kanzlei, um

danach die erforderlichen Ausschreiben zu erlassen. Jaffé bezieht sie auf das Aufgebot, welches der Kaiser bei seinem Aufbruch nach Italien erließ, setzt sie also in das Jahr 980 und stützt sich dabei hauptsächlich darauf, daß dem Kanzler und Bischof Hildebold die persönliche Theilnahme an dem Zuge befohlen wird, Letzterer aber als Recognoscent in den kaiserlichen Urkunden schon von Beginn des Zuges erscheine. Dagegen hat schon Lehmann bemerkt, daß die Recognition des Kanzlers nicht immer dessen Anwesenheit am Hofe beweise, ist aber doch bei der Annahme Jaffés stehen geblieben, weil er mit demselben in einem gewissen Otto, der ebenfalls zu persönlicher Theilnahme entboten wird, den Herzog Otto von Baiern und Schwaben sieht, der dem Kaiser sogleich über die Alpen folgte. Mit Recht hat jedoch Usinger hervorgehoben, daß zwischen diesen beiden Ottonen zu unterscheiden sei, und damit fällt meines Erachtens jeder Grund, die Aufzeichnung in das Jahr 980 zu setzen. Besser bezieht man sie wohl auf die Verstärkung des Heeres, welche der Kaiser 981 anordnete, nachdem er zu Rom die Angriffe der Araber auf Italien erfahren hatte. (Thietmar III. c. 12 und Gesta epp. Cameracensium I. c. 104). Denn so erklärt sich am leichtesten, daß Herzog Otto und Bischof Dietrich von Metz, die Beide beim Kaiser damals waren, nicht erwähnt werden, daß ferner die Sachsen und die weltlichen Großen Baierns und Schwabens in dem Verzeichniß nicht erscheinen, die wohl schon großentheils mit dem Kaiser und ihrem Herzog über die Alpen gezogen waren. Daß Thietmar nur von einem Aufgebot der Baiern und Schwaben i. J. 981 spricht, steht unsrer Annahme nicht bedenklich entgegen; er wußte wohl nur, daß das neue Aufgebot nicht auch Sachsen betroffen hatte. Manche, deren Namen das Verzeichniß enthält und die selbst ausziehen sollten, haben dem persönlichen Aufgebot Folge geleistet; so wissen wir, daß Bischof Heinrich von Augsburg und Graf Begelin im Kampfe in Calabrien fielen. Andre, die nur zur Sendung von Rittern verpflichtet wurden, sind doch auch selbst dem Rufe gefolgt, wie der Abt Werner von Fulda, der bald nach jenem Kampfe in Italien starb. Ueber die letzten Zeiten des Tzimisces haben wir an Leo Diaconus eine zuverlässige Quelle; für die folgenden Zeiten wird auch die byzantinische Literatur sehr mager. Die arabischen Geschichtsschreiber verbreiten sich über Abulkasems Züge etwas ausführlicher, als sie sonst über die Streifereien nach Italien zu thun pflegen, und müssen in den bereits angeführten Werken von Gregorio und Noel des Vergers eingesehen werden. Man vergleiche vor Allem auch die Darstellung Amaris, Storia dei Musulmani di Sicilia II. 314—429.

S. 596. 597. — Die näheren Umstände der Niederlage des Kaisers in Calabrien sind in ein Dunkel gehüllt, das sich mit den uns bekannten, sehr unzulänglichen Berichten niemals ganz wird aufhellen lassen. Es hat mich sehr erfreut, daß ich bei meinen früheren in Rankes Jahrbüchern niedergelegten Untersuchungen im Wesentlichen zu gleichen Resultaten mit Leibniz gekommen bin, dessen Beleuchtung dieser Ereignisse jetzt in den Annales imperii III. 427—429 vorliegt. Darin stimmen wir vor Allem überein, daß die Schlacht unmöglich bei Basentello, wie so oft auf des Sigonius Autorität nachgeschrieben und nachgesagt worden ist, habe stattfinden können[1]), daß

1) Da Leibniz, wie auch ich es that, in Zweifel zieht, ob es überhaupt einen Ort Basentello gab, muß erwähnt werden, daß im Chronicon Salernitanum c. 158 allerdings ein locus, qui Vasintellus dicitur, erwähnt wird, wie zugleich einer großen Schlacht, die dort zwischen Waimar von Salerno und den Griechen im Anfange des zehnten Jahrhunderts stattfand. Ueber die Lage des Orts erhellt aus dem Berichte Nichts.

Otto Rossano einnahm und über diese Stadt bereits vorgedrungen war, als seine Niederlage erfolgte. Durch die Benutzung des untergeschobenen Chronicon Cavense sind in meine frühere Darstellung manche Unrichtigkeiten gekommen; ich habe dieselbe deshalb nach allen Seiten prüfen müssen und bin so zu den im Texte mitgetheilten Resultaten gelangt. Zwei Schlachten unterscheiden fast alle Quellen; die erste, ein Sieg des Kaisers, war nach Lupus Protospatharius: in Calabria in civitate Columnae, und sehe ich keinen Grund, diese Notiz zu bezweifeln; der zweite unglückliche Kampf erfolgte, als der Kaiser weiter vordrang, also jedenfalls in südlicher Richtung. Romualdus Salernitanus (Monum. Germ. XIX. p. 400) nennt eine Schlacht apud Stylum, Calabriae oppidum, aber er spricht hier von einem Siege Ottos, und seine sämmtlichen Nachrichten über diesen Krieg sind wenig zuverlässig. Ueberdies scheint der zweite Kampf sehr bald nach dem ersten gefolgt zu sein, und der Schlachtplatz möchte deshalb mehr in der Nähe vom Capo delle Colonne zu suchen sein. Die anderen Quellen sagen nur, daß die Unglücksschlacht in Calabrien iuxta mare Siculum stattgefunden habe. Vergl. Köpke im Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde IX. 121. 122.

S. 597. 598. — Dem Bericht Thietmars über die Flucht des Kaisers schenke ich jetzt in den Einzelheiten mehr Glauben, als ich es bei der Darstellung dieser Ereignisse in den Jahrbüchern that; vorzüglich bewegt mich dazu die Erwähnung des Juden Kalonymus. Der erste berühmte jüdische Rabbi in Deutschland ist Kalonymus ben Meschullam, der um das Jahr 1000 in Mainz lebte, dessen Familie sich dann in Mainz und Speier fortpflanzte und eine Reihe ausgezeichneter Männer hervorbrachte. Dieser Kalonymus stammte aber aus Lucca, wo sein Vater Meschullam zu den Zeiten Ottos I. und Ottos II. lebte, und es ist mir sehr wahrscheinlich, daß die Verpflanzung dieser Familie nach Deutschland in einem persönlichen Verdienst um das kaiserliche Haus ihren Ursprung hat. Vergl. Zunz, Gottesdienstliche Vorträge der Juden S. 362 ff. Ueber die Berichte und Sagen von der Flucht des Kaisers habe ich in Rankes Jahrbüchern II. 1. S. 164 ausführlich gehandelt; hinzuzufügen ist jetzt der Bericht der Annales Altahenses (M. G. XX. p. 789).

S. 604. — „Am 24. August (983) war er am Flusse Trigno, am 27. nahe bei Larino." Die erste Angabe beruht auf der Urkunde von diesem Tage, die Muratori mit dem falschen Actum „prope fluvium Ticinum" hat abdrucken lassen; das Original hat prope fluvium Trinium. Die zweite Angabe stützt sich auf eine Urkunde, die sich jetzt bei Tosti, Storia di M. Cassino I. 245 vollständig gedruckt findet, während ich sie früher nur nach einem Citat in Pertz Archiv kannte und danach in das Jahr 982 setzen zu dürfen glaubte. Da in beiden Urkunden sich Adalbert als Kanzler unterzeichnet, gehören sie mit Sicherheit in das Jahr 983, wohin sie auch Stumpf R. Nr. 862. 863 gestellt hat. Die erste Urkunde verleitete mich in Rankes Jahrbüchern (II. 1. S. 89. 90) der Erzählung Landulfs von einer Belagerung Mailands durch Otto II. Glauben beizumessen, obwohl der bei weitem zuverlässigere Arnulf Nichts von ihr meldet; seitdem die Stütze jener Urkunde fehlt, scheint mir jene ganze Erzählung als eine müßige Erfindung Landulfs zu verwerfen.

S. 604. 605. — Ueber den Wendenaufstand des Jahres 983 vergl. man L. Giesebrecht, Wendische Geschichten I. 264. 265. Thietmars Nachrichten habe ich in Rankes Jahrbüchern II. 1. S. 156—163 mit den Berichten der Magdeburger Annalen und Helmolds durch eine kritische Beleuchtung zu verbinden gesucht. Auch nach den in den Wendischen Geschichten hiergegen erhobenen Einwendungen kann ich mich nicht von der Ansicht losmachen, daß sich Helmolds Nachrichten hier recht wohl mit

Thietmar, aber nicht mit Adam von Bremen vereinigen lassen. Was Thietmar und die Magdeburger Annalen von der Zerstörung Hamburgs durch die Abobriten berichten, kann meines Erachtens nicht erst auf eine spätere Zeit (auf das Jahr 1002) bezogen werden.

S. 606. — Die angeführte Stelle des Thietmar steht IV. 9; das erzählte Traumgesicht überliefert Brun in der Vita s. Adalberti c. 12.

Buch III. Kapitel 11—17. Geschichte Ottos III.

Quellen. Gleichzeitig: Annales Hildesheimenses bis zum Jahre 1000. Annales Quedlinburgenses. Annales Colonienses. Annales Corbeienses. Die Grundlage der Annales Leodienses. Annales Sangallenses maiores. Die beiden Fortsetzungen der Chronica s. Benedicti. Odilonis Epithaphium Adalheidae c. 8—23. Die wichtigste gleichzeitige Quelle besitzen wir in den Briefen des Gerbert. Für die französischen Angelegenheiten ist nächst Gerberts Briefen am erheblichsten der gleichzeitige Bericht des Richer III. c. 97—110. IV. Vitae pontificum. Die erhaltenen Gesetze und Actenstücke finden sich M. G. Legg. II. 36. 37. B. 163 M. G. III. 658. 694. — Der Zeit Ottos III. sehr nahe stehen folgende Quellen, die noch von Zeitgenossen des Kaisers herrühren: Die drei Lebensbeschreibungen des h. Adalbert. Das Leben des h. Nilus. Chronicon Venetum (M. G. VII. 28—34). Thietmar IV. Constantins Leben des Bischofs Adalbero von Metz. Alperts Fragment seiner Geschichte der Metzer Bischöfe. Die Schrift Hugos von Farfa de diminutione monasterii (M. G. XI. 540—541). Thankmars Leben des h. Bernward c. 1—37. Vielleicht ist auch die Lebensbeschreibung des Bischofs Burchard von Worms c. 1—8 noch zu diesen Quellen zu zählen. Von den späteren Quellen sind vornehmlich wichtig: Arnulfus de memoria b. Emmerammi II. c. 31. 33. Gesta episcoporum Cameracensium c. 105—114. Chronicon Novaliciense III. c. 32. Petri Damiani Vita s. Romualdi. Adamus Bremensis II. c 21— 40. Arnulfi Gesta archiepp. Mediolan. I. c. 11—14 (vergl. die fabelhaften Erzählungen Landulfs II. c. 18. 19). Leonis Ostiensis Chronica mon. Casinensis II. c. 9—24. Cosmas Pragensis I. c. 29—37. Chronica Polonorum I. c. 6. Die drei Lebensbeschreibungen des h. Stephan. Von geringerem Belang sind die Nachrichten der Vita Heriberti c. 1—8, Vita Gerardi, Vita Wolfkangi, des Anonymus Haserensis de episcopis Eichstetensibus c. 12—20, des Siegbert von Gembloux in der Chronik und der Vita Deoderici; auch die Annalen Hermanns, Lamberts und des Annalista Saxo, wie die Magdeburger Annalen geben nur geringe Ausbeute. Einige brauchbare Notizen finden sich in der Geschichte der Gründung des Klosters Brauweiler und in der späteren Fortsetzung der Casus s. Galli (M. G. II. 149—155); auch die Annalen des Lupus Protospatharius und die Annales Beneventani bieten für die unteritalische Geschichte einige bemerkenswerthe Nachrichten. — Die erhaltenen Urkunden Ottos III. sind in Stumpfs Regesten S. 76—106 verzeichnet, die gleichzeitigen päpstlichen Schreiben von Jaffé, Reg. Pont. Rom. 335—347 registrirt.

Hülfsmittel. R. Wilmans, Jahrbücher des deutschen Reichs unter der Herrschaft König und Kaiser Ottos III. (Rankes Jahrbücher II. 2.)

S. 609—632. — Die Kämpfe nach Ottos II. Tode sind dadurch vorzüglich interessant, daß Gerberts Briefe einen tieferen und klareren Blick in das Parteileben während derselben ermöglichen, als sonst uns die Quellenschriften jener Zeit verstatten. Am deutlichsten erkennt man so das Getreibe der lothringisch-französischen Parteien, und gerade dies hat Wilmans in den Jahrbüchern mit großem Scharfsinn, soweit es irgend möglich war, zu verfolgen gesucht. Die Angelegenheiten des inneren Deutschlands treten dagegen in seiner Darstellung zurück, so daß sie von jenem zu sehr verdeckt werden. Ich habe deshalb mein Augenmerk besonders darauf gerichtet, die verschiedenen Momente, die zur Erhaltung von Ottos III. königlicher Stellung beitrugen, zu gleicher Anerkennung zu bringen; vor Allem suchte ich das Verdienst des Erzbischofs Willigis in das rechte Licht zu setzen. Die Hauptquellen sind nächst Gerberts Briefen Richer, die Hildesheimer, Quedlinburger Annalen und Thietmar IV. c. 1—7.

S. 613—616. — Ueber Gerbert besitzen wir eine besondere Schrift von Hock: Gerbert oder Papst Silvester II. und sein Jahrhundert (Wien 1837). Ausführlich handelte dann von Gerbert Wilmans, Jahrbücher III. 2. und Gfrörer in der Allgemeinen Kirchengeschichte Band III. Abth. 3. Die frühesten Zeiten Gerberts bis zu seinem zweiten Aufenthalte in Reims hat besonders behandelt Büdinger in seiner Inaugural-Dissertation: Ueber Gerberts wissenschaftliche und politische Stellung (Marburg 1851), wo sich über viele Einzelnheiten, namentlich über Gerberts Aufenthalt in der spanischen Mark, neue Aufschlüsse finden. Zum großen Theil auf diese Arbeiten stützt sich Olleris in seiner Vie de Gerbert, welche der Ausgabe von Gerberts Werken vorangestellt ist, trägt aber auch eigene Ansichten vor, die jedoch vielfach von Witte in seiner Dissertation: Lothringen in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts (Göttingen 1869) angefochten sind. Für die Aufklärung der politischen Rolle des merkwürdigen Mannes und namentlich zur Erläuterung seiner Briefe hat Wilmans Vortreffliches geleistet. Auch Gfrörer hat wichtige Beiträge geliefert und mit Scharfsinn manche Machinationen des in der That sehr intriganten Mönchs richtig erkannt, nur daß er sich von der Leidenschaft oft auch zu ganz unbegründetem Tadel gegen ihn fortreißen läßt. Daß eine in so bunten Farben schillernde Persönlichkeit, wie Gerbert, die verschiedenartigsten Beurtheilungen gefunden hat, kann nicht verwundern. Hock, Büdinger und Olleris suchen ihn gegen die Angriffe seiner Gegner, deren er bei Lebzeiten und nach seinem Tode gleich viele gehabt hat, durch ein günstiges Präjudiz für den gelehrten Mann geleitet, in Schutz zu nehmen, obwohl sie sonst von durchaus verschiedenartigen Gesichtspunkten ausgehen. Dagegen bricht Gfrörer über den moralischen Werth Gerberts vollkommen den Stab; selbst die Tiara Silvesters II. erregt ihm dabei geringe Bedenken. Anders wieder Damberger, der keinen Makel an der Person des auf den Stuhl Petri erhobenen Mönchs haften läßt; so rein läßt er sich freilich nur waschen, wenn man alle gegen ihn zeugenden Beweisstellen in Bausch und Bogen als unecht verwirft, wie Damberger mit erstaunlicher Kühnheit ohne allen Beweis gethan hat.

S. 617. — Die beabsichtigte Zusammenkunft Lothars und Heinrichs (bei

Breisach) erwähnt außer Gerbert (Ep. 39) auch Richer III. c. 98 und giebt zugleich nähere Nachrichten, die Wilmans nicht aufnimmt, wie er denn überhaupt gegen Richer vielleicht noch mehr, als gerechtfertigt ist, Mißtrauen hegt. Vergl. auch Witte a. a. O. S. 54.

S. 618. 619. — Ueber die Lokalitäten der Hasseburg und Seesens vgl. H. v. Strombeck in der Zeitschrift des Harzvereins Jahrg. 3. 1870. Heft 3. S. 930.

S. 620. 621. — Ueber Willigis sind neuerdings zwei Monographien erschienen, welche nicht ohne Verdienst sind, obwohl man sie nicht als erschöpfend ansehen kann. Die eine ist eine Münstersche Inaugural-Dissertation (De Willigisi archicancellarii regni Germaniae et archiepiscopi Moguntini vita et rebus gestis. Monasterii 1859) von J. H. Offenbeck; sie verfolgt die ganze Wirksamkeit des Willigis in ihren allgemeinen Zügen, ohne sich tiefer in Specialuntersuchungen einzulassen. Eingehender ist die Arbeit von C. Euler: Erzbischof Willigis von Mainz in den ersten Jahren seines Wirkens (Naumburg 1860), aber gerade die Zeiten, wo die politische Thätigkeit des ausgezeichneten Mannes am eingreifendsten wird, sind hier nicht mehr behandelt; auch in manchen anderen Beziehungen zeigt sich, daß die Arbeit keine fertige ist. Mehrere gute Bemerkungen zur Geschichte des Willigis finden sich in der Einleitung, welche W. Guerrier seiner Ausgabe des Officium s. Willigisi vorausgeschickt hat. Einzelnes über Willigis Jugend und seine Ernennung erzählt Thietmar III. c. 3. Vergl. Leibnitii Annales imperii III. 348—350. Der Ausdruck Gerberts, welchen wir auf Willigis angewendet haben, findet sich in einem Briefe Gerberts (Ep. 34), der an jenen selbst gerichtet ist.

S. 622. 623. — Für die urbs Ekberti, quae Ala dicitur, und die villa, quae Iteri dicitur (Thietm. IV. c. 2. 6), sind neue Bestimmungen versucht worden, da die von Wedekind gegebenen und in den Mon. Germ. angenommenen weder an sich hinreichend begründet sind, noch den Zusammenhang der Ereignisse klar machen; der Letztere möchte durch die hier gegebenen Annahmen übersichtlicher werden und erhebliche Bedenken, die ihnen entgegenstehen, kaum vorhanden sein. Alach erkannte Kiepert in Ala; über Iteri (Eythra) vergl. Thietmar VI. c. 29.

S. 626. — Die zweite Versammlung in Bisenstätt erwähnt Thietmar IV. c. 6 ausdrücklich; es kann der Zeit und den Umständen nach keine andere sein, als die von Worms, welche der Abt Constantin, der Verfasser der Vita Adalberonis II., in den October 984 setzt (c. 3). Ueber die Zeit der völligen Unterwerfung Heinrichs zu Frankfurt und Quedlinburg vergl. man L. Giesebrecht, Wendische Geschichten I. 267. Note 3. Die damalige Trennung Kärnthens und Baierns und die verwickelten Verhältnisse beider Herzogthümer bis zum Jahre 1004 setzt Wilmans in einem besonderen Excurse (S. 190—205) klar auseinander.

S. 627. — In dem Libellus de institutione Hersfeld ecclesiae (M. G. V. 140), welches Werk Lamberts uns leider nur in dem erbärmlichen Auszuge des Hammerslebenschen Mönchs erhalten ist, wird erzählt, daß der sonst so verdienstliche Abt Gozbert Hersfeld verlassen habe, quia Ludolfo iuraverat, Ottoni iurare noluit. Die Stelle ist corrumpirt, und unter dem Ludolf kann nur Lothar verstanden sein. Die Nachricht scheint mir interessant, weil sie zeigt, wie weit die Verbindungen Lothars reichten; Gozbert wird wohl ein Lothringer gewesen sein.

S. 627. — Ueber Heinrichs späteres Leben sind Thietmar IV. c. 13 und die Annales Quedlinburgenses zum Jahre 995 zu vergleichen; das erwähnte Volkslied wird in lateinischer Uebersetzung bei Thietmar V. c. 1 angeführt.

S. 631 — Adelheid erscheint noch als Mitregentin Italiens in einer Urkunde

vom Jahre 992, als sie schon nach Deutschland zurückgekehrt war. Si quis circa eundem episcopum (Cremonensem) querelam aliquam habuerit, hoc negotium nostre avieque nostre potestati omnino servamus, Deo annuente, in Italiam ante nostram presentiam diffiniendum. Murat. Antiquit. VI. 219.

S. 633. — Die gewichtigen Zeugnisse Thietmars für die Kaiserin Theophano finden sich IV. c. 8 und 10. Dietrichs Verläumdungen gegen sie erhellen besonders aus Alpert. Petrus Damiani (Epistola II. ad Cadaloum) zeigt, daß man der Kaiserin sogar unerlaubten Umgang mit dem Calabresen Johannes vorwarf. Auch der heilige Brun verräth in der Vita Adalberti c. 10 und 12 keine vortheilhafte Meinung von Theophano, die er an der zweiten Stelle geradezu pulcrum lutum nennt. Denn dies muß wohl die rechte Lesart sein, da sich pulcrum luctum nicht erklären läßt.

S. 633—636. — Ueber die Verhältnisse der wendischen Marken, Böhmens und Polens nach dem Tode Ottos II. sind die Hauptquellen die Hildesheimer und Quedlinburger Annalen, Thietmar IV. c. 5. 9. 26. V. c. 5; auch ein im Novbr. 986 geschriebener Brief Gerberts (Ep. 91) und das Necrologium Fuldense zum Jahre 985 kommen in Betracht. Vergl. Wendische Geschichten I. 267. 268 und meinen Excurs in Rankes Jahrbüchern II. 1. S. 153—155. Daß auf den Markherzog Dietrich ein zweiter Dietrich in der Nordmark gefolgt sei, wie in den Wendischen Geschichten I. 277 angenommen ist, halte ich nicht für wahrscheinlich. Die Annahme beruht allein auf Thietmar IV. c. 15. Der dort erwähnte Markgraf Dietrich, der Beleidiger Kizos, — so wird behauptet — sei nicht eine Person mit dem 985 verstorbenen Markgrafen dieses Namens. Aber schon im Jahre 977 erscheint urkundlich ein Graf Kizo im Helmengau, der doch wohl eine Person mit dem Ueberläufer sein wird; dieser konnte schon früher von Dietrich beleidigt sein, sich nach dem Jahre 983 zu den Wenden begeben und 991 in den Besitz der Brandenburg gesetzt haben. Ueberdies nennt der Annalista Saxo zum Jahre 983 ausdrücklich Lothar von Walbeck als Nachfolger des im Jahre 985 verstorbenen Dietrich. Viel Gewicht lege ich freilich auf diese Autorität nicht; denn Alles, was der Annalist gleich darauf von der Entsetzung Dietrichs meldet, scheint mir durchaus sagenhaft und stammt wohl aus den Scholien zu Adam von Bremen II. c. 43. Es ist kaum glaublich, daß Dietrich, der unter den Vorkämpfern für Ottos III. Regierung erscheint, so seines Amtes entsetzt sein sollte.

S. 636—639. — Die deutschen Quellen (Thietmar VII. 26 und Adam von Bremen II. c. 25—36) verdienen über die nordischen Angelegenheiten dieser Zeit bei weitem am meisten Glauben; die nordischen Quellen bedürfen einer kritischen Prüfung, wie sie in den Wendischen Geschichten I. 215—230 erfahren haben, denen wir hier durchweg gefolgt sind.

S. 640—656. — Die Geschichte der Erhebung Hugo Capets auf den französischen Thron hat durch Richer IV. c. 1—73 und durch die gründliche Benutzung der Gerbertschen Briefe, die man Wilmans verdankt, ein ganz neues Licht gewonnen. Vergl. Jahrbücher II. 2. S. 39—57 und 160—173. Neuerdings hat auch Olleris in seinem Leben Gerberts p. LXXXVIII ff. und in den Noten zu Gerberts Briefen S. 523 ff. eingehend diese Angelegenheiten behandelt; seiner Darstellung tritt Witte a. a. O. S. 96 entgegen.

S. 644. — Die Angabe Richers (IV. c. 12), daß Hugo am 1. Juni zu Noyon gekrönt sei, kann schon nach seiner eigenen Darstellung nicht richtig sein. Die späteren französischen Chroniken, welche die Krönung nach Reims und auf den 3. Juli verlegen, scheinen hierin glaubwürdig. Das Fragmentum hist. Franc. (Bouquet

X. 210) läßt die Wahl zu Noyon erfolgen, die Richer nach Senlis setzt; vielleicht hat eine Verwechslung des Wahl- und Krönungsortes auch den chronologischen Irrthum bei Richer veranlaßt.

S. 647. — Die angeführten Briefe Hugo Capets an Erzbischof Siguin und die Kaiser von Constantinopel sind von Gerbert abgefaßt (Epp. 107 und 111); der erste ist im Jahre 987, der andere im folgenden Jahre geschrieben.

S. 648. — Alles, was Gfrörer in der allgemeinen Kirchengeschichte III. 3. S. 1441. 1442 über Theophanos Einfluß auf Arnulfs Erhebung, wie S. 1419 über die eigenthümliche Stellung der Stadt Reims sagt, sind lediglich Hypothesen, die in direktem Widerspruch mit den Quellen, namentlich mit Richer, stehen. Nach Gfrörer wäre Reims nur dem Namen nach eine französische Stadt, der That nach aber ein unabhängiges geistliches Fürstenthum unter dem Schutz der deutschen Kaiser gewesen.

S. 649. 650. — Ueber den letzten Aufenthalt der Kaiserin Theophano in Italien vergl. Wilmans in Rankes Jahrbüchern II. 2. S. 65. 66, namentlich die dort angeführten urkundlichen Zeugnisse. Das Wort der Theophano gegen Adelheid überliefert Odilo in dem Epitaphium Adalheidae c. 8.

S. 656—658. — Den Wendenkrieg von 990 und die letzten Schicksale der Theophano berichten die Hildesheimer und Quedlinburger Annalen, wie Thietmar IV. c. 9 und 10. Zu vergleichen sind auch die Lebensbeschreibungen des heiligen Adalbert und Cosmas von Prag zum Jahre 990. Die Geschichte von Theophanos Erscheinung findet sich in Othloni Liber visionum (M. G. XI. 385) und daraus in einer Hildesheimer Handschrift (M. G. IV. 888).

S. 658. 659. — Adelheids Rückkehr nach Deutschland berichtet Thietmar IV. c. 10. In Rankes Jahrbüchern II. 2. S. 71 wird gesagt, Adelheid habe nicht lange an dem Hofe ihres Enkels verweilt; es geschah jedoch jedenfalls bis gegen das Ende des Jahres 994, wie die Urkunden aus diesem Jahre nachweisen, die man bei Leibniz in den Annales imperii gesammelt findet. Daß während Adelheids Regentschaft Nichts ohne den Beirath des Fürsten geschah, geht ebenfalls aus jenen Urkunden hervor. Bernardi ducis et Egberti comitis caeterorumque fidelium perplurium consulto obtemperantes (Leibn. Ann. imp. III. 584). Nos vero divini timoris et amoris intuitu, simul etiam omnium fidelium nostrorum consultu, archiepiscoporum, episcoporum, abbatum, ducum et comitum (l. c. 587). Man vergl. die Annales Hildesheimenses zum Jahre 992: Dominus rex, bonis Sclavorum promissionibus confidens suisque principibus resistere nolens, pacem illis iterum concessit. Ueber Willigis Stellung sehe man die oben in der Anmerkung zu Seite 390 angeführten Quellenstellen.

S. 659. 660. — Quellen für die Wendenkriege von 991—996 sind die Annales Hildesheimenses, Quedlinburgenses, Corbeienses, Sangallenses maiores und Thietmar IV. c. 14. 15. 52. Vergl. Wendische Geschichten I. 278—283.

S. 661—664. — Ueber die Vikingerzüge und die nordischen Verhältnisse bis zum Jahre 1000 berichten von deutschen Quellen die Annales Hildesheimenses, Quedlinburgenses, Corbeienses, Thietmar IV. c. 16 und VII. c. 28, die Vita Bernwardi c. 7. 19. 20 und Adam von Bremen II. c. 29—31. 34—38. Die gegebene Darstellung beruht auch hier nächst diesen Quellen auf den Wendischen Geschichten I. 233—250. Der Friesen gedenkt Thietmar VI. c. 14. VIII. c. 13.

S. 665—668. — Für die französischen Verhältnisse vom Jahre 992 bis zum Jahre 996 ist jetzt die Hauptquelle Richer IV. c. 79—117, der auch Gerberts Briefe

aus dieser Zeit vielfach aufklärt; außerdem sind der Brief des päpstlichen Legaten und die Verhandlungen der Concile von Mouzon und Coucy (M. G. III. 686–693 und Gerberti Opp. ed. Olleris p. 246–256) von Wichtigkeit. Die Annales Colonienses geben einige erhebliche, sonst unbekannte Nachrichten.

S. 668. 669. — Der innere Zustand Deutschlands aus jener Zeit erhellt besonders aus den Annalen von S. Gallen zum Jahre 995 und Thietmar IV. c. 13. 14. Man beachte auch folgende Stelle der Traditiones Wizenburgenses: Otto adhuc infantulus propter virium impotentiam a multis negligebatur et a regno privari dictitabatur. Qua fiducia plures illecti partes regni sibi quisque pro viribus usurpabant, inter quos etiam Otto dux, filius Cuonradi ducis, Wizenburgensem abbatiam dominio suo subiugavit hostili oppressione et beneficia militum eiusdem loci fratrumque deputata necessariis fautoribus suis distribuit illicita presumptione. — Acta sunt hec anno 991 (Ausgabe von C. Zeuß S. 305). — Von dem jungen Heinrich sagt Thietmar: electione et auxilio Bawariorum patris bona apud regem optinuit; von Eckard erzählt derselbe Schriftsteller V. c. 5: super omnem Thuringiam communi totis populi electione ducatum promeruit. Ueber die damalige Trennung Kärnthens, das dessenungeachtet in einer gewissen Verbindung mit Baiern blieb, handelt Wilmans in Rankes Jahrbüchern II. 2. S. 201 ff. Daß der König im fünfzehnten Jahre mit der Waffennahme mündig wurde, lehrt die Geschichte Heinrichs IV., der am 11. November 1050 geboren, am 29. März 1065 die Waffen empfing und selbst die Regierung antrat. Heinrich III., geboren den 28. September 1017, scheint erst nach vollendetem fünfzehnten Jahre, so weit die Urkunde vom 19. Juli 1033 für den Bischof von Freising einen Schluß zuläßt, die Schwertleite erhalten zu haben. In der Karolingischen Zeit erfolgte die Waffennahme früher: Ludwig der Fromme, geboren im September 778, wurde im August 791 zu Regensburg wehrhaft gemacht, also vor dem vollendeten dreizehnten Jahr.

S. 670. — Ein sehr interessantes Zeugniß für die gelehrten Neigungen des Calabresen Johannes findet sich in der Bamberger Handschrift L. III. 8, welche dem zehnten Jahrhundert angehört und medicinische Abhandlungen enthält. Dort ist nämlich von einer etwas späteren Hand Fol. 42 eingetragen: Isti sunt libri tercii imperatoris Ottonis, quos [Joha getilgt] Placentiae invenit sibi servatos: duos libros Orosii, Persium, duos libros Titi Livii, medicinalem unum, duos capitulares, Fulgentium unum simul cum ortographia Isidori episcopi, in isagogas Porphyrii minus commentum Boecii, duos glossarios. Die genannten Bücher hatte offenbar Johannes in Piacenza gesammelt, und sie kamen nach dessen unglücklichem Ende an den Kaiser. Der erwähnte Liber medicinalis ist ohne Zweifel die Bamberger Handschrift, welche jetzt die Notiz enthält; auch die Geschichte anderer Bamberger Codices möchte durch dieselbe Aufklärung gewinnen, wobei ich besonders an die berühmten Handschriften des Livius denke. Die Mittheilung der Notiz verdanke ich der Güte des Herrn Directors v. Halm, meines verehrten Collegen.

S. 671. 672. — Die Bewerbung des Kaisers in Constantinopel und das Hülfsgesuch des Papstes berichten die Quedlinburger Annalen. Ueber die Vorgänge in Capua ist die beste Quelle die im Kloster Cava geschriebene Fortsetzung der Chronica s. Benedicti (M. G. III. 207).

S. 672–675. — Ueber den ersten Römerzug Ottos III. sehe man die Hildesheimer und Quedlinburger Annalen, ferner Joh. Canaparii Vita s. Adalberti c. 21–23, Brunonis Vita s. Adalberti c. 18, die Chronik von Venedig (M. G.

VII. 30), Thietmar IV. c. 21 und Arnolds Schrift de b. Emmerammo II. c. 31 bis 33. Die Bischöfe, welche Otto III. auf seinem ersten Römerzuge begleiteten, lernt man aus einer Bulle Gregors V. vom 24. Mai 996 kennen; sie trägt außer des Kaisers Unterschrift noch die Namen folgender Bischöfe: Willigis von Mainz, Hartwich von Salzburg, Hildibald von Worms, Widerold von Straßburg, Rupert von Speier, Notker von Lüttich, Haimo von Verdun, Lantpert von Konstanz, Gotiskalk von Freising, Christian von Passau Lacomblet, Urkunden für die Geschichte des Niederrheins I. 77. Ottos Brief an seine Großmutter findet sich unter den Gerbertschen Briefen Nr. 157.

S. 677—690. — Die durch die Cluniacenser in Frankreich und durch den heiligen Nilus und Romuald in Italien herbeigeführten Reformen des kirchlichen Lebens werden aus den ausführlichen Lebensbeschreibungen der Cluniacenseräbte Odo, Majolus und Odilo, wie aus den höchst interessanten Biographien des heiligen Adalbert und des heiligen Nilus am besten ersichtlich; auch Petrus Damiani liefert, obwohl er nicht mehr als unmittelbarer Zeuge gelten kann, in der Vita Romualdi sehr bemerkenswerthe Nachrichten. Ueber das Leben des heiligen Adalbert sind außer den drei Lebensbeschreibungen desselben auch Thietmar IV. c. 19 und VI. c. 9 und Cosmas von Prag I. c. 25—31 beachtenswerth. Adalberts Verwandtschaft mit der baierischen Herzogsfamilie wird in Bruns Biographie c. 1 berichtet; hier heißt es von Slawnik: reges tangit linea sanguinis; quem longe lateque iura dantem hodie tremunt, Heinrico regi accessit p r o x i m u s n e p o s. Da Brun demselben Geschlecht angehört, ist die Verwandtschaft nicht zu bezweifeln, obwohl der Zusammenhang nicht näher nachgewiesen werden kann. Von Neueren haben eingehend über Adalberts Geschichte L. Giesebrecht in den Wendischen Geschichten I. 275 ff. und Büdinger, Oesterreichische Geschichte I. 319 ff. gehandelt; zuletzt K. Lohmeyer in der Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde 1872. Im Allgemeinen ist über jene geistigen Bewegungen Gfrörers Kirchengeschichte III. 3. S. 1334—1342. 1496. 1497. 1573—1575 zu vergleichen. Doch ist die Rolle, die Gfrörer den heiligen Nilus als politischen Unterhändler der Griechen spielen läßt, der Persönlichkeit des Mannes wenig angemessen. Ebensowenig ist nachweisbar, daß Romuald unter dem Einfluß der Cluniacenser gestanden habe; es ist mir vielmehr ebenso unwahrscheinlich, wie Gfrörer wahrscheinlich.

S. 688—690. — In der Darstellung der letzten Schicksale Adalberts bin ich auch jetzt noch der gangbaren Ueberlieferung möglichst gefolgt, obwohl durch die von mir herausgegebene Passio Adalberti Manches in derselben unsicher geworden ist. In der kritischen Einleitung zu meiner Ausgabe habe ich die legendenartigen Bestandtheile der Ueberlieferung darzulegen gesucht. Man vergleiche auch die Arbeiten von Brandstätter und v. Ketrzynski in der Altpreußischen Monatsschrift Bd. I. und VI.

S. 691—693. — Ottos Brief und Gerberts Antwort finden sich in der Gerbertschen Sammlung unter Nr. 153 und 154.

S. 693 694. — Ottos und Gerberts Aufenthalt in Magdeburg, wie der Wendenkrieg des Jahres 997 werden durch Gerberts Briefe 27—29, die Vorrede zu Gerberts Buch de rationali (Pez, Thesaurus novissimus I. 2. 149 seq. und Olleris, Oeuvres de Gerbert p. 297 etc.), durch die Quedlinburger Annalen und Thietmar IV. c. 20. 25. VI. c. 61 erläutert.

S. 695—712. — Gregors V. Pontificat hat Höfler in seiner Geschichte der Deutschen Päpste I. 97—175 ausführlich behandelt, schärfer sind die entscheidenden

54*

Punkte von Gfrörer in der Allgemeinen Kirchengeschichte III. 3. 1485–1507 in das Auge gefaßt worden, doch fehlt es auch in diesem Theile des Buchs nicht an willkürlichen Annahmen.

S. 696. — Eine Versammlung der lombardischen Bischöfe im Jahre 998 schrieb an Gregor: Decet nos cum digna graciarum actione semper in Domino gloriari, qui nos tanta suae miserationis largitate voluit refoveri, ut et mundi area et divina hereditas alterutris successibus muniretur. Vestra namque seu imperialis sublimitas, quod precipuum (?) patet, divine ammonicionis erudita mysteriis nunquam dissolvendis conectitur nexibus, nec voto dissentit, nec disparatur effectu. Quos etenim propaginis linea unit et omnis consolidat fides, decet unum sentire, idipsum invicem premeditari, idem sapere, nec dispari clausula terminare, et hoc totum secundum Jesum Christum. Das Schreiben gehört zu jenen merkwürdigen Actenstücken, die Peyron in dem Kapitelarchiv zu Ivrea fand und Provana in den Studii critici sovra la storia d'Italia a' tempi del re Ardoino (Turino 1843) abdrucken ließ, und findet sich dort S. 341. — Der erwähnte Brief Abbos ist von Mabillon (Acta SS. ord. s. Bened. Saec. VI. P. I. 30) herausgegeben.

S. 698. — Den hitzigen Charakter Gregors V. tadelt schon Johannes Canaparius in seiner Lebensbeschreibung des h. Adalbert (c. 21), die für die Beurtheilung der damaligen römischen Zustände überaus wichtig ist. Zu vergleichen ist auch die Vita s. Nili c. 90. 91.

S. 698–701. — Gregors V. Bestrebungen und seine besondere Stellung zu den Zeitverhältnissen werden aus den Beschlüssen der Synode zu Pavia (M. G. III. 694), der Vita Abbonis (Acta SS. ord. s. Bened. Saec. VI. P. I.) und den Schlußbemerkungen des Richer klar. Invasor ecclesiae Remensis wird Gerbert in einer Bulle des Papstes genannt, die sich in den Gesta episcoporum Cameracensium I. c. 111 findet. Die bei Olleris p. 546. 547 aus Vignier abgedruckten Briefe Gerberts und eines Freundes desselben halte ich nicht für untergeschoben; sie sind bezeichnend für die Verhältnisse im Herbst 997, wo die Briefe geschrieben sein müssen. Auch der von Olleris p. 543 aus Vignier mitgetheilte Brief Gerberts ist für echt zu halten; Austria darf freilich nicht als Oestreich aufgefaßt werden. Dieser Brief wird im Sommer des Jahres 997 geschrieben und Gerberts Brief App. 28 die Antwort sein; für in Austria ist vielleicht industriam zu lesen.

S. 701–704. — Das Ende des Crescentius und des Papstes Johannes erzählen fast alle gleichzeitigen Quellen. Am wichtigsten sind die Annales Hildesheimenses und Quedlinburgenses, Thietmar IV. c. 21, die Chronik von Venedig, die angeführte Stelle der Lebensbeschreibung des h. Nilus und die alten Papstleben; nicht zu übersehen ist auch folgende Stelle des Ademar von Chabannais (Hist. III. 31), da er der Zeit Ottos III. ziemlich nahe stand: Praefectus Romae Crescentius, cum contra Hotonem imperium Romanum vellet arripere, tandem coactus in turre, quae vocatur Inter-celis, diu evasit, sed expugnata ipsa turre captus est insidiis suae coniugis et patibulo suspensus est et pro eo planctus magnus factus est (M. G. IV. 130). Daß das zu Rom Il Monzone genannte wunderliche Gebäude aus dem früheren Mittelalter weder diesem Crescentius noch überhaupt dieser Zeit, sondern erst dem zwölften Jahrhundert angehört, habe ich nach der alten Inschrift des Hauses in Schmidts Zeitschrift für Geschichtswissenschaft VII. 567–569 zu zeigen gesucht. Vom Grafen Benedict handeln die Historiae Farfenses (M. G. XI. 541). Sehr eingehende Untersuchungen über das Geschlecht der Crescentier hat Wilmans angestellt und in

Rankes Jahrbüchern II. 2. S. 222—233 veröffentlicht; einige Gegenbemerkungen bei Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom Band III. S. 393. 395.

S. 704—707. — Die Beschlüsse der römischen Synode vom Jahre 998 und Gregors Bulle an Gerbert finden sich bei Mansi XIX. 227 und 201, der Beschwerdebrief Gerberts steht in dessen Briefen App. No. 30; die beiden letzten Stücke auch bei Olleris p. 547 und 140. Die Beschwerden beziehen sich auf Güter, die Gerbert während seines Aufenthalts in Magdeburg vom Kaiser geschenkt waren, wie sich klar aus dem vorhergehenden Briefe App. 28 ergiebt, wo es heißt: Haec a vobis liberaliter collata, sed a quodam nescio cur ablata, restitui sibi petiit vester Gerbertus. Gfrörer (S. 1500) bezieht dagegen diese Beschwerden auf Gerberts Bewerbungen um ein hohes Kirchenamt, bei denen ihm Papst Gregor V. hinderlich gewesen sei. Die Beschlüsse der Synode Gerberts zu Ravenna stehen bei Mansi XIX. 219. und Olleris p. 257.

S. 707. 708. — Das auf die Beschlüsse der Synode zu Pavia gegründete Edict ist gedruckt in den M. G. Legg. II. 37. Pertz hat einige Zweifel an der Echtheit des Actenstücks laut werden lassen und diese sind mir durch einen gelehrten juristischen Freund verstärkt worden, aber ich kann mich trotzdem nicht davon überzeugen, daß das Actenstück untergeschoben sei. Es findet sich nicht allein in dem Chronicon Farfense, das ohnehin eher ein günstiges als ungünstiges Präjudiz abgiebt, sondern auch in einer Ravennatischen Quelle, den Zusätzen zum Agnellus (Muratoris Annalen zum Jahre 998). Das verdorbene „presbyteri sunt" am Schluß, das besonders Pertz Anstoß erregt hat, ist bereits richtig in Leibnitii Annales III. 709 in „praebituri sunt" verändert. Auch Ficker (Sitzungsbericht der Wiener Akademien Bd. LXXII. S. 137) benutzt das Edict als ein echtes Actenstück. Die Erklärung macht allerdings manche Schwierigkeiten. Daß bei den damals üblichen Pachtverhältnissen die Kirche in großen Nachtheil gerieth, hatte schon Otto I. gesehen und deshalb in Tuscien Vorkehrungen getroffen. In einem Privilegium dieses Kaisers für die Kanoniker von Arezzo vom Jahre 963 (Böhmer Reg. Nr. 267) heißt es: Quia Tuscis consuetudo est, ut accepto ab ecclesia libello in contumaciam convertantur contra ecclesiam, ita ut vix umquam constitutum reddant censum, precipimus modisque omnibus iubemus, ut nullus episcopus vel canonicus libellum aut aliquod scriptum alicui homini faciat, nisi laboratoribus, qui fructum terrae ecclesiae . . . reddant sine molestia vel contradictione (Muratori Antiquitates III. 186). Der eigenthümliche Zusatz zum Actum des Edicts: in ea synodo, in qua Mediolanensi episcopo Arnulfo nomine papatum ablatum est, in basilica b. Petri, quae vocatur ad Coelum aureum, hat vielfache Erörterungen hervorgerufen, die man in Leibnizs und Muratoris Annalen nachsehen kann.

S. 708—710. — Die damaligen Verhältnisse der lombardischen Bischöfe zu ihren Lehensleuten haben die erwünschteste Aufklärung durch die schon erwähnte Schrift von Provana gefunden, durch die wir von Arduins Unternehmungen unter Otto III. erst nähere Kunde gewinnen. Was Arduin beabsichtigte, sagen die Bischöfe in einem an die Könige und Fürsten erlassenen Briefe: Omnibus vobis notum esse credimus, Arduinum perfidiae spiritu seductum rebellionis arma contra regiam dignitatem commovisse et publicae functionis insignia ad totius regni detrimentum sibi improvida electione usurpasse, divinam autem hereditatem eiusdemque cultores ac previsores episcopos crebra et impia vexatione concussisse atque a propriis civitatibus expulisse, secundos vero milites pene omnes in periurii crimen atrociter coegisse (p. 344). Daß der Kaiser in Abwesenheit des Papstes die Sache

Arduins nicht entscheiden wollte, zeigt das bereits angeführte Schreiben der Bischöfe an Gregor[1]): Quoniam igitur tanta et talis, utpote quae omnium nostrum causas perpendit, in vestra absentia, nostro christianissimo domno imperatore ob id differente, nichil deliberacionis promeruit contentio, dignetur pietas vestra oculo animae eam discutere (p. 342). Daß die Sache gerade in Pavia dem Kaiser vorgelegt ist, wird zwar nicht gesagt; aber es ist keine andere Synode aus jener Zeit, in welcher der Kaiser gegenwärtig gewesen wäre, bekannt. Die Antwort des Papstes auf jenes Schreiben steht bei Provana S. 343.

S. 710—712. — Die Beschlüsse des letzten Concils Gregors V. finden sich bei Mansi XIX. 225; vergl. Leibnitii Annales imperii III. 703 und 707. Ob Gregors Tod gewaltsam herbeigeführt sei, kann man mit Fug bezweifeln, da die besten Quellen davon schweigen; in keinem Falle fällt dabei irgend ein Argwohn auf Gerbert. Gfrörer S. 1507 sagt: „Da Gerbert offenbar seit seiner Entfernung aus Reims auf den Stuhl Petri lossteuerte, mußte er wohl zuletzt sich auf künstlichem Wege Gregors V. zu entledigen suchen, denn er selbst näherte sich damals den siebziger Jahren, Gregor V. zählte noch nicht dreißig." Kaum ist jemals so grundlos einem Menschen ein Mord imputirt worden! Alle Voraussetzungen sind entweder irrig oder wenigstens nicht zu erweisen. Denn erstens ist der gewaltsame Tod Gregors nicht zu erhärten; zweitens finden sich nirgends Spuren, daß Gerbert bei Lebzeiten Gregors nach dem Stuhl Petri getrachtet hätte; drittens konnte sich Gerbert, da er um 967 ein Jüngling war, nicht im Jahre 999 dem siebzigsten Jahre nähern. Was Gfrörer, Gregor VII. B. VI. S. 703. 704 nachträglich zur Begründung der letzten Voraussetzung gesagt hat, scheint mir ebenso grundlos, wie seine frühere Behauptung.

S. 713. — Der angeführte merkwürdige Brief Gerberts an die Kaiserin (App. 49) ist im Jahre 998 oder 999 geschrieben. Der Schluß des Briefes wird sich auf die Unruhen in Ravenna beziehen, die in der Vita Heriberti c. 4 und 5 erwähnt werden und die ja Gerbert und Adelheid in gleicher Weise betrafen. Die Rolle Arduins scheint hier ein gewisser Lambert mit den Seinen gespielt zu haben; von ihnen heißt es in einer Urkunde Ottos III., die sich unter den Documenten (F. 1) abgedruckt findet, inimici reipublicae et sanctae Ravennati ecclesiae aperte facti sunt; ihre Güter wurden eingezogen und vom Kaiser der Kirche zu Ravenna geschenkt. — Ueber Gerberts Belagerung der Stadt Cesena berichtet Petrus Damiani in der Vita s. Mauri (Opp. II. 204). Die Urkunde für den Grafen Dauferius giebt im Wesentlichen Jaffé, Reg. pont. Rom. No. 2996; nur diesen Auszug Jaffés hat Olleris p. 562 abgedruckt, nicht die vollständige bei Contatore, de historia Terracinensi p. 41 gedruckte Urkunde.

S. 714. 715. — Die Bulle für Arnulf bei Mansi XIX. 242 und Olleris p. 145; die Zweifel an der Echtheit sind unbegründet. Daß Erzbischof Arnulf selbst in Rom erschien, zeigt die Urkunde in den Annales imperii III. 736. K. Roberts Trennung von Bertha erfolgte nach der Untersuchung von Bouquet (Recueil X. 567) wahrscheinlich erst im Jahre 1001. Ueber Gisilers Sache verhandelte eine römische Synode unter Gerbert im Jahre 999, wie Thietmar IV. c. 28 bezeugt, dessen Angaben nicht auf das Concil des Jahres 998 zu beziehen sind. Das Verfahren gegen Arduin erhellt aus den Actenstücken bei Provana S. 345 und 356. An Abt Odilo und die Cluniacenser schreibt Gerbert: Vestris nos sanctissimis omni tempore

1) Ich benutzte ein Exemplar von Provanas Schrift, in das Bethmann Correcturen der mitgetheilten Urkunden nach Vergleichung der Originale eingetragen hat.

committimus orationibus, et ut accipere dignemini, fidelibus exoramus petitionibus, quia in quocumque noster valuerit status, nullo modo vester defectum sentiet profectus (Leibnitii Annales III. 743).

S. 716—718. — Ottos Bußfahrt nach dem M. Gargano und die damit verbundenen Ereignisse erzählen die Fortsetzung der Chronica s. Benedicti, die Vita s. Nili c. 91—93, die Vita s. Romualdi c. 25 und Leo Ostiensis II. c. 24; man vergleiche auch die Urkunden bei St. R. Nr. 1174—1176. Die Bußübungen in der Höhle bei S. Clemente werden in der Vita Burchardi c. 3 erwähnt. Der Aufenthalt in Subiaco steht durch Urkunden fest (St. R. Nr. 1193. 1194). Ueber die damals im Sabinergebirge begründete Adalbertskirche habe ich nach den Notizen, die ich zu Subiaco fand, in den Baltischen Studien (Elfter Jahrg. Heft 1. S. 12. 13) Mittheilungen gemacht, wo ich auch über die Kirche auf der Tiberinsel eingehender gehandelt habe. Die beiden Urkunden vom 1. November 1000 mit dem Actum: Romae in palatio monasterio sind oft gedruckt (St. R. 1242. 1243); Mabillons Abschrift las: palatio montis, was einer Correctur ähnlich sieht.

S. 720. 721. — Sed fert secum (Leo) alia, ut magnis inventa ingeniis, ita magnis finienda consiliis. Gerberti epist. App. No. 28. Eine Bleibulle Ottos III. mit der Umschrift: Renovatio imperii Romanorum ist in Leibnitii Annales imperii III zu S. 699 abgebildet. Die angeführte Widmung an den Kaiser gehört Gerberts Schrift de rationali an.

S. 723. — Ut, libere et securo permanente Dei ecclesia, prosperetur nostrum imperium, triumphet corona nostrae militiae, propagetur potentia populi Romani et restituatur respublica, ut in huius mundi hospitio honeste vivere, de huius vitae carcere honestius avolare et cum Domino honestissime mereamur regnare. Urkunde vom 7. Mai 999; oft gedruckt, am besten in der Turiner Sammlung (Historiae patriae monum. I. 325). Von der Zusammenkunft des Kaisers und Papstes mit dem Markgrafen Hugo pro restituenda republica giebt die Urkunde für Farfa (Annales imperii III. 731) vom 3. October 999 Zeugniß.

S. 723. 724. — Die Gesta episcoporum Cameracensium I. c. 111 geben ausdrücklich an, daß Otto einen Palast auf dem Aventin bewohnte, und die Vita Odilonis (Acta SS. ord. s. Benedicti Saec. VI. P. I. p. 698) zeigt, daß man damals dort zu Rom am besten wohnte: in Aventino monte, qui prae caeteris illius urbis montibus aedes decoras habens et suae positionis culmen in altum tollens, aestivos fervores aurarum algore tolerabiles reddit et habilem in se habitationem facit.

S. 724. — Das Ceremoniel an Ottos Hofe und die byzantinische Vermummung seiner Großen lernt man vor Allem aus den Urkunden kennen, doch geben auch Thietmar IV. c. 29 und die Gesta episcoporum Cameracensium l. l. wichtige Aufschlüsse. Reiches Material hat Wilmans in Rankes Jahrbüchern II. 2. S. 134. 135 gesammelt. Man vergleiche auch die anziehende Darstellung bei Gregorovius a. a. O. III. 463 ff.

S. 724—726. — Ueber die städtischen Verhältnisse Roms werde ich in einer besonderen Beilage unten handeln und dort auch zu zeigen suchen, daß die von Ozanam in den Documents inédits p. 156—183 herausgegebene Graphia aureae urbis Romae im Wesentlichen unter Otto III. entstanden ist. Eine übersichtliche Darstellung des Justizwesens in Rom zu Ottos III. Zeiten giebt Gregorovius a. a. O. S. 455 ff. H. Fitting hat in seiner Schrift: Ueber die sogenannte Turiner Institutionenglosse und den sogenannten Brachylogus (Halle 1870) zu beweisen gesucht, daß der Brachy-

logus in Rom zur Zeit Ottos III. entstanden sei. Diese Meinung hat J. Ficker bekämpft in seinem Aufsatz: Ueber Zeit und Entstehung des Brachylogus iuris civilis (Sitzungsberichte der Wiener Akademie LXVII. 581 ff.) Ficker selbst nimmt an, daß der Brachylogus in der Schule von Ravenna erst etwa ein Jahrhundert später entstanden sei.

S. 727. — Otto III. nahm zehn Monate nach dem Tode Gregors V. keinen Anstand, ein Urtheil desselben gegen Farfa als ungesetzlich zu vernichten und eine Urkunde zu unterzeichnen, in der mit klaren Worten der Papst der Bestechlichkeit geziehen wird. Leibnitii Annales imperii III. 734—736.

S. 727. 728. — Die Schenkungsurkunde Ottos III. an Rom, die in den M. G. Legg. II. B. 162 abgedruckt ist, erklärt Wilmans für unecht und hat seine Gründe in einem besonderen Excurs (S. 233—243) entwickelt; Gfrörer in der Allgemeinen Kirchengeschichte S. 1570 ff. hält dagegen an der Echtheit der Urkunde fest. Unfraglich hat Wilmans erwiesen, daß der um 950 abgefaßte Libellus de imperatoria potestate in urbe Roma in der Urkunde wörtlich benutzt ist, und es muß allerdings befremden, daß man in der kaiserlichen Kanzlei von diesem Buch in der angegebenen Weise Gebrauch machte. Aber viel befremdlicher wäre es doch, wenn man in der päpstlichen Kanzlei ein derartiges Actenstück geschmiedet hätte, das dann aus dem päpstlichen Archiv hervorgezogen wäre! Denn aus diesem hat es eine im Jahre 1339 niedergesetzte Commission für den Gebrauch der Curie erhoben und abschreiben lassen. Die Fälschung müßte also damals oder bereits früher stattgefunden haben. Nimmt man nun nicht an, daß sie unmittelbar zu Ottos Zeiten, vielleicht unter den Augen Silvesters geschehen sei — und zu dieser Annahme sehe ich gar keinen Grund —, so schwindet fast die Möglichkeit eines solchen Betrugs. Denn die Urkunde setzt die genaueste Kenntniß der Zeitverhältnisse oder der sie betreffenden Schriftwerke voraus. Der Fälscher hätte das vorhin angeführte Buch de imperatoria potestate, die Gerbertsche Briefsammlung (Ep. 158) [1]) kennen und wissen müssen, daß Otto III. zeitweise den Titel Servus apostolorum et secundum voluntatem Dei Salvatoris Romanorum imperator augustus gebrauchte und ähnliche Bleibullen anwandte, wie jene, die der Urkunde beigefügt wurde. Leibniz will den Streit nicht entscheiden, aber er neigt sich doch auch der Ansicht zu, daß die Urkunde echt sei (Annales imperii III. 721); mir unterliegt dies kaum einem Bedenken, indem ich Leibnizs Worte: Nec facile, credo, tale quid impostori saeculi XII. in mentem venisset noch schärfer betone. Neuerdings haben sich auch v. Döllinger (Kirche und Kirchen S. 502), Ficker (Forschungen II. S. 319) und Stumpf (St. R. Nr. 1256) für die Echtheit erklärt; Olleris p. 551—554 bestreitet dieselbe ohne ausreichende Gründe.

S. 730—737. — Die besten Nachrichten über Adelheids letzte Zeiten giebt

1) Der Reverentissimo papae Gerberto überschriebene Brief des Kaisers ist nicht an Gerbert, sondern an Gregor V. gerichtet und die Sigle G. nur mißverstanden; es ist hier derselbe Fall, wie bei Ep. 155, wo Olleris den schon früher von mir bemerkten Irrthum verbessert hat. Jener Brief Ottos III. wird also im Sommer 996 geschrieben sein. Ficker hat in den Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens II. 319 mit Recht bemerkt, daß der Brief bisher falsch interpretirt sei, indem die Worte comitem Spoletinis et Camerinis praefectum nicht auf Hugo, sondern auf eine mit der Sigle S. bezeichnete Person bezogen werden müssen, aber die Beziehung auf Ademar ist 996 unmöglich. Vielleicht ist die Angabe des Lilius, daß Otto einem Sigfried das Herzogthum Spoleto und die Mark von Camerino übertragen habe, doch nicht ohne Grund. Die Aenderung primorem statt primores bei Olleris scheint willkürlich, ohne handschriftliche Autorität.

Odilo in dem Epitaphium c. 13—22. Des Kaisers Reise nach Gnesen berichten die Hildesheimer, Quedlinburger Annalen und Thietmar IV. c. 28, welche Quellen auch über die sonstigen Vorgänge während des letzten Aufenthalts Ottos in Deutschland einige Nachrichten mittheilen.

S. 732. 733. — Die angeführten Worte des Thietmar stehen L. V. c. 6. Ueber die sehr ausgeschmückte Erzählung der Chronica Polonorum I. c. 6 ist Röpell, Geschichte Polens I. 111—113 zu vergleichen. Eingehend hat H. Zeißberg über die Zusammenkunft Kaiser Ottos III. mit Herzog Boleslaw I. zu Gnesen in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1867. Heft V. S. 313—348 gehandelt.

S. 733. — Ottos III. Schenkungen für den Münster zu Aachen bei Lacomblet I. 80—82. Ueber die Begründung des Adalbertsstifts sehe man die Urkunden Heinrichs II. ebendaselbst 88. 89. Heinrich verordnet das Gedächtniß Ottos III., qui eundem locum incepit imperfectumque ad perficiendum nobis reliquit.

S. 734. — Die Erzählung des Grafen Otto von Lomello hat das Chronicon Novaliciense III. c. 33 aufbewahrt. Neuerdings hat Th. Lindner in einem Artikel der Preußischen Jahrbücher Bd. XXXI. S. 431—440, die Sage von der Bestattung Karls des Großen betitelt, darauf hingewiesen, daß weder die Berichte aus der Karolingischen Zeit über Karls Bestattung noch die über die Oeffnung des Grabes im Jahre 1165 gleich der Erzählung des Grafen Otto die sitzende Stellung des Kaisers erwähnen. Aber die Worte Thietmars in regio solio lassen doch auch auf eine sitzende Stellung schließen, und die Quellen, auf welche Lindner seine Beweisführung stützt, sagen nicht das Gegentheil. Nach späteren Nachrichten soll übrigens der goldene Thron damals aus der Gruft genommen und Herzog Boleslaw geschenkt sein. Vergl. Zeißberg a. a. O. S. 317.

S. 735. — Das Bruchstück von dem Briefe Ottos III. an Heribert findet sich in der Vita Heriberti c. 5.

S. 737—741. — Dümmler in seiner Schrift über Piligrim und Büdinger, Oesterreichische Geschichte V. S. 390 ff. geben bei weitem das Beste über die Bekehrung Ungarns. Die Quellen sind theils unzulänglich, theils unglaubwürdig. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Stellen bei Thietmar IV. c. 38 und VIII. c. 3, wie alle Nachrichten, die sich in den Lebensbeschreibungen des h. Adalbert finden. Außerdem haben wir, seit Wattenbach das Glück hatte, die Admonter Handschrift der Gesetze des h. Stephan aufzufinden, an diesen eine sichere Grundlage für die Untersuchung der damaligen Verhältnisse Ungarns gewonnen. Vergl. Endlicher, Die Gesetze des h. Stephan (Wien 1849). Die Lebensbeschreibungen des h. Stephan sind spät, die bei Fejèr, Codex diplomaticus Hungariae T. I. gesammelten Urkunden großentheils verdächtig, die Bulle an Stephan erweislich untergeschoben, was auch Gfrörer und Olleris zu ihrer Rettung vorbringen mögen. — Radla und Askrik werden gewöhnlich für eine Person gehalten; Bruno in der Vita Adalberti scheint sie mir aber deutlich zu scheiden: Radla ist ihm der Papas Adalberti, Askrik nur ein Kleriker des heiligen Bischofs. Vergl. c. 17 in der ersten Recension des Werks (M. G. IV. 604. l. 45). Büdinger a. a. O. 389 hat dagegen Einsprache erhoben, doch ist die Sache jetzt durch die Passio Adalberti wohl als entschieden anzusehen. Dort erscheint nämlich im Jahre 997 Askrik als Abt des Klosters Meseritz — zu einer Zeit, wo Radla nach Brunonis Vita Adalberti c. 23 bereits in Ungarn verweilte.

S. 742. — Ueber Bernwards Erzsäule vergl. Schnaase, Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter II. S. 665. 666.

S. 744—748. — Den Aufstand der Römer erzählt am ausführlichsten die Vita Bernwardi c. 23—27, den Besuch in Venedig das Chronicon Venetum (M. G. VII. 33. 34). Ueber den Letzteren handelt ausführlich Kohlschütter, Venedig unter Peter II. Orseolo S. 45 ff.

S. 748. — Für den Kriegszug des Kaisers im Jahre 1001 gegen Rom sind die bei St. R. Nr. 1262—1266 verzeichneten Urkunden wichtig. Der Zug gegen Benevent, über den die zuverlässigste Kunde das Chronicon Venetum p. 34 giebt, muß in den Sommer fallen; die von Leibniz (Annales imperii III. 783) angeführte und irrig auf diese Zeit bezogene Urkunde ist von Otto II. am 18. October 981 ausgestellt (St. R. Nr. 811). Der darin erwähnte Dericus episcopus ist der bekannte Dietrich von Metz, nicht der Erzbischof Friedrich von Ravenna.

S. 749—751. — Die Theilnahme Ottos III. an den frommen Bestrebungen auf Pereum und seine enge Verbindung mit Romuald berichtet die Vita s. Romualdi c. 30; von der Verschwörung der deutschen Fürsten giebt Thietmar IV. c. 30 zuverlässige Nachricht. Eine früher unbekannte Urkunde für Ravenna aus dieser Zeit findet sich unter unseren Documenten (F. 2).

S. 751—760. — Der Gandersheimer Streit wird ausführlich von Thankmar in der Vita Bernwardi erzählt; dort finden sich auch c. 36. 37 die besten Nachrichten über die letzten Tage des Kaisers. Man vergl. überdies Thietmar IV. c. 31 und die Quedlinburger Annalen, wie die Vita Burchardi c. 8. Die Worte Ottos über Hugos Tod finden sich in der Vita Romualdi.

S. 761. — Ueber die Sagen von Otto III. handelt Wilmans in den Jahrbüchern II. 2. S. 243—246. Zusätze ergeben sich aus der vollständigen Fundatio monasterii Brunwilarensis c. 11 (Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichte XII. S. 164).

S. 763. — Die aus Thietmar berührten Worte stehen im Prolog zum ersten Buch, der citirte Vers in Bruns Leben des heiligen Adalbert cap. 9 und in den Magdeburger Annalen zum Jahre 973:

Felix mundus erat, Otto dum sceptra gerebat.

S. 765. — Die angeführte Stelle findet sich in der Vita Mathildis c. 4.

S. 766. 767. — Von Widukind und Hrotsvitha wird die Gemeinschaft der von Otto I. beherrschten Völker als Sachsen und Franken bezeichnet, wie für Beide die Bedeutung des Reichs darin liegt, daß die Sachsen die Herrschaft der Franken gewonnen haben; nirgends wird bei ihnen und bei Ruotger der Name der Deutschen erwähnt. Gleichzeitig erscheinen aber in Urkunden Ottos I. die Deutschen als Volk den Slawen, wie den Italienern entgegengesetzt. Teutonici vel Sclavi — Urkunde für Magdeburg vom Jahre 961 (Leibnitii Annales imperii III. 69). Mancipiis Teutonicis vel Sclavanicis — zwei Urkunden für Magdeburg von 961 und 965 (L. I. 71. 153). Nostris fidelibus tam Calabris, quamque omnibus Italicis, Francisque atque Teutonicis — Urkunde von 969 (L. I. 262). In den Urkunden Ottos II. und III. kommt in gleicher Weise dann öfters der Ausdruck Teutonici vor, z. B. in der Urkunde Ottos III. für Meißen von 996: quod Teutonici dicunt ovarcapunga et talunga (Köhler, Cod. dipl. Lusatiae inferioris II. p. 5). Vergl. J. Grimm, Deutsche Grammatik I. 16. Der erste deutsche Schriftsteller, bei dem ich den Namen Deutsche als Volksbezeichnung [1]) finde, ist Brun von Querfurt,

1) Der Name Theotisci im Gegensatze zu Latini, lediglich zur Bezeichnung des Sprachunterschiedes, findet sich bereits bei Walafrid Strabo. Vergl. Dümmler, Geschichte des Ostfränkischen Reichs, I. 206. Note 3.

der in seiner Vita Adalberti c. 4. 9. 10 die Gesammtheit der von den Ottonen beherrschten deutschredenden Stämme Teutones nennt und auch schon von einem Lande der Deutschen spricht (Theutonum tellus c. 9). Brun schrieb aber sein Buch erst im Jahre 1004, nachdem er beinahe ein Jahrzehend in Italien zugebracht hatte. Hier und besonders am Fuße der Alpen erscheint der allgemeine Volksname der deutschredenden Stämme schon früher. Bereits 846 auf einem Placitum zu Trient werden die Theotisci den Langobardi entgegengestellt, und in einer von einem Venetianer ausgestellten Urkunde vom Jahre 909 sind Zeugen ex genere Langobardorum, ex genere Francorum, ex genere Teutonicorum unterschrieben. Vergl. Dümmler, Geschichte des Ostfränkischen Reichs II. 8. Note 18. Liudprand nennt in der Antap. I. c. 5 zwar nur die rheinischen Franken zum Unterschied von den Westfranken Franci Teutonici, dagegen scheint er III. c. 20 den Ausdruck schon in einem weiteren Sinne zu gebrauchen; in der Legatio stellt er zweimal die Deutschen den Lateinern gegenüber, nicht allein in der Sprache, sondern auch in der Sitte: ex Francis, quo nomine tam Latinos quam Teutones comprehendit (c. 33). Magnas in vos gentemque Latinam et Teutonicam contumelias evomere jussit (c. 37). Um das Jahr 1000 ist der Gebrauch des Namens in Italien ganz geläufig; er geht durch das ganze Chronicon Venetum, wo auch Deutschland Teutonica genannt und das regnum Teutonicum bereits erwähnt wird (M. G. VII. 30. 31). Ebenso nennt der gleichzeitige Kaisercatalog des Codex Cavensis das regnum Teutonicum und hat den Ausdruck: rex Totonicorum (M. G. III. 216). In Deutschland hat der Name Deutsche als Volksbezeichnung sich erst allmählich im elften Jahrhundert eingebürgert. Bei Thietmar von Merseburg kommt in seinem umfangreichen Werke nur dreimal das Wort Teutonici vor und zwar auffallender Weise an einer und derselben Stelle (V. c. 16), wo es um den Gegensatz gegen die Italiener auszudrücken angewendet wird. Geläufiger ist der Ausdruck Adalbold in der um 1022 geschriebenen Vita Henrici II., doch hat auch Adalbold gleich Brun längere Zeit in Italien gelebt. Wiederholentlich gebraucht Thankmar in der Vita Bernwardi den Namen der Deutschen, die er bald Theotisci, bald Teutones nennt (c. 25. 30. 38). Von einem deutschen Reiche ist diesseits der Alpen wohl zuerst die Rede in den Altaicher Annalen (M. G. S. XX. 793. 797. 803. 809), bei Lambert von Hersfeld (M. G. V. 156. 225. 226) und in einer Speierer Urkunde vom Jahre 1084: in qualibet urbe regni Theutonici (Remling, Urkundenbuch von Speier S. 58). Der Ausdruck Teutonica patria findet sich meines Wissens zuerst um 1080 und zwar fast gleichzeitig bei einem schwäbischen und fränkischen Annalisten (M. G. V. 317. 563).

S. 768. — Saxoniam, ut sepe professus est, securitatis ac tocius ubertatis quasi florigeram paradisi aulam revisit. Thietmari Chronicon L. VI. c. 8.

S. 768. 769. — Ueber die Bauten am Harz und die Bedeutung des Willigis und Bernward für die deutsche Kunstgeschichte ist Schnaase, Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter II. S. 340 ff. und 663 ff. nachzusehen.

S. 770. — Die Worte Bruns finden sich in der Vita s. Adalberti c. 9, verunstaltet auch in den Magdeburger Annalen zum Jahre 973.

III. Die städtischen Verhältnisse Roms im zehnten Jahrhundert.

Die Geschichte der Stadt Rom und ihres Gebiets von den Zeiten Gregors des Großen bis zu der sogenannten Herstellung des Senats im Jahre 1143, wegen der Dürftigkeit der Ueberlieferung eine der schwierigsten Aufgaben für die historische Forschung, ist durch gründliche Untersuchungen in der letzten Zeit mindestens so weit aufgeklärt worden, daß man sich im Ganzen und Großen ein Bild der damals in der Kaiserstadt obwaltenden Verhältnisse und Zustände entwerfen kann, wenn auch einzelne Punkte zweifelhaft bleiben und bei der Beschaffenheit der Quellen wohl immer bleiben werden. Nach der bekannten Untersuchung v. Savignys in seiner Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter sind einzelne Partien besonderer Betrachtung von Dönniges in seinem deutschen Staatsrecht und von Wilmans in seiner Abhandlung: „Rom vom fünften bis zum achten Jahrhundert" [1]) unterworfen worden; die ganze Entwicklung in ihrem Zusammenhange haben dagegen v. Bethmann-Hollweg in seiner Schrift über den Ursprung der lombardischen Städtefreiheit (1846) und C. Hegel in seiner Geschichte der Städteverfassung von Italien (1847) einer neuen eingehenden Untersuchung gewürdigt. Vor Allem hat Hegel das Verdienst allen Verwirrungen, die durch die leeren Namen des Senats und der Consuln in die Betrachtung dieser Verhältnisse gekommen waren, ein gründliches Ende gemacht zu haben. Erst durch Beseitigung dieser Truggestalten ist Raum für die Darstellung der wirklichen Zustände gewonnen worden. Die folgenden Bemerkungen beziehen sich zunächst auf die Geschichte Roms im zehnten Jahrhundert und gehen auf die früheren Zeiten nur so weit zurück, als es zum Verständniß der späteren Epoche erforderlich ist; sie beschränken sich darauf, mehrere Punkte von Erheblichkeit näher zu bestimmen, indem sie sich im Allgemeinen an Hegels Darstellung anschließen [2]).

Als sich im achten Jahrhundert zufolge der Bilderstreitigkeiten die Gegenden Italiens, welche bis dahin noch die Hoheit des oströmischen Reichs anerkannt hatten,

1) Schmidts Zeitschrift für Geschichtswissenschaft II. 137—151.

2) An die früheren Untersuchungen sich anschließend, zugleich aber mit Beihülfe manches neuen Materials hat Gregorovius auch die inneren Verhältnisse der Stadt Rom im zehnten Jahrhundert im dritten Bande seines Werks behandelt. In der Höflerschen Ausgabe von Papencordts Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter und in Alfr. von Reumonts Geschichte der Stadt Rom (Bd. II.) werden diese Verhältnisse nur summarisch dargestellt. Fickers Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens berühren öfters auch dieses Gebiet. Ich habe meine frühere Darstellung um so mehr unverändert gelassen, als in den späteren Arbeiten mehrfach auf sie Bezug genommen ist.

von diesem losrissen, wurden überall die kaiserlichen Beamten verjagt. Nachdem aus dem wohlhabenderen und angeseheneren Theile der Bürgerschaft schon früher städtische Milizen gebildet waren, organisirten sich jetzt die Einwohner der größeren und kleineren Städte in Masse auf militärische Weise und stellten selbstgewählte Beamte, Duces und Tribuni nach den früheren kaiserlichen Beamten genannt, an ihre Spitze. Diese Beamten verbanden nach der Sitte der Zeit mit dem militärischen Oberbefehl eine ausgedehnte Gerichtsbarkeit und Verwaltungsthätigkeit; sie wurden deshalb auch Judices genannt, eine Bezeichnung, die damals fast alle höheren öffentlichen Beamten umfaßt. Die Bürgerschaften der größeren Städte waren in Regimenter eingetheilt, Numeri oder Banda genannt; Gemeinschaften, die vollständige Corporationsrechte besaßen, so daß sie auch Eigenthum erwerben konnten. Die Numeri zerfielen in Scholae, welche ebenfalls geschlossene Corporationen waren. An der Spitze der Scholae standen Patroni oder Priores; die Numeri werden die Duces oder Tribuni geführt haben. In größeren Städten waren die Regimenter nach Stadtvierteln (Regiones) gebildet, deren es nach einer neugemachten Eintheilung in Ravenna elf, in Rom zwölf gab; wie die Scholae geordnet waren, ist nicht klar, doch scheinen die Zunftverhältnisse, die noch immer das bürgerliche Leben Roms beherrschten, bei ihrer Bildung in Betracht gekommen zu sein. Wie weit hinab die städtische Bevölkerung an dieser Heeresverfassung Theil nahm, läßt sich nicht bestimmen. Es scheint, als seien im Anfange die ärmeren Klassen auch jetzt noch von den Waffen ausgeschlossen worden, aber im neunten und zehnten Jahrhundert umfaßte das Heer alle selbstständigen Bürger, so daß nur die Geistlichkeit und die dienenden Klassen außerhalb desselben standen.

Die Bewegung, welche Italien von dem Ostreiche trennte, erhielt Anstoß und Leitung von dem hohen Klerus, namentlich vom römischen Bischof, und führte schließlich dahin, daß die Stadt Rom mit ihrem Gebiet die Herrschaft des Papstes über sich anerkannte. Nach derselben Anerkennung trachtete der Erzbischof von Ravenna und wußte sie in der That für eine kurze Zeit zu gewinnen: aber die Verbindungen des Papstes mit dem Frankenkönige brachten es bald dahin, daß auch der Exarchat und die Pentapolis unter die Herrschaft des römischen Bischofs geriethen. Seitdem bestellte der Papst die Duces und Tribuni auch hier, wie schon zuvor in dem römischen Gebiet. Er ernannte somit die Befehlshaber der Milizen, zugleich Gerichts- und Verwaltungsbeamte, die ihr Amt in bestimmt abgegrenzten Bezirken, Ducate und Tribunate genannt, in der Weise ausübten, daß der Dux einen weiteren Bezirk verwaltete, der dann in mehrere ihm untergebene Amtsbezirke der Tribuni zerfiel. Das Blutgericht hatte zu Rom ein vom Papste bestellter Beamter, der Praefectus urbis; in Ravenna ein gleicher Beamter, der ebenfalls Praefectus oder auch Consularis genannt wurde. Ob diese Präfecten mit den alten kaiserlichen Beamten desselben Namens in unmittelbarem Zusammenhange standen oder die alte Bezeichnung einem neugeschaffenen Amte gegeben wurde, ist zweifelhaft.

Mit der erhöhten Stellung des Papstes und mit dem Umfang der von ihm geübten Rechte hob sich aber zugleich die Bedeutung der Hofbeamten, mit denen sich längst nach dem Muster des Hofs von Byzanz der römische Papst im Lateran umgeben hatte, wie zugleich jener zahlreichen Klasse von unteren kirchlichen Beamten, die zu der bereits sehr ausgedehnten Verwaltung der römischen Kirchengüter und zu den anderen vom römischen Bischof abhängigen weltlichen Geschäften benutzt wurden. Die Notarii, Tabelliones, Defensores, Cubicularii, Vestararii u. s. w. der römischen Kirche, die sämmtlich in einer zunftmäßigen Verfassung standen, wurden so Staats-

beamte und nahmen an der Regierung und Verwaltung der Stadt Rom und ihres Gebiets in weitem Umfange Antheil. Zu den Hofbeamten des Laterans gehörten: der Vicedominus, dessen Stellung stets ein höherer Geistlicher bekleidet zu haben scheint; der Vorsteher der Zunft der Vestararii, meist schlechthin der Vestararius genannt, der immer oder doch häufig aus dem weltlichen Stande gewählt wurde; der Superista, der Vorsteher der Zunft der Cubicularii, der ebenfalls gewöhnlich nicht der Geistlichkeit angehört zu haben scheint; vor Allem aber die sieben Ersten in der Zunft der Notare, die regelmäßig Kleriker niederen Grades waren. Diese Sieben standen in folgender Rangordnung: der Primicerius, Secundicerius, Arcarius, Sacellarius, Protoscriniarius, Primus defensor, Adminiculator oder Nomenculator. Sie waren nicht allein die Vorsteher der Zünfte der Notarii, Tabelliones und Defensores, sondern zugleich die Minister des Papstes in der ganzen ihm zustehenden weltlichen Verwaltung. Seitdem der Papst in Rom auch die Quelle alles bürgerlichen Rechts geworden war, übten sie zugleich in seinem Namen eine ausgedehnte Gerichtsbarkeit in allen Streitsachen aus, die an ihn als den Landesherrn gebracht wurden, nur daß sie als Kleriker von den Criminalsachen ausgeschlossen waren. Auch sie wurden jetzt Judices genannt, und man unterschied fortan die Judices de militia und Judices de clero; jene sind die Duces und Tribuni, diese die sieben ersten Notare. Ob unter die Judices de clero auch der Vicedominus, Superista und Vestararius gerechnet wurden, ist zweifelhaft; doch wissen wir, daß dem Vestararius stehend die Jurisdiction übertragen war, wenn das Kloster Farfa gegen die Unterthanen des Papstes klagte.

Die genannten militärischen Beamten mit den Hofbeamten des Papstes bildeten den Adel der Stadt, der in die zwei Klassen der Optimates militiae und der Proceres ecclesiae zerfiel: eine Beamtenaristokratie, die theils durch den Umfang ihrer Geschäfte, theils durch die reiche Ausstattung der von ihnen bekleideten Aemter binnen kurzer Zeit übermächtig wurde und auch auf die Papstwahl, das wichtigste Vorrecht des römischen Volkes, einen besonderen, sogar gesetzlich begründeten Einfluß übte.

Das Papstthum zeigte sich, kaum zur Selbstständigkeit gelangt, der Macht dieses Adels in keiner Weise gewachsen, zumal alle jene einflußreichen Stellungen erblich in den Besitz einiger weniger Geschlechter kamen. Auch die Judices de clero waren verheirathet und vererbten ihre Aemter [1]); sie gerade waren es, die dem päpstlichen Regiment am gefährlichsten wurden. Die Gewaltthaten, die sich diese römischen Großen gegen die Päpste erlaubten, führten unmittelbar zur Herstellung des abendländischen Kaiserthums, und diesem unterwarfen die Päpste freiwillig die Stadt Rom und ihr Gebiet, nachdem sie ihre politische Selbstständigkeit nur kurze Zeit und ohne sonderliches Glück behauptet hatten. Um der Tyrannei ihrer hohen Beamten zu entgehen, stellten sich die Päpste unter den Schutz und die Hoheit der fränkischen Könige.

Unfraglich übten Pippin und Karl der Große schon als Patricier gewisse Rechte im römischen Gebiet aus. Es wird uns glaubhaft überliefert, daß Karl schon vor seiner Kaiserkrönung ein Abkommen mit dem Papste traf, wonach ein Gesandter von ihm bei der Papstwahl gegenwärtig sein und er streitige Rechtsfälle vor sein Forum ziehen konnte; auch sollen schon damals königliche Missi das römische Gebiet durch-

---

1) Man vergleiche die Stammbäume bei Galletti, del Vestarario della S. R. C. p. 42 und del Primicero p. 71.

zogen und Gerichtstage gehalten haben. Vielleicht waren alle richterlichen Behörden bereits dem Patricius untergeordnet; jedenfalls waren es die Optimates militiae. Aber, wie ausgedehnt auch Karls Rechte als Patricius sein mochten [1]), eine viel bestimmtere Stellung erhielt er als Kaiser. So wenig er gewillt war, die weltliche Herrschaft, welche der Papst gewonnen hatte, völlig aufzuheben, so bestimmt nahm er doch die Oberherrschaft zu Rom in Anspruch und suchte die Rechte, die ihm als unveräußerliches Zubehör der kaiserlichen Gewalt erschienen, in ihrem ganzen Umfange zu üben.

Wir wissen, daß Karl sich gleich nach seiner Kaiserkrönung dauernd mit der Ordnung der römischen Stadtverhältnisse beschäftigte [2]). Die wichtigsten Aenderungen, die eintraten, waren, daß alle römischen Beamten und Würdenträger fortan, ohne ihrer Verpflichtungen gegen den Papst entbunden zu werden, zugleich kaiserliche Leute wurden, daß sie und das gesammte römische Volk dem Kaiser schwören mußten und daß vor Allem ein stehender Missus des Kaisers zu Rom eingesetzt wurde, der seinen Sitz im Palast neben der Peterskirche nahm und dem bestimmte Einkünfte von dem Einkommen derselben zugewiesen waren. Auf diesen kaiserlichen Beamten muß die hohe Criminalgerichtsbarkeit übergegangen sein, die bis dahin der Präfect geübt hatte; denn in der Karolingischen Zeit gab es keinen Beamten dieses Namens in Rom [3]). Dieser Missus war fortan der Stellvertreter des Kaisers in allen gerichtlichen Verhandlungen, wie ein zweiter vom Papst ernannter Missus diesen vertrat. Die Compositionen, welche die Verurtheilten zu zahlen hatten, wurden zu gleichen Theilen zwischen dem kaiserlichen und päpstlichen Missus getheilt, und Güter, welche für den Fiscus eingezogen wurden, konnten nur durch kaiserliche Schenkung an die Kirche übergehen. Von den Erkenntnissen der gewöhnlichen Richter konnte an den Missus oder an den Kaiser selbst appellirt werden, der im letzteren Falle einen besonderen Gesandten zur Untersuchung der Sache nach Rom schickte. Die Bischöfe und öffentlichen Beamten zu Rom durften nur vor dem Kaiser belangt werden, der dann entweder selbst nach Rom kam und über sie urtheilte oder den Herzog von Spoleto zur Erledigung der Angelegenheit nach Rom sandte [4]).

Im Uebrigen blieb die Kriegs- und Gerichtsverfassung Roms unverändert. Wir finden nach wie vor Duces, Tribuni, Judices de clero und andere Beamte des päpstlichen Hofes erwähnt und im Besitz ihrer früheren Befugnisse. Der weltliche Beamtenadel liebte es sich mit dem Consultitel zu schmücken, der früher in Constantinopel gekauft wurde und jetzt in ähnlicher Weise vom Kaiser oder vom Papst erstanden werden mochte, bald aber erblich in den Beamtenfamilien geworden zu sein scheint. Neben diesem Titel wurde auch der eines Senators gebraucht, der an das bei den Franken und Langobarden übliche Wort Senior anklang und allmählich in die Bedeutung desselben überging. Der römische Senat, der von dieser Zeit an wieder öfters genannt wird, bezeichnet nichts anderes als die Gesammtheit des römischen Adels und ist mit Nobilitas gleichbedeutend.

---

1) Libellus de imperatoria protestate (M. G. III. 720). Papst Hadrian schrieb an Karl im Jahre 789: Constantinus et Paulus, duces et nostri vestrique. Cenni, Monumenta dominationis pontificiae I. 502.

2) Einhardi Annales 801

3) Weder der Libellus noch die Urkunden jener Zeit erwähnen einen Präfecten. Unmöglich ist dies ein Zufall.

4) Libellus de imp. pot. L. l. 720. 721.

Nach dem Tode Karls des Großen brachen zu Rom abermals innere Streitigkeiten bedenklicher Art aus, die auch die Grenzen der kaiserlichen und päpstlichen Gewalt in Frage stellten. Im Jahre 824 ging Lothar nach Rom und stellte die Ordnung her. Die Constitution, welche er damals erließ, mußte der regierende Papst schriftlich anerkennen und sollte fortan von jedem seiner Nachfolger vor dem Missus eidlich bekräftigt werden, ehe die Ordination erfolgte. Diese wichtige Constitution ist uns erhalten und bildet eines der erheblichsten Actenstücke, um die Verfassung Roms in der Karolingischen Zeit zu erkennen [1]).

Die Constitution Lothars erwähnt nur zwei Klassen von richterlichen Beamten zu Rom: Duces und die, welche sie schlechthin Judices nennt. In letzteren kann man meines Erachtens im Gegensatz gegen die Judices de militia nur die Judices de clero sehen. Von diesen zwei Klassen wird nun mit unzweideutigen Worten gesagt, daß sie zunächst päpstliche Beamte waren und vom Papste eingesetzt wurden; doch sollten sie vor dem Kaiser erscheinen, damit er ihre Zahl und ihre Namen erfahren und sie auf ihre Verpflichtung hinweisen könne. Zur Beaufsichtigung dieser Beamten sollte von Seiten des Kaisers und Papstes je ein Missus bestellt werden. Beide Missi sollten alljährlich an den Kaiser darüber berichten, wie das Recht gehandhabt werde, Beschwerden wegen Rechtsverweigerung aber zunächst an den Papst bringen, daß er sie sofort von einem von ihnen erledigen lassen könne; geschehe dies nicht, so solle der kaiserliche Missus an den Kaiser Bericht erstatten, der dann besondere Gesandten zur Entscheidung der Sache nach Rom senden wollte. Daß neben den hier erwähnten Missi, die theils zur alljährlichen Beaufsichtigung der Beamten und Berichterstattung an den Kaiser, theils zur Erledigung einzelner Rechtsstreitigkeiten bestimmt waren, es auch ferner einen stehenden kaiserlichen Missus zu Rom gab, kann nicht zweifelhaft sein, und die Constitution selbst gedenkt desselben bei Gelegenheit des Eides, der den neugewählten Päpsten auferlegt wurde.

Das erwähnte Gesetz Lothars enthält überdies die Bestimmung, daß Jeder im römischen Volke über das Recht, nach welchem er lebe, befragt und dann nach demselben gerichtet werden solle. Da man seitdem nicht allein nach römischem, sondern auch nach fränkischem oder langobardischem Recht in Rom leben konnte, mußten nothwendiger Weise germanische Rechtsprincipien dort Eingang gewinnen, wie auch das Proceßverfahren der Franken dort nicht mehr unbekannt war. Die fränkischen Missi tagten zu Rom ganz in derselben Weise, wie in anderen Theilen der fränkischen Monarchie, wie wir aus einem Rechtsstreit des Klosters Farfa mit dem Papste sehen, der im Jahre 829 vor den beiden kaiserlichen Missi, dem Bischof Joseph und dem Grafen Leo, von römischen Richtern, die ihnen als Schöffen dienten, und unter einem zahlreichen Umstande aus dem Volke entschieden wurde [2]).

Als sich unter Johann VIII. das Papstthum mit der kaiserlichen Gewalt in Zwiespalt setzte, kamen die Kaiserrechte in der Stadt in Verfall [3]). Wenn auch in der Folge die Päpste die Kaiser, welche sie selbst herbeigerufen oder nothgedrungen gekrönt hatten, dem Namen nach als ihre Oberherren anerkannten und die Römer ihnen für den Augenblick Treue schwuren [4]), wenn selbst noch kaiserliche Missi zeit-

1) M. G. Legg. I. 239.

2) Galletti, del Primicero p. 183.

3) Merkwürdig ist in einer Bulle Johanns VIII. das Datum: imperatore Domino Jesu Christo anno pontificatus etc. Nouveau traité de diplomatique V. 191.

4) Der Kaiser Arnulf geleistete Eid steht M. G. Legg. I. 562.

weise in Rom erschienen und einzelne Appellationen an den Kaiser ergingen [1]), so war dies doch Alles ohne durchgreifende Wirkung, und dazwischen fielen längere Zeiträume, wo der kaiserliche Thron erledigt war. Es wird uns glaubhaft versichert [2]), daß es seit Karl dem Kahlen keinen stehenden kaiserlichen Missus mehr in Rom gegeben habe und die kaiserlichen Gerechtsame nicht mehr wahrgenommen seien. Unter diesen Umständen ging die Herrschaft in der Stadt dem Namen nach ganz auf die Päpste über, in Wahrheit aber wurde dieselbe von jenen römischen Adelsfamilien ausgeübt, die sich längst in den erblichen Besitz aller einträglichen und einflußreichen Aemter gesetzt hatten. Die priesterliche Herrschaft konnte in Rom um so weniger zu Kraft und Selbstständigkeit gedeihen, als die Stadt damals von allen Seiten von den schlimmsten Feinden umringt war und zugleich vor den inneren Streitigkeiten den Großen selten lange Ruhe gewann. Die Bedrängnisse von außen, wie die inneren Zerwürfnisse drohten Rom die Beute bald der Markgrafen von Camerino, bald der Herzoge von Spoleto, bald der langobardischen Könige werden zu lassen; von diesen Gefahren befreite Alberich die Stadt, indem er sie zum Sitz eines abgeschlossenen Fürstenthums machte.

Alberich, der uneheliche Sohn des Markgrafen Alberich von Camerino und der Römerin Marozia, herrschte unter dem Titel: Princeps et senator omnium Romanorum [3]), d. h. Fürst und Herr aller Römer, mit unumschränkter Gewalt über Rom, wenn er dem Schein und Namen nach auch die Herrschaft des Papstes bestehen ließ. Alberichs Regiment glich mehr dem eines germanischen Kriegsfürsten, wie er denn auch der Sohn eines langobardischen Häuptlings war, als daß es einen eigentlich römischen Charakter trug. Er entschied über Krieg und Frieden, befehligte die römische Heeresmacht, entbot die römischen Großen zu Hoftagen, übte das Criminalgericht und ließ in seiner Gegenwart bürgerliche Streitigkeiten durch die zu Rom bestellten Richter entscheiden [4]). Es bezeichnet die volle Selbstständigkeit seiner Stellung, daß er Münzen mit seinem Namen und Bilde schlagen ließ [5]).

Alberichs Herrschaft ging in ihrem ganzen Umfange auf seinen Sohn Octavian über, der auch den letzten Schimmer der Abhängigkeit von einer anderen Macht entfernte, indem er selbst den päpstlichen Stuhl einnahm. Indessen konnte sich Octavian kaum acht Jahre in der gewonnenen Selbstständigkeit behaupten; von allen Seiten bedrängt, rief er König Otto über die Alpen und krönte ihn zum Kaiser. Die Bedingungen, durch welche er seine Macht zu sichern geglaubt hatte, hob er selbst durch seine Empörung auf und wurde endlich von demselben Kaiser entsetzt, dem er die Krone zugewendet hatte. Seitdem war Rom ganz in den Händen des neuen Kaisers. Es ist bekannt, wie die Römer selbst ihr wichtigstes Vorrecht, den Stuhl Petri zu besetzen, an Otto aufgeben mußten und wie sie dann, da sie den von ihm eingesetzten Papst nicht anerkennen wollten, durch ein großes Blutgericht dazu gezwungen wurden. Da erst wurde die kaiserliche Autorität in ihrer ganzen Strenge gezeigt; fünf Jahre hintereinander hielt sich Otto dann in Italien auf, oft in Rom selbst,

1) Lamberti imp. conventus Ravennas M. G. Legg. I. 563.

2) Libellus de imp. pot. L. I. 722. Selbst bei der Einsetzung der Päpste war kein kaiserlicher Missus mehr zugegen Canon de electione papae vom Jahre 898. M. G. Legg. II. B. 158.

3) Dieser Titel ist allein durch gleichzeitige Urkunden verbürgt, doch nennt schon eine Urkunde vom Jahre 983 (Muratori, Antiquitates I. 381) Alberich Patricius und ebenso Flodoard und Luidprand.

4) Benedicti Chronicon c. 34. Man vergleiche die Documente A.

5) Provana, Studii critici 143.

und übte hier eine Herrschaft, welche die der Päpste völlig in Schatten stellte. Als höchster Gesetzgeber, Richter und Kriegsfürst der Römer trat er auf und hielt Reichsversammlungen und Hoftage in dem Palast neben der Peterskirche, auf denen er über die wichtigsten Angelegenheiten der Stadt entschied.

Es entsteht die Frage, was sich während dieses Wandels der Verhältnisse von den früheren Einrichtungen zu Rom erhalten hatte. Schon die Bemerkung, daß uns nirgends mehr in den Urkunden Tribunen entgegentreten, läßt schließen, daß die alte Heeres- und Gerichtsverfassung Roms eine durchgreifende Umgestaltung erfahren hatte, und eine nähere Betrachtung der veränderten Stellung der Duces führt zu demselben Resultat.

In den kleineren Territorien, in welche das römische Gebiet zerfiel, finden sich jetzt selten Duces genannt, während die Tribuni ganz verschwinden; dagegen treten nach und nach Comites hervor, und die Territorien werden bisweilen als Comitate bezeichnet. Wie diese Umwandlung im Einzelnen vorging, läßt sich nicht mehr nachweisen, doch liegt auf der Hand, daß sie unter der Einwirkung der germanischen Staatsverhältnisse erfolgte, wie denn einzelue dieser neuen Grafengeschlechter selbst germanischen Ursprungs waren [1]). Neben den Comites werden auch Vicecomites und Guastaldiones erwähnt.

In Rom selbst finden sich allerdings noch vielfach Duces genannt, aber sie stehen nicht mehr an der Spitze der römischen Miliz; wie diese jetzt die niederen Bürgerklassen vorzugsweise oder vielleicht ausschließlich umfaßte, so tritt uns als Führer derselben bei Liudprand auch ein Mann aus dem Volke entgegen [2]). Die Duces zu Rom haben ferner keinen Antheil an der Jurisdiction mehr, sondern erscheinen in Gerichtsverhandlungen nur als angesehene Zeugen aus dem Umstande. Wenn daher in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts Duces in Rom vorkommen, die meist auch den Consultitel führen, so ist ihr Titel nicht mehr als Bezeichnung eines Amtes, sondern des Standes anzusehen. Denn schon hatte sich in der Stadt ein Erbadel vollständig ausgebildet. In den Urkunden werden die Nobiles oder Optimates stets besonders ausgezeichnet, während ihnen gegenüber die Plebs steht, deren Mitglieder urkundlich als Viri humiles, anderweitig auch als Decarcones [3]) be-

---

1) Schon 911 erscheint ein Comes Adrianus cum sex iudicibus in Tibur (Muratori, Antiquit. V 773). Rodfred, Graf in der Campagna, wird im Jahre 965 in den Vitae pontif. erwähnt, Berardus inclitus comes Tiburtinus in einer Urkunde von 983 (Muratori, Antiquit. I 382). Benedictus domini gratia inclitus comes seu Stephania illustrissima femina comitissa senatrix Urkunde von 987 (Nerini, Storia di S. Alessio 382). Andere Beispiele finden sich in dem alten Güterverzeichniß der römischen Kirche bei Borgia, Breve istoria del dominio temporale. Documenti No. 1.

2) Ex plebe Petrus, qui et Imperiola est dictus, adstitit cum omni Romanorum militia. Hist. Ottonis c. 9. Wahrscheinlich ist Petrus, qui et Imperio vocatur (Documente D), dieselbe Person.

3) In der Fortsetzung des Liber pontificalis kommt zweimal der Ausdruck vor. Vulgi populus, qui vocantur Decarcones. In diesen Decarcones hat man besondere Beamte finden wollen und deshalb das Wort, das in allen alten Handschriften gleichmäßig überliefert ist, willkürlich geändert. Nach dem Zusammenhange kann aber kaum zweifelhaft sein, daß der Ausdruck nicht Führer des Volks, sondern die niedere Volksmasse selbst bezeichnet und der Vulgärsprache des zehnten Jahrhunderts angehört. Die Ableitung ist allerdings dunkel; vielleicht haben die Decarcones ihren Namen von decarcare (discaricare) und waren nichts Anderes als die damaligen Facchini, die noch heute einen so erheblichen Bestandtheil der italienischen Stadtbevölkerung bilden. Gregorovius a. a. O. Band III. S. 373 leitet den Ausdruck von duodecim capi(tanei) regionum her; diese Ableitung scheint mir nicht allein sehr künstlich, sondern führt auch meines Erachtens auf einen falschen Begriff.

zeichnet werden. Daß das häufig vorkommende Consul et dux lediglich als eine Titulatur anzusehen ist, ergiebt sich unter Anderem aus der unter den Documenten (A) gedruckten Urkunde vom Jahre 942; in derselben unterzeichnet sich der Superista Johannes als Consul et dux, wie der Vestararius Theophilactus als Consul. Zum letzten Male finde ich zu Rom die Jurisdiction einem Dux beigelegt in einer Urkunde vom Jahre 943, in der neben ihm noch drei Judices ordinarii als erkennende Richter erscheinen [1]).

Die hier neben dem Dux erwähnten Judices ordinarii sind die alten Judices de clero, die durch allen Wechsel der Zeiten ihre richterliche Stellung bewahrt hatten, diese aber wie bisher mit den Duces, so fortan mit den Judices dativi theilen mußten, die in Rom zuerst in einer Urkunde vom Jahre 961 nachzuweisen sind [2]), während sie in Ravenna und im Exarchat mehr als hundert Jahre früher erscheinen [3]). Die Dativi treten so um die Mitte des zehnten Jahrhunderts als Richter gewissermaßen an die Stelle der römischen Duces, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß diese Veränderung mit einer durchgreifenden Umwandlung des ganzen römischen Gerichtsverfahrens zusammenhing. Die Judices dativi sind nämlich im Wesentlichen nichts Anderes als Schöffen [4]), und ihre Einführung bezeichnet den Punkt, wo in Rom das germanische Proceßverfahren vollständig durchdrang. Von dieser Zeit an wurde das Gericht in Rom regelmäßig unter dem Vorsitz eines Richters gehalten und mit einer Mehrzahl von Urtheilern besetzt, die in Gegenwart angesehener Männer nach dem römischen, langobardischen oder fränkischen Recht, je nachdem die Parteien sich zu dem einen oder anderen Rechte bekannten, den Urtheilsspruch fanden. Die uns erhaltenen Urkunden über gerichtliche Verhandlungen jener Zeit zeigen meistentheils einen hohen Beamten als Vorsitzer und sieben Urtheiler, entweder drei Ordinarii und vier Dativi oder vier Ordinarii und drei Dativi. In geringeren Sachen führten wohl auch einer oder zwei der Ordinarii den Vorsitz, und Causidici traten dann als Urtheiler ein [5]). Von wem die Dativi bestellt wurden, wird nirgends bestimmt gesagt, doch scheint es nach einer unter Otto III. gebräuchlichen Formel, als ob sie vom Primicerius erwählt wurden [6]).

Etwa gleichzeitig mit der Einführung der Dativi wurde das Amt des Praefectus urbis hergestellt, das nach ein und einem halben Jahrhundert in einer Urkunde vom Jahre 955 zum ersten Male wieder genannt wird [7]). Vielleicht erklärt sich die Herstellung dieses Amts am einfachsten aus der eigenthümlichen Stellung Johanns XII., der als Papst weder im Blutgericht noch in der Heeresführung an die Stelle seines Vaters treten konnte; der Präfect trat hier für ihn ein und gewann so eine ähnliche Stellung, wie die Vögte bei den anderen bischöflichen Kirchen hatten. Theodorus, der erste römische Präfect dieser neuen Ordnung, und jener Petrus, der sich im Jahre 965 gegen Otto I. empörte, waren unfraglich vom Papste selbst eingesetzt und bestellt;

---

1) Galletti, del Primicero 198. 199.

2) Marini, Papiri diplomatici 160.

3) Nach v. Savigny werden hier die ersten Dativi im Jahre 838 erwähnt. Es kann unmöglich ein Zufall sein, daß noch mehr als ein Jahrhundert nachher sich kein Judex dativus in Rom nachweisen läßt.

4) Hegel I. 329.

5) Galletti, del Primicero 295—297.

6) Documente E. Noch Benzo nennt im elften Jahrhundert den Primicerius den Vorsteher des ganzen römischen Gerichtswesens.

7) Stephanus de Theodoro profecto. Marini, Papiri diplomatici 39.

dann aber nahm der Kaiser die Bestellung des Präfecten in die Hand, der von dieser Zeit an für den ersten kaiserlichen Beamten in der Stadt galt. Es scheint, daß Otto I. neben dem Präfecten Anfangs noch einen besonderen Pfalzgrafen zu Rom einsetzte [1]), dessen Schöffen die Judices ordinarii waren, die fortan auch palatini genannt werden. Die Stellung des Pfalzgrafen wurde aber wohl später mit der des Präfecten verbunden und kam so bald in Vergessenheit. Besondere Missi pflegten die Ottonen für richterliche Geschäfte nicht nach Rom zu schicken, wie aus einer Urkunde vom Jahre 983 erhellt, nach der zwei Missi Ottos II. dort nur unter ausdrücklicher Zustimmung des Papstes und nach seinem Wunsche tagten [2]); der Präfect galt später gleichsam für den stehenden Missus und Pfalzgrafen des Kaisers.

Der Präfect vereinigte hiernach die Macht, welche der stehende Missus zu Karls des Großen Zeiten gehabt hatte, mit der eines obersten Vogts der römischen Kirche und des Papstes. Den Umfang seiner Rechte erkennt man aus seinem Amtseide, dessen Formel uns aus dem zwölften Jahrhundert überliefert ist. Er hatte hiernach alle Gerechtsame und Einkünfte der Kirche im ganzen römischen Gebiet zu wahren und zu beaufsichtigen, für die Sicherheit der Wege zu sorgen, die Gerechtigkeit zu handhaben, die Aufsicht über alle Burgen und Festen zu führen, deren Befehlshaber ihm untergeordnet waren. Außerdem wissen wir, daß ihm der Blutbann vorbehalten war, daß ihm in den wichtigsten Rechtssachen der Vorsitz im Gerichte zustand und daß die Vollstreckung des Urtheils zu seinen Obliegenheiten gehörte. Nach ordnungsmäßigem Gange wurde der Präfect in der Folge vom Kaiser bestellt und empfing seine Gewalt mit dem gezogenen Schwerte.

Diese Umgestaltungen erfuhren durch Alberichs Gewaltherrschaft und die Erneuerung des abendländischen Kaiserthums die Verhältnisse Roms und erhielten sich so im Wesentlichen bis auf die Zeit, wo Otto III. die Stadt zu seiner dauernden Residenz ersah. Die Auflehnung des Johannes Crescentius, der während der Minderjährigkeit Ottos einen Versuch machte, sich unter dem Namen eines Patricius eine selbstständige Macht in Rom zu gründen, hatte so wenig, wie früher ein ähnliches Unternehmen seines Vaters zu Zeiten Ottos II., dauernden Erfolg und ließ keine nachhaltigen Einwirkungen zurück.

Die Stadt Rom nahm in den Plänen Ottos III. eine so hervorstechende Bedeutung ein, daß er den Verhältnissen derselben wohl eine besondere Sorgfalt zuwenden mußte. Es scheint in der That, daß er dem römischen Senat, d. h. den römischen Großen [3]), eine bestimmtere Constitution gegeben habe; wie uns denn eines seiner Edicte, in welchem er sich selbst den Consultitel beilegt, „an den römischen Senat" und die anderen Fürsten Italiens erhalten ist [4]). Es mag damals der erbliche Consultitel abgeschafft sein, da der Titel in der Stadt seit dem Jahre 1000 seltener wird. Wie aber dem auch sei, der Senat Ottos III. hat niemals auf die Verhältnisse der Stadt einen erheblichen Einfluß geübt. Wichtiger war, daß dieser Kaiser,

1) Sergius comes palatii. Urkunde vom Jahre 983. Murat. Antiquit. I. 379. Johannes praefectus comes palatii. Urkunde von 998. Galletti, del Pr. 226.

2) Es ist die so eben angeführte Urkunde bei Muratori.

3) Daß Senat in dieser Zeit aller Orten nichts Anderes als die Gesammtheit der Großen bezeichnet, sieht man recht deutlich aus den Gesetzen des h. Stephan, in denen häufig erwähnt wird, daß sie senatus decreto erlassen seien.

4) M. G. Legg. II. 37. Auch ich bin jetzt mit Hegel (I. 307) und Gregorovius (III. 479) überzeugt, daß consul statt consulibus zu lesen ist.

der geflissentlich bei seiner Krönung auch den Titel eines Patricius selbst angenommen hatte, in Nachahmung der byzantinischen Hofordnung einen von sich abhängigen Patricius einsetzte. Der erste Patricius [1]) in diesem Sinne ist der Römer Ziazo oder Zazzi, der den Kaiser im Jahre 1000 auf seiner Reise durch Deutschland begleitete und im Jahre 1001 als Anführer eines kaiserlichen Heeres gegen Rom gesandt wurde. Der von Otto III. neugestiftete Patriciat hat sich dann längere Zeit in Rom erhalten, obgleich nicht in der Bedeutung, die ihm ursprünglich der Kaiser geben wollte, und die wir aus einer uns überlieferten Formel, die bei der Einsetzung des Patricius angewendet wurde, erkennen.

Es sind uns nämlich einige Formeln aus der Zeit Ottos III. erhalten [2]), die uns erhebliche Aufschlüsse sowohl über die städtischen Verhältnisse Roms zu jener Zeit, als über die Absichten dieses Kaisers, Rom zum Mittelpunkt einer Universalherrschaft zu machen, gewähren. Die erste giebt die Ceremonien an, unter denen der Patricius eingesetzt wurde, und aus ihnen wird klar, daß dieser Beamte der Stellvertreter des Kaisers nicht allein in den städtischen, sondern in allen Reichsangelegenheiten sein sollte. Die zweite Formel bezieht sich auf die Einsetzung der römischen Richter, die unter Ueberreichung des Justinianeischen Gesetzbuchs und Hinweisung auf stricte Ausführung desselben erfolgte; der Kaiser gab dabei den Richtern zu erkennen, daß sich nicht allein über die Stadt, sondern über den Erdkreis ihre Autorität erstrecke, was darin seine Erklärung findet, daß sie seine rechtskundigen Schöffen im Kaisergerichte waren. Die dritte Formel, die nur unvollständig erhalten ist, betrifft die Ertheilung des römischen Bürgerrechts, welches bei der großen Vorliebe des Kaisers für alles römische Wesen als ein Privilegium angesehen werden konnte, der Kaiser mindestens so angesehen wissen wollte.

Zu diesen Formeln tritt ein Verzeichniß der verschiedenen Richterklassen im römischen Gebiet hinzu, das uns zwar getrennt von jenen überliefert ist, aber seinem Inhalte, wie seiner Form nach aus derselben Quelle mit ihnen zu fließen scheint und jedenfalls auch der Zeit Ottos III. angehört. Dieses Verzeichniß unterscheidet drei Klassen von Richtern: 1) die Judices palatini oder ordinarii, 2) die Consules, 3) die Pedanei. Die sieben Judices palatini, die einzeln nach ihren besonderen Geschäftskreisen durchgegangen werden, sind als römische Kleriker bezeichnet, die deshalb in Criminalsachen kein Urtheil fällen; sie haben ihren Sitz zu Rom und sind ohne einen bestimmten Gerichtssprengel. Die Consules, die im Verlaufe auch Comites genannt werden, haben dagegen ihre besonderen Gerichtssprengel und urtheilen, wie in bürgerlichen Sachen, so auch in Criminalprocessen. Die Pedanei endlich, die sich auch schlechthin als Judices hier bezeichnet finden, werden von den Grafen bestellt, um ihnen das Recht zu weisen, es sind also Schöffen in den einzelnen Gerichtsdistricten der römischen Landschaft oder Judices dativi, wie sie sich damals nicht

1) In einer Urkunde vom Jahre 975 findet sich unter den Zeugen ein Benedictus patricius. Annales Camaldul. I. App. 98. Doch ist hier patricius wohl nur als leere Titulatur anzusehen, wie bei dem Johannes consul et patricius, der in einer ravennatischen Urkunde vom Jahre 967 erwähnt wird. Fantuzzi II. 27.

2) Einen verbesserten Text dieser Formeln gebe ich unter den Documenten E. Daß sie der Zeit Ottos III. angehören, ist jetzt allgemein angenommen. Zu den von Anderen beigebrachten Gründen will ich nur den noch hinzufügen, daß sich kaiserliche Protospatharien in dem Zeitraume, der überhaupt in Betracht kommen kann, zu Rom nur unter Otto III. finden; ein solcher erscheint aber in der ersten Formel.

allein zu Rom, sondern auch in den einzelnen Städten des römischen Gebiets nannten. Man erkennt aus diesem Verzeichniß, daß der Name der Comites sich zu jener Zeit noch nicht recht im Römischen eingebürgert hatte und daß man dem Gerichtsherrn noch meist den Titel eines Consul beilegte [1]), daß sich indessen die Formen des Grafengerichts bereits fest ausgeprägt hatten. Weshalb der Präfect und die Judices dativi [2]) in Rom selbst in dem Verzeichniß nicht besonders erwähnt werden, läßt sich nicht ermitteln, da wir den Zusammenhang, in dem das Stück ursprünglich stand, nicht kennen.

Aus diesen Aufzeichnungen aus der Zeit Ottos III. erhellt deutlich, daß die römischen Richter damals ebensowohl als kaiserliche, wie als päpstliche Beamte angesehen wurden, und eine Reihe gleichzeitiger Urkunden [3]) zeigt sie uns als Schöffen in Gerichtssitzungen, welche der Kaiser selbst, sein Patricius oder der Präfect abhielt. Der Primicerius und Secundicerius scheinen überdies am Hofe Ottos eine besonders bevorzugte Stellung eingenommen zu haben, denn sie werden geradezu als die ersten Räthe des Kaisers bezeichnet, „die ihn zur Rechten und Linken umgeben, gleichsam mit ihm regieren, und ohne welche er nichts Großes beschließen kann.“ In Allem erkennen wir auch hier, wie sich Otto bemühte die Ordnungen und Formen in Rom einheimisch zu machen, die am Hofe von Byzanz eingeführt waren.

Was in diesen Einrichtungen auf einen dauernden Aufenthalt des Kaisers in Rom berechnet war, ging mit dem Tode desselben unter. Die römischen Richter und Beamten behielten allein die lokale Bedeutung, die sie vordem gehabt hatten. Die Stellung des Patricius erhielt sich zwar, sank aber auch von ihrer allgemeinen Bedeutung herab und bewahrte sich nur für die Stadt und ihr Gebiet Geltung. Der Patricius galt in der Folge für den Stellvertreter des Kaisers in Rom und konnte als solcher auch dem Präfecten Befehle ertheilen [4]).

Während der Kaiser die Einrichtungen von Byzanz nach Rom zu verpflanzen suchte, übertrug sein Lehrer Papst Silvester II. die fränkischen Lehnsverhältnisse, soviel wir wissen, zuerst auf die römischen Gegenden. Bis dahin hatte die römische Kirche, wie sie einzelne Grundstücke gegen einen festgestellten Zins in Pacht zu geben pflegte, so auch ganze Städte und Territorien in Pacht meist auf drei Generationen ausgethan [5]). Silvester II. erkannte das Nachtheilige dieses Verfahrens und gab zuerst dem Grafen Dauferius die Stadt und Grafschaft Terracina zu Lehn. Noch häufig kehrten die Päpste freilich zu den alten Pachtverhältnissen zurück, aber allmählich faßte doch das Lehnswesen auch im Römischen festen Fuß [6]).

So bildeten sich hier innerhalb des zehnten Jahrhunderts die Standesbestimmungen, die Gerichtsverfassung und zuletzt selbst die Eigenthumsverhältnisse unter den Einwirkungen des germanischen Wesens um. Alles näherte sich den Zuständen, die in dem lombardischen Italien längst bestanden und sich auch im Ravennatischen bereits durchgearbeitet hatten. Das römische Gebiet hatte seine Grafen und Schöffen; in Rom selbst erscheint der Präfect halb in der Stellung eines Grafen, halb eines bischöflichen Vogts und hat in den Judices ordinarii und dativi seine rechtskundigen

1) Man vergleiche auch die Urkunde vom Jahre 977, aus der Gregorovius III. 471 Stellen anführt.
2) Der Präfect und die Dativi zu Rom werden gerade zu Ottos III. Zeiten vielfach in Urkunden erwähnt.
3) Galletti, del Primicero 219—231.
4) Galletti, del Primicero 241.
5) Man vergl. die Urkunde Johanns XIII. bei Jaffé, Reg. pont. Rom. No. 2870.
6) Jaffé, Reg. pont. Rom. No. 2996.

Urtheiler. Die Verwaltung der Stadt theilt er mit den Judices ordinarii, die zunächst Minister und Hofbeamte des Papstes sind, aber zugleich als kaiserliche Leute gelten. Von einer selbstständigen Regierung der Stadt durch Beamte, die frei von der Bürgerschaft gewählt wären, findet sich keine Spur. Die leeren Namen der Consuln und Senatoren dürfen nicht irren; sie sind nur Bezeichnungen des adeligen Standes, nicht eines Amtes, wie der römische Senat jener Zeit nicht einen besonderen Stadt- oder Reichsrath, sondern lediglich die Gesammtheit der römischen Großen bezeichnet.

Anhang.

Unter dem Titel: Graphia aureae urbis Romae hat Ozanam neuerdings in den Documents inédits p. 155—183 nach einer Handschrift des dreizehnten oder vierzehnten Jahrhunderts, die sich zu Florenz in der Laurentianischen Bibiothek befindet, eine merkwürdige Schrift herausgegeben, die in ihrer ersten Hälfte vielfach wörtlich mit dem bekannten Liber de mirabilibus urbis Romae übereinstimmt, in der zweiten Hälfte aber dieses Buch fortzusetzen scheint.

Die Graphia beginnt mit einer Topographie Roms, die in Form und Inhalt sich an die der Mirabilia anschließt, nur daß sie manche weitere Ausführungen und eigenthümliche Zusätze enthält. Dann aber nimmt sie mit den Worten: his itaque prelibatis, nomina et dignitates illorum, qui in excubiis imperialibus perseverant, describamus einen neuen Anlauf und beschreibt einen glänzenden kaiserlichen Hofhalt, der sich nach der Darstellung des Verfassers zu seiner Zeit in Rom befand. Hier hört alsbald die Uebereinstimmung mit den Mirabilia auf, dagegen zeigen die folgenden Abschnitte der Graphia mit den Origines des Isidor und der bekannten Schrift des Kaisers Constantinus Porphyrogennitos de ceremoniis aulae Byzantinae nähere Verwandtschaft, geben aber auch manche Nachrichten und Bemerkungen, die sich sonst nirgends nachweisen lassen.

Einige gelegentliche Notizen in dem ersten Theile der Graphia bekunden, daß sie die jetzt vorliegende Gestalt um das Jahr 1160 erhielt, also etwas später als die älteste Recension der Mirabilia, die um das Jahr 1143 entstanden ist. Aber eine aufmerksame Vergleichung läßt darüber meines Erachtens kaum einen Zweifel, daß die Graphia nicht aus dem Liber de mirabilibus, sondern vielmehr dieses Buch aus jenem entstanden ist. Auch finden sich jene wenigen auf das zwölfte Jahrhundert bezüglichen Bemerkungen nur in dem ersten topographischen Theile, während in den späteren Abschnitten nichts der Art zu bemerken ist; man wird jene daher als spätere Zusätze bezeichnen und die Entstehung des Buchs vielmehr aus den folgenden unveränderten Abschnitten erklären müssen. Diese setzt nun Ozanam in die Zeit zwischen dem sechsten und achten Jahrhundert und rückt damit unseres Erachtens die Entstehung des Buchs in ein viel zu hohes Alterthum hinauf, wie schon die Verwandtschaft mit der erst im zehnten Jahrhundert entstandenen Schrift des Constantinus darthut. Die Graphia kann nicht füglich vor der Ottonischen Zeit entstanden sein und scheint mir, wenn auch nicht ganz in der vorliegenden Form, doch in ihrer ursprünglichen Gestalt, die im Wesentlichen aus der Florentiner Handschrift noch zu erkennen ist, nur der Zeit Ottos III. angehören zu können. Denn dieser Kaiser war der einzige, der sich unter den deutschen Herrschern in Rom einen dauernden Hofhalt gründete, und ihn nach den sichersten Nachrichten mit jenem byzantinischen Ceremoniel umgab,

wie es die Schrift beschreibt. Neben den allgemeinen Beziehungen, welche sich in der Graphia auf die Zeit Ottos III. und zwar auf diese allein, wie mir scheint, nachweisen lassen, deuten aber noch einige Einzelnheiten specieller auf ihre damalige Entstehung hin.

Erstens finden sich jene drei Formeln, von denen oben die Rede war und die jetzt allgemein der Zeit Ottos III. zugeschrieben werden, am Schlusse der Graphia wieder, und zwar in der Gestalt, in welcher wir sie in der ältesten Vaticanischen Handschrift [1]) besitzen, so daß sich manche Fehler dieser Handschrift aus der Graphia verbessern lassen. Die Vermuthung liegt somit nahe, daß diese Handschrift selbst die Formeln aus einem älteren Exemplar der Graphia copirt hat; zumal die Handschrift mitten im Satz abbricht, wie in gleicher Weise die am Schlusse unvollendete Graphia. Diese Vaticanische Handschrift der Formeln gehört aber bereits dem elften Jahrhundert an [2]).

Zweitens: Von einem zweiten in der Graphia enthaltenen Stück [3]) findet sich in einer anderen Florentiner Handschrift eine fast wörtliche Wiederholung unter dem Titel: Incipit de VII. gradibus, quomodo nominantur apud Grecos et Latinos (M. G. Legg. IV. 663). Diese Handschrift gehört spätestens dem Anfange des elften Jahrhunderts an.

Drittens: Außer dem Kaiser wird von Personen in der Graphia nur der Dictator Tusculanensis bestimmt bezeichnet und zwar als der Anführer der kaiserlichen Leibcohorten und Comes cesariani palatii. Es ist aber bekannt, eine wie einflußreiche Stellung die Grafen von Tusculum gerade bei Otto III. einnahmen. In einer Urkunde des Kaisers wird Gregorius von Tusculum als praefectus navalis, dessen Sohn Albericus als imperialis militiae magister erwähnt [4]).

Viertens: Was von der wunderlichen Tracht des Kaisers in der Graphia erzählt wird (S. 174–176), findet in anderen Nachrichten bei Otto III. seine Bestätigung. Dieser Kaiser schenkte dem Kloster des h. Alexius seinen Krönungsmantel, auf dem die sämmtlichen Gestalten der Apokalypse in Gold eingewirkt waren [5]).

Faßt man zusammen, daß die erwähnten Handschriften des elften Jahrhunderts schon die Graphia benutzt zu haben scheinen und daß die Verwandtschaft derselben mit den Ceremonienbüchern des Kaisers Constantinus über die Mitte des zehnten Jahrhunderts zurückzugehen verbietet, wie ferner daß manche Einzelnheiten gerade bei Otto III. und seiner Umgebung eine naheliegende Erklärung finden, so fixirt sich die Zeit dieses Kaisers unseres Erachtens mit größter Wahrscheinlichkeit als die Periode, in welcher die Schrift entstand. Sie wird später noch mehrfach überarbeitet sein. Als die letzten Abschnitte, weil die Kaiser des Abendlandes ihren Sitz nicht mehr zu Rom nahmen, kein Interesse mehr hatten, ließ man sie gemeinhin fort und schrieb nur den ersten Theil des Buchs ab, der wegen seiner scheinbaren Belehrung über merkwürdige Oertlichkeiten immer noch gern gelesen werden mochte. So entstand der Liber de mirabilibus aus der Graphia.

1) Codex Vatic. 4917.

2) Vergl. Documente E. 1.

3) Primicerius palatii — — ad imperatorem. p. 171. 172. Dieses Stück ist, aus dem Zusammenhang gerissen, später auch in manche Exemplare der Mirabilia übergegangen. S. Urlichs, Codex urbis Romae dipl. topographicus (Wirceburgi 1871) p. 97. 98.

4) Galletti, del Primicero 230.

5) M. G. IV. 620.

Betrachtet man nun die Schrift von dem Standpunkt der Ottonischen Zeit, so ist der Mangel an allen bestimmten christlichen Anschauungen in derselben überaus merkwürdig. Der Verfasser scheint nur mit Hercules, Janus, Romulus, Pompejus, Octavianus u. s. w. gelebt zu haben, sein ganzer Ideenkreis gehört dem heidnischen Alterthum an. Dies ist genug, um zu zeigen, daß er dem Hofe Ottos III. nicht eben nahe stand, daß er die Dinge nur von der Außenseite kannte. Ich möchte glauben, daß die Schrift von einem römischen Grammatiker jener Zeit herrührt, der die Sachen nicht in ihrer Wahrheit, sondern nach seinen Phantasien ansah; auf einen solchen Autor lassen auch die wunderlichen Etymologien schließen, von denen die Graphia wimmelt. Ich überrede mich schwer, daß die scenischen Aufführungen, von denen er spricht, damals wirklich in Rom stattgefunden haben, und noch weniger kann ich dem Glauben schenken, was er von den Proconsuln und Dictatoren erzählt, die ihre Aemter nur auf eine bestimmte Reihe von Jahren erhielten. Die ganze Schrift wird nur mit Vorsicht benutzt werden können. Aber unfraglich hat der Verfasser doch auch gutes und zuverlässiges Material besessen. Die drei erwähnten Formeln nahm er vielleicht aus einer Schrift de ordine palatii, die für den Ottonischen Hof dasselbe leistete, was die bekannten Bücher Hinkmars und des Kaisers Constantinus für den fränkischen und byzantinischen Hof. Auf eine solche Schrift möchte ich auch das erwähnte Richterverzeichniß zurückführen, mindestens so weit es Johannes diaconus in seiner Schrift: de ecclesia Lateranensi mittheilt. Denn die angehängte Betrachtung könnte auch einem späteren kanonistischen Werke angehören, wie sie uns denn durch ein solches, das Buch des Bonizo de vita christiana, zunächst aufbewahrt ist.

Nachschrift. H. Jordan in seiner Topographie der Stadt Rom im Alterthum (Berlin 1871) II. S. 375 sagt, daß ich die Entstehung der Graphia (in der vorliegenden Gestalt) um 1160 setzte und aus der Graphia die Mirabilia, wie sie bei Romuald und Albinus vorliegen, entstanden glaubte. Da meine Meinung mir hier nicht ganz richtig aufgefaßt scheint, so mag es mir vergönnt sein, sie nachträglich hier noch etwas eingehender zu entwickeln.

Die älteste bekannte Recension der Mirabilia — im Wesentlichen dieselbe, die sich bei Albinus, Romuald, Cencius findet, — ist um 1143 entstanden. Dahin weist die Erwähnung der Thürme des Cencius Frangipani und des Cencius de Orrigo. (Vergl. Schmidts Zeitschrift für Geschichtswissenschaft VII. 569.) Das letzte historische Factum, welches erwähnt wird, ist der Tod Papst Innocenz II. (1143). Wenig später sind die Mirabilia bereits in den Liber politicus des Benedict aufgenommen worden, dessen Text leider noch unbekannt ist. Die Graphia hat dagegen ihre jetzige Gestalt erst um 1160 gewonnen. Denn sie spricht von dem Grabe Anastasius IV., der am 3. December 1154 starb, sie erwähnt den Palast der Pierleoni, gedenkt aber nicht mehr der Thürme des Cencius Frangipani und des Cencius de Orrigo. Es ist hiernach klar, daß ich die Graphia, wie sie uns vorliegt, für jünger halte, als die Mirabilia in jener Recension, die sich bei Albinus und Romuald vorfindet. Beide Bücher gehen aber zunächst auf eine gemeinsame Quelle zurück, in welcher der Tod Innocenz II. bereits erwähnt war, die also nicht vor 1143 gesetzt werden kann. Diese Quelle fließt, so weit die Mirabilia reichen, meist reiner in Albinus und Romuald,

als in der Graphia; zumal diese nur in der späten florentinischen Handschrift, wo es offenbar an Auslassungen, Corruptelen u. s. w. nicht fehlt, für uns erhalten ist.

So weit ist zwischen meiner Meinung, wenn sie richtig aufgefaßt wird, und der Jordans keine wesentliche Differenz. Aber unsere Ansichten gehen allerdings über die Entstehung der beiden Schriften weit auseinander, und auch darüber erlaube ich mir noch einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Nach Jordans Ansicht sind die Mirabilia ein um 1150 entstandenes selbstständiges Werk, in dessen ersten Capiteln allerdings einige ältere Bestandtheile nachzuweisen sind, die aber den selbstständigen Charakter des Ganzen nicht beeinträchtigen. Dieses Werk soll dann von einem späteren Scribenten als Einleitung zur Beschreibung des kaiserlichen Hofstaats in Rom verwendet und zurecht gestutzt worden sein (S. 374). So entstand die Graphia nach Jordans Ansicht, die mir aber die schwersten Bedenken gegen sich zu haben scheint. Denn ein kaiserlicher Hofhalt in Rom war nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts nicht zu beschreiben, weil es keinen dort gab; auch ist in der Graphia nicht die geringste Spur zu entdecken, welche auf die Hofhaltung eines Staufers führte. Dagegen verweisen die bestimmtesten Anzeichen, wie bereits nachgewiesen ist, auf die Zeit Ottos III., des einzigen Kaisers des Mittelalters, der in Rom eine dauernde Residenz gehabt hat. Endlich bleibt bei Jordans Annahme ganz unerklärt, wie sich Stücke der Graphia bereits in Handschriften des elften Jahrhunderts finden können.

Eher ließe sich vielleicht die Ansicht begründen, daß irgend ein Compilator späterer Zeit eine um 1160 entstandene Recension der Mirabilia mit einer älteren auf den kaiserlichen Hof Ottos III bezüglichen Schrift zusammengeschrieben habe. Es scheint mir dies aber weder mit dem Charakter der Graphia vereinbar noch wüßte ich ein Motiv für eine so sonderbare Compilation zu entdecken. Ich überlasse daher solchen diese Ansicht zu vertreten, denen sie plausibler ist, als mir selbst.

Noch jetzt scheint mir die natürlichste Erklärung des Zusammenhangs zwischen der Mirabilia und der Graphia dieselbe, die ich schon früher andeutete. Es ist — so nehme ich an — zur Zeit Ottos III. und Gerberts eine Schrift in Rom entstanden, welche den Titel Graphia aureae urbis Romae führte und in ihrem ersten Theile besonders eine Stadtbeschreibung mit besonderem Hinweis auf die Herrlichkeiten des alten Roms enthielt, im zweiten dagegen die Ordnungen des kaiserlichen Palastes, mehr nach dem Studium und der Phantasie des Verfassers als nach der Wirklichkeit darzustellen suchte. Dieser zweite Theil scheint unvollendet geblieben zu sein, wenigstens sich nur ein unvollständiges Exemplar erhalten zu haben. Dieser zweite Theil, der bald jedes Interesse verlor, erfuhr keine Veränderungen, während der erste, je nachdem die Stadt selbst sich umgestaltete, mehrfach umgearbeitet wurde. In der Gestalt, welche das Buch um 1143 hatte, wurde dann vielfach der erste Theil, der allein noch interessirte, besonders abgeschrieben und galt nun für ein abgeschlossenes Werk, dem man dann den Namen Mirabilia Romae beilegte. Aber wenig später (um 1160) entstand noch eine neue Recension, in der mehrfache Aenderungen im ersten Theile vorgenommen, der zweite Theil aber wieder unverändert belassen wurde. Diese Recension unter dem ursprünglichen Namen des Werks ist in der späten, vielfach incorrecten Florentiner Handschrift erhalten, aus welcher es Ozanam herausgegeben hat.

Für die Constituirung des Textes der Mirabilia hat nach meiner Auffassung die Graphia kaum irgend welche Bedeutung, dagegen scheint sie mir nicht ohne Werth für die Geschichte Ottos III. und für die Frage, wie man sich die Entstehung

der Mirabilia zu erklären hat. Meine Ansicht beruht allerdings zum Theil auf einer Hypothese, aber auch jede andere in gleicher Weise, und es kommt nur darauf an, durch welche Hypothese sich die Beschaffenheit der beiden in Rede stehenden Bücher am besten erklärt. Mit allgemeinen Hinweisungen auf Arnold von Brescia und die neue Senatsära ist wenig gethan. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß man sich um das römische Alterthum in der Umgebung Ottos III. und Gerberts vielmehr bekümmert hat, als es die Anhänger Arnolds thaten. Daß es im zehnten und elften Jahrhundert Grammatiker in Italien gab, die im Alterthum lebten und sich die phantastischsten Vorstellungen von demselben gebildet hatten, dafür fehlt es auch sonst nicht an Beweisen.

IV. Einige Documente [1]).

A. Unedirte Urkunde, die ich aus dem Registrum Sublacense f. 171 abgeschrieben habe. Das Registrum Sublacense, nach der Mitte des elften Jahrhunderts angelegt und dann später von verschiedenen Schreibern des elften und zwölften Jahrhunderts fortgesetzt, befindet sich noch jetzt im Archiv zu Subiaco und ist der wichtigste Schatz desselben. Die Originale der im Registrum zusammengestellten Urkunden sind meistentheils untergegangen; die ältesten noch jetzt im Archiv vorhandenen Originalurkunden sind von Papst Paschalis II. Das Registrum Sublacense hat manche Beiträge für Muratori und Galletti geliefert, ist aber noch keineswegs erschöpft. Die hier mitgetheilte Urkunde citirt Georgi zum Baronius (z. J. 938), und Muratori hat ein kurzes Excerpt mitgetheilt (Antiquitates V. 773). Gregorovius (Geschichte der Stadt Rom III. 314) setzt sie mit Recht in das Jahr 942, während ich sie früher irrig dem Jahre 939 zugewiesen hatte.

B. Nach der dem zehnten Jahrhundert angehörigen Karlsruher Handschrift der Briefe des h. Bonifacius schon bei Würdtwein, Epistolae s. Bonifacii p. 377 und hiernach in Giles, Opera s. Bonifacii I. 286 herausgegeben. Doch ergab eine Vergleichung der Handschrift wesentliche Verbesserungen. Noch einmal hat nach derselben Handschrift Wilhelms Brief edirt Jaffé in seiner Bibliotheca III. 347–350.

C. Aus der ältesten und besten Handschrift des Cencius Camerarius, die sich zu Florenz in der Bibliotheca Riccardiana befindet (Cod. 228 f. 141), von mir abgeschrieben; nach einer schlechteren Handschrift des Cencius hat Muratori die Urkunde in den Antiquitates V. 807 abdrucken lassen. Einige Verbesserungen sind erheblich, selbst für die Chronologie der Reise Geros nach Rom. Neuer Abdruck bei v. Heinemann, Markgraf Gero S. 166–167 und im Codex diplomaticus Anhaltinus I. 26–27.

D. Unedirte Urkunde aus dem Registrum Sublacense f. 143.

E. 1. Edirt von Bluhme im Rheinischen Museum für Jurisprudenz V. 123–126 nach zwei Vaticanischen Handschriften, von denen Cod. 4917 dem elften, Cod. 1983 dem fünfzehnten Jahrhundert angehört und sicher nur Copie der ersten ist; abermals herausgegeben von Ozanam in den Documents inédits p. 182.

1) Mehrere dieser Documente sind in den letzten Jahren von Neuem gedruckt worden; ich belasse sie nur deshalb jetzt auch an ihrer alten Stelle, weil sie häufig nach diesem Buche angeführt werden und deshalb auch in Zukunft hier gesucht werden könnten. Einige Verbesserungen habe ich nach den neueren Drucken vorgenommen, namentlich bei B.

183, wo die drei Stücke den Schluß der Graphia aureae urbis Romae bilden. Ozanams Text stimmt fast durchgehends mit dem des Cod. 4917 überein und giebt in zwei oder drei Fällen wesentliche Verbesserungen. Die beiden römischen Handschriften habe ich in der Vaticanischen Bibliothek noch einmal verglichen. Neue Edition von Bluhme M. G. Legg. IV. 661. 662.

2. Edirt von Bluhme a. a. O. 129—132 nach dem Johannes diaconus, dessen Werk de ecclesia Lateranensi Mabillon im Museum Italicum II. 570 herausgegeben hat, und der Vaticanischen Handschrift 2037, die erst dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts angehört und das Pantheon des Gottfried von Viterbo enthält. Ich habe diese Handschrift zu Rom noch einmal verglichen, bei dem Abdruck mich aber durchgängig an die Handschrift von dem Werke des Bonizo de vita christiana gehalten, die sich zu Rom im Besitz des Cavaliere Torquato di Rossi befindet und aus der mir zwei Abschriften dieser Stelle vorlagen, die eine von Giov. Batt. di Rossi, die andere von Bethmann angefertigt. Die Handschrift ist um das Jahr 1100 geschrieben. Von Neuem herausgegeben von Bluhme M. G. Legg. IV. 664 und von Waitz nach mehreren Handschriften des Pantheon M. G. XXII. 304.

F. Zwei meines Wissens unedirte Urkunden Ottos III. für das Erzbisthum Ravenna, die ich in einer dem Marchese Gino Capponi angehörigen Handschrift in Florenz fand. Beide sind hier enthalten in einem Werke, Italiae exarchatus betitelt und Papst Hadrian VI. zugeeignet; als Verfasser desselben nennt sich Guilielmus Valla Rhegiensis, Cardinalis a Flisco Capellanus. Cf. Catalogo dei manoscriti posseduti dal Marchese Gino Capponi (Firenze 1845) p. 126. Vallas Abschrift der Urkunden ist sehr fehlerhaft; er verstand offenbar weder die Schrift noch den Inhalt derselben. Die erste Urkunde ist indessen leicht zu emendiren mit Hülfe der bei Ughelli, Italia sacra II. p. 361 und 370 gedruckten Privilegien Heinrichs III. und Friedrichs I. für Ravenna, welche das Ottonische Privilegium unmittelbar benutzt haben; bei der zweiten Urkunde entbehren die Correcturen so fester Stützpunkte.

G. Gedichte aus der Zeit Ottos III., die sich in Bamberger Handschriften vorfinden und meines Wissens ungedruckt sind. Der Publication scheinen sie mir, obwohl ihr Inhalt wenig Ausbeute für die Geschichte bietet und nur das letzte poetischen Gehalt hat, dennoch nicht unwerth, weil sie über die literarischen Verhältnisse der Zeit einiges Licht verbreiten.

1. Die Dedicationsverse finden sich in dem schönen Pergamentcodex H. J. IV. 12, der Boetius de arithmetica enthält, vom Ende des zehnten Jahrhunderts herrührt und von der gleichzeitigen Hand eines kundigen Mannes an vielen Stellen verbessert ist. Die Dedicationsverse sind mit goldenen und silbernen Buchstaben geschrieben, offenbar war die Handschrift für Otto III. bestimmt. K. Fr. Weber, der diese Verse schon früher in einem Programme: Fragmentum Anicii Manlii Torquati Severini Boethii de arithmetica et epigramma Gerberti (Cassellis 1847) nach einer Handschrift des elften Jahrhunderts zu Cassel, die ohne Zweifel aus der Bamberger geflossen ist, veröffentlicht, schreibt sie Gerbert zu, aber meines Erachtens ohne zureichenden Grund. Aus Ottos Schreiben in der Briefsammlung Gerberts (Nr. 135) läßt sich nicht, wie es Weber thut, folgern, daß Gerbert dem Kaiser die Arithmetik des Boethius geschickt habe, sondern nur daß der Kaiser das Buch kannte und unter Gerberts Anleitung zu studiren wünschte. Dieser

Brief ist von Kaiser Otto geschrieben, die Verse, in denen Otto mehrfach als König angeredet, wohl vor der Kaiserkrönung, also vor der Zeit, wo Ottos und Gerberts wissenschaftlicher Verkehr begann. So erwachsen erhebliche Bedenken über die Autorschaft Gerberts, und auch die Verse selbst würden dem Ruhme der großen Gelehrten wenig entsprechen. Der Vollständigkeit wegen habe ich die Verse hinzugefügt, die sich am Ende des ersten Buchs und am Schluß des Werks in der Bamberger Handschrift finden. Die letzten, die ich in fünfzeilige Strophen abgetheilt habe, könnten unvollständig sein, da nach fol. 139 in der Handschrift ein Blatt fehlt. Durch die Güte des Herrn Directors v. Halm bin ich auf diese Bamberger Handschrift aufmerksam gemacht worden. Aus derselben hat G. Friedlein in Fleckeisens Neue Jahrbücher für Philologie (1867) Bd. XCV. 709. 710 diese Stücke später noch einmal abdrucken lassen.

2. Das Gedicht auf Mariä Himmelfahrt steht auf den letzten Blättern einer Bamberger Pergamenthandschrift Ed. V. 1, die im Jahre 1067 geschrieben ist und zahlreiche Ritualbestimmungen enthält. Unfraglich ist das Gedicht in Rom selbst entstanden, obwohl die Handschrift in Deutschland geschrieben scheint. Schon als eines der wenigen Erzeugnisse der römischen Literatur verdient es Aufmerksamkeit, wie denn auch die Beschreibung der Festfeier nicht ohne alles historische Interesse ist. Man hat sich wohl den Kaiser zur Zeit der Entstehung des Gedichts in Rom anwesend zu denken: war dies der Fall, so muß dasselbe im Jahre 999 entstanden sein. Der Vers: Signo iudicii vultus adest Domini möchte dann noch eine bestimmtere Beziehung auf das gefürchtete Weltende haben.

A.

Römische Urkunde vom 17. August 942.

Anno quarto pontificatus domni Stephani VIII. pape in sacratissima sede b. Petri apostoli ind. XV. mense Augusto die XVII. Breve recordationis facio ego, Leonem venerabilem abbatem monasterii s. Benedicti, qui situm est in Sublacu, qualiter orta est contentio inter nos et Demetrius seu Petrus et Leone et alius Petrus, abitatores civitatis Tiburtine, de fundum, qui appellatur Paterna, positum territorio Tiburtino milibus ab urbe Roma plus minus XX. Ideoque coadunati per commendatione domni Alberici glorioso principe venimus in curte ipsius principi Alberici iuxta basilica s. Apostoli ante presentia obtimatibus et iudicibus, videlicet Marinus sanctissimus episcopus s. Polimartense ecclesie seu Nicolaus primicerius atque Georgius secundicerius nec non et Andrea arcario, simulque et Johannes sacellario et Leone protoscriniario s. sedis apostolice atque Benedictus, qui dicitur Campanino, et Caloleo et Georgius dux, qui appellatur de Cannapara, Theuphilactus vestarario, Johannes superista, Demetrius de Umiliosum, Balduinus Franco, Gregorius de Abentino, Benedictus Mitcino, Crescentius, Benedictus da Flumine, Benedictus de Leone de Azo, Adrianus dux, Henricus de Sergius, ceterisque plurimis circumastanti-

bus et residentibus coram presentiam suprascripto principe. Tunc reclamavit pro nostro monasterio Leonem monachum et dixit: Domini, fiat vestra misericordia, quia hunc Demetrius et Petrus et Leone itemque Petrus, qui hic presens sunt, cum consortibus suis inquietant nos et contendunt, ut abeamus nos illorum proprietatem. Unde precamur vestra misericordia, ut, si aliquis eis pertinet, ante vestra presentia diffiniatur. Deinde dixit Demetrius insimul cum Petro et Leone atque alius Petrus: Certe contendimus, quia de illo fundo, qui appellatur Paterna, fecerunt nobis isti monachi virtutem. Deinde diximus nos: Certe, verum non est. Sed si placet vobis, veniant cum illis suis consortibus. Et interrogavit secundicerius Demetrio: Habes tu consortes. Et ille dixit: Domini, habeo et hic presens sunt. Deinde missi sumus ex utraque parte sub districto fideiussorem. Iterum replicato sermone dixit: Fiat vestra misericordia, quia iste abbas cum suis monachis fecit nobis virtutem. Et nos diximus: Certe, non est verum. Deinde iudicavit secundicerius: Dic tu, Demetrius, de asto ad advocatum monasterii s. Benedicti per suum sacramentum: quia nulla virtute de eodem fundum fecimus: iterum si abes aliquit ad contendendum, dic ante nos. Et dixerunt: Contendimus, quia fundum ipsum, qui appellatur Paterna, nostra est proprietas. Et dixerunt monachi: Quit vobis pertinet? Demetrius cum supradictis litigantibus dixerunt: Habemus charta, sed non est hic. Tunc dixerunt iudices: Data guadia utrosque, ut tertia die post s. Marie si[1]) aduxeritis charte cum vestris consortibus. Tunc dicit de asto et advocatus monasterii iure per suum sacramentum: Quia per tue charte vos neque detenuisti neque ipsum vocabulum. Et factum est, cum veniret ad constitutum terminum. Tunc venit Demetrius cum supra prenominatis consortibus ante basilicam s. Apostoli et coram omnibus refutavit ipsum prenominatum fundum ad Leonem abbatem et ad Leonem monachum. Quia de constitutum placitum neque charta abemus neque nulla contio facimus, sed pro futura cautela hanc breve memoratoria a prudentissimis suprascriptis legislatores me Benedictum scriniarium et tabellionem urbis Rome scribere preceperunt, in qua et omnes manus propria subscripserunt. In mense et indictione suprascripta XV.

+ Nycolaus Dei nutu primicerius summe sedis apostolice in hanc breve memoratoria interfuit et subscripsit.

Georgius secundicerius interfuit et subscripsit.

Marinus episcopus s. ecclesie Polimartense interfuit et subscripsit.

Johannes sacellarius interf. et ss.

Andreas arcarius interf. et ss.

Leo protoscrinarius interf. et ss.

Theuphilactus consul interf. et ss.

Johannes consul et dux interf. et ss.

Georgius consul et dux interf. et ss.

Balduinum nobilem virum interf. et ss.

Benedictus scriniarius et tabellio urbis Rom. complevit et absolvit.

---

1) So die Handschrift; wahrscheinlich ist hic zu verbessern.

II.

Schreiben des Erzbischofs Wilhelm von Mainz an Papst Agapet II. vom Jahre 955.

Domno apostolicae sublimitatis culmine dignato, summo post caput Christum totius christianitatis membro, papae Agapito, merito ac nomine fulgenti, Willihelmus s. Mogontinae sedis minister indignus, eius dono Galliae partium Germaniaeque a se secundus, orationes fidei subiectionisque securitatem, in illo autem, ex quo omnia, per quem omnia, in quo omnia.

Postquam dignati fuistis vestram liquere paternitatem apud nos, quantas afflictionum iniurias perpessi sumus, vos ignorare haud dubitamus, presertim illo exterorum evitato, internorum tali ingruente periculo, ut etiamsi conatus essem vel me vel mei nuntium vobis presentare causa consulendi, quid agendum esset, oblivisceerer; non utique inde, ut vestrae sanctitatis oblivionem unquam caperem, sed si hanc [1]) oblitus fuero, quae me pallei vicariciique Galliae partium Germaniaeque, aecclesiamque sancti Martini iterum prius data dote, cui minister assum, ditavit, obliviscatur me dextera mea; barbarorum videlicet gentibus christianitatem ita inprimentibus, ut nisi bello actae, Deo scilicet preliante, vel omnes nos suae subicerent potestati, vel ita ad nihilum redigerent, ut, quantum temporis quis nostrum [2]) presentem vitam degeret, istud presens tempus semper congemisceret; fratrum vero christianitatis nomine utentium his partibus degentium ineffabili et nunquam sine lacrimis dicenda crassante discordia, illa, in qua pater filio, patri filius, frater fratri — non plus Cain Abel insidiatus est — ac quisque affinis affini insidiatur, omnis ordo omnisque cognatio detestatur. Non est regi locus regendi, episcopis suum subtrahitur privilegium, qui quasi pupillae Domini angariantur, exterminantur, excaecantur, sicut ille sanctae Juvavensis aecclesiae archiepiscopus Heroldus, qui Kal. Ma. captus a patruo nostro Heinrico, duce Baioriorum, sine aliquo accusatore canonico exoculatus et in exilium apud Seponam urbem religatus est; eius vero parroechia, res dico aecclesiasticas, insuper et sedem suam, vassallis prefati ducis distributa esse dinoscitur, et a proprio tutore hucusque privatur. Non personam, sed factum accuso. Dux comesque episcopi, episcopus ducis comitisque sibi operam vindicat. Non est aecclesia, quin aliquo laesa sit; modo nostram, quae ita a vestris nostrisque antecessoribus, etiam predecessoribus et numero et limite est determinata, ut quis augere [3]) velit, non egeat, si minuere minus iusto esse videatur, ledere moliuntur. Culpam iustitia pretendentes, aiunt, id fieri causa propagandae christianitatis Sed miror, quae conventio Christi sit ad Belial? Quid predae ad elemosinam? Quid maledictionis ad benedictionem? Huc accedit vestrae auctoritatis subscriptio, quae sanctae Mogontinae aecclesiae michique tale privilegium instituit, ut si quis eam aliquo honore huc habito velit depredari, ipse depredetur, et nisi resipiscat, aeterno vinculo anathema-

1) hac Cod.
2) nostram Cod.
3) augeret Cod.

tis[1]) apostolica maiestate circumalligato, cui potestas data est ligandi atque solvendi, mancipetur, et in die omnium proditore, iudicii dico, inde reddat rationem; tum quod monachi Magadaeburgensis coenobii eodem privilegio a vobis vestrisque antecessoribus sunt adminiculati; tum quod minorationem nostrae sedis translationemque Halberestetensis aecclesiae me vivo non consentiam, siquidem quis a falsis prophetis, Romam veniens in vestimentis ovium, intrinsecus autem rapax lupus, auro gemmisque farcitus, inde rediens iactatur, se domi ferre nescio cuius munere tot pallia, quot velit, empta centum libris — quod absonum mihi a vestra apostolica maiestate posse fieri videtur — ferens apostolicas aepistolas, habentes, apostolica maiestate licitum fore regi episcopia ita ordinare, quo sibi placeat. Me inscio non id idoneum rebar; me dico, qui in partibus[2]) Germaniae Galliaeque alter iuxta christianitatem a vobis, si quid corrigendi esset, corrigere debuerim, ego a nemine, nisi a vobis, pulsari. Hanc quippe nostrae aecclesiae predam si ita stabiliri vos libeat, prius mittentur aepistolae domno nostro regi mihique, vestri misericordia vestro vicario, Brunonique s. Coloniensis aecclesiae archiepiscopo sanctaeque Treverensis aecclesiae Ruodberto archiepiscopo; loco, quo vobis placeat, mihi carissimum Mogontiae, concilium sanctorum fratrum aggregetur; primo inibi de statu s. aecclesiae, de episcopis excaecatis et a sedibus suis reiectis, de caeco Heroldo et de Rathario, Leodicensi aecclesiae canonice et legaliter intronizato moxque more villici sine causa eiecto, caeterisque loliis triticum sanctae aecclesiae suffocantibus causa agetur. Post vos adiens, vestram appellans apostolicam dignitatem, mittar ad exteras nationes causa predicationis, si nostris non sim necessarius; et id malo, quam videre mala nostrae aecclesiae et sanctorum, sin alioquin plus valeat intercessio pecuniae Hadamari, quam pia constitutio s. Bonifacii, nostri predecessoris, vestrorumque predecessorum, nec non antecessorum etiam nostrorum, et sint tot pallia, quot episcopi, sed id non me praesule, fidem subiectionemque vobis prebente.

C.

Urkunde des Markgrafen Gero vom Jahre 963. Privilegium s. Ciriaci in Gerenrodh Alberstatensis dioecesis.

In nomine sancte et individue trinitatis patris et filii et spiritus sancti Amen. Temporibus domni Johannis summi pontificis et universalis XII. pape regnantibus domnis serenissimis ac piissimis imperatoribus Ottone eiusque equivoco filio, anno imperii eius secundo et regni filii eius tertio. Ego Gero divina dispensante gratia marchio post acerbam mortem filiorum meorum Sigiffridi et

1) aeterno vinculo anathematis fehlt und ist nach einem in derselben Handschrift enthaltenen Briefe Agapets an Wilhelm ergänzt.

2) qui prius Handschrift. Die Correctur ergiebt sich aus dem Antwortschreiben Johanns XII. an Wilhelm in derselben Handschrift.

Geronis construxi monasterium puellarum, in quo abbatissa Athunni[1]) preesse dinoscitur, in honore beate Marie, genitricis Dei et Domini nostri, e t beati Petri principis apostolorum, cui Dominus potestatem contulit ligandi atque solvendi in celo et in terra, ut ipsis dicata maneant[2]) in perpetuum pro redemptione anime mee et filiorum meorum, qui de hac luce iuvenili flore compti migrarunt. Ob hoc non longo post tempore, accepta licentia imperatorum, limina apostolorum Petri et Pauli adii, et idem monasterium cum omnibus pertinentiis eius ubicunque positis et annuali censu ditioni illorum in perpetuum subdidi, prius per pontificalis privilegii paginam, postmodum per imperatorum meorum seriem precepti, nunc vero per istius mei privilegii textum, ut nullus coheredum meorum potestatem habeat dominandi vel de rebus eorum alienandi aut donandi. Sed volo atque constituo, ut omnia integra et illibata permaneant sub iure beatorum apostolorum, quibus offero modo triginta libras argenti in presentia domni apostolici pro censu triginta annorum. Completis vero triginta annis abbatissa, que eidem monasterio prefuerit, annuatim pensionem singularum librarum persolvat. Quapropter humo prostratus deprecor vos, duo magna luminaria, Petrum Paulumque, ut post funera carnis anime mee paradisi ianuas aperiatis et in futuro examine protectores ac defensores mei ante Deum maneatis, quatinus post iudicium merear vobiscum lucifluis mansionibus perfrui et sine fine gaudere, annuente Domino nostro Iesu Christo, qui cum patre et spiritu sancto vivit et gloriatur Deus per infinita secula seculorum. Amen. Scriptum per manum Luzonis indignissimi sacerdotis.

D.

Römische Urkunde vom 28. Juli 966.

Temporibus domni Ottoni piissimi augusti, anno imperii sui V. indictione IX. mense Iulio die XXVIII. Breve recordationis facio ego Georgius dudum secundicerium, nunc vero abbatem venerabilis monasterii pii patris Benedicti situm in Sublacu, qualiter orta est intentio inter me et Imperium de terra sationale, in quo sunt parietinis et ortuo cucumerario, sicuti est in Longara posita foris porta maiore ad latus eandem portam, quam modo clausa est. Unde pro iussione domni Stephani vestararii ad placitum venimus super eandem terram una cum ordinariis iudicibus, id est Leonem arcarium, Leonem protoscrinarium et Johannes atque Guido dativi iudices, nec non et nobili viris, videlicet Gumpizo, Johannes de Mitzina, Theodorus filius Rufine, Johannes de Primicerio, Petrus de Cannapara, Gregorius filius Georgii, Benedictus filius Theodori, Leo filius Georgii de Cudeta, Sergius de Palatio, Bonizo a Colossus, Benedictus subdiaconus genero eius ceterisque quam plurimis ibidem astantibus. Is omnibus nominatim insimul venimus supra ipsam terram, et

1) So die Handschrift.
2) So die Handschrift.

altercare cepimus inter nos, et ostendit pars monasterii moniminas tertiis generis et venditione, qualiter comperavit pratum in integrum cum terra sationale ad modiorum XX cum parietinis suis, legentes ipsas moniminas et affines determinantes: a tribus lateribus vie publice circumdantur et a quarto latere arcum marmoreum, qui stat supra silice publica ante suprascriptam portam, que nunc aperta est. Et cum lectae fuissent moniminas pro partes monasterii, tunc Georgius abbas dixit: Domini, fiat Dei et vestram misericordiam, quia ista terra, de qua nunc audistis et vidistis chartas, Imperium fecit michi virtutem. Tunc respondit Imperium: Non permittat Deus, ut de ista terra virtutem tibi fecissem aut facere iussissem. Tunc ambas partes missa sub legatione in argento libre duabus, et fideiussor extitit Gregorius filius Maroze pro ex utraque parte. Deinde cepit predicto abbas cum Azzo et Andrea suis monachis ostendere via publica antiqua, sicuti egrediebatur a porta, que modo clausa est iuxta pariete et iuxta limite, qui est de terra, que pertinet ad muro civitatis et recte per via et usque in alia via transversa, que exiit de subtus turre castellu et transit a capite de ipsa et prato per ipsam via publica recte in silice publica, que est tertiam viam, recte sub arcu marmoreum et ab ipso arcu remagante[1] in ipsam viam. Sed Petro, qui Imperio vocatur, contrario dicebat, non esse ipsam viam, quam ostenderunt, sed ostendit viam aliam novam, que pergit per mediam terram iuxta fossatum, sed omnes, qui illic aderant, firmantes, quia veritatem haberet monasterium, et illam esse viam, quam ostenderunt. Tunc adduxerunt evangelia in medio et advocatus monasterii, ut diceret de astum. Sed Imperio minime iurare voluit, sed publica voce proclamavit: Audite, omnes iudices et nobiliores homines, pro amore Dei omnipotentis et beati Benedicti confessoris et s. Scolastice a presenti hora refutavo hanc terram et pratum, unde intentione habuimus. Et accepto fuste refutavit terram et pratum cum parietinis, sicuti in charte monasterii legebatur, determinantes tribus viis et arcum ante ipsam porticum, quomodo prenominato abbas cum suis monachis ostendit. Tunc Imperius coram omnibus promisit, ut nullam qualibet calumnia faceret de ipsa terra neque per se neque per suos heredes aut per qualibet instrumenta chartarum, et, si inventa esse moniminas facere volentes contrarie pars monasterii, eadem hora vacua et inanis permaneat. Tunc suprascripto abbas cum consensum cuncta congregatione monasterii dedit ad Petrum, qui et Imperio vocatur, pro caritatis amore per charta libelli, diebus vite sue tantummodo, Longaria de terra, sicuti extenditur a via, que exit a porta, que est clausa, per media via nova, que vadis, per ipsam terram iuxta fossatum, et usque in via transversa, que venit sub turre castello et redeunte per via publica latus limite iuxta terra, que pertinet ad muros civitatis usque ante portam clausa. Et finitum est ante idoneos testes in pace. Unde pro futura cautela suprascripti iudices iusserunt hanc brevem scribere michi Stephanus (scriniarius)[2] s. Romane ecclesie. In mense et indictione suprascripta IX.

+ Leo Domini gratia arcario s. sedis apostolice huic brevi memoratorie interfuit.

Leo proto et magister censuum interfuit.

Johannes dativus iudex.

---

1) So in der Handschrift.

2) Fehlt in der Handschrift.

Theodorus. Georgius consul et dux. Johannes consul et dux.
Sergius. Petrus nobilem virum.
Stephanus scriniarius et tabellio urbis Rome complevit et absolvit.

E.

Quellen für die Geschichte der Verfassung Roms um das Jahr 1000.

1.

Qualiter patricius sit faciendus.

Patricii ergo dignitas taliter disponenda est, quatinus illa dignitas non vili persone, nec alicui concedatur ignoto. Sit enim valde notus imperatori, sit fidelis et prudens, non elatus. Protospatharius veniens ante imperatorem osculetur suum humerum, et dicat: „Maxime imperatorum, adest, quem vocasti." Tunc stet ad sinistram imperatoris yparchus illius, quem nos dicimus praefectum, et dicat ei imperator: [1]) „Cum protospathario futurum patricium adducito." Dum autem venerit patricius, in primis osculetur pedes imperatoris, deinde genu, ad extremum osculetur ipsum. Tunc osculetur omnes Romanos circumstantes, et dicant omnes: „Bene veniatis." [2]) „Nobis nimis laboriosum esse videtur, concessum nobis a deo ministerium me solum procurare. Quocirca te nobis adiutorem facimus, et hunc honorem concedimus, ut ecclesiis dei et pauperibus legem facias, et ut inde apud altissimum judicem rationem reddas." Tunc induat ei mantum,[3]) et ponat ei in dextra[4]) indice anulum, et det ei bambacinum propria manu scriptum, ubi taliter contineatur inscriptum: „Esto patricius misericors et iustus." Tunc ponat ei in caput aureum circulum, et dimittat eum.

Qualiter iudex constituendus sit.

Quando judex constitui debet, veniat autem[5]) ad imperatorem, et ducat[6]) eum primicherius. Tunc dicat imperator: „Primicheri,[7]) vide, ut non sit servus alicuius, neque ita pauper, ut meam[8]) perdat animam in acquirenda[9]) sibi pecunia." Tunc dicat imperator indici: „Cave, ne aliqua occasione Iustiniani

1) So interpungirt Cod. Vat. 4917 und die Graphia aureae urbis Romae.
2) Bluhme ergänzt: Tunc dicat imperator.
3) So Cod. Vat. 4917 und die Graphia; induat eum imperator mantum Cod Vat. 1983.
4) dextre Cod. Vat. 1983. Die Graphia dextra, wie Cod. Vat. 4917.
5) autem fehlt im Cod. Vat. 1983. Die Graphia hat ante, was das Richtige scheint.
6) inducat Cod. Vat. 1983.
7) So Cod. Vat. 4917 und die Graphia, primicherie Cod. Vat. 1983.
8) meam Graphia, inēa Cod. Vat. 4917. Fehlt im Cod. Vat. 1983.
9) acquirendam Cod. Vat. 4917.

sanctissimi antecessoris nostri legem subvertas." Et ille econtra: „Perpetuis maledictionibus percutiar, si hoc faciam." Tunc imperator faciat eum iurare, quod nulla occasione [1]) subvertat legem. Tunc induat eum imperator mantum, et convertat fibulam ad dexteram partem et clausuram manti ad sinistram, significans quod lex ei debeat esse aperta et falsum testimonium clausum [2]), et det ei in manum librum codicum, et dicat: „Secundum hunc librum iudica Romam et Leonianam orbemque universum." Et det ei osculum, et dimittat eum.

Qualiter Romanus fieri debeat.

Si quis Romanus fieri desiderat, humiliter ad imperatorem fideles suos mittat, postulans [3]), ut liceat eum legi Romanae succedere Romanumque civem ascribi. Et si hoc libitum imperatori fuerit, taliter faciendum est. Sedeat cum optimatibus suis iudicibus atque magistris, et duo ex iudicibus eant inclinatis capitibus ante imperatorem, dicentes: „Cesar noster, quid praecepit [4]) summum imperium tuum?" Imperator econtra: „Ut amplificetur numerus Romanorum. Illum, quem vos hodie mihi denuntiastis, Romanae legis iubemus . . ." —

2.

Quot sunt genera iudicum.

Iudicum alii sunt palati [5]), quos ordinarios vocamus; alii consules, distributi per iudicatus; alii pedanei, a consulibus creati [6]). In Romano vero imperio et in Romana usque hodie aecclesia septem sunt iudices [7]) palatini, qui ordinarii nominantur, qui ordinant imperatorem et cum Romanis clericis eligunt papam. Quorum nomina haec sunt: Primus primicerius. Secundus qui dicitur secundicerius. Qui ab ipsis officiis nomen accipiunt. Hi dextra levaque vallantes imperatorem, quodammodo cum illo videntur regnare; sine quibus aliquid magni non potest constituere imperator [8]). Set et in Romana aecclesia in omnibus processionibus manuatim ducunt papam, cedentibus episcopis et ceteris magnatibus et in maioribus festivitatibus octavam super omnes episcopos legunt lectionem. Tertius est archarius, qui praeest tributis. Quartus saccellarius [9]), qui stipendia erogat militibus et Rome sabbato scrutiniorum [10]) dat elemosinam, et Romanis episcopis et clericis et ordinatis viris largitur presbiteria [11]). Quintus est protus, qui praeest scriniariis, quos nos

---

1) nunquam occasionem Cod. Vat. 4917.
2) Die Worte: et clausuram manti bis testimonium clausum finden sich in beiden Handschriften.
3) So die Graphia. postulens Cod. Vat. 4917. qui postulent Cod. Vat. 1983.
4) So Cod. Vat. 4917 und die Graphia; precipit Cod. Vat. 1983.
5) palatini Cod. Vat.
6) id est nostri iudices. Zusatz des Cod. Vat.
7) In Romana vero ecclesia usque hodie septem sunt iudices etc. Cod. Vat. in Romano imperio fehlt in dieser Handschrift.
8) papa Cod. Vat.
9) Secellarius Cod. Bon.; Cellararius Cod. Vat.
10) infirmorum Cod. Vat.
11) id est a prebendo. Zusatz des Cod. Vat.

tabelliones[1]) vocamus. Sextus primus defensor, qui praeest defensoribus, quos nos advocatos nominamus. Septimus amminiculator, intercedens pro pupillis et viduis, pro afflictis et captivis. Hi pro criminalibus non iudicant, nec in quemquam mortiferam dictant[2]) sententiam, et Rome clerici sunt, ad nullos umquam alios ordines promovendi. Alii vero, qui dicuntur consules, iudicatus regunt et reos legibus puniunt et pro qualitate criminum in noxios dictant[3]) sententiam[4]). Ceterum postquam peccatis nostris exigentibus Romanum imperium barbarorum patuit gladiis feriendum, Romanas leges penitus ignorantes inliterati ac barbari iudices, legis peritos in legem cogentes iurare, iudices creaverunt, quorum iudicio lis ventilata terminaretur. Hi accepta hac[5]) abusiva potestate, dum stipendia a republica non accipiunt, avariciae face succensi ius omne confundunt. Comes enim inliteratus ac barbarus nescit vera a falsis discernere et ideo fallitur. Qui si mente pertractarent illud propheticum: „Iuste iudica proximo tuo, et non accipies in iudicio personam pauperis nec honores vultum potentis“, mallent ab omni munere manus excutere, quam per cecam[6]) animi cupiditatem inlecti Dei se facere reos esse iudicio, dicentis: „Qua mensura mensi fueritis, remetietur vobis.“ Set et Romanis legibus rei habentur ac notabiles, qui abusive ad libitum leges inflectentes non iudicant ex equitate, sed propria voluntate. Hi dati sunt aecclesie in adiutorium, ut qui non reverentur episcopos pro aecclesiastica disciplina saltim per horum terrorem[7]) et gladios ad pacis, licet inviti, redeant unitatem.

F.

Zwei Privilegien Ottos III. für das Erzbisthum Ravenna.

1.

Privilegium vom 19. December 999.

In nomine sanctae et individuae trinitatis Amen[8]). Otto divina favente clementia Romanorum imperator semper augustus. Si locis divino cultui mancipatis proprietatis et legum instituta augere, defendere et confirmare studuerimus, id non solum humana laude praedicandum, verum etiam divina remuneratione nobis recompensandum credimus et vere scimus. Quapropter agnoscant omnes fideles nostri presentes atque futuri, qualiter nos pro Dei omnipotentis

1) tabiliones Cod. Bon.
2) ditant Cod. Bon.
3) ditant Cod. Bon.
4) Hier endet das Stück bei Johannes diaconus de ecclesia Lateranensi.
5) ac Cod. Bon.
6) per cet'a Cod. Vat.
7) pro eorum errorem Cod. Vat.
8) Amen fehlte wohl im Original.

amore animaeque nostrae absolutione, nec non interventu et petitione domni Leonis sanctae Ravennatis ecclesiae venerabilis archiepiscopi suae sanctae sedi per hanc nostram preceptorialem paginam, sicut iam antea fecimus, confirmamus et firmissime corroboramus omnes illi pertinentes episcopatus, monasteria, ecclesias, civitates et castella ac omnes res, quaecunque[1]) per chartas antiquas, privilegia atque precepta ad eandem sacrosanctam Ravennatem ecclesiam pertinuerunt, insuper ea, quae in nostris diadematis temporibus, quae antea a Iohanne papa ad ipsam ecclesiam sunt oblata et perpetualiter donata et a nobis confirmata, videlicet comitatum Ferretranum cum episcopatu suo et cum monasterio sancti Salvatoris in ipso comitatu posito, comitatum Cesenatensem cum castro vetere et novo[2]) ac turribus et omnibus sibi pertinentibus, comitatum Ficoclensem[3]) cum episcopatu suo et ripa, episcopatum Regiensem cum dono et consecratione[4]), sicut ipsi ecclesiae per preceptum nostrum dedimus et tradimus[5]), simulque comitatum Decimanum, comitatum Imolensem, comitatum Comaclensem cum ripa et piscariis suis, nec non districtum Ravennae cum portis[6]), ripa et portubus, muris publicis, omnibus teloneis et moneta, et omnem potestatem in omnibus infra et extra civitatem Ravennae, massam quoque[7]), quae vocatur Fiscalia, cum Cornu Cervino[8]), monasterium sanctae Mariae in Pomposa, monasterium sancti Hilarii in Galeata[9]) cum omni districtu placitoque suo, portum Volanae cum piscariis suis usque ad portum Cerviae, monasterium sancti Thomae apostoli et sanctae Euphemiae infra civitatem Ariminensem cum omnibus pertinentiis eorum, seu omnes res, quas Petrus diaconus, filius Martini ducis, per chartulam donationis in sanctam Ravennatem ecclesiam tradidit et quascunque Ingelrada[10]) comitissa detinuit, sicut avus noster in placito Petro Ravennati archiepiscopo legaliter investivit, itemque res et possessiones, quas Lambertus cum uxore et filiis suis habuit a mari usque ad Alpes, a fluvio Rheno usque ad Foliam, sicut nos prefatae ecclesiae olim tradidimus — insuper addimus et concedimus eidem sanctae Ravennatum ecclesiae comitatum Bobiensem, comitatum Foroliviensem, comitatum Foropopuliensem cum civitatibus et districtu eorum et omnibus[11]) ad eosdem pertinentibus, sicut Gerberto[12]), antea eiusdem sanctae Ravennatis episcopo et nunc apostolicae sedes pontifici constituto, diebus vitae suae tantummodo largiti sumus — quia inimici reipublicae et sanctae[13]) Ravennati ecclesiae aperte[14]) facti sunt. Atque haec omnia in omnia[15]) in omnibus, sicut iam confirmavimus et olim

1) quae nunquam Balla.
2) horto Balla.
3) Fiesdeensem Balla.
4) conservatione Balla.
5) tradidimus ist wohl zu corrigiren.
6) portu Balla.
7) Fehlt bei Balla.
8) Corna Cervina Balla.
9) Gallicata Balla.
10) in Gelrada Balla.
11) honoribus Balla.
12) Gilberto Balla.
13) secundo Balla.
14) oporte Balla.
15) So bei Balla.

confirmata fuerunt, prefato Leoni archiepiscopo et suis successoribus stabilimus. Unde imperiali statuimus edicto, ut si aliquis dux, marchio, comes, vicecomes seu ulla imperii nostri magna parvaque persona eandem Ravennatem ecclesiam de omnibus predictis molestare, inquietare aut disvestire temptaverit, mille libras auri optimi compositurum se sapiat, medietatem camerae nostrae et medietatem prescripto archiepiscopo suisque successoribus. Quod ut verius credatur et diligentius ab omnibus observetur, hanc paginam, propriis manibus roborantes, sigilli nostri impressione inferius insigniri precepimus.

Signum domni Ottonis invictissimi imperatoris augusti. Heribertus cancellarius vice Petri episcopi et archicancellarii recognovit[1]). Data XIV. Kal. Ianuarii anno Dominicae incarnationis DCCCCXCIX[2]) indictione XIII. anno vero Ottonis tertii regnantis XVI. imperii IV. Actum Ravennae feliciter.

2.

Privilegium vom 24. November 1001.

In nomine sanctae et individuae trinitatis Amen[3]). Otto tertius, servus apostolorum, augustus imperator Romanorum. Si ecclesiae Dei nostro studio proficiunt in melius, perpetua nobis inde merces paratur et status nostri imperii a Domino sublimatur. Quapropter scientes, sanctam ecclesiam Ravennatem in honorem agiae Anastascos fundatam, quae latine sanctae Resurrectionis dicitur, semper a nostris catholicis antecessoribus regibus et imperatoribus[4]) intimo cordis affectu dilectam magisque[5]) honoribus sublimatam, ob amorem etiam et interventum nostri dilectissimi domni Friderici Ravennatis et angelici eiusdem sedis archiepiscopi dignum duximus, ut morem perpetuo concedentes firmaremus prefatae ecclesiae nominationem presulis sibique perenniter concederemus[6]) [omnem districtionem] urbis Ravennatum cum portubus, ripis et piscariis, cum suburbiis, plebibus et omnibus territoriis prefatae urbi subiacentibus vel quoquomode pertinentibus. Insuper autem ex nostra munificentia addimus et[7]) confirmamus hoc nostro imperiali edicto omnem districtionem et placitum cunctorum episcopatuum pertinentium ad archiepiscopatum eiusdem venerabilis sedis et districtionem omnium prediorum suorum et prediorum omnium abbatiarum[8]) et monasteriorum suorum, ubicunque locorum sint vel in qualicunque comitatu nostri imperii, omnesque venationes vel foresta, quae sunt a montanis usque Ravennam ex omni parte, ut nullus ibi venationem exerceat praeter Ravennates sine iussione Ravennatis antistitis[9]) omnemque legitimam potestatem et districtionem a mari Adriatico usque ad Alpes et a flumine Rheno usque ad Foliam ea conditione, ut omni tempore ecclesia Ravennans suique rectores inde honorati quieti maneant et securi, omnium hominum remota controversia. Si quis vero temerario ausu hoc nostrum legitimum et imperiale preceptum infringere vel violare temptaverit, sive

1) Herimbertus c. vice retri et vice siroli cancellarii notarius rec. Balla.
2) MCCCCXCIX. Balla.
3) Amen fehlte wohl auch hier im Original.
4) imperatoris Balla.
5) Vielleicht magnisque zu corrigiren.
6) conceesturum, dann eine größere Lücke. Balla.
7) Fehlt bei Balla. 8) abbatium Balla. 9) antistis Balla.

fuerit dux, marchio aut comes aut aliqua nostri regni magna parvaque persona, cuncta occasione seclusa, sciat, se[1]) auri purissimi[2]) libras mille compositurum, medietatem camerae imperii nostri et medietatem rectoribus[3]) sanctae Ravennatis ecclesiae. Quod ut verius credatur et ab omnibus diligentius observetur, manibus propriis roborantes[4]), bulla nostra notari precepimus.

Signum domni Ottonis tertii imperatoris augusti. Heribertus[5]) cancellarius vice Petri Cumani episcopi et archicancellarii[6]) recognovit. Data VIII. Kal. Decembris anno Dominicae incarnationis MI. indictione III.[7]) anno vero domni Ottonis III. regnantis XVIII. imperii eius VI. Actum Ravennae feliciter.

G.

Gedichte aus der Zeit Ottos III.

1.

Dedicationsverse zu Boetius de arithmetica.

Im Anfange fol. 1. 2.

Pythogorea licet parvo cape dona libello,
Invicto pollens nomine, Caesar, avi.
Sunt ea caesareis, reor, exornanda[8]) coronis,
Ipsa quas monas[9]) Pallade texuerit.
Si tamen ingenio, princeps mitissime, vestro
Legibus aptentur insinuata suis,
Nutibus inde[10]) tuis eadem, clarissime regum,
Perspice, quae supplex offero vota cliens.
Omnia si numero quapropter ad omnia constant,
Omnibus ut prosis, utere, rex, numero,
Quem, si corporeo caream, plerumque potentem
Aeternumque magis cuncta super speculor.
Alter in immensum crescens mihi crescere praestat;
Descrescens alter suadet item minui.
Infinita sequens igitur, per mille triumphos
Sceptra regas, laeto[11]) praecluis imperio.

1) si Valla. 2) purissimas Valla. 3) actoribus Valla. 4) laborantes Valla.
5) Herimbertus Valla. 6) vice retri Cum. ep. et vice sireli cancellarii Valla.
7) Die Indiction ist falsch, es war XV. zu schreiben. 8) exornaeda Cod.
9) So die Handschrift. Der prosodische Fehler ist auffallend. 10) unde Cod. 11) leto Cod.

Am Ende des ersten Buchs fol. 62 Rückseite bis 63 Rückseite.

Quae numero constant, numero discuntur eodem,
Cuius in hoc seriem codice, lector, habes.
Quocirca gravidi textum rimare libelli,
Praesentique vigil vim ratione vide.
Nec locus hic mendis, nec lusum ficta subornant,
Verborumve fidem frivula conciliant:
Mensuram docet et numerum pondusque, remotis
Ambiguis, tantum mens oculata legat.

Am Schluß fol. 139.

Res incorporeas mage
Censeri solidas, liber
Praesens perdocuit, suis
Ne desit bene perspicax
Tantum mens rationibus.

Nam quaecumque volubili
Motum continuant statu,
Seu quaecumque localibus
Se fundunt spaciis, idem
Dum non sunt, solido vacant.

At, quisquis numerum probat,
Non quem portio disparat,
Sed quem consecrat unitas,
Labentem foris ambitum
Ridet, tutior intimis.

Quo tanquam speculo fruens
Hanc resculpit imaginem,
Quam per plurima deterens,
Dum linquit medium, vaga
Sparsim perdiderat fuga.

2.

In assumptione sanctae Mariae in nocte, quando tabula portatur.

Sancta Maria, quid est? Si caeli clymata scandis,
Esto benigna tuis! Sancta Maria quid est?
Unde fremit populus vel cur vexilla choruscant?
Quid sibi vult strepitus? Unde fremit populus?

Quare volant faculae, lucent per strata coronae?
Lumine cum lunae quare volant faculae?
Astra nitent radiis, rutilant et tecta laternis.
Cuncta rubent flammis, astra nitent radiis.

Allocutio Romae.

Edita [1]) consulibus, numerasti, Roma, triumphos:
Signa moves planctus, edita [1]) consulibus.
Quae tibi causa mali, o felix, o gloria mundi?
Cur manant oculi? Quae tibi causa mali?
Plaude, parens patriae, rorantia lumina terge;
Spem retinens veniae, plaude, parens patriae!
Martyrii precio cecidit si prima propago,
Stas [2]) renovata modo martyrii precio,
Limina primus adit silvis digressus arator,
Nunc tua piscator limina primus adit.
Pulvere multiplici crines foedaverat ille,
Hic te mundat aquis pulvere multiplici.
Paulus, ovile tuum pascens, educit aquatum,
Atque refert stabulis Paulus ovile tuum.

Respondet Roma.

Quid memoras titulos aut cur insignia prisca
Obicis in vultum? Quid memoras titulos?
Enitui facie, toto memorabilis orbe,
Callida sed vulpis enitui facie.
In mediis opibus meretrix [3]) nocturna cucullos
Induo prostituens in mediis opibus,
Nec metuens Dominum, proieci carmine vultum,
Effrendens [4]) nimium nec metuens Dominum.
Semino nunc lacrimas ad serae gaudia messis,
Et post delicias semino nunc lacrimas,
Gaudia sustinui, lucrum si prima recepi,
Purificante deo gaudia sustinui.
Nunc procul est opifex, gemmam carbone refingens
Et gremium pandens, nunc procul est opifex,
En, ubi vultus adest, querens [5]) oracula, matris
Pro [6]) natis hominum, en, ubi vultus adest,
Vultus adest Domini, cui totus sternitur orbis,
Signo iudicii vultus adest Domini.

1) Aedita Cod. 2) Stans Cod. 3) meritrix Cod.
4) So die Handschrift; vielleicht schrieb der Verfasser effrenis. 5) So die Handschrift.
6) Pre Cod.

Ergo fremit populus, nec cessant tundere pectus
Matres cum senibus, ergo fremit populus.
Sistitur in solio Domini spectabile signum,
Theotocosque suo sistitur in solio.
Hinc thimiama [1]) dabunt, hinc balsama prima reponunt,
Thus myrramque ferunt, hinc thimiama dabunt.
Dat scola Greca melos et plebs Romana susurros,
Et variis modulis dat scola Greca melos,
„Kyrie“ [2]) centuplicant et pugnis pectora pulsant,
„Christe faveto“ tonant, „Kyrie“ [2]) centuplicant.

Invitatio ad orationem.

Sollicitemus ad hoc Dominum prece, carmine, lingua,
Et matrem Domini sollicitemus ad hoc.
Virgo Maria, tuos clementius aspice natos,
Exaudi famulos, virgo Maria, tuos!
Supplicibus lacrimis tibi grex conspargitur urbis,
Alma Maria, fave supplicibus lacrimis!
Turba gemit populi modico discrimine leti, [3])
Sancta Maria, tibi turba gemit populi.
Sancta Dei genitrix, Romanam respice plebem,
Ottonique fave, sancta Dei genitrix!
Tercius Otto, tuae nexus solamine palmae,
Presto sit veniae [4]) tercius Otto tuae!
Hic tibi, si quid habet, devoto pectore prestat,
Spargere non dubitat hic tibi, si quid habet.
Gaudeat omnis homo, quia regnat tercius Otto,
Illius imperio gaudeat omnis homo.

---

1) So die Handschrift. 2) Kyriae Cod. 3) laeti Cod. 4) venie Cod.

Register

zur

Geschichte der deutschen Kaiserzeit.

Von

Wilhelm v. Giesebrecht.

Erster Band.

Vorbemerkung.

Das Register bezieht sich nur auf den Text; die Ausdehnung auch auf die Anmerkungen würde einen großen Raumaufwand ohne entsprechenden Gewinn erfordert haben. Die Verweisungen bei den einzelnen Reichen, Bisthümern u. s. w. auf die Könige, Bischöfe u. s. w. gehen nur auf die in dem Buche selbst genannten Personen und sollen zu weiterem Nachschlagen dienen.

Um vielfach geäußerten Wünschen entgegen zu kommen, ist das Register so eingerichtet, daß es auch für die dritte Auflage zu benutzen ist. In den meisten Fällen stimmen die Seitenzahlen überein; wo dies nicht zutrifft, bezieht sich die eingeklammerte Zahl auf die dritte Auflage.

Das Register ist angelegt von Herrn Ernst Mummenhoff, Accessisten beim hiesigen Reichsarchiv, und vom Unterzeichneten revidirt.

München, 31. December 1873.

W. v. Giesebrecht.

Register.

Aachen, Krönungsstadt und erste Pfalz der Kaiser diesseits der Alpen, 159, 243—246, 251, 309, 402, 446, 488, 581, 609, 665, 720, 733 (734), 734 (735), 736, 760, 761. Marienstift und Münster 243, 244, 488. Kaiserstadt Karls des Großen 243. Pfalz Karls des Großen 243, 245. Synode 734 (735).
Aarhuus, dänisches Bisthum, 333, 638.
Abassiden, arabische Dynastie, 499—502.
Abbo, Abt von Fleury, 696, 699.
Abderrahman I., Chalif von Cordova, 114, 115.
Abderrahman III., Chalif von Cordova, 502—504.
Abdila, griechischer Heerführer, 548, 549.
Abodriten, wendischer Stamm, 117, 143, 159, 227, 298, 333, 604, 656, 660. Herzog Mistui.
Abraham, Bischof von Freising, 431, 573, 574.
Abu Abdullah, Begründer der Herrschaft der Fatimiden, 500—503.
Abulkotub Jusuf, Emir in Sicilien, 721.
Abulkasem, Emir in Sicilien, 591, 592, 593, 595, 596.
Abu Tamin Moad, Chalif der Fatimiden, 514.
Adalbero, Erzbischof von Reims, 434, 581, 613—617, 640, 641; verhilft Hugo Capet zum Throne 643, 644; krönt dessen Sohn Robert 647; stirbt 648.
Adalbero, Bischof von Laon, 640, 642; von Karl von Lothringen eingekerkert 645; entkommt zu König Hugo von Frankreich 646; rächt sich an Karl von Lothringen und Erzbischof Arnulf 651, 652; gefangen gehalten von König Hugo 667; suspendirt vom Amte 699.
Adalbero I., Bischof von Metz, 272, 273, 321, 394, 403, 433, 510.
Adalbero II., Bischof von Metz, 625, 626.
Adalbero I., Bischof von Verdun, 612.
Adalbert, Sohn Berengars von Ivrea, König Italiens, 378, 389, 390, 448, 455, 456, 462, 464, 465, 469, 473, 492, 526, 536.
Adalbert, Mönch des Klosters Maximin zu Trier, Abt des Klosters Weißenburg, Erzbischof von Magdeburg, 490, 562, 563, 605, 683.
Adalbert der Heilige (Woytiech), Bischof von Prag, 656, 657; seine Jugend 682, 683; verläßt Prag und begiebt sich nach Rom 684; im Kloster Monte Cassino und beim h. Nilus 684; Mönch in Rom 685; kehrt nach Prag zurück und geht zu den Ungarn 686; zum zweiten Mal in Rom 686; Einfluß auf Otto III. 687; Martyrium Adalberts 689, 690; Ottos III. Wallfahrt zu Adalberts Grab 732—733. Adalberts-Kirchen 716, 717, 729, 731.
Adalbert, Markgraf von Toscana, 312.
Adalbert, Markgraf von Ivrea, 312.
Adalbert von Babenberg, Graf, 180, 181.
Adalbert, Graf im Thurgau, 184.
Adalbert, Graf von Marchthal, 406.
Adalbert, Graf in Baiern, 415.
Adaldag, Erzbischof von Hamburg, 319, 332, 333, 439, 638.
Adalhard, Bruder Adalberts von Babenberg, 180.
Adalward, Bischof von Verden, 333.
Adam von Bremen, Geschichtschreiber, 332.

Adelchis, Sohn des Desiderius, 114.
Adelhard, Bischof von Reggio, 383, 384.
Adelheid, Tochter König Rudolfs II. von Burgund, 314; verlobt und vermählt sich mit König Lothar von Italien 370; Wittwe König Lothars 378; von Berengar eingekerkert 379; Flucht und Rettung 383, 384; sie verspricht König Otto ihre Hand 384; vermählt sich mit ihm 385; sie zieht sich vom Hofe König Ottos II. zurück und begiebt sich nach Burgund 577, 578; versöhnt sich mit Otto II. 587; Statthalterin in Italien 601, 631, 632, 650; tritt nach Ottos II. Tode in Verbindung mit Willigis von Mainz 620; kommt mit Theophano nach Deutschland 624; Verhandlungen mit ihrer Tochter Emma, Mutter König Ludwigs V. 640; sie führt die Regentschaft für Otto III. 658; Brief Ottos III. an sie 674; Stiftung des Klosters Selz 671, 675; ihr Verhältniß zu Cluny 578, 731; sie stirbt 730 (731).
Adelheid, Tochter Kaiser Ottos II., Aebtissin des Klosters Quedlinburg, 609, 671, 729 (730), 731 (732), 733 (734), 752 (753).
Ademar, Fürst von Capua, 722, 743 (744).
Adingen im Neckargau 203.
Aegypten 501, 591, 698. Erzbischof Theodor. Siehe Ikschiden und Fatimiden.
Aethelbert, König von Kent, 102.
Aetius, römischer Staatsmann und Feldherr, 60, 61, 64, 65.
Agapet II., Papst, 335, 373, 377, 382, 443, 449.
Aglabiden, mohammedanische Dynastie in Nordafrika, Sicilien, Sardinien und Corsika, 501.
Ahmed, Emir auf Sicilien, 517, 591.
Ailbert der Weiße, sächsischer Großer, 262.
Aistulf, König der Langobarden, 105, 348.
Ala, Burg, wahrscheinlich Alach bei Erfurt, 622.
Alamannen 37; im Kampf mit den Römern 39; fallen in Italien ein und werden von Kaiser Aurelian geschlagen 41 (40); von Kaiser Probus über den Rhein zurückgedrängt 41; besetzen Helvetien und einen Theil Rätiens 58; werden von Chlodovech unterworfen 77; Herzoge bei ihnen 91; Christianisirung 101. Siehe Schwaben.
Alanen an der Donau 36; ziehen nach Gallien und Spanien 58; werden von den Gothen unterworfen 60.
Alarich, König der Westgothen, 56; verheert Thracien und Macedonien 57; wird Befehlshaber der römischen Truppen im östlichen Illyrien 57 (56); fällt in Italien ein 57; schließt nach der Schlacht bei Pollentia mit Stilicho Frieden 57; zieht dreimal gegen Rom, stürmt und plündert es 58, 59 (58); sein Tod 59.
Alaziz, Chalif der Fatimiden, 599.
Albano bei Rom, Bischofssitz, 468.
Alberich, Sohn Markgraf Alberichs und der Marozzia, 365, 366, 367, 370; seine Macht in Rom 372, 373; widersetzt sich der Kaiserkrönung Ottos I. 386; stirbt 448, 449.
Alberich, Markgraf von Camerino, 352, 364.
Alboin, König der Langobarden, 86, 348.
Alda, Gemahlin K. Hugos von Italien, 363.
Alda, Tochter K. Hugos, Gemahlin Alberichs von Rom, 367, 373, 449.
Aleppo, Hauptstadt der Hamadaniden, 590.
Alfonso II., König von Asturien, 142.
Alhakem II., Chalif von Cordova, 513.
Altmark. Siehe Nordmark.
Aloara, Gemahlin des Fürsten Pandulf I. von Capua, 552, 598.
Amalfi 374, 544, 588, 594, 603, 630.
Ambrosius, Bischof von Mailand, 50.
S. Ambrosius, Kirche. Siehe Mailand.
Ampsivarier, germanischer Stamm, 27 (26).
Anastasius, oströmischer Kaiser, 74.
Ancona, Stadt der Pentapolis, 86, 450, 538.
Andernach am Rhein 267, 268.
Angelsachsen, germanischer Stamm, ziehen nach Britannien, 62, 91; treten zum Christenthum über 102; Verbindung König Heinrichs I. und König Ottos I. mit den Angelsachsen 229, 316, 317; freie Stellung gegen das Kaiserreich 481. Könige Edward der Aeltere, Athelstan, Edgar der Glückliche, Ethelred der Unberathene.
Anschar, Markgraf von Spoleto, 367.
Ansfried von Löwen, Neffe Herzog Gieselberts von Lothringen, 242, 459.
Ansfried von Löwen, Schwertträger Kaiser Ottos I., 459.
Ansgar, Erzbischof von Hamburg, 157, 331, 332.
Antoninus Pius, römischer Kaiser, 32.
Apamea, Stadt in Syrien, 590.

SS. Apostoli, Kirche. Siehe Rom.
Apulien 522, 547, 553, 578, 588, 591, 595, 599.
Aquileja, Stadt und Erzbisthum, 56, 64, 301; Mark Aquileja oder Friaul 301, 390, 416, 425, 448; Erzbischof Paulinus.
Aquitanien 90, 98, 148.
Araber vernichten das Westgothenreich 96; werden von Karl Martell besiegt 97; von Karl dem Großen 115; verheeren Sicilien und Italien, setzen sich in Calabrien fest 156; lassen sich in der Provence und den Alpen nieder 313; Niederlassung der Araber am Garigliano und Vernichtung derselben 352; die Araber von Fraxinetum verheeren die Lombardei und die Alpengegenden 353; Verfall des Chalifats 499, 500; Gründung der Fatimidenherrschaft 500, 501; Stellung der Ommaijaden 502; Kampf zwischen den Fatimiden und Ommaijaden 502—504; Kämpfe Constantinopels mit den Hamadaniden und Fatimiden 514, 517, 518; Einfälle der Araber in Italien von Sicilien aus 591, 592, 721, 722.
Arbogast, fränkischer Häuptling, 56.
Arcadius, oströmischer Kaiser, 56, 57.
Ardicin, Sohn des Markgrafen Arduin, 709.
Arduin, Markgraf von Ivrea und Pfalzgraf in der Lombardei, 709, 710, 714 (715), 760.
Aribonen, edles Geschlecht im Besitz der bairischen Pfalzgrafschaft, 577.
Arichis, Herzog von Benevent, 114, 349.
Ariovist, Kriegsfürst der Germanen in Gallien, 14, 15.
Arius, Kirchenlehrer, 48.
Arles, Hauptstadt des niederburgundischen Reichs und Erzbisthum, 158, 369, 370. Erzbischof Manasse.
Armin schlägt den Varus 20; geräth in Fehde mit Segest 22; Kämpfe mit Germanicus 24; Semnonen und Langobarden treten zu ihm über 25; Kampf mit Marbod 25, 26; Tod 26.
Arnald, Neffe Herzog Giselberts von Lothringen, 272, 273.
Arneburg an der Elbe 693, 694.
Arno, Bischof und Erzbischof von Salzburg, 119.
Arno, Bischof von Würzburg, 180.
Arnstadt in Thüringen, Reichstag, 412.
Arnulf, König des ostfränkischen Reichs, 160; schlägt die Normannen, zerstört das mährische Reich, empfängt die Kaiserkrone 161; begünstigt in Franken das Geschlecht der Konradiner 180; stirbt 162.
Arnulf, Erzbischof von Mailand, 707, 750 (751).
Arnulf, natürlicher Sohn König Lothars III., 642; Erzbischof von Rheims 648; sucht Gerbert für seine Pläne zu benutzen 649, 650; öffnet Karl von Lothringen die Thore von Rheims und huldigt ihm 650; wird von Bischof Adalbero von Laon eingekerkert 651, 652; auf der Synode von Rheims verurtheilt und seiner Würde entkleidet 652, 653; nach Orleans in Verwahrsam gebracht 655; vertheidigt sich auf der Synode von Senlis 668; wird in sein Amt durch Papst Gregor V. wiedereingesetzt 699; durch Papst Silvester II. bestätigt 713 (714).
Arnulf, Bischof von Orleans, 653, 654, 655.
Arnulf, Bischof von Ansa, 704.
Arnulf, Sohn des Markgrafen Liutpold, Herzog von Baiern, 172, 185; im Kampf mit den Ungarn 172, 197; sein Aufstand gegen K. Konrad I. 148; sein Kampf und Vergleich mit König Heinrich I. 210, 211; unterstützt Heinrich I. im Kampf gegen die Czechen 226; versieht die Dienste des Marschalls bei der Krönung Ottos I. 245; überfällt Verona 366; stirbt 252.
Arnulf, Sohn Herzog Arnulfs, Pfalzgraf von Baiern, 253, 397, 403, 406, 410.
Arnulf I., Graf von Flandern, 305.
Arnulf, Graf in Baiern, 415.
Arnulf, Graf von Valenciennes, 575.
Arnulf, Graf in Holland, 664.
Arpad, Oberhaupt der Magyaren, 169.
Artold, Erzbischof von Rheims, 304, 308, 309, 460.
Ascoli in Apulien 549, 594 (593).
Askrik (Anastasius), Missionar in Ungarn, 739 (740).
Askuin von Kärnthen 576.
Askwin, Graf in Baiern, 415.
Asturien, Königreich, 142.
Atenulf II., Fürst von Capua, 589.
Atenulf, Sohn des Fürsten Pandulfs I. von Capua, 597.
Athaulf, König der Westgothen, 59, 60.
Athelstan, König von England, 229, 249, 317 (316), 771 (772).
Athelwulf, König der Angelsachsen, 236.
Athen 40.
Attalus, römischer Kaiser, 59.
Attigny, Pfalz Karls des Großen, 117.
Attila, König der Hunnen, 63 (62), 64, 65 (64).
Atto, Bischof von Vercelli, 388.

Atto (Azzo), Vasall Bischof Adelhards von Reggio, 384.
Augsburg, Römerstadt und Bisthum, 31, 101, 389, 419, 572, 579, 580, 737, 761, 767 (768); Reichstag und Synode 389; Ungarnschlacht 419—424. Bischöfe Ulrich, Heinrich.
Augusta Rauracorum (Augst bei Basel), Römerstadt, 31.
Augustinus, Missionar bei den Angelsachsen, 102.
Augustus, römischer Kaiser, 15—21, 28, 29.
Aurelia Aquensis (Baden-Baden), Römerstadt, 33.
Aurelian, römischer Kaiser, 41 (40).
Aurillac in der Auvergne 613.
Ausa (Vich), Bisthum in der Mark von Barcelona, 614, 704. Bischöfe Hatto, Arnulf.
Austrasien 90, 94, 148, 150.
Auxerre, Bischofsstadt in Frankreich, 61, 148. Bischof Germanus.
Avaren 86, 118, 119, 141, 170.
Avarische Mark 141, 171.
Avellino, Stadt in Campanien, 548.
Aventicum (Avenche), Römerstadt, 31.
Avignon, Schlacht gegen die Araber, 97.
Avitus, Bischof von Vienne, 79.
Aymardus, Abt des Klosters Cluny, 678.
Azzo, Geheimschreiber Papst Johanns XII., 454, 470.
Azzo, Jude, 356.

Babenberg, das spätere Bamberg, 180, 469; das Geschlecht der Babenberger 180—183, 573, 576, 585, 586.
Baden-Baden. Siehe Aurelia Aquensis.
Bagdad, Residenz der Abassiden, 355, 499, 504.
Bardengau, von den Wenden verwüstet, 694.
Baiern, Name, 66; wird von den Franken unterworfen 80; unter den agilolfingischen Herzogen in selbstständigerer Stellung 91; das Herzogthum beseitigt 109, 118; von den Ungarn verheert 171, 172; Herstellung des Herzogthums 178, 188; Erhebung gegen Konrad I. 200 (201), 203; Herzog Arnulf wird Vasall des deutschen Königs 210, 211; Arnulf, Herzog Arnulfs Sohn, Pfalzgraf von Baiern 253; ostfränkische Gegenden kommen an Baiern 271, 272; der Sachse Heinrich wird Herzog von Baiern 288, 289; die italischen Marken mit Baiern verbunden 390; Aufstand gegen Herzog Heinrich I. 399; Beendigung des inneren Kriegs 415, 416; Kärnthen und die italischen Marken von Baiern getrennt, selbstständigere Stellung der bairischen Ostmark und Gründung der Mark auf dem Nordgau 577 (576). Herzoge Tassilo, Arnulf, Eberhard, Berchtholb, Heinrich I., Heinrich II., Heinrich III. der Jüngere, Heinrich IV.
Balderich, Bischof von Utrecht, 235, 321, 394, 401, 406.
Balderich I., Bischof von Lüttich, 406.
Balearen 142.
Bamberg. Siehe Babenberg.
Banzi, Stadt in Apulien, 553.
Bar in Oberlothringen 403.
Barcelona, Stadt und Markgrafschaft, 141, 506, 614, 647, 704. Markgraf Borrell.
Bardas, Vater des Kaisers Nicephorus II., 518, 535.
Bardas Phocas, griechischer Heerführer, 590.
Bardas Sclerus, griechischer Heerführer, 590.
Bardo, Graf in Thüringen, 195.
Bari, Hauptstadt der Griechen in Unteritalien, 156, 522, 536, 539, 595, 722.
Basel, Bisthum, 99, 101.
Basilius II., griechischer Kaiser, 515, 590.
Basilius, Palastbeamter des Kaisers Nicephorus II., 530.
Basilius, Günstling der griechischen Kaiserin Theophano, 591.
Basken 142.
Bastarner 36.
Beatrix, Tochter Herzog Hugos von Franzien, Gemahlin Herzog Friedrichs I. von Oberlothringen, 433, 435, 616, 622, 625, 626, 641.
Beleke, Burg in Westfalen, 255.
Belluno, Stadt und Bisthum in Norditalien, 673.
Benedict V., Gegenpapst, 471, 472, 473.
Benedict VI., Papst, 587.
Benedict VII., Papst, 588, 604.
Benedict der Heilige, Stifter des Klosters Monte Cassino, 75, 347.
Benedict, Bischof im römischen Gebiet, 373.
Benedict, Begleiter des heiligen Adalbert, 688, 690, 729.
Benedict, Mönch des Alexiusklosters in Rom, Schüler des heiligen Romuald, 749 (750).
Benedict, Graf im Sabinerlande, 704.
Benevent, Stadt und Herzogthum, 86, 114; Stadt und Fürstenthum 363, 374, 450, 451, 494, 495, 548, 549,

552, 593, 594, 630, 716, 743 (744), 748 (749). Herzog Arichis; Fürsten Pandulf I., Landulf III., Landulf IV., Pandulf II.
Benilo, Römer, 745
Berchthold, Herzog von Baiern, 252, 272, 288, 577.
Berchthold aus dem Geschlecht der Babenberger, Graf in Ostfranken und im bairischen Nordgau, Markgraf gegen die Böhmen, 573, 576, 596.
Berchthold, Pfalzgraf in Schwaben, 184, 197, 198, 200, 203.
Berengar I., Markgraf von Friaul, König von Italien, 161, 310, 311; wird zum Kaiser gekrönt 311: von Rudolf von Burgund besiegt, fällt durch Meuchelmord 312, 343.
Berengar II., Markgraf von Ivrea, 362; flieht vor Hugo von Burgund zu Otto I. 315, 367; bemächtigt sich der Herrschaft in Italien 316, 368, 369; erkauft von den Ungarn Frieden 371; wird zum König von Italien gewählt und gekrönt 378; flieht vor König Otto I. 382; stellt sich ihm in Magdeburg 388, 389; bekommt sein Königreich als Lehen zurück 390, 526; befestigt sein Ansehen in Italien 448; wird von Liudolf bekriegt 452; stellt seine Herrschaft wieder her 453; wird von seinem Heere verlassen und flieht 455, 456; von Otto I. in San Leone belagert 462; er muß sich mit seiner Gemahlin dem Kaiser ergeben 469.
Berengar, Bischof von Cambray, 434.
Bergamo, Stadt und Bisthum, 360.
Bergen (Johanniskloster). Siehe Magdeburg.
Bern (Verona) 76.
Bernhard, Sohn Pippins, König von Italien, 145, 147.
Bernhard, Bischof von Halberstadt, 443, 491, 561.
Bernhard I., Sohn Hermann Billings, Herzog von Sachsen, 565, 600, 659, 661, 662, 695, 753 (754).
Bernhard, Markgraf gegen die Redarier, 227—229.
Berno, Gründer des Klosters Cluny, 677.
Bernward der Heilige, Bischof von Hildesheim, Erzieher K. Ottos III., 664, 670, 726, 736 (737), 742 (743), 745 (746), 751—758 (752—758), 769 (770)
Bernward, Bischof von Würzburg, 671, 701.
Bertha, Tochter Herzog Burchards von Schwaben, Gemahlin K. Rudolfs II. von Burgund und K. Hugos von Italien, 210, 311, 314, 370.
Bertha, Tochter K. Hugos von Italien, Gemahlin des späteren Kaisers Romanus II. von Constantinopel, 368.
Bertha, Wittwe Graf Odos von Chartres, zweite Gemahlin K. Roberts, 699, 710.
Bezelin, Graf, 596.
Bingen, Römercastell, 31.
Bio, sächsischer Graf, 618.
Birthen bei Xanten, Kampf zwischen Sachsen und Lothringern, 262, 263.
Birthilo, Graf im Breisgau, 702.
Bisenstätt bei Worms 621, 625, 626.
Blesgau in Lothringen 407.
Blinwarmund, Bischof von Hippo, 698.
Bobbio, Kloster in der Lombardei, 615, 705.
Bodfeld im Harz, Burg K. Heinrichs I., 237.
Böhmen (Czechen) gewinnen ihre Sitze 92; verheeren Thüringen 159; werden von Heinrich I. besiegt 226, 227; Empörung gegen Otto I. 247; Unterwerfung durch Otto I., der die Obhut über das Volk dem Herzog von Baiern überträgt 300; Otto II. gegen Böhmen 575; Markgrafschaft auf dem Nordgau gegen Böhmen 576; zweiter Krieg Ottos II. gegen Böhmen 579: Böhmen für die Usurpation Herzog Heinrichs II. von Baiern 623; unterwirft sich Otto III. 627; Ottos III. Zug gegen Böhmen 635; schwankendes Verhältniß zum Reich 656, 657. Herzoge Wenzel, Boleslaw I., Boleslaw II.
Bogoris, Bulgarenkönig, 154.
Bojer, celtischer Stamm, 14, 16.
Boleslaw I., Herzog von Böhmen, im Kampfe gegen Otto I. 247; unterwirft sich 300; stirbt 564.
Boleslaw II., Herzog von Böhmen, erkennt Otto I. als Lehnsherrn an 564; verspricht der Verschwörung gegen Otto II. seinen Beistand 573; gelobt Treue 580 (579); nimmt die Burg Meißen in Besitz 623; leistet Otto III. den Vasalleneid 627; will Meißen nicht ausliefern, wird jedoch zur Unterwerfung gezwungen 635; kämpft mit den Liutizen gegen die Sachsen und Polen 656, 657.
Boleslaw I., Herzog von Polen, unterstützt den heiligen Adalbert 686, 688; genießt die Gunst Ottos III. 731 (732)—734; Entwicklung Polens unter seiner Herrschaft 737 (738), 738, 764, 772.

Bolibut, Wende, 660.
Bomarzo im Römischen, Bischofssitz, 308, 377. Bischof Marin.
Bonifacius VII., Gegenpapst, 588, 630.
Bonifacius, Apostel der Deutschen, 98; ordnet die kirchlichen Verhältnisse in Baiern 103; gründet Bisthümer in Ostfranken, Hessen und Thüringen 103; stellt als Erzbischof von Mainz die Ordnungen der Kirche im fränkischen Reiche her und bindet dieselbe an Rom 104.
Bonifacius, Markgraf von Spoleto und Camerino, 369, 370.
SS. Bonifacius und Alexius, Kloster. Siehe Rom.
Bonn, römisches Castell, 31; Zusammenkunft König Heinrichs I. mit König Karl von Frankreich 213.
Boppard am Rhein, Königshof, 554.
Borrell, Markgraf von Barcelona, 614, 647.
Boso, fränk. Graf, wird König von Niederburgund 158, 309, 310.
Boso, Bischof von Merseburg, 562.
Boso, Markgraf von Tuscien, Bruder König Hugos von Italien, 312, 315, 366.
Boso, Bruder König Rudolfs von Frankreich, 219.
Bossut, Burg an der Hayne, 571.
Bovino, Stadt in Apulien, 547, 548, 553.
Brandenburg (Brennaburg), Hauptfeste der Heveller, von König Heinrich I. eingenommen 226; Bisthum 334, 495; unterstellt dem Erzbisthum Magdeburg 562; Zerstörung des Bisthums durch die Wenden 604, 605; Kämpfe um Brandenburg 659, 660; die Bischöfe von Brandenburg in der Verbannung 735. Bischof Dodilo.
Breisach, Feste am Rhein, 266, 267, 269, 395, 407.
Bremen, Bisthum, 118, 320; Vereinigung Bremens mit dem Erzbisthum Hamburg 332, 333. Siehe Hamburg.
Brennaburg. Siehe Brandenburg.
Breslau, Bisthum, 732. Bischof Johannes.
Brewnow, Kloster bei Prag, 685.
Britannien, von den Römern unterworfen, 33.
Briten 61, 91.
Brukteren, germanischer Stamm, 16, 20, 22, 23.
Brun, Sohn Herzog Ottos von Kärnthen. Siehe Gregor V.
Brun, Sohn K. Heinrichs I., 235, 320, 321; seine Erziehung 321, 322; Brun als Kanzler und Erzkapellan, 323, 324; sein wissenschaftliches Streben 324, 325; Wirkung irischer Mönche auf Brun 327; Brun als Lehrer 328; die von ihm ausgehende Belebung der Literatur 327—330; bei der Empörung der Söhne Ottos steht Brun auf Seite des Letzteren 401, 402; er sucht Liudolf zu versöhnen 398, 399, 402; wird zum Erzbischof von Köln gewählt 401; Brun, Herzog von Lothringen, 402, 403, 412; Kämpfe und erfolgreiche Thätigkeit in Lothringen 431—435; Bruns Einfluß auf die allgemeinen Reichsangelegenheiten 445; sein Tod 488.
Brun, Bischof von Verden, 565.
Brun, Bischof und Missionar in Ungarn, 564.
Brun, Heerführer der Sachsen, 187.
Brun, Sohn K. Ottos I., 452.
Brun von Querfurt, Verwandter K. Ottos III., Domherr zu Magdeburg und Mönch des Alexiusklosters zu Rom, 687, 749 (750), 770.
Bruning, sächsischer Vasall Herzog Eberhards von Franken, 250.
Bücken bei Hoya 664.
Büraburg, Bisthum, 103.
Buiden, Dynastie in Persien, erlangen die Würde des Emir al Omra 500.
Bulgaren 86, 92; verdrängen die Magyaren von der unteren Donau 170; bedrängen das römische Ostreich 375; im Kampf mit K. Nicephorus II. 518; bulgarische Gesandte in Constantinopel 531, 532; der Russe Swiätoslaw nimmt ihr Gebiet in Besitz 552; sie werden von Tzimisces unterworfen 589; verwüsten Thracien und Macedonien 591.
Bultzu, Karchan der Ungarn, 420, 425.
Burchard I., Sohn des Markgrafen Burchard im Thurgau, aus Schwaben vertrieben 184; Burchard gegen König Konrad I. 200; als Herzog von Schwaben anerkannt 203; im Kampfe, dann im Bunde mit Burgund 209, 210, 311; unterwirft sich König Heinrich I. 209; stirbt 219.
Burchard II., Herzog von Schwaben, 412; kämpft in der Schlacht auf dem Lechfelde 422; siegt über Berengars Söhne in Italien 492; seine Gemahlin Hedwig, Tochter Herzog Heinrichs I. von Baiern, 412, 572; stirbt 572.
Burchard I., Bischof von Worms, 757 (758).
Burchard, Bischof von Meißen, 562.
Burchard, Markgraf im Thurgau, nennt sich Fürst der Alamannen 184.
Burchard, Markgraf der bairischen Ostmark, 573.

Burchard, Markgraf von Thüringen, 172.
Burchard, Graf in Thüringen, 195.
Burgunder, Ursitze 37; sie setzen sich in Obergermanien fest 58; Burgunderreich in Gallien 73—76; Unterwerfung durch die Franken 80; Burgund als Theil des Frankenreichs 90; wird durch Pippin von Landen unterworfen 94; kommt nach dem Vertrag von Verdun zu den Reichen Lothars und Karls des Kahlen 148; der Theil Lothars geht auf dessen Sohn Karl über, wird dann durch Karl den Kahlen gewonnen 150, 151; das französische Herzogthum Burgund kommt an Hugo von Franzien 274, 305. Entstehung des Königreichs Niederburgund 158. Könige von Niederburgund Boso, Ludwig Bosonides, Carl Constantin, Hugo. Entstehung des Königreichs Hochburgund 160, 161, 310; Hochburgund unter den Königen Rudolf I. und II. 310—313; Vereinigung der beiden burgundischen Reiche 313, 314; König Ottos I. Macht in Burgund als Vormund König Konrads 314, 315. Könige des vereinigten Reichs Konrad, Rudolf III.
Byzantius aus Bari 539.
Byzanz. Siehe Constantinopel.

Calabrien 503, 514, 522, 547, 588, 591, 595, 599.
Caligula, römischer Kaiser, 26.
Campagna von Rom 449, 467, 748 (749).
Cambray, Bischofsstadt, 407, 617. Chronik von Cambray 582. Bischöfe Berengar, Engrann, Rothard, Herluin.
Camerino, Markgrafschaft, 351, 363, 369, 495, 497, 593, 598. Siehe Fermo.
Campo, Mönch des Klosters Farfa, 356.
Canaparius, siehe Johannes Canaparius.
Candiani, venetianisches Geschlecht, 602, 603.
Canossa, Burg des Atto, 384.
Capua, langobardisches Fürstenthum, 156, 374, 450, 451, 494, 548, 593, 594, 598, 630, 672, 722, 743 (744). Fürsten Pandulf I., Landulf IV., Landenulf, Laidulf, Ademar, Landulf V.
Carner 16 (15).
Carnuntum, Römerstadt an der Donau unterhalb Wien, 32.
Cassano in Calabrien 517.
Cedici im Marsergebirge 593.
Celeja (Cilly), Römerstadt, 32.
Ceperano, Grenzplatz des Kirchenstaats, 450.
Chabaren, ein später mit den Magyaren vereinter Stamm der Chazaren, 169.
Cham im Böhmerwalde 579.
Chatten, germanischer Stamm, 20, 23, 24, 27, 36.
Chauken, germanischer Stamm, 16, 22, 26, 36.
Chazaren 169.
Chelles, Pfalz der westfränkischen Könige, Synode 665.
Cherusker, germanischer Stamm, 16, 17, 20—23, 25, 26.
Chevremont, Burg bei Lüttich, 265, 273 (272).
Chisdai, Rabbi zu Cordova, 507.
Chlodovech I., König der salischen Franken, besiegt Syagrius bei Soissons 66; vereinigt die salischen Franken 77; unterwirft die Alamannen 77; wird nach Beseitigung des ripuarischen Königsgeschlechts König aller Franken 78; wird Christ 78; bekriegt die Burgunder und unterwirft die Westgothen bis zur Garonne 79.
Chlodovech II., König von Neustrien und Burgund, 95.
Chur, Stadt und Bisthum, 101, 320, 473, 492. Bischof Hartbert.
Churwalchen (Grafschaft Chur) 148, 292.
Christian, Bruder Herzog Boleslaws von Böhmen, Mönch, 685.
Christian, lothringischer Großer, 214, 215.
Christophorus, griechischer Kaiser, 530, 532.
Christophorus, Patricius des K. Nicephorus II., 540, 541.
Cimbern 13.
Classe, Abtei. Siehe Ravenna.
Claudius I., römischer Kaiser, 26.
Claudius II., römischer Kaiser, 40, 41 (40).
S. Clemente, Kirche. Siehe Rom.
Cleph, König der Langobarden, 86.
Cluny, Kloster, 372, 677—680, 696, 697, 715, 730 (731), 746. Aebte Berno, Aymardus, Odo, Majolus, Odilo.
Coblenz, römisches Castell, 31; Synode 218.
Cocaresmier, Burg derselben, 417.
Coloman, irischer Missionar in Ostfranken und Thüringen, 101.
Colonne bei Cotrone in Calabrien, Schlacht, 595, 596.
Coloprini, venetianisches Geschlecht, 603, 632.
Columban, irischer Missionar am Bodensee, 101.

Commacchio, Grafschaft, 705.
Commodus, römischer Kaiser, 36.
Como, Stadt und Bisthum, 379, 388, 454, 737; Comersee 456, 462, 469, 737.
Compiegne, Pfalz der westfränkischen Könige, 641.
Conca bei Rimini 547.
Constantin der Große, seine staatlichen Einrichtungen 43; er macht Byzanz zur Hauptstadt des Reiches 44 (43), 542; begünstigt das Christenthum 45, 48 (47); wird Christ, beruft das erste allgemeine Concil nach Nicäa 48.
Constantin VII., Porphyrogennitus, griechischer Kaiser, 374, 375, 501, 515, 544.
Constantin IX., griechischer Kaiser, 515, 542, 590.
Constantinopel (Byzanz), Hauptstadt des griechischen Kaiserreichs, 43, 50, 56, 324, 355, 368, 371, 373, 374, 463, 496, 497, 523—546, 549—551, 553, 588, 630, 722, 741, 750, 759. Patriarchen Eutychius, Photius, Polyeuctos.
Constantinus, Missionar bei den südlichen Slawen, 159.
Constanz, Bisthum. Siehe Konstanz.
Corbulo, römischer Feldherr, 26.
Cordova, Hauptstadt des spanischen Chalifats, 115, 317, 504, 506-513.
Corsica 142, 462, 473, 501.
Coucy bei Laon, Synode 667, 668.
Cremona, Stadt und Bisthum, 361, 461, 537, 539. Bischof Liudprand.
Crescentius, Sohn der Theodora, Herzog der Römer, 587, 592.
Crescentius (Johannes Crescentius), Patricius von Rom, 631, 649, 672, 674, 701, 703, 704, 762.
Cusan, Kloster in Catalonien, 602.
Czechen, slawischer Stamm. Siehe Böhmen.

Dacien, römische Provinz, 33.
Dadi, Graf in Thüringen, 263, 395.
Dado, Graf, Vater Arduins von Ivrea, 709.
Dänen 68; von Karl dem Großen besiegt 143; Grenzwall gegen die Dänen 143; Einfälle der Dänen in die Elbgegenden 159, 200, 233; Zug K. Heinrichs I. gegen sie 233, 234; dänische Mark (Schleswig) 234; angeblicher Zug Ottos I. gegen die Dänen 299, 300; die dänische Mark Hermann Billing übergeben 300; dänische Bisthümer 331—333; Ottos II. Krieg gegen die Dänen 574, 575; Erhebung derselben nach Ottos II. Tode 574, 575; Herstellung des Heidenthums 638; Wikingerzüge an den sächsischen Küsten 661, 662; Verfall des Heidenthums bei den Dänen 662, 663. Könige Siegfried, Gottfried, Hemming, Gorm, Harald Blauzahn, Sven Gabelbart, Erich von Schweden, abermals Sven Gabelbart.
Dagobert, König von Austrasien, 94.
Dalemincier, wendischer Stamm, 171, 187, 195, 226, 229, 296.
Dalmatier 746 (747).
Danewirk 143, 574.
Dauferius, Graf von Terracina, 713.
Dauphiné 353, 555.
Decius, römischer Kaiser, 39.
Demetrius, Gesandter Papst Johanns XII., 463.
Desiderius, König der Langobarden, 109; von Karl d. Gr. bekriegt und unterworfen 112, 113.
Detmold, Schlacht, 117.
Deutsches (ostfränkisches) Reich. Bildung aus den germanischen Theilen des karolingischen Reichs 148—151; karolingisches Erbkönigthum und Schwäche desselben 159, 160; karolingisches Wahlkönigthum, wachsender Einfluß der Geistlichkeit 160—162; Verfall des ostfränkischen Reichs und Bildung der Herzogthümer Franken, Lothringen, Sachsen, Baiern und Schwaben 167—189; mißglückter Versuch Konrads I. die Macht des karolingischen Königthums herzustellen 189—205; Begründung des deutschen Reichs durch den Sachsen Heinrich I. 206—220; Ottos I. Krönung zu Aachen, Erhebung auf den Stuhl Karls d. Gr., Huldigung der Großen, Dienst der Herzoge beim Krönungsmahl 241—246; Ende des Herzogthums Franken 272; das deutsche Reich gegründet auf die Ordnungen der fränkischen Monarchie 278; das Gewohnheitsrecht verdrängt die geschriebenen Gesetze und Rechtsbücher 278, 279; geringer Einfluß der Könige auf Rechtsbildung, aber strenge Ueberwachung der Rechtspflege 279, 281; persönlicher Charakter der Reichsregierung 281, 282; der König ohne feste Residenz 282; Reichstage, Hoftage, Synoden 282—284; gesteigerte Macht der Großen 284, 285; Beschränkung der Herzoge durch die Pfalzgrafen 286, 287; die Verleihung des Herzogthums unveräußerliches Recht der Krone 287; Bedeutung des Lehnsverbands für die Einheit des Reichs 290, 291; Einrichtung der wendischen und dänischen Marken 295—300; Unterwerfung Böhmens 300; Ueber-

gewicht des deutschen Reichs über Westfranken, Burgund und Italien 302—317; Bruns Einwirkungen auf die Reform der königlichen Kapelle und Kanzlei 325—331; das Reich für die Mission thätig; Bisthümer in Dänemark und im Wendenlande gestiftet 331—335; Italien in Abhängigkeit gebracht und die Marken von Istrien, Friaul, Verona und Trient mit Baiern verbunden 389, 390; Theilung Lothringens in Ober- und Niederlothringen 431—433; das billingsche Herzogthum in Sachsen 437, 438; enger Bund zwischen der deutschen Krone und dem deutschen Episcopat 438—441; Italien und das römische Kaiserthum mit dem deutschen Reiche verbunden 455—458; der deutsche Kaiser besetzt den Stuhl Petri 464; Verschiedenheit des deutschen und des karolingischen Kaiserthums 476—484; Ordnungen der wendischen Marken 486—488, 633, 634; Aachen die erste kaiserliche Pfalz diesseits der Alpen 488; der Erzbischof von Mainz alleiniger Erzkanzler des deutschen Reichs 488; Erweiterung der Mission im Osten, Errichtung des Erzbisthums Magdeburg, Unterwerfung des Polenherzogs 489—491, 495, 496, 561, 564; das Herzogthum Kärnthen mit den italischen Marken von Baiern getrennt; die Mark auf dem Nordgau und die baierische Ostmark unter den Babenbergern 576, 577, 585, 586; Versuch Ottos II. das deutsche und italische Reich völlig zu vereinigen 600; die wendischen Marken gehen zum großen Theil verloren 604, 605; die Friesen lockern ihre Verbindung mit dem Reiche 664; die Macht der Großen wächst während der Minderjährigkeit Ottos III., schlechte Wahrung des Landfriedens 669; Otto III. will das deutsche und italische Reich vereinigen und den Sitz des Reichs nach Rom verlegen 718, 723—726; geminderter Einfluß des Reichs im Osten 737—742; Unbotmäßigkeit der deutschen Fürsten 750, 751; Bedeutung des deutschen Reichs für die Entwickelung der deutschen Nationalität 240, 241, 337—339, 765, 766; der Name des deutschen Volks und deutschen Reichs 766 (767); welthistorische Aufgabe des Reichs 766, 767 (768), 772; Einfluß desselben auf die Hebung des städtischen Lebens in Deutschlands 767, 768 (768, 769); auf Kunst und Wissenschaft 768, 769 (769, 770). Könige Ludwig der Deutsche, Karlmann, Ludwig der Sachse, Karl der Dicke, Arnulf, Ludwig das Kind, Konrad I., Heinrich I., Otto I., Otto II., Otto III.

Dietpold, Graf, Bruder Bischof Ulrichs von Augsburg, 406, 424.

Dietrich I., Bischof von Metz, 434, 554, 595, 598, 612, 616, 625.

Dietrich, Herzog von Oberlothringen, 616.

Dietrich, sächsischer Graf, später Herzog und Markgraf der Nordmark, 399, 400, 426, 487, 605, 618, 634 (633).

Dietrich, Graf von Holland, 664.

Dietrich, Pfalzgraf in Sachsen, 618.

Dingolfing in Baiern, Synode 218 (219).

Diocletian, römischer Kaiser, 41, 42.

Dobbagrek, irischer Missionar in Baiern, 101.

Dobilo, Bischof von Brandenburg, 604.

Dominicus, Venetianer, Gesandter Kaiser Ottos I. in Constantinopel 497, 519, 521, 522, 536.

Dortmund, Burg in Westfalen, 260, 261, 394.

Doveren. Siehe Durfos.

Drakolf, Bischof von Freising, 193.

Drömmling, Niederlage der Ungarn 258, 259.

Drusus, Feldzüge, 15—17.

Dschaber, Sohn Abulkasems, 599.

Dschafar I., Emir in Sicilien, 599.

Dschafar II., Emir von Sicilien, 721, 722.

Dubrawka, Tochter Herzog Boleslaws I. von Böhmen, Gemahlin Herzog Mescos von Polen, 490.

Duderstadt, Besitzthum K. Heinrichs I. in Sachsen, 234.

Dudo von Verdun, Gesandter Ottos I. an Abderrahman III., 510, 512.

Duisburg, Synode 218.

Dunstan, Erzbischof von Canterbury, 698.

Durfos, jetzt Doveren, Burg am Ausfluß der Maas, 183.

Eberhard, Bruder K. Konrads I., Herzog von Franken, 183, 199, 205; bringt K. Heinrich I. die Reichsinsignien 206; angesehene Stellung desselben unter Heinrich I. 209, 215, 219, 237; leistet bei der Krönung Ottos I. die Dienste des Truchseß 245; empört sich gegen Otto I. 254, 255, 257, 260, 266—269, stirbt 269.

Eberhard, Sohn Arnulfs, Herzog von Baiern, 252.

Eberhard, Graf im Niederlahn- und Obermaingau, 180, 181.

Eckard, Bischof von Schleswig, 663, 753, 754 (754, 755).
Eckard I., Markgraf von Meißen, 618, 634, 635; besetzt das Boleslaw entrissene Meißen 635; Herzog der Thüringer 636 (635); rege Thätigkeit desselben im Dienste Ottos III. 659, 660, 695, 703, 735.
Eckard, sächsischer Edler, 248.
Eckehard IV., Mönch von St. Gallen, 198 (199).
Edessa am Euphrat 590.
Edgar, König der Angelsachsen, 481, 771 (772).
Editha, Gemahlin K. Ottos I., 229, 235, 317, 318, 320, 321, 335, 569.
Edrisiden, mohammedanische Dynastie in Fes, 501–504.
Edward der Aeltere, König der Angelsachsen, 229.
Egino, Graf in Thüringen, 172.
Ehrenfried, Sohn des Pfalzgrafen Hermann von Lothringen, 609, 736.
Eichstädt, Bisthum für den baierschen Nordgau, 103.
Eid, Bischof von Meißen, 735.
Einar, isländischer Skalde, 574.
Eilau am Bober 731 (732).
Einhard, Bischof von Speier, 197, 203.
Elbert, Erzbischof von Trier, 434, 612, 616, 664.
Elbert, sächsischer Graf, Neffe Hermann Billings, 397, 400, 416, 426, 428, 429, 485, 580, 622, 623.
Elfeg, Bischof von Winchester, 662.
Elgiva, Schwester der Königin Editha, 229.
Emma, Tochter der Kaiserin Adelheid, Gemahlin K. Lothars III. von Frankreich, 489, 640–642, 645, 646.
Emma, Tochter Herzog Hugos von Franzien, Gemahlin Herzog Richards von der Normandie, 435.
Emesa, Stadt in Syrien, 590.
S. Emmeram. Siehe Regensburg.
Engelsburg. Siehe Rom.
Enger, Frauenkloster in Westfalen, 196, 320, 560.
Engern, Sitze, 111.
England. Siehe Angelsachsen.
Engrann, Bischof von Cambray, 434.
Ennodius, Bischof von Pavia, 533.
Ennsburg gegen die Ungarn 301.
Erchanger, Pfalzgraf und Herzog von Schwaben, 184, 185, 197–203.
Eresburg (Stadtberge an der Diemel) 111, 112, 199, 200, 256.
Erfurt, Bisthum für Thüringen, später mit Mainz verbunden 103; Reichstag 237, 238, 242.
Erich, König der Schweden und Dänen, 638, 639, 661, 662.
Erich, Jarl Hakons Sohn, 663, 664.
Erich, Markgraf von Friaul, 119.
Erich, sächsischer Edler, 361.
Ermanarich, König der Gothen, 66.
Ermenhard, Kaufmann aus Verdun, 505.
Ermingand, Graf von Barcelona, 704.
Erwin, Graf in Merseburg, 196.
Esseveldoburg (Itzehoe) 143.
Etampes, Königspfalz in Frankreich, 582.
Ethelred, König von England, 661.
Eutrop, römischer Geschichtsschreiber, 349.
Eutychius, Patriarch von Constantinopel, 533.
Everaklus, Bischof von Lüttich, 434.
Evodosius, Dollmetscher zu Constantinopel, 544.
Exarchat 105, 106, 450, 453.
Ezeko, Graf von Merseburg, 618.
Ezelin, Graf, 596.

Farfa, Kloster im Sabinerlande, 356, 357, 363, 723.
Fatimiden, muhammedanische Dynastie in Aegypten, 500, 503, 514, 517, 519, 588, 591.
Fermo, Markgrafschaft, 672. Auch Mark von Camerino genannt. Siehe Camerino.
Festus, römischer Grammatiker, 349.
Flandern 305, 661.
Fleury, Abtei in Frankreich, 678, 696.
Folkmar, Erzbischof von Köln, 488.
Folkmar, Bischof von Utrecht, 580, 611, 619.
Forchheim an der Regnitz, Königswahl, 167, 190.
Formosus, Papst, 161.
Franken, germanischer Stamm, 37; gehen über den Rhein und plündern Gallien, die Küsten Spaniens und des mittelländischen Meeres 39, 40 (39); werden über den Rhein zurückgedrängt 41; nehmen Niedergermanien ein und durchziehen Belgien 58; salische Franken kämpfen gegen Attila 64; das fränkische Reich unter den Merovingern 77–84; unter den Pippiniden 105, 106; unter Karl d. Gr. 108–141; Auflösung des fränkischen Kaiserreichs 144–151. Siehe Frankreich und ostfränkisches Reich.
Franken, deutsches Herzogthum, Bildung desselben 180–183; Auflösung des Herzogthums 272. Herzoge Konrad, Eberhard.
Frankfurt am Main, Königspfalz, 276, 510, 558, 626 767 (768).

Franko, Bischof v. Worms, 717, 730, 731.
Frankreich (westfränkisches Reich). Bildung des Reichs aus den romanischen Theilen der karolingischen Monarchie in Gallien 148—151; Schwäche der Nachkommen Karls des Kahlen 158; unter Karl dem Dicken 159, 160; Wahlkönige streiten mit den Karolingern 160, 161, 214; Herstellung der Karolinger 249; Frankreich im Anfange des zehnten Jahrhunderts 303; Otto I. schützt K. Ludwig IV. gegen Hugo von Franzien 305—309; K. Lothar III. überfällt Aachen 581 (580); Ottos II. Zug gegen Paris 581—584; Bund Lothars mit Herzog Heinrich von Baiern 617, 625; Hugo Capet König von Frankreich 642—645; Kampf zwischen Hugo und Karl von Lothringen 645; Theophanos Stellung zu den französischen Angelegenheiten 645, 646; Erzbischof Arnulfs Machinationen gegen K. Hugo 649—652; Roms Kampf mit den französischen Bischöfen 665—668; Reformation des kirchlichen Lebens in Frankreich durch die Cluniacenser 677—680; Gregors V. und Silvesters II. Auftreten gegen die französischen Bischöfe 699, 700, 710, 713, 714. Könige Karl II. der Kahle, Ludwig II. der Stammler, Ludwig III., Karlmann, Karl der Dicke, Odo, Karl III. der Einfältige, Robert, Rudolf, Ludwig IV., Lothar III., Ludwig V.
Frainet (Garde-Frainet). Siehe Fraxinetum.
Fraxinetum (Garde-Frainet), Burg der Araber in der Provence, 353, 368, 497, 498, 505, 513, 521, 555.
Freising, Bisthum, 103. Bischöfe Udo, Drakolf, Abraham.
Friaul, langobardisches Herzogthum, 86; fränkische Mark 141, 301, 351; wird mit Baiern verbunden 390; dann mit dem Herzogthum Kärnthen 377 (376). Markgrafen Erich, Berengar.
Fridolin, irischer Missionar am Oberrhein, 101.
Friedrich, Erzbischof von Mainz, 258; lehnt sich gegen Otto I. auf 267, 269, 319; bietet die Hand zu einem Mordplan gegen Otto I. 275, 276; wird gefangen und im Kloster Fulda verwahrt 276; reformirt die Klöster 321, 334; nimmt am Feldzug gegen Berengar II. Theil 381; abermalige Empörung 393, 394, 395; versöhnt sich mit Otto I. 407, 409; stirbt 411.
Friedrich I., Erbischof von Salzburg, 439, 460.
Friedrich, sächsischer Kleriker, römischer Cardinal und Erzbischof von Ravenna, 747 (748), 755, 756, 758 (759).
Friedrich, Herzog von Oberlothringen, 403, 432, 435, 437, 578.
Friedrich, Sohn des Grafen Gottfried von Verdun, 617.
Friesen, Sitze 37, 68, 102, 103, 142, 143, 661, 664.
Fritzlar, Königspfalz in Hessen, 182, 183, 206, 394, 411, 757, 758; Königswahl 206; Reichstag 395.
Frosa, Burg in Sachsen, 623.
Fulda, Kloster, 205, 276, 329.
Fulko, französischer Graf, 666.

Gaeta, Herzogthum, 374, 593, 630, 716, 722 (723), 743 (744).
S. Gallen, Mönchskloster, 101, 192, 198, 325, 327, 329, 558.
Gallienus, römischer Kaiser, 40.
Gallus, irischer Missionar am Bodensee, 101.
Gandersheim, Frauenkloster in Sachsen, 185, 329, 609, 731 (732); Synode 754 (755); Gandersheimer Streit 751—758 (752—759).
Garamann, Mönch des Klosters Gorze, 505, 508.
Garda, Burg am Gardasee, 379; Gardasee, 456, 462, 469.
Garde-Frainet. Siehe Fraxinetum.
Garigliano, Fluß in Campanien, arabische Niederlassung 311, 352.
Gascogner 90.
Gaudentius (Radim), Bruder Bischof Adalberts von Prag, 685, 688, 689, 690; Erzbischof von Gnesen 728 (729), 732.
Gebhard I., Bischof von Regensburg, 669, 731 (732).
Gebhard, Sohn des Grafen Udo von der Wetterau, 255.
Gebhard, Graf in der Wetterau, 172, 180, 182.
Geisa, Ungarnherzog, 564, 738 (739).
Genua 448.
Gerhard, Bischof von Toul, 431, 612.
Gernrode am Harz, Kloster, 486, 487.
Gepiden 68 (67), 86.
Gerard, Graf in Lothringen, 183.
Gerberge, Tochter K. Heinrichs I., Gemahlin Herzog Giselberts und K. Ludwigs IV. von Frankreich, 215, 235, 272, 273, 305, 306, 309, 432, 435, 473, 560.
Gerbert. Seine Jugend und Ausbildung 613, 614; er bekommt von K. Otto II. die Abtei Bobbio 615; kehrt nach Rheims zurück 615; sucht Loth-

ringen Otto III. zu erhalten 616, 622; läßt sich von Erzbischof Arnulf für dessen Pläne gewinnen, trennt sich aber bald von ihm 649, 650; wird Erzbischof von Rheims 655, 656; auf den Synoden von Mouzon, Coucy und Senlis 667, 668; er geht nach Rom 668; Gerberts Verhältniß zu K. Otto III. 690–695; wird Erzbischof von Ravenna 705; dann Papst 712. Siehe Silvester II.

Germanen. In der Urzeit 3–12; der Freiheitskampf gegen Rom 12–27; friedliche Verhältnisse zwischen den Germanen und Rom 27–35; die Germanen durchbrechen die Grenzen des römischen Reichs 36; größere Stammesverbindungen unter denselben 37, 38; neue Kämpfe zwischen den Germanen und Rom 50, 51; der alte Götterdienst der Germanen 51; erste Verbreitung des Christenthums 51–53; Gründung germanischer Staaten auf römischem Boden 67–89; Veränderung des Gebiets der germanischen Stämme durch die Völkerwanderung 67, 68; Veränderungen in den staatlichen Verhältnissen der Germanen 68, 69; die alte Gemeindeverfassung bleibt 69; das Königthum bei den Germanen 70; ein neuer Adel 71; friedliche Ordnungen in den von den Germanen eroberten Ländern 72; Verfall der germanischen Reiche 89–93; die Macht der Pippiniden wurzelt in den germanischen Theilen des fränkischen Reichs 95, 96; Verbreitung des Christenthums in diesen Theilen 99–104; Germanen und Romanen verbunden in der karolingischen Monarchie 122–140; Trennung der germanischen Theile des fränkischen Reichs von den Romanen durch die Verträge von Verdun und Meersen 148–151, 163, 164. Siehe deutsches Reich.

Germanus, Bischof von Auxerre, 61.

Gero, Erzbischof von Köln, 553, 567.

Gero I., Markgraf gegen die Wenden, 251, 252; die von ihm bewachten Marken 295–298; Markherzog 299; Gero vor Regensburg 410; kämpft gegen die Wenden 418, 426, 427, 429, 486; stirbt 487; Theilung seines Amtsgebiets 487, 488.

Gero II., Markgraf der sächsischen Ostmark, 695.

Gero, Sohn Geros I., 486.

S. Giovanni, Thor. Siehe Rom.

Gisela, Tochter K. Konrads von Burgund, Gemahlin Herzog Heinrichs II. von Baiern, 572, 623.

Gisela, Tochter Herzog Heinrichs II. von Baiern, Gemahlin König Stephans von Ungarn, 739.

Giselbert, Herzog von Lothringen, 212; schwankt zwischen Ost- und Westfrankenreich 213, 214; kämpft gegen Heinrich I., unterwirft sich ihm und erhält dessen Tochter Gerberge zur Ehe 215; leistet die Kämmererdienste bei der Krönung Ottos I. 245; nimmt an der Empörung gegen Otto I. Theil 259–269; stirbt 269.

Gisiler, Bischof von Merseburg, 605; Erzbischof von Magdeburg 606, 618, 623, 659, 693, 694, 700, 711, 714, 731 (732), 733 (734), 735.

Gisulf, Fürst von Salerno, 451, 494, 522, 547, 589.

S. Giulio, Burg und Insel im See von Orta, 456.

Gnesen, polnisches Erzbisthum, 731, 732; Synode 732. Erzbischof Gaudentius.

Goisfried, Vasall K. Lothars III. von Frankreich, 583.

Gorm, Dänenkönig, 234, 299.

Gorze, Kloster in Lothringen, 505, 509.

Goslar, Bergwerke, 567.

Gothen bringen über die Donau vor 36; Völkerverbindung unter diesem Namen 37, im Kampfe mit den Römern 39 (38)–41; das große Gothenreich 53, 54; König Ermanarich 66. Siehe Ost- und Westgothen.

Gottfried, Dänenkönig, 143.

Gottfried, Graf, dann Herzog von Lothringen, 401, 403, 433.

Gottfried, Graf von Verdun und dem Ardennerland, 575, 582, 583, 612, 613, 616, 617, 640, 642.

Grado, Insel im adriatischen Meere, Sitz eines Patriarchats 602, 603. Patriarch Vitalis.

Gran, ungarisches Erzbisthum, 739 (740).

Gregor der Große, Papst, 102, 347, 533.

Gregor II., Papst, 103.

Gregor III., Papst, 103.

Gregor IV., Papst, 153.

Gregor V., erster deutscher Papst, 673, 674; seine Thätigkeit 695–712; Concil zu Pavia 699, 701; Gegenpapst Johannes von Piacenza 701, 702; Synode zu Rom 704; allgemeines Concil daselbst 710, 711; Gregors Tod 711.

Gregorius, Graf von Tusculum, 736 (737).

Gregorius, ein vornehmer Römer (vielleicht eine Person mit dem Grafen Gregorius von Tusculum), 745.

Griechisches (oströmisches) **Reich** 56, 65, 85, 86, 96, 114, 120, 141, 368, 373—375; Kämpfe mit den Hamadaniden und Fatimiden 514—519; Verhandlungen und Kämpfe mit Kaiser Otto I. 519—555; Bund mit den Arabern gegen Otto II. 588—599; Kämpfe mit den Arabern zur Zeit Ottos III. 721, 722. Kaiser Arcadius, Zeno, Justinian I., Irene, Nicephorus I., Leo VI., Constantin VII., Christophorus, Romanus II., Nicephorus II., Tzimisces, Basilius II., Constantin IX.
Grimizo, Gesandter K. Adalberts von Italien, 536.
Grimoald, Hausmeier in Austrasien, 95.
Grippo, Halbbruder Pippins, 98.
Grona, Pfalz unweit Göttingen, 199, 234.
Guadald, Prätendent auf das Bisthum Ausa, 704.
Günther, Burgunderkönig, 66.
Günther, Markgraf in Thüringen, 488, 596, 634.
Gundobad, König der Burgunder, 79.

Hadamar, Abt von Fulda, 335, 377, 442, 443.
Hadeln 661.
Hadrian, römischer Kaiser, 32.
Hadrian I., Papst, 112—114, 121.
Hagen, sächsischer Ritter, 261.
Haiko, sächsischer Heerführer, 264.
Hakem Biamrillah, Chalif zu Kairo, 721.
Hakon (Jarl Hakon), Beherrscher von Norwegen, 574, 575, 662.
Halberstadt, Bisthum, 118, 196, 442, 443, 491, 561. Bischöfe Siegmund, Bernhard, Hildeward.
Hamadaniden, muhammedanische Dynastie in Syrien und Mesopotamien, 514, 517.
Hamburg, Erzbisthum, 146, 320; Vereinigung mit dem Bisthum Bremen 332; Mission des Nordens 333, 490, 584; von den Abodriten geplündert 605. Bischöfe Ansgar, Unni, Adaldag, Libentius.
Harald Blauzahn, Dänenkönig, 299, 485, 489, 636, 637.
Hartbert, Bischof von Chur, 386, 411.
Hasan, Emir von Sicilien, 503.
Hasan, Feldherr des fatimidischen Chalifen Moezz, 517.
Hasan, Günstling des Chalifen Hakem Biamrillah, 721.
Hase, Fluß in Westfalen, Schlacht 117.
Hatheburg, erste Gemahlin K. Heinrichs I., 196.
Hathumod, Tochter des Grafen Liudolf, Aebtissin von Gandersheim, 186.
Hatto I., Erzbischof von Mainz, 181, 182, 183, 192, 194, 195.
Hatto II., Erzbischof von Mainz, vorher Abt von Fulda, .
Hatto, Bischof von Vich, 614.
Havelberg, Sitz eines Bisthums, 334, 495, 562, 604, 660, 735.
Havelland 694. Siehe Heveller.
Hedwig, Tochter K. Heinrichs I., Gemahlin Herzog Hugos von Franzien, 235, 249, 474.
Hedwig, Tochter Herzog Heinrichs I. von Baiern, Gemahlin Herzog Burchards II. von Schwaben, 412, 572, 573.
Hedwig, Aebtissin des Klosters Gernrode, 486.
Heinrich I., König des deutschen Reichs. Erbt Sachsen 193; seine Kämpfe gegen Konrad I. 194, 199, 200; gegen Dalemincier und Ungarn 195; zum deutschen König gewählt 206; Vergleich mit Herzog Burchard von Schwaben 209; Vergleich mit Herzog Arnulf von Baiern 210, 211; Kämpfe mit Karl dem Einfältigen 213; Unterwerfung Lothringens 214, 215; Kämpfe gegen Boso und Reginar 219; Schluß eines Waffenstillstandes mit den Ungarn 221; Befestigung des Landes 222—225; Errichtung eines Ritterheeres in Sachsen 225; Kämpfe gegen die slawischen Stämme 226—230; Siege über die Ungarn 231, 232; Beschränkung der Dänen auf ihr altes Gebiet 234; Empfehlung seines Sohnes Otto zum Nachfolger 238; sein Tod 238.
Heinrich I., Erzbischof von Trier, 439, 446, 460, 473.
Heinrich I., Bischof von Würzburg, 757 (758).
Heinrich I., Bischof von Augsburg, 572, 579, 580, 596.
Heinrich I., Herzog von Baiern, Sohn K. Heinrichs I., 235, 242; vermählt sich mit Judith, Tochter Herzog Arnulfs, 253; im Kampfe mit Herzog Eberhard, von ihm gefangen gehalten 255; empört sich gegen Otto I. 257, 259—274; versöhnt sich mit Otto und wird Herzog von Lothringen 275 (274); erhebt sich von Neuem, muß fliehen und unterwirft sich endlich Otto 276, 277; erhält das Herzogthum Baiern 288; bringt den Ungarn zwei Niederlagen bei 301; fällt in Friaul ein und knüpft mit den lombardischen Städten Verbindungen an 371, 372; rüstet sich

gegen Berengar II. 380; zieht mit Otto I. nach Italien 381; erhält die Marken Italiens 390; steht bei der Empörung der Söhne Ottos auf Seite des Letzteren 396, 398; Baiern lehnt sich gegen ihn auf 399; stellt seine Macht in Baiern und den Marken wieder her 416; stirbt 430.

Heinrich II. (der Zänker), Herzog von Baiern, 431, 571; vermählt sich mit Gisela von Burgund 572; sein Charakter 572; seine Stellung in Baiern 573; wird in Folge einer Verschwörung gegen Otto II. gefangen gehalten 574; entkommt von Ingelheim 576 (575); wird der herzoglichen Würde entkleidet 576; kämpft um Baiern 579; muß sich ergeben und wird unter die Obhut Bischofs Folkmars von Utrecht gestellt 580; entkommt der Haft und bemächtigt sich des jungen Ottos III. 611, 612; schließt mit König Lothar von Frankreich ein Bündniß 617, 622; kommt nach Sachsen, wo er als König auftritt 618; muß Sachsen und Baiern räumen 619; verspricht Otto III. auszuliefern 621, 622; flieht zu Herzog Boleslaw von Böhmen und kommt nach Sachsen 623; liefert den jungen Otto gegen Zurückgabe seiner Burgen in Sachsen aus 623, 624, 625; greift gegen Heinrich von Kärnthen zu den Waffen, erhält Baiern zurück und leistet Otto III. den Vasalleneid 626; Einfluß desselben auf die vormundschaftliche Regierung für Otto III. 659, 669; Wahrung des Landfriedens in Baiern 627; stirbt 627, 668.

Heinrich III. der Jüngere, Herzog von Baiern und Kärnthen, erhält Kärnthen von Baiern getrennt 577; empört sich gegen Otto II. und wird entsetzt 579, 580; erhält Baiern und alsbald auch Kärnthen zurück 601; Kämpfe mit Herzog Heinrich II. von Baiern 616, 626; wird auf Kärnthen beschränkt 626; stirbt 668.

Heinrich IV., Herzog von Baiern, 627, 668, 744 (745), 745, 746, 751.

Heinrich, Herzog von Burgund, Sohn Herzog Hugos von Francien 435, 641, 645.

Heinrich, Sohn K. Ottos I., 391, 452.

Heinrich, Sohn Herzogs Giefelberts von Lothringen, 288.

Heinrich, Graf von Stade, 574, 661, 662.

Heinrich, Graf von Luxemburg. Siehe Hezelin.

Heinrich, Stammvater der Babenberger, und sein Sohn Heinrich 180.

Helena (Olga), Gemahlin Igors von Rußland, 490.

Helgenes, Schlacht 637.

Helvetier, celtischer Stamm, 14; römische Städte in Helvetien, 31.

Hemming, Dänenkönig, 143.

Herford, in Westfalen, Frauenkloster und Königshof, 196, 554.

Heribert, Erzbischof von Köln, Kanzler Ottos III. in Italien und Deutschland, 718, 726 (727), 735 (736), 736, 752 (753), 757 (758), 759, 760 (761).

Heribert, Graf von Vermandois, 214, 304.

Heriger, Erzbischof von Mainz, 193, 195, 206.

Herluin, Bischof von Cambray, 699.

Hermanduren, germanischer Stamm, 27, 36.

Hermann I., Herzog von Schwaben, 218 (219); versieht die Dienste des Mundschenks bei der Krönung Ottos I. 245; kämpft gegen Herzog Eberhard 255; erhält Eigengüter Eberhards 272; stirbt 336.

Hermann II., Herzog von Schwaben, 669.

Hermann Billing, Herzog von Sachsen. Er erhält die Mark gegen die nördlichen Wenden 247, 248; Umfang seiner wendischen Mark 298; erhält auch die dänische Mark 300; Schutzherr des Bisthums Oldenburg und der dänischen Bisthümer 333; hält während des Kriegs Ottos I. gegen Liudolf in Sachsen die Ruhe aufrecht 400; besiegt die aufständigen Wenden 417; Herzog von Sachsen 437, 438; gegen seine Neffen Wichmann und Ekbert 485; seine letzten Tage 563—565.

Herold, Erzbischof von Salzburg, 319, 405, 415, 439, 446, 460.

Hersfeld, Mönchskloster in Hessen, 329.

Hesseburg, (Asselburg) bei Burgdorf im Braunschweigischen, 618, 619.

Heveller, Sitze 226; Kämpfe mit den Deutschen 296, 297, 487, 659, 660, 694.

Hezelin (Heinrich), Graf von Luxemburg, Schwager Herzog Heinrichs IV. von Baiern, 746, 747 (746, 747), 760 (761).

Hierapolis in Syrien, 590.

Hildebert, Erzbischof von Mainz, 244.

Hildebrand, Mönch des Klosters Farfa, 356.

Hildesheim, Bischofssitz und Bisthum, 146, 742 (743), 752–759, 769 (770). Bischöfe Osdag, Bernward.
Hildeward, Bischof von Halberstadt, 561.
Hildibald, Bischof von Worms, Kanzler Ottos III. im deutschen Reiche, 673, 719.
Hilduin, Bischof von Verona, dann Erzbischof von Mailand, 366.
Himera, Stadt in Sicilien, 517.
Hippo, Bisthum in Afrika, 698. Bischof Blinwarmund.
Hochburgund, Königreich. Siehe Burgunder.
Hodo, Markgraf der sächsischen Ostmark, 487, 557, 558, 605, 634, 695.
Hohenaltheim im Rieß, Synode 201–203.
Hohentwil, Feste im Hegau, 198.
Hoiko, sächsischer Graf, Erzieher Ottos III., 625, 670.
Honestus, Erzbischof von Jerusalem, 698.
Honestus, Erzbischof von Ravenna, 461.
Honorius, weströmischer Kaiser, 56, 58.
Hosed, Ritter K. Ottos I., 428.
Hubert, Bischof von Parma, Erzkanzler Ottos I. in Italien, 462, 492.
Hubert, unehelicher Sohn K. Hugos von Italien, Markgraf von Tuscien, 369, 450, 453, 456.
Hugo Capet, König von Frankreich. Herzog von Franzien, 435, 582, 584, 593, 616; verbündet sich mit den Gegnern Lothars III. 622; unterstützt K. Lothar beim Angriff auf Lothringen 625; gewinnt Einfluß auf Ludwig V. 641; trachtet nach der Krone und erhält sie 642, 644; seine Machtstellung als König 644, 645; Kampf gegen Karl von Lothringen 645; wendet sich an Theophano um Hülfe 646; schließt mit Karl einen Waffenstillstand ab 646; sucht seine Herrschaft zu befestigen 647; läßt seinen Sohn Robert krönen 647; bemächtigt sich Laons 652; Verbindung mit dem französischen Episcopat gegen Rom 652–656, 665, 666; die schwankende Stellung Hugos 666, 667; stirbt 691.
Hugo, König von Italien. Graf in Burgund, 311; wird zu Pavia zum König von Italien gekrönt 312; reißt Niederburgund an sich 313; tritt Niederburgund an König Rudolf von Oberburgund ab 313; ist nach dem Auftreten Berengars nur dem Namen nach König 316; sein Charakter 362; besetzt die Länder der Pippinischen Schenkung, das Exarchat und die Pentapolis, vergiebt Spoleto und Camerino und reißt das Sabinerland von Rom los 363, 450; vermählt sich mit der Marozzia 364, 365; flieht vor seinem Stiefsohn Alberich aus Rom 365; seine Macht sinkt 365–369; stirbt 370.
Hugo, Sohn des Grafen Heribert von Vermandois, Erzbischof von Reims, 304, 308, 309, 460, 461.
Hugo, Bischof von Zeitz, 562.
Hugo, Herzog von Franzien, 248, 249; setzt K. Ludwig IV. von Frankreich ein 249, 304; steht im Bunde mit K. Otto I., der ihm seine Tochter Hedwig zur Frau giebt, 249; er leistet Otto den Huldigungseid, kämpft gegen Ludwig und erhält von ihm Burgund 274; fällt von Ludwig ab 305; wird von Otto I. bekämpft 305–307; das Concil zu Ingelheim 308; Hugo muß sich K. Ludwig unterwerfen 309; stirbt 435.
Hugo, Huberts Sohn, Markgraf von Tuscien, 453, 601, 631, 659, 672, 709, 723, 726 (727), 744 (745), 745, 746, (747), 760.
Hugo, Abt von Farfa, 356.
Hunnen, mongolischer Volksstamm, unterwerfen die Ostgothen 55.
Hy, Kloster auf der Hebrideninsel Jona, 101.

Ibo, sächsischer Graf, 417.
Ichilde, Tochter Markgraf Arduins, Gemahlin Kunos, des Sohnes Berengars II., 709.
Ida, Tochter Herzog Hermanns I. von Schwaben, Gemahlin Herzog Liudolfs, 336.
Igor, Großfürst des römischen Reiches, 490.
Ikschiden, mohammedanische Dynastie in Aegypten, 501.
Illertissen an der Iller 411.
Immo, Graf in Lothringen, 265, 266, 272, 273, 432.
Ine, König der Angelsachsen, 236.
Ingelheim, Königspfalz am Rhein, 276, 393, 432, 473, 574, 575; Synoden 308, 335, 558.
Irene, Kaiserin, 120, 141.
Irmengard, Gemahlin des Markgrafen Adalbert von Ivrea, 312, 313, 315, 362.
Isidorus, Bischof von Sevilla, die ihm fälschlich beigelegte Decretaliensammlung 152.

Ismael Abu Thaher Almansur, Chalif der Fatimiden, 503, 514.
Israel, irländischer Bischof, 325.
Istrien, Markgrafschaft, 390, 554.
Italien, Königreich (lombardisches Königreich), besteht als Unterreich der fränkischen Monarchie 114, 145; fällt als selbstständiges Reich Kaiser Lothar zu und vererbt sich auf dessen Sohn 148, 150; Verbindung des Kaiserthums mit dem Königreich Italien 150; Streit um Italien zwischen der ost- und westfränkischen Linie der Karolinger 154, 156, 158, 159; Streit zwischen einheimischen Wahlkönigen 161; die Herrschaft der Burgunder 310—314; die Tyrannei König Hugos 314—316, 362—369; Verheerungen im Reich durch Ungarn und Araber 352—354; Zuchtlosigkeit Italiens 355—357; Fortdauer weltlicher Studien 357, 358; städtisches Leben und dessen Entwicklung 358—361; König Lothar unter Berengars Zwang 368—373; Otto I. erobert Italien 376—386; Berengar II. und Adalbert erhalten Italien als Lehen des deutschen Reiches 389, 390; Berengars Streitigkeiten mit Otto I. 448, 451, 452, 454; Otto I. erobert Italien zum zweiten Male und behält es bei der deutschen Krone 455—473; Otto II. bestellt seine Mutter als Statthalterin Italiens 601; Aufstand Italiens unter Arduin 760. Könige Lothar, Ludwig II., Karl der Kahle, Karlmann, Karl der Dicke, Wido, Lambert, Arnulf, Berengar, Ludwig Bosonides, Rudolf II. von Hochburgund, Hugo, Lothar, Berengar II. und Adalbert, Otto I.
Iteri (Cythra an der Elster) 623.
Ivrea, Markgrafschaft, 312, 351, 709, 715. Markgrafen Adalbert, Berengar, Arduin.

Jana, Feste der Daleminzier, 226.
Jerusalem 47, 699, 741. Erzbischof Honestus.
Johann VIII., Papst, 154, 156, 158, 159, 309, 343, 345.
Johann X., Papst, 311, 313, 346, 352, 363, 364.
Johann XI., Papst, 364, 366.
Johann XII. (Octavianus), Papst, 449; sucht seine Macht zu befestigen 450, 451; Charakter 453, 454; ruft Otto I. gegen Berengar zu Hülfe 454; krönt ihn zum Kaiser 457, 458; Verhältniß zum Kaiser 459—462; tritt mit den Arabern und Ungarn in Unterhandlungen 462; verbindet sich mit Adalbert 464; wird entsetzt 465—468; erregt in Rom einen Aufstand gegen den Kaiser und Papst Leo VIII. 469; kehrt nach Rom zurück und läßt auf einer Synode Leo absetzen 470; stirbt 470.
Johann XIII., Papst, zuvor Bischof von Narni, 493—496. 520, 540, 554.
Johann XIV., Papst, 604, 630.
Johann XV., Papst, 631, 649, 672, 673.
Johann XVI., Gegenpapst. Siehe Johannes aus Calabrien.
Johann, Erzbischof von Ravenna, 609, 705.
Johann, Cardinaldiakon, päpstlicher Gesandter, 454, 463, 470.
Johann, Mönch des Klosters Gorze, Gesandter an Abderrahman III., 505, 506—513.
Johann, Lamberts Sohn, Fürst von Salerno, 630.
Johannes aus Calabrien, Erzieher Ottos III., Erzbischof von Piacenza 670, 671; Gegenpapst Johann XVI. 701, 702, 703.
Johannes, Bischof von Breslau, 732.
Johannes, Mönch des Alexiusklosters in Rom, Schüler des heiligen Romuald, 749 (750).
Johannes Canaparius, Mönch des Alexiusklosters in Rom, Biograph des heiligen Adalbert, 674, 690, 729.
Johannes Crescentius. Siehe Crescentius.
Johannes Tzimisces. Siehe Tzimisces.
Jomsburg 299, 636, 637, 661.
Joseph, Minister Kaiser Romanus II., 515.
Judith, zweite Gemahlin Ludwigs des Frommen, 147.
Judith, Tochter Herzog Arnulfs, Gemahlin Herzog Heinrichs I. von Baiern, 253, 288, 565, 571, 572, 574.
Jüten 68.
Jütland 61, 300.
Julian, röm. Kaiser, 51 (50).
Julius Cäsar 15, 28.
Jumme, wendische Stadt an der Swine, 296.
Justinian, oströmischer Kaiser, 85.
Juvavum (Salzburg), Römerstadt, 32.

Kärnthen, Mark, 141, 172, 185, 253, 301; Herzogthum (576), 577, 580, 601, 626, 668, 669. Herzoge Heinrich der Jüngere, Otto von Worms.
Kâhirah (Kairo), Hauptstadt der Fatimiden, 591.

Kalbe an der Milde, Kloster des h. Laurentius, 583, 605.
Kalonymus, Jude, 597.
Kaninefaten, germanischer Stamm, 18.
Kappenberg in Westfalen 186 (187).
Karantanen od. Winden, 92, 118, 119. Karantanenherzog Woinimir.
Karl Martell, fränk. Hausmeier, 97, 103.
Karl der Große wird zum König der Franken gesalbt 105; übernimmt die Regierung 108; macht dem Herzogthum Aquitanien ein Ende, unterwirft die Bretagne 109; besiegt Tassilo von Baiern 109, 118; seine Kriege gegen die Sachsen 110—112, 115—118; gegen die Langobarden 113; gegen die Avaren 118, 119; in Spanien 114, 115; Erneuerung des römischen Kaiserthums 122, 150; das Reich Karls 122—141; die letzten Kämpfe seiner Regierung 141—143; Tod 144; Grab 734 (735); Karls Stuhl, der Erzthron des Reichs 243.
Karl, Sohn Karls d. G., kämpft mit Böhmen und Sorben 141; drängt den Dänenkönig zurück und siedelt jenseits der Elbe Deutsche an 143; stirbt 145.
Karl II. der Kahle, Sohn Ludwigs des Frommen, 147; besiegt mit Ludwig Kaiser Lothar 148; sein Reich nach dem Verduner Vertrage 148; bekommt durch den Vertrag von Mersen einen Theil Lothringens 151; empfängt die Kaiserkrone 154, 156, 450; erkauft Frieden von den Normannen 157; stirbt 158.
Karl, Sohn Lothars I., bekommt die Provence und einen Theil von Burgund 150.
Karl III. der Einfältige, König in Westfranken, 158, 160, 161, 183, 193, 212, 213, 214.
Karl der Dicke, Kaiser, vereinigt die Theile der Monarchie Karls d. Gr. 158, 159; wird entthront 160.
Karl, Sohn Ludwigs IV. von Frankreich, Herzog von Niederlothringen, 435, 575, 578, 583, 616, 625, 640, 641, 642; macht Anspruch auf den Thron Frankreichs 642, 644; im Kampf gegen den gewählten König Hugo 645, 646, 648, 650; wird von Bischof Adalbero von Laon überlistet und eingekerkert 651, 652; stirbt 652.
Karl Constantin, König von Niederburgund, 313.
Karlmann, Bruder Karls d. Gr., zum König der Franken gesalbt 105; stirbt 109.
Karlmann, Sohn Ludwigs des Deutschen, König von Italien 158.
Karlmann, Sohn Ludwigs des Stammlers, König von Frankreich, 158.
Kerlo, bairischer Graf, 416.
Kilian, irischer Missionar in Ostfranken und Thüringen, 101.
Kizo, deutscher Graf, Anführer der Liutizen, 659, 660.
Kograben, Reste des alten sächsischen Grenzgrabens gegen die Dänen, 574.
Köln, römische Colonie 31; Sitz eines Bisthums 99, 104; Erzbisthum 99, 118, 332; kaiserliche Pfalz 394, 432, 446, 473, 474, 761, 767 (768). Pantaleonskloster 434. Erzbischöfe Wikfried, Brun I., Folkmar, Warin, Heribert.
Kolberg, Bisthum in Pommern, 732. Bischof Reinbern.
Konrad I., Herzog von Franken, dann König des Ostfrankenreichs 183, 184, 190, 191; muß Lothringen dem Westfrankenkönig Karl belassen, behauptet aber den Elsaß 193; im Kampfe gegen Herzog Heinrich von Sachsen 195, 198, 199, 200; gegen Erchanger 197; seine Vermählung mit Erchangers Schwester Kunigunde 198; erneueter Kampf mit Erchanger und Berchthold 198, 200; Aufstand Herzog Arnulfs von Baiern 198, 200; sein Tod 205.
Konrad der Friedfertige, König von Burgund, 314, 315, 520, 593, 624.
Konrad der Rothe, Graf in Franken 272; Herzog von Lothringen 288, 306, 319; vermählt sich mit Liutgarde, Ottos I. Tochter, 336; nimmt am Zuge gegen Berengar II. Theil 381; bleibt nach dem Abzuge Ottos in Italien zurück 388; schließt mit Berengar einen Vertrag 388—390; empört sich gegen Otto I. 392—407; unterwirft sich Otto I. 408—412; kämpft gegen die Wenden 418; kämpft und fällt in der Schlacht auf dem Lechfelde 421—424.
Konrad, Herzog von Schwaben, 601, 619—621, 659.
Konrad, Graf im Hessen- und Oberlahngau, 180—182.
Konrad Kurzbold, Graf vom Niederlahngau, 256 (255), 268, 269, 272.
Konrad, Graf und Führer eines Heeres Ottos I. in Unteritalien, 548.
Konrad, Sohn des lothringischen Grafen Rudolf, 596 (595).
Konstanz, Stadt und Bisthum, 101, 558. Bischöfe Salomo, Lambert.
Korinth 40.

Korvei, Mönchskloster in Sachsen, 146, 329.
Krakau, Bisthum in Polen, 732. Bischof Poppo.
Kreta 514.
Kroaten 92, 119, 746 (747).
Kunigunde, Gemahlin Konrads I., 198.
Kuno, Sohn König Berengars II., 492, 536, 709.

Laidulf, Fürst von Capua, 672, 722, 723.
Lambert, Bischof von Konstanz, 757 (758).
Lambert, Herzog von Spoleto, König von Italien, römischer Kaiser, 161.
Lambert, Sohn Graf Reginars vom Hennegau, 571, 575, 578, 583.
Landenulf, Fürst von Gaeta, dann Fürst von Capua, 593, 598, 630, 672.
Landulf II., Erzbischof von Mailand, 599.
Landulf III., Fürst von Benevent, Bruder Fürst Pandulfs I. von Capua, 494, 497, 522, 538, 539, 547.
Landulf IV., Sohn Pandulfs I., Markgraf von Spoleto und Camerino, Fürst von Benevent und Capua, 547, 552, 593, 594, 597.
Landulf, Sohn Atenulfs II., Prätendent auf das Fürstenthum Capua, Usurpator in Salerno, 589.
Landward, Bischof von Minden, 464.
Langen-Zenn bei Nürnberg, Verhandlungen Ottos I. mit seinen Söhnen 405, 407.
Langobarden erscheinen an der Donau 36; ihre Herrschaft an der unteren Donau 68 (67), 74, 85; zerstören das Gepidenreich 86; gehen nach der Poebene und gründen ein neues Reich 86—88; Kämpfe der Langobarden mit Rom und den Franken 105—107; Langobardenreich zerstört 112, 113. Könige Alboin, Cleph, Aistulf, Desiderius. Späteres langobardisches Reich. Siehe Italien. — Langobardische Fürstenthümer in Unter-Italien. Siehe Benevent, Capua, Salerno.
Laon, königliche Burg und Bischofssitz in Frankreich, 265, 304, 306, 307, 645, 646, 648, 651, 652, 667. Bischöfe Rudolf, Adalbero.
Larino, Stadt südlich vom Trigno, 604.
Lateran. Siehe Rom.
Lauriacum (Lorch), Römerstadt und alter Bischofssitz, 32, 585.
Lausitzer, wendischer Stamm, 229, 296, 486, 487, 488. Siehe Ostmark (sächsische), Milzener und Meißen.
Lebusa, Hauptfeste der Lausitzer zwischen Dahme und Schlieben, 229, 230.
Lechfeld, Schlacht. Siehe Augsburg.
Leiden, Römerstadt, 31.
Lenzen, Burg und Schlacht 227, 228.
Leo I., Papst, 65 (64).
Leo III., Papst, 121, 122.
Leo IV., Papst, 153, 156.
Leo VI., Papst, 364.
Leo VII., Papst, 366, 372.
Leo VIII., Papst, vorher Protoscriniarius der römischen Kirche, 463, 468, 471—473, 493.
Leo IX., Papst, 435.
Leo, Bischof und Gesandter Papst Johanns XII., 463.
Leo, Bischof von Vercelli, 714, 726 (727), 745 (746).
Leo, Abt im Alexiuskloster zu Rom und päpstlicher Legat, 665, 666, 682, 686.
Leo, Bruder des Kaisers Nicephorus II., Europalat und Logothet, 514, 524, 529—531, 538, 544, 545.
Leo Balantes, Mörder des Kaisers Nicephorus II., 550, 551.
S. Leone, Burg bei Ancona, 456, 462.
Leontini, Stadt in Sicilien, 517.
Leostadt. Siehe Rom.
Libentius, Erzbischof von Hamburg-Bremen, 639, 755 (756).
Libutius, Mönch, Missionar in Rußland, 490.
Liudolf, Sohn K. Ottos I. von Editha, 229, 235; vermählt mit Ida, Tochter Herzog Hermanns von Schwaben, 336; zum Nachfolger des Vaters bestimmt und mit Schwaben belehnt 336; erster Zug nach Italien 381; Zerwürfnisse mit Heinrich von Baiern und dem Vater 381, 382, 386, 387, 391; Aufstand gegen den Vater 392—414; kämpft gegen die Wenden 426; zweiter Zug nach Italien und Tod 451—453.
Liudolf, sächsischer Graf, Stammvater der Liudolfinger, 185, 186, 197, 236.
Liudprand, Bischof von Cremona, 211, 232, 268, 269, 312, 328, 357, 363, 371, 378, 461, 466, 522, 523, 547; sein Gesandtschaftsbericht 523—546.
Liutgarde, Tochter K. Ottos I. von Editha, 288, 335; Gemahlin Herzog Konrads von Lothringen 336; stirbt 407.
Liutizen, wendischer Stamm, 296, 487, 604, 656, 657, 659, 660. Siehe Wilzen.
Liutpold, bairischer Markgraf, Vater Herzog Arnulfs, 172, 185.
Liutpold, Markgraf der bairischen Ostmark, 573, 577 (576), 585, 669.

Lorch. Siehe Lauriacum.
Lorsch, Abtei, 268, 327.
Lothar I., Sohn Ludwigs des Frommen, Kaiser, 147, 148; das Reich Lothars nach dem Verduner Vertrage 148; Theilung seines Reichs 150.
Lothar II., Sohn Lothars I., König, 150, 311, 312; bekommt Austrasien, Friesland, Alamanien 150; sein Reich durch den Vertrag von Mersen getheilt 150; sein Streit mit Papst Nicolaus I. 153.
Lothar III., König von Frankreich, 435; tritt gegen Otto II. auf 578; bringt bis nach Aachen vor 580, 581; zieht sich von Otto zurück 582; verfolgt ihn auf dem Rückzuge 582, 583; entsagt seinen Ansprüchen auf Lothringen 584, 593; nimmt die Vormundschaft über Otto III. in Anspruch 616–618; seine Heerfahrt gegen Lothringen wird vereitelt 622; rüstet sich aufs Neue gegen das ostfränkische Reich 625, 626; stirbt 640.
Lothar, König von Italien, Sohn König Hugos, 313, 316, 363, 369; verlobt und vermählt sich mit Adelheid von Burgund 314, 370; bedrückt durch Berengar 371, 372; stirbt 378.
Lothar, Markgraf der Nordmark, 634, 695.
Lothringen unter Lothar II. 150; unter Zwentibold, Kaiser Arnulfs Sohn, 161; Reginar, Herzog von Lothringen, 183, 184; Lothringen vom Ostreiche getrennt 184, 193; Erwerbung Lothringens durch K. Heinrich I.; deutsches Herzogthum 212–214; Aufstand und Untergang Herzog Giselberts 259–263; Herstellung der Ordnung in Lothringen 272, 273; Lothringen unter verschiedenen Herzogen bis auf Konrad den Rothen 274, 275, 288; Aufstand Konrads, Lothringen hält zu Otto I. 394–396. Erzbischof Brun von Köln erhält das Herzogthum Lothringen 402, 403, 431, 432; Theilung des Herzogthums in Ober- und Niederlothringen 433; Bruns Einfluß auf die kirchlichen Verhältnisse Lothringens 433, 434; Lothringen nach Bruns Tode 488; Unruhen in Lothringen unter K. Otto II. 571–578; Lothar von Frankreich sucht Lothringen an sich zu reißen 580–584, 616–626. Herzoge des ganzen Landes Reginar, Giselbert, Heinrich, Otto, Heinrich (Giselberts Sohn), Konrad der Rothe, Brun. Herzoge von Oberlothringen Friedrich I., Dietrich I. Herzoge von Niederlothringen Gottfried Karl, Otto (Karls Sohn).
Lucca, Bischofssitz, 473, 598.
Luceria, Stadt in Apulien, 594 (593).
Ludmilla, Herzogin v. Böhmen, 226.
Ludwig I. der Fromme 114; kämpft glücklich in Spanien 141; wird von Karl dem Großen zum Kaiser gekrönt 144; Regierung 144–147.
Ludwig II., Sohn Lothars I., König von Italien und Kaiser, 150, 156, 309, 310.
Ludwig Bosonides, König von Niederburgund und Kaiser, 310, 311, 313, 344.
Ludwig der Deutsche, König der Ostfranken, 186; kämpft gegen seinen Vater 147; besiegt mit Karl dem Kahlen Lothar 148; sein Reich nach dem Verduner Vertrage 148; er bekommt durch den Vertrag von Mersen Lothringen und Friesland 150, 151; stirbt 158.
Ludwig der Sachse, Sohn Ludwigs des Deutschen, 158, 186, 343.
Ludwig das Kind, König des ostfränkischen Reichs, 167; Verfall des Reichs in Folge innerer Kämpfe und der Einfälle der Ungarn 167–189.
Ludwig II. der Stammler, König der Westfranken, 158.
Ludwig III., König der Westfranken, Sohn Ludwigs des Stammlers, 158.
Ludwig IV., König der Westfranken, 249; Streitigkeiten mit Herzog Hugo von Franken, 249; nimmt Antheil an dem Aufstande Herzog Giselberts 264–274; vermählt mit Gerberge, Schwester K. Ottos I., 274; wird von Otto I. gegen Hugo unterstützt 304–309; stirbt 435.
Ludwig V., König der Westfranken, Sohn König Lothars II., 584, 617, 640–642.
Ludwig, Sohn Herzog Karls von Oberlothringen, 652.
Lübeck, später Sitz des Bisthums Oldenburg, 333.
Lüneburg. Siehe Michaelskloster.
Lüttich, Sitz eines Bisthums, 99, 406, 407, 617. Bischöfe Rather, Balderich I., Everaklus, Notker.

Macon, französisches Bisthum, 680.
Mähren 92, 159, 161, 170, 171. Bisthum 584. Fürsten Rastislaw, Swatopluk.
Magdeburg, königliche Pfalz und Stadt, 229, 250, 318, 334, 388, 563, 566, 580, 618, 693, 694; Moritzkloster 318, 320, 334, 443; Errichtung des Erzbisthums 334, 442–444, 460, 491, 495, 496, 561–563; Blüthe des Erz-

bisthums 584; Beschränkung durch Gnesen 732 (733), 735. Johanniskloster bei Magdeburg (Kloster Bergen) 563. Erzbischöfe Adalbert, Giseler.
Magyaren. Siehe Ungarn.
Mahadi, geistliches Oberhaupt der Fatimiden, 500—503.
Mailand, Stadt und Erzbisthum, 49, 369, 382, 554, 599, 707. Kirche des h. Ambrosius 369. Erzbischöfe Ambrosius, Hilduin, Manasse, Waldpert, Landulf II., Arnulf II.
Maincia, Kriegsmann Ottos I., 256, 262.
Mainz, Stadt und Erzbisthum, 31 (30), 99, 103, 104, 118, 244, 395, 396—401, 452, 458, 767 (768). Erzbischöfe Bonifacius, Hatto I., Heriger, Hildebert, Friedrich, Wilhelm, Hatto II., Willigis.
Majolus, Abt von Cluny, 587, 602, 678, 679, 751.
Manasse, Erzbischof von Arles, 369, 371; erhält das Erzbisthum Mailand 382; Erzkanzler in Italien 383.
Manso, Herzog von Amalfi und Salerno, 594, 630.
Mantua, Stadt und Bisthum, 369, 520, 602.
Manuel, griechischer Feldherr, 517.
Marbod, Herzog der suev. Markomannen, gründet in Böhmen eine Königsherrschaft 16; kämpft gegen Armin 25, 26; Ende seiner Herrschaft 26.
S. Marco. Siehe Venedig.
Marcus Aurelius, römischer Kaiser, 32, 35, 36.
S. Maria di Pomposia. Siehe Pomposia.
S. Maria auf dem Aventin. Siehe Rom.
Marienstift. Siehe Aachen.
Marino, Einsiedler im Venetianischen, 681.
Marinus II., Papst, 372.
Marinus, Bischof von Bomarzo, 308, 335, 373, 377.
Marinus, Herzog von Neapel, 548.
Marius besiegt die Cimbern und Teutonen 14 (13).
Markomannen siedeln sich in Böhmen an 16; überschreiten die Donau 36; plündern Italien 39; aus ihnen geht der baierische Stamm hervor 66.
Marozia, Herrin in Rom, 313, 362, 363, 364, 366.
Marser, germanischer Stamm, 20, 22, 25.
Matera, Stadt in Apulien, 595.
Mastricht, Bisthum, später nach Lüttich verlegt, 99.
Matfried, Graf in Lothringen, 183.
Mathilde, zweite Gemahlin K. Heinrichs I., 196, 197, 234—239, 242, 288, 317, 320, 430, 431, 473, 474, 491, 492, 559—561.
Mathilde, Tochter K. Ottos I., Aebtissin des Klosters Quedlinburg, 489, 607, 624, 695, 729 (730).
Mathilde, Tochter K. Ottos II., Gemahlin des Pfalzgrafen Ehrenfried von Lothringen, 609, 736.
Mauroceni, Familie in Venedig, 603.
Maximianus, Mitregent des Kaisers Diocletian, 42.
S. Maximin. Siehe Trier.
Maximinus, römischer Kaiser, 39.
Mecklenburg, Feste der Abodriten, 660.
Meißen, Burg und Bisthum, 171, 229, 487, 488; Gründung des Bisthums 521, 562, 606; Markgrafschaft 634, 635; Kämpfe um Meißen mit Böhmen, 623, 635. Bischöfe Burchard, Volkold, Eid. Markgrafen Günther, Rikdag, Eckard I.
Memleben an der Unstrut, königliche Pfalz und Kloster, 238, 239, 566, 571.
Merseburg, Burg und Königspfalz, 196, 223, 232, 260, 263, 264, 565, 623; Gründung des Bisthums 421, 442, 460, 496, 562; Aufhebung desselben 605, 606; vergebliche Bestrebungen der Herstellung 711, 733 (734), 735. Bischöfe Boso, Giseler, Thietmar.
Mersen, Vertrag 150.
Mesco (Miecziſlaw), Polenherzog, 486; nimmt das Christenthum an 489; im Kampf mit Graf Wichmann 555; mit den Redariern 557; erscheint vor Kaiser Otto I. in Quedlinburg 564; nimmt an der Verschwörung gegen Otto II. Theil 573; vermählt sich mit Oda, Tochter Markgraf Diedrichs, 583; leistet Otto III. den Vasalleneid 627; unterstützt das deutsche Heer im Krieg gegen die Wenden und Böhmen 636; wird von Boleslaw von Böhmen angegriffen 656, 657; zieht gegen die Wenden 659; stirbt 686 Anm.
Messana, Stadt in Sicilien, 517.
Metapontum. Ruinen 595.
Methodius, Missionar bei den Südslawen, 159.
Metz, Römerstadt, Sitz eines Bisthums, 31, 99, 403, 625. Bischöfe Adalbero I., Dietrich, Adalbero II.
Michaelskloster zu Lüneburg 565.
Miecziſlaw. Siehe Mesco.
Milo, Graf von Verona, 366, 382.
Milzener, wendischer Stamm in der Oberlausitz, 296, 635.

Minden, Bisthum, 118. Bischöfe Landward, Ramward.
Mistui, Herzog der Abodriten, 604, 605, 618.
Modena, Stadt und Bisthum, 360. Bischof Wido.
Monte Cassino, Mutterkloster des Abendlandes, 75, 678, 681, 716.
Montfaucon 641.
Montmartre bei Paris 582.
Moritzkloster. Siehe Magdeburg.
Mouzon bei Reims, Synoden 308, 666, 667.
Mühldorf am Inn, Schlacht 415.
Münster, Bisthum, 118.

Nako, wendischer Häuptling, 417.
Namatius, Bischof von Orleans, 64.
Nancy in Oberlothringen 403.
Narbonne, Schlacht, 97.
Narni, Bischofsstadt im römischen Gebiet, 493. Bischof Johann.
Navarra 142.
Neapel. Stadt und Herzogthum, 86, 88, 374, 548, 552, 588, 589, 630, 722, 743 (744). Herzog Marinus.
Nemeter, germanischer Stamm am linken Rheinufer, 31 (30).
Nepi, Stadt Italiens, 352.
Nerva, römischer Kaiser, 32.
Neuburg an der Donau 411, 579.
Neustrien 90, 94, 95.
Nicephorus I., griechischer Kaiser, 141.
Nicephorus II., griechischer Kaiser, 496, 497, 514–546, 549, 550.
Nicetas, Befehlshaber der griechischen Flotte, 517.
Nicolaus I., Papst, 153, 154, 332.
Nicomedien, Residenz Diocletians, 42 (41).
Niederaltaich, Abtei in Baiern, 217.
Niederburgund, Königreich. Siehe Burgunder.
Niederlausitz. Siehe Ostmark (sächsische).
Niedermünster. Siehe Regensburg.
Nilus der Heilige 680, 681, 690, 701, 702, 703, 716, 717.
Nisibis, Stadt in Mesopotamien, 590.
Nissa, Stadt in Serbien, Schlacht 40.
Nivelles, Abtei in Brabant, 554.
Nonantula, Abtei in der Lombardei, 670, 705.
Nordalbinger (Nordleute) 111, 143.
Nordelbingen 200.
Nordhausen, Königspfalz und Kloster, 234, 489, 491, 554, 560.
Nordleute. Siehe Nordalbinger.
Nordmark 487, 634. Markgrafen Dietrich, Lothar.
Noricum, römische Provinz, 32 (31), 66, 99.
Noriker 16 (15).
Normandie 303, 305, 435. Herzoge Wilhelm, Richard.
Normannen plündern die gallischen Küsten 157; verheeren die Rheingegenden 159; belagern Paris 160; werden von K. Arnulf geschlagen 161, 168; Normannen in Frankreich 303, 305–307.
Norwegen und Norweger 574, 575, 637, 661–663. Könige Jarl Hakon, Olaf Tryggves Sohn.
Notker, Bischof von Lüttich, 612, 723, 760 (761).
Novara, Stadt und Bisthum, 452, 454, 456.
Nymwegen, Königspfalz, 657.

Obeid Allah (Mahadi), erster Chalif der Fatimiden, 500, 503.
Oberlausitz. Siehe Milzener und Meißen.
Octavianus, Sohn Alberichs. Siehe Johann XII.
Oda, Stammmutter der Liudolfinger, 186, 236, 248.
Oda, Gemahlin Herzog Mescos von Polen, 583.
Odalrich, Erzbischof von Reims, 434.
Odense, Bisthum auf der Insel Fünen, 584, 638.
Odilo, Herzog von Baiern, 103.
Odilo, Abt von Cluny, 379, 385, 679, 680, 682, 730 (731), 746.
Odinkar der ältere, Missionar unter den Dänen, 639.
Odinkar der jüngere, Bischof von Ripen, 639.
Odo, König der Westfranken, 160, 161, 304.
Odo, Sohn Herzog Hugos von Franzien, 435.
Odo, Graf von Chartres, Blois und Tours, 666, 667, 699, 700.
Odo, Abt von Cluny, 366, 367, 372, 678.
Odoaker, König Italiens, 65, 66.
Oestreich. Siehe Ostmark (baierische).
Olaf, Tryggves Sohn, König von Norwegen, 637, 661–663.
Oldenburg (Stargard), Bisthum unter den Abodriten, 333, 735.
Olga. Siehe Helena.
Omar, Feldherr des Chalifen Abu Tamin Moad, 514.
Ommaijaden 114, 502–504.
Orleans, Bischofsstadt, 64, 647. Bischöfe Namatius, Arnulf.

Orta, Stadt und Bisthum im Römischen, 201, 737. Bischof Petrus.
Oschatz in Sachsen 629.
Osdag, Bischof von Hildesheim, 752.
Osnabrück, Bisthum, 117, 118.
Ostfalen, Sitze, 111.
Ostfränkisches Reich. Siehe Deutsches Reich.
Ostfranken 272.
Ostgothen, von den Hunnen unterworfen 55; erobern unter Theoderich Italien 66, 73—76; Ausbreitung des Reichs 78—80; Untergang desselben 84.
Ostia bei Rom, Bischofssitz, 468.
Ostmark, baierische (Oestreich), 141, 171, 425, 573, 577 (576), 585, 586. Markgrafen Burchard, Liutpold I.
Ostmark, sächsische (Mark Lausitz), 487, 605, 634. Markgrafen Gero, Thietmar, Hodo.
Oströmisches Reich. Siehe Griechisches Reich.
Oswiu, König der Angelsachsen, 102.
Otbert, Bischof von Straßburg, 202 (203).
Otbert, Markgraf und Pfalzgraf im italischen Königreich, 454, 456.
Otger, Bischof von Speier, 470.
Otrik, Lehrer zu Magdeburg, 615, 683.
Otto I. der Große, römischer Kaiser, Sohn K. Heinrichs I. und der Mathilde 197; mit Editha vermählt 229; von Heinrich I. den Fürsten zur Nachfolge empfohlen 238; Wahl und Krönung 241—246; Kämpfe gegen Böhmen, Wenden und Ungarn 247, 248; Bewältigung des Aufstandes in Baiern 252; Aufstand Eberhards und Thankmars 256; Einfall und Niederlage der Ungarn 258, 259; Empörung Heinrichs und Eberhards 259—264; Niederlage der Wenden 264; neuer Aufstand Heinrichs und Eberhards unter Beistand König Ludwigs von Frankreich 265—274; Heinrichs Flucht und scheinbare Versöhnung 275; Verschwörung gegen Otto und Mißlingen derselben 275—277; Versöhnung der Brüder 277; Befestigung der königlichen Gewalt 277—295; Wiederherstellung und Erweiterung der Marken 295—302; Kriege gegen die Wenden 296—298; gegen die Dänen 299—300; gegen Boleslaw I. von Böhmen 300; Kampf gegen Hugo von Franzien und Einsetzung Ludwigs IV. 306—309; Otto, Beschützer des jungen Konrad von Burgund 314; des Berengar gegen Hugo von Burgund 315; Ottos I. kirchliche Richtung 317—337; die Eroberung des Königreichs Italien 376—392; Ottos Stellung zum Kaiserthum 376, 377; Zug nach Italien 381—383; Vermählung mit Adelheid 385; Rückkehr nach Deutschland 388; Krieg mit seinen Söhnen 392—414; Belagerung von Mainz 396, 397, 400; vergebliche Unterhandlung mit den Söhnen 397, 398; Ernennung Bruns zum Herzog von Lothringen 401, 402; Otto tritt den Ungarn in Baiern entgegen 405; Unterwerfung Friedrichs von Mainz und Konrads des Rothen 407, 408, 409; Unterwerfung Liudolfs 411, 412; Beendigung des Bürgerkriegs in Baiern 414—418; Schlacht auf dem Lechfelde 418—426; neue Kämpfe gegen die Wenden 426—429; innere Verhältnisse nach dem Kriege 429—447; Herstellung des abendländischen Kaiserthums 447—474; Berengars Flucht 455; Kaiserkrönung 457, 458; Verhältniß zwischen dem Kaiser und Johann XII. 459—461; Kampf gegen Berengar 462; zweiter Einzug in Rom 464; Absetzung des Papstes Johann XII. 465—468; Unterdrückung des durch Papst Johann in Rom erregten Aufstandes 469; Ueberlieferung der Städte in Tuscien und der Pentapolis an Papst Leo VIII. 469; Berengar und Willa werden nach Bamberg geschickt 469; abermalige Belagerung und Eroberung Roms 471, 472; Rückkehr nach Deutschland 473; kaiserliches Regiment Ottos 474—498; weltgeschichtliche Stellung Ottos I. 474—476; Otto I. und Karl der Große 476—484; neue von Wichmann erregte Unruhen 485, 486; der Polenherzog Mesco (Mieczislaw) unterwirft sich Markgraf Gero und dem Kaiser 486; die Ordnung der wendischen Marken nach Geros Tode 487, 488; Ordnung der lothringischen Verhältnisse nach Erzbischof Bruns Tode 488; Erzbischof Wilhelm alleiniger Kanzler des deutschen Reichs 488; kirchliche Stiftungen Ottos 489; vergebliche Bemühungen Ottos, das Erzbisthum Magdeburg ins Leben zu rufen, 491; dritter Zug Ottos nach Italien 491, 492; Einsetzung Papst Johanns XIII. 493; Otto in Rom; Strafgericht über die Römer, die sich empört hatten, 493, 494; Pandulf von Capua wird mit den Marken von Spoleto und Camerino belehnt 495; Otto giebt dem Stuhl Petri alle früheren Besitzungen zurück 495; die Errichtung des Erzbisthums Magdeburg und der Bisthümer Merseburg, Zeitz, Mei-

ßen wird beschlossen 495, 496; Otto wirbt für seinen Sohn um die Hand der Theophano 497; Verhältnisse zu den Arabern und Griechen 498—555; Krieg in Unteritalien 547—553; Friede mit Constantinopel und Vermählung der Theophano mit Otto II. 553, 554; Rückkehr nach Deutschland 554, 555; Deutschland während der Abwesenheit Ottos 555—557; das Erzbisthum Magdeburg tritt ins Leben 562, 563; Hoftag in Quedlinburg 563, 564; des Kaisers Tod 567—569.

Otto II., römischer Kaiser, Sohn König Otto I. von der Adelheid, wird zum König gewählt und gekrönt 446; übernimmt die Regierung während des dritten Zuges Ottos I. nach Italien 492; Otto I. wirbt für ihn um die Hand der Theophano 496, 497; Otto II. hält einen Reichstag zu Worms ab, zieht nach Italien und wird zum Kaiser gekrönt 520; mit Theophano vermählt 553, 554; übernimmt die Regierung 566; die ersten Jahre seiner Regierung 569—586; sein Charakter 569, 570; Einfluß seiner Mutter, Gemahlin und seines Freundes Otto 570; Verleihung des Herzogthums Schwaben an Otto, Sohn Liudolfs 572; der Ostmark an den Babenberger Liutpold 573; Verschwörung Herzog Heinrichs des Zänkers und Unterdrückung derselben 573, 574; Krieg gegen die Dänen 574, 575; gegen die Böhmen 575; in Baiern 576; Uebertragung des Herzogthums Baiern an Otto, Liudolfs Sohn, 576; Kärnthen und die Mark Verona werden von Baiern getrennt und unter einen eigenen Herzog gestellt 576, 577; Ottos zweiter Zug gegen Böhmen 579; gegen Heinrich den Zänker 579, 580; König Lothar von Frankreich fällt in Lothringen ein 581; Otto zieht gegen Paris 582, 583; Krieg gegen Polen 583; Friede mit Lothar 584; Zug nach Italien 587; Kämpfe in Italien 593—606; Sieg über die Araber 595, 596; Niederlage in Calabrien 596—598; Reichstag zu Verona, Wahl Ottos III. 600, 601; Belagerung Venedigs 603; Aufstand der Wenden 604, 605; Aufhebung des Bisthums Merseburg 606; Ottos II. Tod 606, 607.

Otto III., römischer Kaiser, Sohn K. Ottos II. und der Theophano 586, 587, 600; wird zum König gekrönt 609; die Kämpfe um die Vormundschaft 609—632; die Regentschaft seiner Mutter 632—658; das Reichsregiment unter Adelheid und Willigis 658—669; Theilnahme Ottos am Kriege gegen die Wenden 659, 660, 671; sein erster Römerzug 670—675; er setzt Gregor V. als Papst ein 673; wird zum Kaiser gekrönt 675; Gemüthsart Ottos 675, 676; der heilige Adalbert und Otto III. 682—690; Gerbert und Otto III. 690—693; Kriege gegen die Wenden 693, 694; Otto residirt in Aachen, Rüstungen zu einem neuen Römerzuge 695; Otto führt Gregor V. zurück, der Gegenpapst wird entsetzt, Crescentius enthauptet 702—704; kaiserliches Edict wegen der Pachtverträge der italischen Kirchen 707, 708; Otto setzt Gerbert als Papst ein 712; ächtet Arduin von Ivrea 714 (715); andächtige Stimmungen des Kaisers 715—718; Ottos phantastische Pläne 718—729 (730); seine Absicht, Italien und Deutschland fester zu verbinden, Heribert Kanzler beider Reiche 718 (719); Gerberts Einfluß auf die universellen Anschauungen des jungen Kaisers 720 (721); die Verhältnisse Unteritaliens 721, 722 (723); Herstellung der alten Republik 723; Einführung des byzantinischen Ceremoniels am Hofe Ottos III. 724; Differenzen zwischen dem Papstthum und Kaiserthum 726, 727; Ottos letzte Reise nach Deutschland 729(730)—737; Reise zum Grab des h. Adalbert, Errichtung des Erzbisthums Gnesen, Erhebung Boleslaws 731 (732), 732, 733; Otto steigt in die Gruft Karls des Großen 734 (735); seine Rückkehr nach Rom 736; der Einfluß der Deutschen im Osten durch Otto III. gebrochen 741, 742; Erhebung im südlichen Italien 743 (744); Widerstand Tivolis 744; Aufstand in Rom 744 (745); der Kaiser begiebt sich nach Ravenna 745, 746; Besuch in Venedig 747, 748; Zug gegen Rom und Benevent 748 (749); strenge Bußübungen des Kaisers 749, 750 (751); Verschwörung der deutschen Fürsten 751; Ottos Tod 760; seine Leiche wird nach Aachen gebracht 760, 761.

Otto der Erlauchte, Herzog und Markgraf in Sachsen und Thüringen, 187, 188, 190—193.

Otto, Sohn Liudolfs, Herzog von Schwaben und Baiern, 452, 453, 570, 573, 576, 579, 587, 595, 598.

Otto, Sohn Konrads des Rothen, Herzog von Kärnthen, Markgraf von Verona, 580, 601, 668, 669.

Otto, Richwins Sohn, Herzog von Lothringen, 272, 287.

Otto, Sohn Herzog Karls, Herzog von Niederlothringen, 652, 736 (737), 760 (761).
Otto, Sohn Herzog Hugos von Franzien, 435.
Otto, Graf von Lomello, 734 (735).
Oviedo, Hauptstadt des Königreichs Asturien, 142.

Paderborn, Stadt und Bisthum, 112, 118.
Palnatoke, Vikinger, Herr der Jomsburg, 636 (637), 637.
Pampelona, Hauptstadt von Navarra, 142.
S. Pancratius, Kirche. Siehe Rom.
Pandulf I., Fürst von Capua und Benevent, Markgraf von Spoleto und Camerino, 451, 493–495, 497, 522, 534, 535, 538, 547, 548, 552–554, 589, 591–593.
Pandulf II., Sohn Pandulfs I. von Capua, Fürst von Salerno, 589, 593, 594.
Pandulf II., Vetter Landulfs IV., Fürst von Benevent, 594, 723.
Pannonien, römische Provinz, 15, 18, 36, 39.
Pantaleonskloster. Siehe Köln.
Paris 77, 160, 307, 582.
Parma, Stadt und Bisthum, 462. Bischof Hubert.
Parther 35.
Passau, Stadt und Bisthum, 32 (31), 103, 577, 579, 584, 585. Bischof Piligrim.
Paul, Warnefrieds Sohn, gelehrter Langobarde, 348, 349.
S. Paul, Kirche und Kloster. Siehe Rom.
Paulinus, Erzbischof von Aquileja, 349.
Paterno, Burg bei Rom, 748 (749), 759.
Pavia, Hauptstadt der Lombardei und Bisthum, 115, 354, 359, 363, 369, 382, 385, 386, 388, 451, 455, 461, 462, 473, 549, 554, 587, 601, 615, 624, 671, 673, 674, 699, 700, 702, 705, 707, 710, 736 (737), 748 (749); Rechtsschule 358. S. Salvatorskloster 671. Synoden 699–701, 705, 707–710. Bischöfe Ennodius, Peter.
Pentapolis 105, 106, 450.
Pereum, Insel bei Ravenna, 749, 750.
Pescara, Grafschaft, 554.
Peter, Bischof von Pavia, als Papst Johann XIV., 604. Siehe Johann XIV.
Peter, Bischof von Vercelli, 710.
Peter Orseolo I., Doge von Venedig, 602, 681, 682.
Peter Orseolo II., Doge von Venedig, 673, 746–748 (747–748).
Peter Candiano IV., Doge von Venedig, 602.
Peter, Kral der Bulgaren, 518, 530, 532.
Peter von Pisa, Lehrer Karls des Großen, 349.
S. Peter. Siehe Rom.
Peterlingen, Cluniacenserkloster in Burgund, 671.
Petrus, Bischof von Orta, päpstlicher Legat, 201.
Petrus, Präfect der Stadt Rom, 493, 494.
Petschenegen 170.
Phocas, griechisches Geschlecht, 514.
Photius, Patriarch von Constantinopel, 153.
Piacenza, Bisthum und zeitweise Erzbisthum, 670, 702. Erzbischof Johannes.
Picten 61, 62 (61).
Piligrim I., Erzbischof von Salzburg, 193.
Piligrim, Bischof von Passau, 585.
Pippin der Kleine, Hausmeier des fränkischen Reichs, 98; unterstützt die Mission des Bonifacius 103; zum König gewählt und gesalbt 105; bekriegt den Langobardenkönig Aistulf 105; Schenkung an Rom 105, 106, 449, 450.
Pippin, Sohn Karls des Großen, kämpft in Italien und gegen die Avaren 141, 144.
Pippin, Sohn Ludwigs des Frommen, 147.
Pippin von Heristal, Hausmeier von Austrasien, 95, 97.
Pippin von Landen, Hausmeier von Austrasien, 94, 95.
Piumbia, Ort im Gebiet von Novara, 452.
Placidia, Schwester des Kaisers Honorius, 59, 60.
Pöhlde am Harz, Königshof und Kloster, 234, 388, 560; Synode 755 (756), 756 (757).
Pötovio (Pettau), Römerstadt, 32.
Poitiers, Schlacht 97.
Polen 486; nehmen das Christenthum 489, 490; Bisthum Posen gegründet 562, 564; Erhebung gegen das deutsche Reich unter Otto II. 573, 574, 583; Errichtung des Erzbisthums Gnesen 732, 733; Aufschwung des polnischen Reichs 737, 738. Herzoge Mesco (Miecziessaw), Boleslaw I.
Pollentia, Schlacht 57.
Polyenctos, Patriarch von Constantinopel, 551.

Pommern 688, 737.
Pomposia, Insel in der Pomündung mit dem Kloster S. Maria di Pomposia, 747.
Poppo, Bischof von Schleswig, 639.
Poppo, Bischof von Krakau, 732.
Poppo, Markgraf von Thüringen, 180.
Poppo, Missionar bei den Dänen, 489.
Porto bei Rom, Bischofssitz, 468.
Posen, polnisches Bisthum, 562, 564, 732 (733). Bischof Unger.
Prag, Hauptstadt Böhmens und Bisthum, 226, 300, 584, 683—685, 732 (733). Bischöfe Thietmar, Adalbert, Thiedbag.
Premysliden, Herrscherfamilie in Böhmen, 226.
Preußen 688—690, 737.
Probus, römischer Kaiser, 41.
Provence 79, 148, 150, 158, 353, 555.

Quaden, germanischer Stamm, 36.
Quedlinburg, Königspfalz und Nonnenkloster, 223, 235—239, 276, 320, 329, 489, 559, 560, 563—565, 580, 609, 618, 626, 657, 671, 695, 731 (732), 733 (734). Aebtissinnen Mathilde, Tochter K. Ottos I., Adelheid, Tochter K. Ottos II.

Radagais, gothischer Heerführer, 57, 58.
Radim. Siehe Gaudentius.
Radla, Freund des heiligen Adalbert, 685, 739 (740).
Radulfsrode am Harz, 559.
Rätien, römische Provinz, 31, 36, 58, 66, 99.
Rätische Stämme 15.
Raginfred, Bischof von Vercelli, 710.
Rahdi, Chalif von Bagdad, 499, 500.
Raik, der erste Emir al Omra, 499.
Rainard, Kämmerer Ottos III., 747 (748).
Rammelsberg bei Goslar 292.
Ramward, Bischof von Minden. 694.
Rara (Großrohrheim bei Worms) 622, 624, 626.
Rastislaw, Fürst der Mährer, 159.
Rather, Bischof von Verona, dann von Lüttich, 328, 355, 358, 366, 371, 380, 382, 406, 444, 460, 461.
Rauraker, celtischer Stamm, 31.
Ravenna, Hauptstadt des Exarchats und Erzbisthum, 86, 88, 350, 357, 461, 462, 495, 520, 549, 554, 587, 592, 601—603, 649, 673, 674, 702, 705, 712, 729, 740 (741), 745 (746), 746—748. Palast Ottos I. 495. Abtei Classe 682, 744, 745 (746). Erzbischöfe Honestus, Johann, Gerbert, Friedrich.
Reccared, westgothischer König, 85.
Recemund, Bischof von Elvira, Gesandter Abderrahmans III. an Otto I., 509, 510.
Redarier, wendischer Stamm, 227, 296, 556, 557. Siehe Liutizen.
Regensburg, Römerstadt, 31; Hauptstadt des Herzogthums Baiern und Bisthum, 103, 200, 210, 399, 403, 409—411, 415, 420, 425 (424), 426, 576, 672, 732 (731), 767 (768). Frauenkloster Niedermünster 574. Mönchskloster S. Emmeram 672, 685. Bischöfe Wolfgang, Gebhard I.
Reggio, Stadt und Bisthum in der Lombardei, 383, 384. Bischof Adelhard.
Reginar, Herzog von Lothringen, 183, 184, 212.
Reginar I., Graf von Hennegau, Bruder Herzog Giselberts von Lothringen, 219, 394, 401, 406, 432.
Reginar II., Graf von Hennegau, 571, 575, 578, 580, 583.
Reginbald, Neffe des heiligen Ulrich, 424.
Reginhilde, Gemahlin Herzog Hermanns I. von Schwaben, 218 (219).
Reichenau, Mönchskloster auf einer Insel des Bodensees, 324, 329, 558.
Reimbald, Graf von Treviso, 747.
Reims, Krönungsstadt der westfränkischen Könige und Erzbisthum, 78, 304, 307, 434, 581, 613—617, 640—644, 648, 649, 651. Synode 652—656. Bischof Remigius. Erzbischöfe Hugo, Artold, Odalrich, Adalbero, Gerbert, Arnulf.
Reinbern, Bischof von Kolberg, 732.
Remagen, Römerstadt, 31.
Remigius, Bischof von Reims, 78.
Remiramont in Lothringen 640.
Richar, Bischof von Tongern, 319.
Richard, Herzog des französischen Burgund, 310.
Richard, Herzog der Normandie, 435.
Richari, Lanzenträger Kaiser Ottos III. 596.
Richburg, Aebtissin des Klosters Nordhausen, 559.
Richer, Reimser Mönch, Chronist, 644.
Richowo, Bischof von Worms, 203.
Richwin, Bischof von Straßburg, 202 (203).
Rieti im Sabinerlande, Schlacht 354.
Rikdag, Markgraf von Meißen, 605, 634 (633), 738.
Rimini, Stadt in der Pentapolis, 450.

Ripen, dänisches Bisthum, 333, 638, 639. Bischof Odinkar.
Ripuarische Franken 68, 77.
Robert I., König der Westfranken, 214, 248, 304.
Robert II., König von Frankreich, 647, 648, 665, 691, 699, 700, 714.
Rodbert, Erzbischof von Trier, 319, 321, 381, 394, 401, 406, 439.
Rodfred, Graf in der Campagna, 493, 494.
Römisches Papstthum. Die frühesten Zeiten 47, 65 (64), 97, 99, 100; Verbindungen mit der fränkischen Kirche 102—108, 112—114, 120, 121; Pippinische Schenkung 105, 106; der Papst krönt Karl d. Gr. zum römischen Kaiser 122; Stellung des Papstthums im Karolingischen Kaiserreich 126; Pseudoisidorische Decretalien 151—153; Streben nach der Oberherrschaft 153—155; Bedrängnisse des Papstthums 156, 158, 159; Schenkung Karls des Kahlen 344; Verfall des Papstthums 345, 346, 364, 366, 372, 373, 377; Verhandlungen Ottos I. mit den Päpsten 377, 386, 442, 443, 449, 454, 455; der Papst krönt Otto I. zum Kaiser 458; Streitigkeiten Ottos I. und Johanns XII. 459—471; Otto erzwingt das Recht, über den Stuhl Petri zu verfügen 464; das Papstthum in der Abhängigkeit vom deutschen Kaiser 475, 476; Zerwürfnisse des Papstthums mit dem französischen Episcopat 652—656, 665—668; Einflüsse Clunys auf Rom und Beginn kirchlicher Reformen 695—715; Streitigkeiten Roms mit den deutschen Bischöfen 751—757 (755—758). Päpste Leo I., Gregor I., Gregor II., Gregor III., Stephan III., Hadrian I., Leo III., Gregor IV., Leo IV., Nicolaus I., Johann VIII., Formosus, Sergius III., Johann X., Leo VI., Stephan VIII., Johann XI., Leo VII., Stephan IX., Marinus II., Agapet II., Johann XII., Leo VIII., Benedict V., Johann XIII., Benedict VI., Bonifaz VII. (Gegenpapst), Benedict VII., Johann XIV., Johann XV., Gregor V., Johannes (Gegenpapst), Silvester II.
Römisches Reich. Erste Kämpfe der Römer mit den Germanen 13—27; das römische Kaiserreich 29, 30; die römischen Provinzen im späteren deutschen Reiche 30—32; Einbrechen der Germanen, Schwäche und Herstellung des Reichs 35—45; Verbreitung des Christenthums 45—50; Kämpfe mit den Westgothen 55, 56; Abtrennung des oströmischen Reichs 56; Zerstörung des abendländischen Reichs 57—67; Herstellung des abendländischen Reichs durch Karl den Großen 122; das Kaiserreich Karls des Großen 122—141; Verfall desselben 144—151; Schattenkaiser 310, 311, 343, 344; Erneuerung des Reichs durch Otto I. 456—458; Ottos I. kaiserliches Regiment 474—498; Ottos II. unglückliche Bestrebungen, ganz Italien dem Reiche zu gewinnen, 586—608; phantastische Pläne Ottos III. zur Herstellung des alten Römerreichs 718—729. Kaiser Augustus, Tiberius, Caligula, Claudius I., Nerva, Trajan, Hadrian, Antoninus Pius, Marcus Aurelius, Commodus, Maximinus, Decius, Claudius II., Aurelian, Tacitus, Diocletian, Maximianus, Constantin, Theodosius I., Honorius, Attalus, Valentinian III., Karl I. der Große, Ludwig I. der Fromme, Lothar, Ludwig II., Karl II. der Kahle, Karl III. der Dicke, Wido, Lambert, Ludwig III. Bosonides, Berengar, Otto I., Otto II., Otto III.
Rom, Stadt. Zur alten Kaiserzeit 29, 41, 56, 58, 59, 64, 65; unter Theodorich 76; im Kampf gegen die Langobarden 86, 88; unter dem Patriciat und Kaiserthum der fränkischen Könige 106, 113, 121, 122, 153, 156, 161, 350; unter der Weiberherrschaft 350, 352, 354, 364; unter Alberich 365—367, 372, 373, 375, 448; unter Johann XII. 449, 456—458; unter Otto I. 458—462, 464—473, 492—495, 520, 547, 554, 564; unter Otto II. 587, 588, 592, 593, 598, 604, 607, 608; unter Otto III. 630, 631, 649, 673, 674, 701—704, 710—712, 716, 717, 723—729, 741, 743—745 (744—746), 748 (749), 758 (759), 761 (762). Leostadt 156, 457, 592. St. Peter 156, 343, 377, 456—460, 464, 465, 470, 592, 607, 703, 712, 736 (737). Lateran, Kirche und päpstlicher Palast, 463, 465, 472, 592. S. Paul, Kirche und Kloster bei der Stadt, 682, 748 (749). Kirche SS. Apostoli 372. Kirche des H. Sebastian 754 (755). Adalbertskirche auf der Tiberinsel 716, 729. Kirche S. Clemente 717, 723. Kirche des H. Pancratius in Trastevere 703. Kloster der H. Maria auf dem Aventin 372, 682. Kloster der Heiligen Bonifacius und Alexius auf dem Aventin 592, 682, 685—687, 690, 723, 729, 749 (750). Kaiserlicher Palast neben der Peterskirche 592. Palast Ottos III. auf dem Aventin 723,

736 (737), 744 (745). Engelsburg 493, 587, 630, 703. Thor von S. Giovanni 354. Synoden 460, 465—468, 470, 472, 495, 521, 674, 702, 704, 710, 754 (755).
Romanische Nationen, Bildung derselben, 88, 89.
Romanus II., griechischer Kaiser, 368, 496, 515.
Rometta in Sicilien 517.
Romuald, Bruder Fürst Pandulfs I. von Capua, 539.
Romuald der Heilige, Abt des Klosters Classe, 681, 682, 737 (738), 744 (745), 746, 749, 750 (751).
Romuald, Abt von St. Emmeram zu Regensburg, 672.
Roncesvalles, Schlacht 115.
Rossano, Stadt in Unteritalien, 595, 598.
Roswitha, Nonne von Gandersheim, 329, 385, 387, 768 (769).
Rothard, Bischof von Straßburg, 267, 269.
Rothard, Bischof von Cambray, 612.
Rouen, Hauptstadt der Normandie, 305, 307, 737.
Rudolf von Burgund, König der Westfranken, 214, 215, 248.
Rudolf I., König von Hochburgund, 161, 311.
Rudolf II., König von Hochburgund, 311, zum König von Italien gekrönt, 312; verzichtet auf Italien und vereinigt die burgundischen Länder 313; stirbt 314.
Rudolf III., König von Burgund, 730.
Rudolf, Bischof von Würzburg, 172, 180, 181, 182 (183).
Rudolf, Bischof von Laon, 309.
Rügen 428.
Ruotger, Erzbischof Bruns Biograph, 324, 433, 438, 446, 768 (769).
Rupert, Bischof von Worms und Salzburg, 101.
Rurik, Gründer des russischen Reiches, 490.
Russisches Reich 490, 518, 589. Großfürsten Rurik, Igor, Swiätoslaw.

Saalfeld, Burg in Thüringen, 260, 387.
Sabaria (Stein am Anger), Römerstadt, 32.
Sabinerland 363, 450.
Sachsen, älteste Sitze, 37; plündern die Küsten Galliens und Britanniens 40 (39), 58; erobern Britannien 62 (61); gewinnen Nordthüringen 80; Volksfreiheit und Heidenthum bei den Sachsen 110, 111; von Karl dem Großen unterworfen 110—117; Bisthümer eingerichtet 118; selbstständige Stellung der Liudolfinger in Sachsen 185—188; Festhalten an der Reichseinheit 190; Kämpfe mit K. Konrad I. 195—200; Uebergang des Königthums auf die Liudolfinger 206; Herzogthum der Billinger 437, 438. Herzoge Otto der Erlauchte, Heinrich I., Hermann Billing, Bernhard I.
Salerno, Stadt und Fürstenthum, 156, 374, 494, 547, 548, 589, 593, 594, 630, 723, 745 (744); Schule der Medicin 358. Fürsten Gisulf, Pandulf II., Manso, Johann Lamberts Sohn, Waimar III.
Salische Franken, gegen Attila kämpfend 64; unter Chlodovech, 77.
Salomo, Bischof von Konstanz, 174, 184, 185, 193, 198.
S. Salvatorskloster. Siehe Pavia.
Salzburg (Juvavum), Römerstadt 32; Bisthum 103; Erzbisthum 119, 200, 577, 585. Bischöfe Rupert, Virgilius. Erzbischöfe Arno, Theotmar, Piligrim I., Herold, Friedrich I.
Samo, Franke, gründet ein slawisches Reich 92, 94.
Saragossa 115.
Sardinien 142, 501.
Sarilo, Burgunder, 367.
Sasbach, königl. Pfalz im Elsaß, 694.
Sarolth, Gemahlin König Geisas, 738 (739).
Saufeld bei Berka an der Ilm 411.
Savoien 353.
Scheidungen, Burg in Sachsen, 260, 263.
Schiiten 501.
Schleswig, dänisches Bisthum 333, 638; Markgrafschaft 234, 639. Bischöfe Poppo, Eckard. Markgrafen Hermann Billing, Bernhard I.
Schöningen im Braunschweigischen 620.
Schwaben, Kämpfe um das Herzogthum 184, 185, 198—204, 209, 210; Verheerungen der Ungarn 203 (204), 418; Einsetzung eines fränkischen Großen als Herzog in Schwaben 219; Liudolf, Sohn Ottos I., wird Herzog von Schwaben 336. Herzoge Erchanger, Burchard I., Hermann I., Liudolf, Burchard II., Otto, Konrad. Siehe Alamannen.
Schweden 332, 333, 638, 639; Untergang des Heidenthums 663. Könige Erich, Olaf der Schoßkönig.
Scoten 61.
S. Sebastian, Kirche. Siehe Rom.

Seben, Stadt und Bisthum, 172, 415. Bischof Zacharias.
Seckingen, Kloster auf einer Rheininsel, 101.
Seelheim in Oberhessen, Fürstentag 319.
Selibur, Waarerfürst, 556.
Selz, Kloster im Elsaß, 671, 675, 730 (731).
Semnonen, germanischer Stamm, 14, 25.
Senlis, Burg in Frankreich, 650; Synoden 650, 668.
Sens, Erzbisthum in Frankreich, 647. Erzbischof Siguin.
Sequaner, celtischer Stamm, 14.
Serben, slawischer Stamm, 92.
Sergius III., Papst, 364.
S. Servolo. Siehe Venedig.
Sevilla, Bischofsstadt in Spanien, 152. Bischof Isidor.
Sicilien 156, 497, 501, 514, 517, 518, 591, 592, 601, 629, 721.
Siegbert, Bruder des sächsischen Pfalzgrafen Dietrich, 618.
Siegbert von Gemblour, Geschichtsschreiber, 434.
Siegburg an der Ruhr 112.
Siegfried, Dänenkönig, 112.
Siegfried, Graf in Sachsen, 251.
Siegfried, Sohn des Markgrafen Geros, 486.
Siegfried, Oheim Graf Gottfrieds von Verdun, 617.
Siegmund, Bischof von Halberstadt, 196.
Sigambrer, germanischer Stamm, 15, 17.
Sigibert III., König von Austrasien, 95.
Sigismund, König der Burgunder, 74.
Siguin, Erzbischof von Sens, päpstlicher Vicar, 647.
Siko, Graf, Heerführer K. Ottos I., 548, 549.
Silvester II. (Gerbert), Papst, 712—715, 719 (720), 726—729, 736, 740, 744, 752 (753), 754 (755)—760 (759).
Simeon, Palastbeamter des Kaisers Nicephorus II., 530.
Sirmium, Römerstadt, 32.
Siscia (Sissek), Römerstadt, 32.
Slawnik, Vater des heiligen Adalbert, 682.
Slowenzen oder Slowenen, slawischer Stamm, 92, 119.
Soest, Stadt in Sachsen, 327.
Soissons, Residenz Chlodovechs, 77.
Soliman Ibn al Arabi, arabischer Befehlshaber in Barcelona, 115.
Somasata am Euphrat 590.
Sophie, Tochter Ottos II., Aebtissin des Klosters Gandersheim, 609, 731 (732), 752, 753.
Sorben, wendischer Stamm, Sitze 92; von Karl dem Großen bekriegt 116; unterstützen Karl gegen die Sachsen 117; gedemüthigt und die sorbische oder thüringische Mark eingerichtet 141; verheeren Thüringen 159; ihre Macht schwindet und ihr Land wächst der thüringischen Mark zu 188 (187), 296, 660.
Speier, Römerstadt und Bisthum, 31, 99, 148, 197, 272. Bischöfe Einhard, Otger.
Spoleto, Stadt, Herzogthum und Markgrafschaft, 86, 114, 161, 351, 352, 363, 367, 369, 370, 450, 451, 453, 495, 593, 598, 672. Herzoge und Markgrafen Wido, Theobald I., Auschar, Hubert, Bonifacius, Theobald II., Pandulf, Landulf, Trasemund.
Stade, Grafschaft, 661, 662.
Stammheim, Burg in Schwaben, 198.
Stargard. Siehe Oldenburg.
Steele in Westfalen, Reichstag 254, 280.
Stephan III., Papst, 105.
Stephan VIII., Papst, 364.
Stephan IX., Papst, 372.
Stephan (Waik), König von Ungarn, 739—741 (742).
Stephan, Palastbeamter Papst Leos VIII., 493, 494.
Stephania, Wittwe des Crescentius, 761 (762).
Stetternburg zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel 258.
Stilicho, Vandale, Minister der Kaiser Theodosius und Honorius, 56—58.
Stoinef, wendischer Häuptling, 417, 427, 428.
Straßburg, Römerstadt und Bisthum, 31, 101, 202 (203), 267, 273, 767, (768). Bischöfe Otbert, Richwin, Rothard, Widerold.
Strziezislawa, Mutter des heiligen Adalbert, 683.
Stuhlweißenburg, ungarische Königsstadt, 741 (742).
Subiaco, Mönchskloster im Sabinerlande, 717, 723.
Sueven, Sitze, 14; unter Ariovist in Gallien 14; Kämpfe mit Julius Cäsar 15; suevische Schaaren fallen in Rhätien ein 36; verheeren das südliche Gallien und ziehen nach Spanien 58; werden durch die Westgothen auf Gallicien be-

schränkt 60; Verbreitung suevischer Stämme 69.
Susanne, erste Gemahlin König Roberts von Frankreich, 699.
Sven, König von Dänemark, 604, 636—639, 661–663.
Swanehild, Gemahlin des Markgrafen Eckard von Thüringen, 635.
Swatopluk (Zwentibold), Fürst der Mährer, 159, 161.
Swiätoslaw, Großfürst von Rußland, 490, 518, 552, 589.
Syagrius, römischer Statthalter in Gallien, 66.

Tacitus, römischer Kaiser, 41.
Tacitus, römischer Geschichtsschreiber, 34.
Tammo, sächsischer Graf, 748 (749), 759 (758).
Tammo, Kämmerer K. Ottos III., 747 (748).
Taormina, Stadt und Burg in Sicilien, 514, 517.
Tarent, Stadt in Apulien, 156, 595.
Tassilo, Herzog von Baiern, 109, 118.
Tegernsee, Mönchskloster in Baiern, 217.
Terracina, Grenzstadt des Kirchenstaats, 450.
Testri, Schlacht 95.
Teupern, Vasall K. Ottos III., 747.
Teutonen 13.
Thankmar, Sohn K. Heinrichs I., 196, 237, 238, 251, 252, 254–256.
Thankmar, Lehrer und Biograph des heiligen Bernward, 751 (752), 757, 758 (759).
Theobald I., Markgraf von Spoleto, 363.
Theobald II., Sohn des Markgrafen Bonifacius, 370, 450, 453.
Theodorich, König der Ostgothen, 66, 73, 74, 76, 78, 79.
Theoderich, Chlodovechs Sohn, unterwirft die Thüringer 80.
Theoderich, Vater der Königin Mathilde, 996.
Theodor, Erzbischof von Aegypten, 698.
Theodora, Herrin in Rom, 364.
Theodosius I., römischer Kaiser, 50, 56 (55).
Theophano, Gemahlin der Kaiser Romanus II. und Nicephorus II., 515, 516, 549, 551.
Theophano, Tochter K. Romanus II., Gemahlin K. Ottos II., 496, 497, 521—523, 527, 530, 553, 554, 563, 570, 580, 587, 590, 595, 607, 609; zur Vormundschaft ihres Sohnes und Reichsregierung berufen 611; Kämpfe mit Heinrich von Baiern 612—627; ihre vormundschaftliche Regierung 632, 633; Kämpfe mit den Wenden 633—636; ihre Stellung zu den politischen Veränderungen im Westfrankenreiche 639—646, 649, 650; Theophanos Regiment in Italien 649, 650; ihr Ende 656, 657.
Theophylactus, Consul und Senator in Rom, 364.
Theotmar, Erzbischof von Salzburg, 172.
Thiatbold, sächsischer Krieger, 256.
Thieddag, Bischof von Prag, 732 (733).
Thiel an der Waal, Königshof, 554.
Thietmar, Bischof von Merseburg, Geschichtsschreiber, 606, 662.
Thietmar, Bischof von Prag, 683.
Thietmar, Markgraf in der sächsischen Ostmark, 487, 634.
Thietmar, sächsischer Graf, 199, 200, 227—229.
Thüringer, Sitze 37, 69, 76; Vernichtung des thüringischen Reichs 80; Thüringen unter fränkischen Herzogen 91; Verbreitung des Christenthums 101, 103; thüringische Mark 141, 168, 180; Kämpfe mit den Sorben und Ungarn 168, 172, 180, 231; die Thüringer begeben sich in den Schutz des sächsischen Herzogthums 188; das Sorbenland mit der thüringischen Mark verbunden 188. Markgrafen der thüringischen Mark Poppo, Bernhard. Siehe Meißen.
Thusnelda, Gemahlin Armins, 22.
Tiberius, römischer Kaiser, 15, 18, 19, 21, 23—25, 27, 28.
Tibur (Tivoli) bei Rom 467, 744, 745.
Tilleda am Kyffhäuser, Königshof, 554.
Tivoli. Siehe Tibur.
Todi, Stadt und Bisthum im Herzogthum Spoleto, 466. Synode 757 (758).
Tolensaner, wendischer Stamm, 296, 298.
Tongern bei Mastricht, Römerstadt und Bischofssitz (später nach Lüttich verlegt), 31, 99, 104, 319. Bischof Richar.
Totnan, irischer Missionar in Ostfranken und Thüringen, 101.
Toul, Römerstadt und Bischofssitz, 31, 99, 434, 612. Bischof Gerhard.
Toulouse, Hauptstadt der Westgothen, 60.
Tournay, Hauptstadt der salischen Franken, 77.
Trajan, römischer Kaiser, 32.
Trasemund, Herzog von Spoleto und Markgraf von Camerino, 598, 672.
Treviso, Grafschaft, 747.

Triboker, germanischer Stamm am linken Rheinufer, 31 (30).
Tribunus, mit Beinamen Menius (Memus), Doge von Venedig, 603.
Tribur, Königspfalz in der Nähe von Mainz, 160.
Trient, Stadt und Bischofssitz, 369, 381, 382, 390, 695.
Trier, Römerstadt und Erzbisthum, 31, 99, 244, 319, 321, 406, 439. Synode 309. Kloster S. Maximin 325. Erzbischöfe Rodbert, Heinrich I., Elbert.
Tripolis in Syrien 590.
Trudpert, irischer Missionar im Breisgau, 101.
Tubanten, germanischer Stamm, 22.
Tugumir, Hevellerfürst, 297.
Tungrer, germanischer Stamm, 31.
Turin, Stadt, 378.
Tuscien, Markgrafschaft, 351, 366, 369, 450, 453, 601. Markgrafen Adalbert, Wido, Boso, Hubert, Hugo.
Tzimisces, Johannes, Feldherr Kaiser Nicephorus II., 517; ermordet Nicephorus und usurpirt die kaiserliche Gewalt 549–551; Charakter 551, 552; führt Krieg gegen die Russen 552; schließt mit Otto dem Großen einen Vertrag 553; schlägt den Großfürsten Swiätoslaw; unterwirft Bulgarien und erobert Syrien 589, 590; stirbt 590.

Ucrer (Uckermark) 230, 418.
Udalrich, Sohn des Grafen Burchard vom Thurgau, 184.
Udo, Bischof von Freising, 172.
Udo, Graf von der Wetterau, 255, 268, 269, 272.
Ulrich der Heilige, Bischof von Augsburg, 327, 406, 411, 419, 424, 729.
Ungarn (Magyaren). Verheerende Züge derselben in der Zeit K. Ludwigs des Kindes 169–174; Einbruch der Ungarn zur Zeit K. Konrads I. 200; K. Heinrichs Kämpfe mit den Ungarn 220, 221, 230–233; K. Ottos I. erste Kämpfe und Siege über die Ungarn 248, 258, 259; Herzog Heinrich I. von Baiern fällt in Ungarn ein 301; die Ungarn in Italien 353, 354, 359, 363; Einfall der Ungarn in Deutschland zur Zeit des Aufstands Liudolfs 404–407; die Schlacht auf dem Lechfelde 418–426; Verbindungen Papst Johanns XII. mit den Ungarn 463; ungarische Gesandte bei K. Otto I.; beginnende Mission 564; Mission Passaus in Ungarn, Ausbreitung der bairischen Ostmark 585, 586; Begründung der Monarchie und der christlichen Kirche in Ungarn 738–741 (742), 750 (749). König Stephan.
Unger, Bischof von Posen, 731 (732), 732 (733).
Unni, Erzbischof von Hamburg, 332.
Usiper, germanischer Stamm, 22.
Utrecht, Römerstadt und Bisthum, 31, 103, 104, 320. Bischöfe Willibrord, Balderich, Folkmar.

Valens, römischer Kaiser, 56 (55).
Valentinian III., weströmischer Kaiser, 60, 65.
Vandalen 37, 53, 56, 58, 60, 65, 68.
Vangionen, germanischer Stamm am linken Rheinufer, 31 (30).
Venedig 64, 86, 359, 374, 497, 544, 602, 603, 632, 673, 681, 702, 740 (741), 746 (747), 747 (748), 748. Kirchen S. Marco 747 (748), S. Servolo 747 (748). Kloster S. Zaccaria, 747 (748). Dogen Peter Candiano IV., Peter Orseolo I., Vitalis Candiano, Tribunus, Peter Orseolo II.
Vercelli, Stadt und Bisthum, 388, 710, 714, 715. Bischöfe Atto, Peter, Raginfred, Leo.
Verden, Stadt und Bisthum, 117, 118, 333. Bischöfe Adalward, Brun.
Verdun, Römerstadt und Bisthum, 31, 99, 434, 505, 612, 617 640, 642. Vertrag 148, Synode 308. Bischöfe Wilfried, Adalbero I.
Verona, Stadt, Markgrafschaft und Bisthum, 311, 312, 328, 366, 369, 381, 382, 390, 448, 577 (576), 600, 601, 668, 669, 673, 760 (761). Reichstag 600. Bischöfe Hilduin, Rather.
Vich. Siehe Ausa.
Vienne, Stadt und Bisthum der Provence, 79, 310, 344. Bischof Avitus.
Vindobona, Römerstadt, 32.
Vindonissa (Windisch), Römerstadt, 31.
Vintschgau 368.
Virgilius, Bischof von Salzburg, 101.
Vitalis Candiano, Patriarch von Grado, 602, 603.
Vitalis Candiano, Doge von Venedig, 603.
Volkold, Bischof von Meißen, 623, 635.
Vouziers an der Aisne 274.
Vulfila, gothischer Bischof, 53.

Wagrier oder Waarer, wendischer Stamm, 298, 333, 556.
Wahlwies unfern des Bodensees, Schlacht 200.

Wail. Siehe Stephan, König von Ungarn.
Waimar III., Fürst von Salerno, 723.
Walbeck, Burg in Sachsen, 623, 634.
Wallis, Canton der Schweiz, 353.
Waldpert, Erzbischof von Mailand, 454.
Waldrade, Gemahlin des Dogen Peter Candiano IV., 602.
Walsleben zwischen Werben und Arneburg 227.
Wandelmoda, vornehme Burgunderin, 369.
Warin, Erzbischof von Köln, 611, 612, 620.
Warmund, Bischof von Ivrea, 709, 710.
Weimar, Burg des thüringischen Grafen Wilhelm, 623.
Weißenburg, Kloster in Speiergau, 562.
Wels an der Traun, Schlacht 288.
Wenden, Sitze 92; Kämpfe mit Karl dem Großen 116, 117; sie dringen über die Elbe vor 168, 200; werden zurückgedrängt 188; von Heinrich I. angegriffen und unterworfen 226—230; Hermann Billing gegen die Wenden 248; Otto I. und Gero gegen die aufständigen Wenden 264; vollständige Unterwerfung der Wenden und Begründung der wendischen Marken 295—299; Bekehrung der Wenden und Errichtung von Bisthümern im Wendenlande 333—335; Aufstand im Wendenlande 416—418; neue Unterwerfung der Wenden 426—429; Kämpfe zwischen Wenden und Polen 485, 486; die wendischen Marken nach Geros Tod 488, 489; allgemeiner Wendenaufstand zur Zeit Ottos II. 604, 605; Kriege mit den Wenden zur Zeit Ottos III. 634, 635, 656, 659, 660, 671, 693, 694.
Wendhausen, Nonnenkloster, 236.
Wenzel, Herzog von Böhmen, 226, 247.
Werla, Pfalz bei Goslar, 221, 619.
Westfalen, Wohnsitze 111; Kämpfe mit Karl dem Großen 112; Gründung von Bisthümern in Westfalen 118; Güter der Liudolfinger in Westfalen 185, 255; Westfalen gehört nicht zum Herzogthum der Billinger 437.
Westfrankenreich. Siehe Frankreich.
Westgothen an der unteren Donau 55, 56; in Italien 57—59; in Gallien und Spanien 59, 60; kämpfen gegen die Hunnen 64; Chlodovech nimmt das gothische Gebiet bis zur Garonne 79, 90; Zerstörung des Westgothenreichs in Spanien 96. Könige Alarich, Athaulf.
Wichmann, Bruder Hermann Billings, 248, 251, 255.
Wichmann, Neffe Hermann Billings, 399, 400, 416, 417, 426, 428, 429, 485, 486, 556, 557.
Widerold, Bischof von Straßburg, 730.
Wido, Herzog von Spoleto, König von Italien und römischer Kaiser, 161.
Wido, Bischof von Modena, Erzkanzler Ottos I. in Italien, 462, 492.
Wido, Markgraf von Tuscien, 362—364.
Wido, Markgraf, Sohn König Berengars II., 456, 492.
Widukind, Häuptling der Sachsen, 112, 116, 117, 196.
Widukind, Mönch von Korvei, Geschichtsschreiber, 190, 211, 250, 262, 265, 267, 289, 297, 394, 404, 408, 409, 423, 424, 557, 561, 565, 566, 768 (769).
Wieglesdor, Thor in den sächsischen Grenzschanzen gegen die Dänen, 574.
Wigbert, Markgraf in Thüringen, 488, 634.
Wigger, Markgraf in Thüringen, 488, 634.
Wikfried, Erzbischof von Köln, 319, 320, 401.
Wikfried, Bischof von Verdun, 434.
Wilgard, Grammatiker zu Ravenna, 357, 358.
Wilhelm, Erzbischof von Mainz, 412, 439; Erzkanzler 436, 488; apostolischer Vicar in Germanien und Gallien 443; Brief an Papst Agapet II. 414, 415, 443, 444; bei der Krönung Ottos II. 446; Reichsverweser für Otto II. 492; Wilhelms letzte Tage 559.
Wilhelm, Herzog von der Normandie, 305.
Wilhelm, Graf in Burgund, 555.
Wilhelm, Graf in Thüringen, 395.
Wilhelm von Weimar, thüringischer Graf, 623.
Willa, Gemahlin K. Berengars II. von Italien, 315, 363, 371, 378, 455, 456, 462, 469.
Willa, Tochter Markgraf Hugos, Gemahlin Ardicins, 709.
Willetrud, Tochter Herzog Giselberts von Lothringen, Gemahlin Herzog Berchtholds von Baiern, 272, 577.
Willibrord, angelsächsischer Missionär, Bischof von Utrecht, 102, 103.
Willigis, Erzbischof von Mainz, Erzkanzler des deutschen Reichs, 609, 619—621; rettet Otto III. die Krone 621—

628; führt mit der Kaiserin Adelheid das Reichsregiment 659—669, 671; Antheil am Römerzug Ottos III. 673, 686; Willigis im Gandersheimer Streit 751—758 (752—759).
Wilzen, wendischer Stamm, 117, 143, 227, 296, 660. Siehe Liutizen.
Winden. Siehe Karantanen.
Windisch. Siehe Vindonissa.
Winfried. Siehe Bonifacius.
Winterthur, Schlacht 209, 311.
Wiriuholt, Feste Bischof Bernwards von Hildesheim, 664.
Wolfgang, Missionar bei den Ungarn, Bischof von Regensburg, 585.
Woinimir, Herzog der Karantanen, 119.
Witigo, Graf, 491.
Worms, Römerstadt, Bisthum und königliche Pfalz, 31 (30), 58, 99, 101, 104, 148, 219, 272, 405, 621, 622, 767 (768). Reichstage 446, 492, 520, 626. Bischöfe Rupert, Richowo, Hildibald, Franko, Burchard.
Woytiech. Siehe Adalbert der Heilige.
Würzburg, Stadt und Bisthum, 102, 103, 180, 329, 735 (736). Bischöfe Arno, Rudolf, Bernward, Heinrich I.

Xanten, Römerstadt, 31, 262.

S. Zaccaria. Siehe Venedig.
Zacharias, Bischof von Seben, 172.
Zehden, Schlacht 558.
Zeitz, Bisthum, 496, 562, 606. Bischof Hugo.
Zeno, griechischer Kaiser, 76.
Ziazo, römischer Patricius, 729, 749.
Zirzipaner, wendischer Stamm, 296, 298.
Zolunta, ein Slawe, 594.
Zülpich, Burg Herzog Giselberts von Lothringen, 214.
Zürich in der Schweiz 388.
Zwentibold, Fürst der Mährer. Siehe Swatopluk.
Zwentibold, unehelicher Sohn K. Arnulfs, 161, 168, 183.

Druck von M. Bruhn in Braunschweig.



